
Deutscher
Evangelischer Kirchentag
Berlin – Wittenberg 2017

DEUTSCHER
EVANGELISCHER
KIRCHENTAG
BERLIN – WITTENBERG 2017

DOKUMENTE

Herausgegeben im Auftrag des
Deutschen Evangelischen Kirchentages
von
Stefanie Rentsch und Heide Stauff
unter Mitarbeit von
Mario Zeißig

Gütersloher Verlagshaus

Die Printversion dieses Werkes ist im Juli 2018 mit folgenden bibliografischen Informationen erschienen:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften
www.fsc.org Zert.-Nr. GFA-COC-001223
© 1996 Forest Stewardship Council



Entdecken Sie mehr auf
www.gtvh.de



klimaneutral

powered by ClimatePartner°

Druck | ID 12559-1708-1001

1. Auflage

Copyright © 2018 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-579-08212-7

www.gtvh.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	15
-------------------	----

Bibeltexte

Losung des Kirchentages und Predigttext der Himmelfahrts- gottesdienste	
Du siehst mich – Genesis 16,1-16	19
Kirchentagspsalm und Predigttext für die Eröffnungsgottesdienste	
Deine Augen sahen mich – Psalm 139,(13-18)	22
Bibelarbeiten am Donnerstag	
Maria und Elisabet begegnen sich – Lukas 1,39-56	25
Bibelarbeiten am Freitag	
Jakob und Esau versöhnen sich – Genesis 33,1-17	28
Bibelarbeiten am Samstag	
Jesus sieht Zachäus – Lukas 19,1-10	31
Feierabendmahle	
Gottesschau und Mahl auf dem Sinai – Exodus 24,9-11	34
Festgottesdienst in Wittenberg	
Von Angesicht zu Angesicht – 1 Korinther 13	35

Anfang

Gedenken zu Beginn	
Verfolgt. Geflüchtet. Gesehen?	39
Eröffnungsgottesdienste	
Predigt von Fredrick Shoo	46
Predigt von Petra Bahr, Anaïs Scharf und Leona Schimmelpfennig	48
Predigt von Markus Dröge	52
Grußwort von Justin Welby	55
Grußwort von Heiner Koch	56
Grußwort von Michael Müller	57

Bibelarbeiten

Bibelarbeiten am Donnerstag, 25. Mai 2017	
Andrea Bieler, Lynn Kristin Schroeter und Harald Schroeter- Wittke	61
Katrin Göring-Eckardt	70
Bernhard Schlink	79

Bibelarbeiten am Freitag, 26. Mai 2017	
Antje Jackelén	88
Ulrich Khuon und Christian Stäblein	96
Sandra Lenke und Muna Tatari	104
Bettina Limperg	110
Christl M. Maier und Dalia Marx	119
Bibelarbeiten am Samstag, 27. Mai 2017	
Stephan-Andreas Casdorff und Karl Jüsten	130
Christine Gerber und Carsten Jochum-Bortfeld	143
Nils Lorenz und Johanna Will-Armstrong	155
Fulbert Steffensky	162
Marie Anne Subklew-Jeutner und Ulrike Trautwein	169
 Hauptvorträge	
Engagiert Demokratie gestalten	
Zuhause und in der Welt Verantwortung übernehmen	
Gespräch mit Angela Merkel und Barack Obama	179
Religionsfreiheit ist Menschenrecht	
Hat die Vielfalt der Religionen im Nahen Osten eine Zukunft?	
Vorträge und Gespräch mit Bishop Angaelos, Heiner Bielefeldt und Cornelia Füllkrug-Weitzel	201
Sag die Wahrheit!	
Zwischen Lüge, Realität und Wahrhaftigkeit	
Gespräch mit Markus Beckedahl, Ilka Brecht, Thomas de Maizière, Bernhard Pörksen und Ulinka Rublack	214
Der Not ein Ende machen	
Wie verringern wir weltweit und wirksam die Armut?	
Vorträge von Gerd Müller und Klaus Seitz	225
Du sollst nicht alles wissen!	
Glaubwürdigkeit in der pluralen Gesellschaft	
Vorträge von Armin Nassehi und Martin Schulz	234
Humor, Glaube, Heilung	
Was tragen, Glaube, Gemeinschaft und Seelsorge zur Heilung bei?	
Vortrag und Gespräch mit Eckart von Hirschhausen und Eckhard Nagel	244
Reformation und Katholizität	
Was ist das Gemeinsame?	
Vorträge von Wolfgang Huber und Johanna Rahner	253

Aufbruch ins Gemeinwohl der Zukunft Wie gestalten wir Arbeit und Bildung? Vortrag von Frank Appel	268
Der Zerfall des Nahen Ostens Wo sind Ansätze einer Stabilisierung? Vorträge von Mazen Darwish und Volker Perthes	271
Ecclesia semper reformanda Brauchen wir andere Kirchen? Vorträge von Christina Aus der Au und Nadia Bolz-Weber	277
Ist die Vernunft noch zu retten? Verantwortliches Handeln in der Gegenwart Vorträge von Susan Neiman und Frank-Walter Steinmeier	290
Angst ist kein politisches Argument Wie Demokratie Streit aushält Vorträge von Wolfgang Thierse und Andreas Zick	300
70 Jahre Teilungsplan, 50 Jahre Besatzung Israel und Palästina – der unlösbare Konflikt? Vorträge von Eva Illouz, Richard C. Schneider und Munib A. Younan	313
Podien, Podienreihen, Thementage, Zentren	
Zentrum Älterwerden	
Ich bin so frei Altern zwischen Selbstbestimmung und Angewiesensein Vortrag von Andreas Kruse	323
Eine Lebensphase im Wandel, eine Herausforderung für den Kirchentag Interview mit Monika Bauer und Jens-Peter Kruse	328
Zentrum Bibel	
Vertraute Bibelübersetzungen in neuem Gewand Nachgefragt: Luther- und Einheitsübersetzung 2017 Gespräch mit Katrin Brockmüller, Christoph Kähler, Michael Theobald und Stephan Zeipelt	334
Podium Dialog mit humanistischen Gemeinschaften	
Offene Gesellschaft Wo sind die Grenzen der Toleranz? Vorträge von Christina Aus der Au, Ulrich Lilie, Armin Pfahl- Traugber und Michael Schmidt-Salomon	343

Podienreihe **Ende des Wachstums**

Immer mehr, immer größer und wie weiter?

Wie das Wirtschaftswachstum in die Welt kam

Gespräch mit Kerstin Andrae, Andreas Barner, Lorenzo Fioramonti und Michael Northcott 350

Bilder vom 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin – Wittenberg

Podienreihe **Ernährung und Landwirtschaft**

Lebensmittel – ihr Leben vor dem Supermarkt

Wie sollen Bauern künftig produzieren?

Gespräch mit Anton Hofreiter und Christian Schmidt 358

Podienreihe **Europa**

EU 2025 – von der Währungs- zur Sozialunion

Stabilität oder Solidarität: Was hält die EU zusammen?

Gespräch mit Reiner Hoffmann und Wolfgang Schäuble 366

Podienreihe **Flucht, Migration, Integration**

Wir sind längst bunt

Wie verwandelt uns die Einwanderungsgesellschaft?

Vortrag und Gespräch mit Austen Peter Brandt, Tahir Della, Sergey Lagodinsky und Mark Terkessidis 375

Podienreihe **Folgen des Klimawandels**

Sind wir noch zu retten?

Klimaschutz nach Paris

Vortrag von Ottmar Edenhofer 383

Podienreihe **Frieden**

Wie viel Krieg braucht der Frieden?

Gewalt und Gewaltfreiheit im Umgang mit Konflikten

Vortrag von Véronique Zanetti 391

Geistliches Zentrum

Und brannte nicht unser Herz?

Vom Geheimnis des Pilgerns

Vortrag von Cordula Dietrich 396

Genderzentrum

Genderrolle rückwärts?
 Geschlechterbilder vor und nach der Kölner Silvesternacht
 Vortrag und Gespräch mit Katarina Barley, Kazim Erdoğan und
 Kübra Gümüşay 401

Zentrum **Gottesdienst**

Ich sehe was, was du nicht siehst
 Was wächst nach dem Ende der Volkskirche?
 Vortrag von Andreas von Maltzahn 409

Ökumenische **Gottesdienste** an Christi Himmelfahrt

Du siehst mich (Genesis 16,13) – Eröffnungsgottesdienst für den
 Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg
 Dialogpredigt von Gerhard Feige und Ilse Junkermann 414

Gottesdienste feiern

Friedenswege – Friedensräume
 Kirche der Gerechtigkeit und des Friedens
 Predigt von Margot Käßmann 418

Thementag **Interreligiös-feministische Basisfakultät**

Feminist*innen aller Religionen vereinigt euch!
 Strategien gegen Fundamentalismus
 Vortrag von Antje Schrupp 424

Zentrum **Juden und Christen**

Reformationsjubiläum als »Christusfest«?
 Auf der Suche nach einer nicht antijüdischen Christologie
 Vorträge von Michael J. Cook, Christoph Schwöbel und
 Eske Wollrad 430

Zentrum **Kulturkirche**

Schamlos beschämen
Shamestorms und Online-Pranger
 Vortrag von Dieter Thomä 441

Podienreihe **Menschenbilder**

#guckstduhier
 Das Netz: unendliche Freiheit, gesteigerte Angst
 Gespräch mit Petra Bahr und Arnd Henze, Vortrag von
 Wolfgang Huber 447

Zentrum **Mittel- und Osteuropa**

Der illiberale Geist

Wohin entwickeln sich die Demokratien in Ostmitteleuropa?

Vortrag von Ágnes Heller 459

Zentrum **Muslimen und Christen**

Religionen Raum geben

Zur Pluralität religiöser Orte

Gespräch mit Alen Jasarevic, David Leutwyler und

Riem Spielhaus 464

Podienreihe **Nachhaltige Entwicklungsziele – Entwicklungsland
Deutschland**

Armut, Ungleichheit und das gute Leben

Vorträge von Barbara Eschen und Michael Windfuhr 471

Podienreihe **Polen und Deutschland**

Kirchen und Politik

Die Dosis macht das Gift

Vortrag von Maciej Biskup 481

Zentrum **Regenbogen**

Religionsfreiheit oder Hassrede?

Herausforderungen für LSBTTIQ* weltweit

Vorträge und Gespräch mit Heiner Bielefeldt und Kasha

Jacqueline Nabagesera 489

Podienreihe **Revolutionen**

Transhumane Revolution

Die Selbsterschaffung des unsterblichen Menschen

Vortrag von Thomas Damberger 497

Podium **Vielfalt und Zusammenleben**

Selbstbestimmte Sexualität?

Interreligiöser Austausch zu Potenzialen und Konfliktlinien

Gespräch mit Petra Bosse-Huber, Jalda Rebling, Eberhard

Schockenhoff, Houaida Taraji und Barbara Zeitler 502

Thementag Was ist die Mission? Glauben in einer pluralen Welt	
Was ist meine Mission?	
Auf der Suche: Zugänge und Positionen	
Vorträge von Maria Herrmann, Joachim Lenz, Joshua Lupemba, Kerstin Menzel und Nikolaus Peter	512
Zentrum Weltanschauungen	
Christen in der AfD?	
Zentrumsreihe Streitzeit	
Gespräch mit Liane Bednarz, Markus Dröge und Anette Schultner	522
Kirchentag in Wittenberg	
Dem Volk aufs Maul schauen? Oder lieber nicht?	
Der Runde Tisch als Modell für die Gesellschaft?	
Vortrag und Gespräch mit Paula Diehl, Pia Findeiß und Richard Schröder	543
Kirchentage auf dem Weg	
500 Jahre Reformation	
Wann ist Zeit für Neues?	
Julia Junge und Ellen Ueberschär	554
Forschen. Lieben. Wollen. Tun.	
Kirchentag auf dem Weg in Dessau-Roßlau	
Guter Kompass und gutes Handwerkszeug	
Atmosphäre und Leichtigkeit in der Stadt	
Johannes Killyen	557
Toleranz und Intoleranz im biblisch-theologischen Kontext	
Ein Problem im Umgang mit Religion	
Vortrag von Ernst-Joachim Waschke	559
Licht auf Luther	
Kirchentag auf dem Weg in Erfurt	
Erfurter Farbspiele	
Lebendige Gesprächskultur und gute Begegnungen	
Jürgen Reifarh	569

Zwei Städte für ein Halleluja Kirchentag auf dem Weg in Halle und Eisleben Ein Willkommen bei Freunden, Halleluja! Eine gelungene Kooperation Stephan von Kolson	572
Ökumenischer Gottesdienst an Christi Himmelfahrt Du siehst mich (Gen 16,13) Predigt von Nick Baines	574
Nun sag, wie hast du's mit der Religion? Kirchentag auf dem Weg in Jena und Weimar »Ich lebe und ihr sollt auch leben« Serbischer Buchenwald-Überlebender zu Gast Ulrike Greim	579
Ich glaube, weil ich denke Erkenntnisse der Quantentheorie eröffnen neue Horizonte des Glaubens Vortrag von Hans-Jürgen Fischbeck und Peter Kleinert	581
Leipziger Stadtklang: Musik. Disput. Leben. Kirchentag auf dem Weg in Leipzig Es wurde laut in Leipzig Ein Kirchentag auf dem Weg in Sachsen Stephan von Kolson	586
Bibelarbeit auf dem Weg Auf dem Weg zur Freiheit – Leipzig 1989 Ulf Liedke, Maren Lüdeking und Jan Quenstedt	589
Sie haben 1 gute Nachricht Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg Mehr als eine gute Nachricht! Gespräch mit Annette Berger und Stephan Hoenen	602
Friedenskirche sein! ... und werden? Die Verantwortung zur Friedensbildung angesichts aktueller Herausforderungen Vortrag von Fernando Enns	605
Resolutionen	
Resolution 1: Achtet die Würde der Tiere!	615
Resolution 2: Gegen die Zusammenschlüsse und Übernahmen der größten Agrarchemieunternehmen der Welt	617

Resolution 3: Gegen eine menschenunwürdige Abschiebep Praxis . . .	619
Resolution 4: Gerechtigkeit und Frieden für Syrien: Kriegsverbrechen unabhängig ahnden	621
Resolution 5: Keine Patente auf Pflanzen und Tiere!	622
Resolution 6: Klimaschutz duldet keinen Aufschub	624
Resolution 7: Mehr Verantwortung für den Frieden	626

Ende

Aufbruchsegens	629
Festgottesdienst	
Predigt von Thabo Makgoba	631
Wort des Kirchentages von Christina Aus der Au	634
Wort der Evangelischen Kirche in Deutschland von Heinrich Bedford-Strohm	636
Grußwort von Frank-Walter Steinmeier	638
Grußwort von Gerhard Feige	640
Grußwort von Reiner Haseloff	641
Grußwort von Torsten Zugehör	642

Berichte

Ich sehe dich, du Nächster, aber auch du Andere, du Fremde	
Bilanz des Kirchentages im Reformationsjubiläumsjahr	
Christina Aus der Au	645
Kirchentag ist angewandte Reformation	
Bilanz des Kirchentages in Berlin – Wittenberg	
Ellen Ueberschär	649
Eine Stadt, die Dialoge fordert	
Wie das säkulare und zugleich multireligiöse Berlin auf den Kirchentag eingewirkt hat	
Thomas Bastar	657
Glaube, Geduld und große Gaudi	
Kirchentag in den Medien	
Sirikka Jendis und Alexander Matzkeit	662
Ökumene? Selbstverständlich.	
Beobachtungen im Programm des Kirchentages	
Renate Ehlers und Elisabeth Krause-Vilmar	666
Aus dem Verborgenen ans Licht geholt	
Einblicke in das Umweltengagement des Kirchentages	
Berlin – Wittenberg	
Jobst Kraus und Karin Terodde	669

Innehalten beim Kirchentag	
Schweigeminute für die Toten an den europäischen Außengrenzen	
Ansgar Gilster	672
Eine Stimme, ein Lied, ein Geist	
Centre Reformation and Transformation	
Judith Königsdörfer	674
Und wann kommt ihr wieder?	
Eindrücke aus dem Zentrum Kinder	
Simone Merkel	677
200 Jugendliche müssten doch hier Platz haben	
Gerüstkirche im Zentrum Jugend	
Matthias Reim	679
Eure Kultur ist nicht meine Kultur! Oder doch?	
Ein Festival der (Mitmach-)Kultur	
Jakob Haller	681
Vier auf einen Streich	
Kulturkirchen beim Kirchentag	
Ulrike Mattern	685
Ahlan wa-sahlan	
Herzlich willkommen zum Mittagstisch in der syrisch-orthodoxen Gemeinde	
Jens Nieper	688
36. Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin – Wittenberg 2017	
in Zahlen	690
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	695

Vorwort

36. Deutscher Evangelischer Kirchentag im Jubiläumsjahr der Reformation 1517. Es war ein besonderer Kirchentag, zu Beginn des Reformationsommers, in der Hauptstadt und weit darüber hinaus. »Du siehst mich« war die Losung (Genesis 16,13) dieses Kirchentages in Berlin und Wittenberg. An vier Tagen konnten die Teilnehmenden ein umfangreiches und vielgestaltiges Programm erleben, gleichzeitig sechs Kirchentage auf dem Weg in Mitteldeutschland und schließlich den bunten und fröhlichen Festgottesdienst vor den Toren der Lutherstadt Wittenberg.

In diesem Band ist dieses Großereignis im Reformationsjubiläumsjahr 2017 in markanten Ausschnitten nachzulesen und in ausgewählten Bildern zu betrachten.

Mit runden Kulleraugen auf orangefarbenem Grund, die von Plakaten auf die Menschen blicken – weit offen und neugierig –, kam der Kirchentag nach Berlin und Wittenberg und erinnerte an Hagar, die junge Frau, die auf der Flucht in der Wüste Gott sieht und gesehen wird. Markus Dröge, Bischof der gastgebenden Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, holte im Eröffnungsgottesdienst vor großer Kulisse am Reichstag Hagar ganz nah heran: »Ihrer Geschichte verdanken wir die Losung dieses Kirchentages: Du siehst mich – im Wechsel der Zeiten, in der Weite der Welt. Gott ist da. Sieht uns an, mit den Augen der Liebe. Ein solcher Blick ändert alles. Wirklich alles!«

In Berlin als Stadt der großen Veränderungen, zwischen Baustellen, Touristinnen und Berliner Schnauze, Bewahrendem und Trennendem in Ost und West war der Kirchentag zu Gast und wurde herzlich aufgenommen.

Aus den morgendlichen Bibelarbeiten können Sie hier beispielsweise die Auslegungen der Juristin und Präsidentin des Bundesgerichtshofs Bettina Limperg, des Theologen Fulbert Steffensky und der Politikerin Katrin Göring-Eckardt nachlesen.

Eine Besonderheit des Kirchentages 2017 war die ausgeprägte Suche nach dem ehrlichen Dialog, auf dem Podium und mit den Menschen. Daher konnten die Teilnehmenden ungewöhnlich viele Dialogbibelarbeiten miterleben, nachzulesen zum Beispiel das Gespräch von Ulrich Khuon, Intendant des Deutschen Theaters in Berlin, mit Christian Stäblein, Propst aus Berlin, und die gemeinsame Auslegung von Alttestamentlerin Christl Maier aus Marburg und Rabbinerin Dalia Marx vom Hebrew Union College in Jerusalem.

Beim Kirchentag auf dem Weg in Leipzig wurden die Zuhörenden zu Wandernden. Bei der Bibelarbeit auf dem Weg schritten sie hörend, lesend und singend die wichtigsten Stationen »Auf dem Weg zur Freiheit – Leipzig 1989« ab.

Wie schon bei vergangenen Kirchentagen waren die Hauptvorträge prominent besetzt und nah an den zentralen, aktuellen Themen.

»Ist die Vernunft noch zu retten?«, fragten Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Susan Neiman, Direktorin des Einstein Forums in Potsdam.

Es ging um die bedrängte und bedrohte Welt. So war der Krieg in Syrien eins der wichtigen Themen des Kirchentages: Welche Lösungen sind für Syrien sinnvoll und machbar? Dazu hielten der Leiter der Stiftung Wissenschaft und Politik Volker Perthes und der syrische Rechtsanwalt und Journalist Mazen Darwish einen Vortrag.

Der schwelende, unlösbar scheinende Konflikt zwischen Israel und Palästina kam in »70 Jahre Teilungsplan, 50 Jahre Besatzung« mit Eva Illouz, Soziologin aus Jerusalem, Richard Schneider, Leiter des ARD-Studios in Rom, und Munib A. Younan, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land, zur Sprache.

Ein Höhepunkt der Hauptvorträge war das Gespräch zwischen Bundeskanzlerin Angela Merkel und dem 44. Präsidenten der USA Barack Obama vor vielen Tausend Menschen am Brandenburger Tor. Es ist in diesem Band in voller Länge nachzulesen, auch mit der anschließenden Gesprächsrunde, an der vier junge Menschen aus Chicago und Mannheim beteiligt waren.

Aus der großen Fülle der Veranstaltungen greift dieser Band einige heraus, um Vielfalt und Bandbreite der Themen des Kirchentages aufleben zu lassen. Die Podiumsdiskussionen wurden dabei in der Regel von den Tonaufnahmen transkribiert und werden hier in Auszügen dargestellt.

Die Region Berlin ist das Tor zu Osteuropa, deshalb durfte eine Podienreihe zum Verhältnis von Polen und Deutschland nicht fehlen, die in den Räumen des Brandenburgischen Landtages stattfinden konnte und somit auch Potsdam als Kirchentagsstadt beteiligte. In Erinnerung bleiben wird der eindrucksvolle Vortrag der ungarischen Philosophin Ágnes Heller, die nach dem herrschenden illiberalen Geist in Ungarn fragte: Wohin entwickeln sich die Demokratien in Ostmitteleuropa?

Der Philosoph Dieter Thomä dachte über die Freiheiten des Internets und über das Netz als Pranger nach. Petra Bahr, Landessuperintendentin in Hannover, Arnd Henze, Journalist, und Wolfgang Huber, Bischof i. R., erörterten in einem Gespräch unendliche Freiheit und gesteigerte Angst durch die virtuelle Welt.

Eine Besonderheit dieses Kirchentages war das Gespräch mit den humanistischen Gemeinschaften, das auszuloten suchte, wo die Grenzen der Toleranz verlaufen. Im Roten Rathaus sprachen der Soziologe Armin Pfahl-Traughber und der Philosoph Michael Schmidt-Salomon sowie Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au. Dazu passend war beim Kirchentag auf dem Weg in Jena zu hören: »Ich glaube, weil ich denke.« Dieser Antwort auf

die Frage »Glaubst du noch oder denkst du schon?« sind die beiden Physiker Hans-Jürgen Fischbeck und Peter Kleinert nachgegangen.

Im Reformationsgedenkjahr durfte auf dem Kirchentag ein Vergleich verschiedener Bibelübersetzungen mit der revidierten Lutherübersetzung genauso wenig fehlen wie die Auseinandersetzung mit Luther in seinem Verhältnis zum Judentum. Diese spiegelte sich in der Frage nach einer nicht antijüdischen Christologie im Zentrum Juden und Christen.

Ein weiterer Fokus des Kirchentages lag auf der Podienreihe Flucht, Migration, Integration, in der sich unter anderem Mark Terkessidis, Psychologe, und Tahir Della vom Bundesvorstand der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) fragten, wie uns die Einwanderungsgesellschaft verwandelt, und feststellten: Wir sind längst bunt.

»Du siehst mich« wurde im Festgottesdienst auf den Elbwiesen vor dem Hintergrund der Kirchtürme Wittenbergs zu: »Von Angesicht zu Angesicht«. In seiner bewegenden Predigt wandte sich der südafrikanische Erzbischof Thabo Makgoba besonders an die jungen Menschen: »Hört die Schreie der anderen und unseres Planeten! Hört, wie Gott sie hören würde.« Thabo Makgoba zeigte deutlich, wie das auch in vielen Veranstaltungen und vor allem im englischsprachigen Centre Reformation and Transformation zu spüren war: Die Reformation ist eine Weltbürgerin. Zu der Internationalität des Kirchentages trug auch die bisher höchste Anzahl internationaler Gäste aus über 100 verschiedenen Ländern bei.

Kirchentag heißt auch immer Partizipation, Fragen stellen, Meinung äußern, über Anwälte und Anwältinnen des Publikums in Podiumsdiskussionen mitreden. Als Dokumentation einer Möglichkeit der aktiven Teilnahme drucken wir alle Resolutionen ab, die während des Kirchentages in verschiedenen Veranstaltungen nach einem neu erarbeiteten Verfahren verabschiedet worden sind.

Der Möglichkeit, im Rahmen eines Dokumentarbands dargestellt zu werden, entziehen sich zahlreiche Begegnungen, Erlebnisse und Veranstaltungen, so auch die Schweigeminute am Freitagmittag, während dieser der Kirchentag stillstand. An allen Orten wurde der vielen Tausend Opfer der ihrer Flucht nach Europa gedacht. Diesem Moment, wie auch etlichen anderen besonderen Augenblicken und Ereignissen des Kirchentages, widmen sich die Berichte im hinteren Teil des Bands. Sie umfassen unter anderem das Kinder- und Jugendzentrum, den Begegnungsort Willkommenskultur, das Kulturprogramm mit seiner schier unüberschaubaren und gut besuchten Vielfalt an Mitmachformaten, aber auch Informationen zum Umweltmanagement des Kirchentages.

Im Berichtsteil finden sich zudem ein journalistischer Blick auf die säkulare Kirchentagsstadt Berlin und ein Rückblick auf die Pressearbeit des Kirchentages. Dieser geht auch auf die hohe mediale Aufmerksamkeit ein, die die Frage »Lassen sich Christsein und eine Parteimitgliedschaft in der AfD vereinen?« während des Kirchentages hervorgerufen hat. Das entsprechende Streitgespräch ist im vorliegenden Band nahezu in voller Länge abgedruckt.

Dieses Buch wäre nicht zustande gekommen ohne die Unterstützung vieler Menschen. Unser Dank gilt besonders denjenigen, die als ehrenamtliche Mitglieder eines Kirchentagsgremiums einen der unterschiedlichen Berichte für diesen Band verfasst haben. Viele unserer Kolleginnen und Kollegen haben an der Erstellung mitgearbeitet: Zuvorderst geht unser Dank an Mario Zeißig, der die gesamte Entstehung des Bands intensiv mitbetreut hat. Julia Junge hat uns bei der Auswahl von Dokumenten der Kirchentage auf dem Weg geholfen. Danke hierfür! Für vielerlei Unterstützung bei den ungezählten Arbeiten hin zu einem gedruckten Buch, besonders für das unermüdliche Transkribieren, danken wir Gerda Diezemann, Annika Foltin, Petra Kirchner, Ilse Müller und Michael Raab.

Wir danken den Übersetzerinnen Martina Fischer und Kate Sotejeff-Wilson.

Ein herzlicher Dank gilt den Mitgliedern von Geschäftsführung und Kollegium für die inhaltliche Beratung: Jakob Haller, Julia Helmke, Sirkka Jendis, Constantin Knall, Carsten Kranz, Stephan Menzel, Arnd Schomerus und Lydia Seifert.

Dieser Band enthält einen resümierenden Rückblick von Ellen Ueberschär, die nach über zehn Jahren als Generalsekretärin des Kirchentages beruflich zu neuen Ufern aufgebrochen ist. Wir danken für Beratung und für einen Text, der seinen Ausgang bei diesem Kirchentag nimmt, aber zugleich darüber hinausweist.

Wir bedanken uns bei Gabriele Schneider vom Gütersloher Verlagshaus für die freundliche und konstruktive Zusammenarbeit.

Unser besonderer Dank richtet sich an Christina Aus der Au, die Präsidentin des 36. Deutschen Evangelischen Kirchentages, für das dialogische Profil des Kirchentages und ihre gehaltvolle Fröhlichkeit. Ihre Worte aus dem Festgottesdienst in Wittenberg sollen als Motto über den folgenden Texten stehen: »Machen wir uns auf. Als Menschen, die sich durch Begegnung verändern lassen. Hier stehen wir – und wollen anders. Jetzt gehen wir – und können anders.«

Fulda und Hamburg, im April 2018
Dr. Stefanie Rentsch und Heide Stauff

Bibeltexte

Losung des Kirchentages und Predigttext der Himmelfahrtsgottesdienste

Du siehst mich – Genesis 16,1-16

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

¹Sarai, Abrams Frau, hatte ihm noch kein Kind geboren. Sie hatte aber eine ägyptische Sklavin mit Namen Hagar. ²Da sagte Sarai zu Abram: »Schau doch, die LEBENDIGE hindert mich, Kinder zu gebären. Geh doch zu meiner Sklavin; vielleicht kann ich durch sie Mutter werden.« Abram hörte auf Sarai. ³Da nahm Abrams Frau, Sarai, ihre ägyptische Sklavin Hagar und gab sie ihrem Mann Abram zur Frau, nachdem Abram schon zehn Jahre im Land Kanaan gewohnt hatte. ⁴Er ging zu Hagar und sie wurde schwanger. Als sie sah, dass sie schwanger war, wurde ihre Herrin gering in ihren Augen. ⁵Da sagte Sarai zu Abram: »Das Unrecht, das mir geschieht, treffe dich! Ich selbst habe meine Sklavin in deinen Schoß gelegt. Doch kaum sieht sie, dass sie schwanger ist, werde ich gering in ihren Augen. Die LEBENDIGE richte zwischen mir und dir!« ⁶Abram antwortete Sarai: »Schau, deine Sklavin ist in deiner Hand. Mach mit ihr, was in deinen Augen richtig ist.« Da behandelte Sarai Hagar so hart, dass diese die Flucht ergriff, weg von ihr. ⁷Der Bote der LEBENDIGEN fand sie an einer Wasserquelle in der Wüste, an der Quelle auf dem Weg nach Schur. ⁸Er sagte: »Hagar, Sklavin Sarais, woher kommst du und wohin gehst du?« Sie antwortete: »Weg von Sarai, meiner Herrin. Ich bin auf der Flucht.« ⁹Der Bote der LEBENDIGEN sagte zu ihr: »Kehr zurück zu deiner Herrin und beuge dich unter ihre harte Hand.« ¹⁰Der Bote der LEBENDIGEN sagte zu ihr: »Ich werde deine Nachkommen so sehr vermehren, dass man sie nicht mehr zählen kann.« ¹¹Der Bote der LEBENDIGEN sagte zu ihr: »Schau, du bist schwanger und wirst einen Sohn gebären und du sollst ihn Ismaël nennen, ›Gott hört‹, denn die LEBENDIGE hat gehört, wie hart du behandelst wirst. ¹²Er wird ein Wildesel von einem Menschen sein, seine Hand gegen alle und die Hand aller gegen ihn, aber allen seinen Geschwistern zum Trotz wird er sich niederlassen.« ¹³Da gab sie der LEBENDIGEN, die zu ihr geredet hatte, einen Namen: »Du bist El Ro'i, Gott, der mich sieht«, denn sie sagte sich: »Habe ich hier wirklich hinter dem hergesehen, der mich sieht?« ¹⁴Deshalb heißt der Brunnen: »Brunnen der LEBENDIGEN, die mich sieht«. Schau, er liegt zwischen Kadesch und Bered. ¹⁵Hagar gebar Abram einen Sohn und Abram nannte seinen Sohn, den Hagar geboren hatte, Ismaël, »Gott hört«. ¹⁶Abram war 86 Jahre alt, als Hagar ihm Ismaël gebar.

Luther 2017

¹Sarai, Abrams Frau, gebar ihm kein Kind. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, die hieß Hagar. ²Und Sarai sprach zu Abram: Siehe, der HERR hat mich verschlossen, dass ich nicht gebären kann. Geh doch zu meiner Magd, ob ich vielleicht durch sie zu einem Sohn komme. Und Abram gehorchte der Stimme Sarais. ³Da nahm Sarai, Abrams Frau, ihre ägyptische Magd Hagar und gab sie Abram, ihrem Mann, zur Frau, nachdem Abram zehn Jahre im Lande Kanaan gewohnt hatte.

⁴Und er ging zu Hagar, die ward schwanger. Als sie nun sah, dass sie schwanger war, achtete sie ihre Herrin gering. ⁵Da sprach Sarai zu Abram: Das Unrecht, das mir geschieht, komme über dich! Ich habe meine Magd dir in die Arme gegeben; nun sie aber sieht, dass sie schwanger geworden ist, bin ich gering geachtet in ihren Augen. Der HERR sei Richter zwischen mir und dir. ⁶Abram aber sprach zu Sarai: Siehe, deine Magd ist unter deiner Gewalt; tu mit ihr, wie dir's gefällt. Da demütigte Sarai sie, sodass sie vor ihr floh.

⁷Aber der Engel des HERRN fand sie bei einer Wasserquelle in der Wüste, nämlich bei der Quelle am Wege nach Schur. ⁸Der sprach zu ihr: Hagar, Sarais Magd, wo kommst du her und wo willst du hin? Sie sprach: Ich bin von Sarai, meiner Herrin, geflohen. ⁹Und der Engel des HERRN sprach zu ihr: Kehre wieder um zu deiner Herrin und demütige dich unter ihre Hand.

¹⁰Und der Engel des HERRN sprach zu ihr: Ich will deine Nachkommen so mehren, dass sie der großen Menge wegen nicht gezählt werden können. ¹¹Weiter sprach der Engel des HERRN zu ihr: Siehe, du bist schwanger geworden und wirst einen Sohn gebären, dessen Namen sollst du Ismael nennen; denn der HERR hat dein Elend erhört. ¹²Er wird ein Mann wie ein Wildesel sein; seine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn, und er wird sich all seinen Brüdern vor die Nase setzen.

¹³Und sie nannte den Namen des HERRN, der mit ihr redete: Du bist ein Gott, der mich sieht. Denn sie sprach: Gewiss hab ich hier hinter dem hergesehen, der mich angesehen hat. ¹⁴Darum nannte man den Brunnen: Brunnen des Lebendigen, der mich sieht. Er liegt zwischen Kadesch und Bered.

¹⁵Und Hagar gebar Abram einen Sohn, und Abram nannte den Sohn, den ihm Hagar gebar, Ismael. ¹⁶Und Abram war sechsundachtzig Jahre alt, als ihm Hagar den Ismael gebar.

Bibeltext in Leichter Sprache

Hagar: So heißt eine junge Frau.

Hagar kommt aus dem Ausland.

Nun lebt sie wie ein Sklave.

Sie arbeitet sehr hart. Und sehr viel.

Sie lebt bei Abraham und Sara

Abraham und Sara sind ein sehr altes Ehe-Paar.

Sara will ein Kind: Einen Jungen.

Aber sie ist schon zu alt dafür.
Da hat Sara eine Idee:
Hagar soll ein Kind für mich kriegen.
Da sagt Sara zu ihrem Mann:
Nimm doch auch Hagar zur Frau.
Habe Sex mit ihr. Abraham macht das.
Hagar wird schwanger.
Und sie denkt: Jetzt bekomme ich ein Kind.
Jetzt bin ich mehr wert als Sara.
Hagar ist stolz.
Sara denkt: Hagar ist doch mein Sklave.
Und sie muss tun, was ich will.
Sara wird böse.
Da ist Hagar in Not. Sie weint oft.
Sie will nur noch weg von Sara.
Hagar geht in die Wüste.
Da wartet ein Engel auf Hagar.
Der Engel sagt zu Hagar:
Du gehörst Sara. Geh zurück.
Bei Sara geht es dir schlecht. Ertrage das.
Der Engel sagt noch mehr.
Und jetzt spricht der Engel wie Gott:
Hagar! Du kriegst einen Sohn
Und noch viel mehr Kinder.
So viele wie ein ganzes Volk.
Dein Sohn wird wild sein.
Alle werden sich mit ihm streiten.
Aber er wird als freier Mann leben.
Nenne deinen Sohn Ismaël.
Der Name heißt: Gott hört
Der Engel sagt:
Hagar! Gott hört dein Weinen.
Hagar denkt nach:
Ich bin in Not.
Und ich bin auf der Flucht.
Aber Gott: Du siehst mich.
Das ist schön: Gott sieht mich an.
Das gibt mir Kraft.
Da hat Hagar eine Idee für einen Namen von Gott.
Der Name heißt: Gott sieht mich.
Hagar sagt zu Gott: Du siehst mich.
Hagar geht zurück zu Sara und Abraham.
Hagar kriegt einen Sohn.

Kirchentagspsalm und Predigttext für die Eröffnungsgottesdienste

Deine Augen sahen mich – Psalm 139,(13-18)

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

¹Für die Chorleitung. Von David. Ein Psalm.

EWIGER, du hast mich erforscht und erkannt.

²Du kennst mein Sitzen und mein Aufstehen.

Du verstehst meine Absicht von ferne.

³Mein Gehen, mein Liegen – du umfasst es.

Mit all meinen Wegen hast du dich vertraut gemacht.

⁴Ja, es gibt kein Wort auf meiner Zunge,
das du, EWIGER, nicht ganz und gar erkannt hättest.

⁵Von hinten und von vorn hast du mich umschlossen
und hast deine hohle Hand über mich gelegt.

⁶Faszinierend ist die Erkenntnis für mich, zu hoch –
ich kann sie nicht erfassen.

⁷Wohin kann ich gehen, weg von deiner Geistkraft?

Wohin kann ich fliehen vor deinem Angesicht?

⁸Wenn ich zum Himmel hinaufstiege – dort bist du,
lagerte ich mich in der Unterwelt – du bist da.

⁹Nähme ich Flügel der Morgenröte,
ließe mich nieder am Ende des Meeres,

¹⁰auch dort – deine Hand würde mich führen und deine Rechte mich greifen.

¹¹Und sagte ich: Finsternis soll mich verschlingen
und Nacht sei das Licht um mich her:

¹²Selbst Finsternis wäre nicht finster, nicht fern von dir,
und Nacht – wie der Tag würde sie leuchten,
wie Finsternis, so das Licht.

¹³Ja, du hast meine Nieren geschaffen,
hast mich gewoben im Leib meiner Mutter.

¹⁴Ich danke dir, dass ich auf faszinierende Weise wunderbar geworden bin.
Wunder sind deine Taten, das ist mir zutiefst bewusst.

¹⁵Meine Knochen waren vor dir nicht verborgen,
als ich gemacht wurde im Geheimen,
gebildet in den Tiefen der Erde.

¹⁶Als Ungeborenes sahen mich deine Augen.
In deinem Buch war alles schon geschrieben,
Tage wurden geformt, in denen noch niemand war.

¹⁷Für mich – wie kostbar sind deine Gedanken,

wie wirkmächtig ist ihr Kern.

¹⁸Ich zähle sie – mehr als Sand wären sie,
ich erwache – und immer noch bin ich bei dir.

¹⁹Würdest du, Gott, doch töten, die Verbrechen begehen,
ihr Blutbesudelten, weicht von mir –

²⁰die von dir reden mit Hinterlist,
die Nichtiges bis zu dir erheben.

²¹Soll ich nicht hassen, die dich hassen, EWIGER?
Und vor denen Ekel empfinden, die gegen dich aufstehen?

²²Mit äußerstem Hass hasse ich sie,
zu Feind und Feindin sind sie mir geworden.

²³Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz,
prüfe mich und erkenne mein Grübeln.

²⁴Sieh, ob ich auf einem Weg bin, der verletzt,
und führe mich auf einen Weg, der bleibt.

Luther 2017

¹³Denn du hast meine Nieren bereitet
und hast mich gebildet im Mutterleibe.

¹⁴Ich danke dir dafür,
dass ich wunderbar gemacht bin;
wunderbar sind deine Werke;
das erkennt meine Seele.

¹⁵Es war dir mein Gebein nicht verborgen,
da ich im Verborgenen gemacht wurde,
da ich gebildet wurde unten in der Erde.

¹⁶Deine Augen sahen mich,
da ich noch nicht bereitet war,
und alle Tage waren in dein Buch geschrieben,
die noch werden sollten und von denen keiner da war.

¹⁷Aber wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken!
Wie ist ihre Summe so groß!

¹⁸Wollte ich sie zählen, so wären sie mehr als der Sand:
Wenn ich aufwache, bin ich noch immer bei dir.

Bibeltext in Leichter Sprache

Im Körper von meiner Mutter:
Da wurde ich zum Mensch.
Zu einem Mensch mit Gefühlen.
Du Gott: Du hast mich gemacht.
Das ist gut.
Du hast alle Dinge gut gemacht.
Dafür danke ich dir, Gott.

Du Gott: Du siehst mich.
Und kennst mein Leben.
Und kennst auch meine Zukunft.
Du Gott: Du weißt so viel.
So viel mehr als alle Menschen.

Bibelarbeiten am Donnerstag

Maria und Elisabet begegnen sich – Lukas 1,39-56

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

³⁹Maria brach auf. Sie lief eilig durch das Bergland in diesen Tagen bis zu einer Stadt in Juda, ⁴⁰betrat dort das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabet. ⁴¹Als Elisabet den Gruß Marias hörte, da strampelte das Kind in ihrem Bauch. Elisabet wurde erfüllt mit heiliger Geistkraft. ⁴²Sie schrie auf und rief mit lauter Stimme: »Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht in deinem Bauch. ⁴³Wie kommt es, dass die Mutter meines Herrn gerade mich besucht? ⁴⁴Sieh nur: In dem Moment, als dein Gruß in meinen Ohren klang, strampelte das Kind in meinem Bauch vor Freude. ⁴⁵Glücklich ist die, die vertraut, denn es wird zur Vollendung kommen, was die EWIGE ihr zugesagt hat.«

⁴⁶Und Maria antwortete:

»Mein Innerstes lobt die Größe der EWIGEN

⁴⁷und mein Geist jubelt über Gott, meine Rettung,

⁴⁸weil Gott die Erniedrigung ihrer Sklavin sieht.

Seht, von jetzt an werden mich alle Generationen glücklich preisen,

⁴⁹denn die göttliche Macht tut Großes für mich.

Heilig ist ihr Name.

⁵⁰Barmherzigkeit schenkt sie von Generation zu Generation denen, die Ehrfurcht vor ihr haben.

⁵¹Sie übt Macht aus mit ihrem Arm,

treibt sie auseinander, die im Herzen voller Überheblichkeit sind.

⁵²Mächtige stürzt sie von den Thronen

und erhöht die Erniedrigten.

⁵³Hungernde erfüllt sie mit Gutem,

und die Reichen schickt sie mit leeren Händen weg.

⁵⁴Sie nimmt sich Israels, ihres Kindes, an,

so erinnert sie sich an ihre Barmherzigkeit,

⁵⁵die sie unseren Vätern und Müttern versprochen hat,

Abraham und seinen Nachkommen für alle Zeit.«

⁵⁶Maria blieb drei Monate bei Elisabet und kehrte dann in ihr Haus zurück.

Luther 2017

³⁹Maria aber machte sich auf in diesen Tagen und ging eilends in das Gebirge zu einer Stadt in Juda ⁴⁰und kam in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth. ⁴¹Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte

das Kind in ihrem Leibe. Und Elisabeth wurde vom Heiligen Geist erfüllt⁴² und rief laut und sprach: Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes! ⁴³Und wie geschieht mir, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? ⁴⁴Denn siehe, als ich die Stimme deines Grußes hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leibe. ⁴⁵Ja, selig ist, die da geglaubt hat! Denn es wird vollendet werden, was ihr gesagt ist von dem Herrn.

⁴⁶Und Maria sprach:

Meine Seele erhebt den Herrn,

⁴⁷und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes;

⁴⁸denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.

Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde.

⁴⁹Denn er hat große Dinge an mir getan,

der da mächtig ist

und dessen Name heilig ist.

⁵⁰Und seine Barmherzigkeit währet für und für

bei denen, die ihn fürchten.

⁵¹Er übt Gewalt mit seinem Arm

und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

⁵²Er stößt die Gewaltigen vom Thron

und erhebt die Niedrigen.

⁵³Die Hungrigen füllt er mit Gütern

und lässt die Reichen leer ausgehen.

⁵⁴Er gedenkt der Barmherzigkeit

und hilft seinem Diener Israel auf,

⁵⁵wie er geredet hat zu unsern Vätern,

Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.

⁵⁶Und Maria blieb bei ihr etwa drei Monate; danach kehrte sie wieder heim.

Bibeltext in Leichter Sprache

Maria geht in eine Stadt.

In den Bergen.

Dort leben Elisabeth und Zacharias.

Elisabeth ist schwanger.

Sie kriegt ein Kind.

Elisabeth hört die Stimme von Maria.

Da bewegt sich das Kind im Bauch von Elisabeth.

Das Kind freut sich.

Elisabeth fühlt: Gott ist nah.

Sie ruft zu Maria: Gott ist nah bei dir.

Du kriegst auch ein Kind.

Gott ist nah bei dem Kind.

Du besuchst mich.

Das ist eine Ehre.

Dein Kind ist mein Retter.
Ich höre deine Stimme.
Da bewegt sich das Kind in meinem Bauch.
Das Kind freut sich.
Das ist gut.
Du hast Gott geglaubt.
Verlasse dich auf ihn.
Maria sagt: Gott ist groß.
Das weiß ich genau.
Gott ist mein Retter.
Ich freue mich.
Die Menschen haben zu mir gesagt:
Maria, du bist wenig wert.
Doch Gott hat mich angesehen.
Jetzt loben mich alle Menschen.
Hier und überall.
Jetzt und immer.
Gott ändert alles.
Ich bin jetzt anders.
Das macht Gott:
Gott ist freundlich zu den Menschen.
Gott ändert alles.
Viele Menschen sind stolz und falsch.
Gott bestraft sie.
Manche Menschen haben viel Macht.
Gott nimmt ihnen Macht weg.
Viele Menschen leiden.
Gott gibt ihnen Macht dazu.
Gott gibt den Menschen, die etwas brauchen.
Gott gibt den armen Menschen.
Gott nimmt den reichen Menschen etwas weg.
Gott denkt an sein Volk Israel.
Gott hat das versprochen.
Er hat es Abraham gesagt.
Und den Kindern von Abraham.
Was Gott sagt, das gilt auch für uns.
Maria blieb drei Monate.
Dann ging sie nach Hause zurück.

Bibelarbeiten am Freitag

Jakob und Esau versöhnen sich – Genesis 33,1-17

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

¹Jakob blickte auf, und siehe: Da kam Esau und mit ihm 400 Mann. Da verteilte Jakob die Kinder auf Lea, Rahel und die beiden Sklavinnen. ²Er stellte die Sklavinnen und deren Kinder nach vorn, Lea und ihre Kinder hinter sie, dahinter Rahel und Josef. ³Jakob selbst ging ihnen allen voran. Siebenmal warf er sich zu Boden, während er sich seinem Bruder näherte. ⁴Da lief Esau ihm entgegen, umarmte ihn und fiel ihm um den Hals. Er küsste ihn, und sie weinten. ⁵Als Esau aufblickte, sah er die Frauen und Kinder und fragte: »Wen hast du da alles bei dir?« Da antwortete Jakob: »Es sind die Kinder, durch die Gott mir, deinem Diener, seine Gunst gezeigt hat.« ⁶Da kamen die Sklavinnen und Kinder herbei und warfen sich zu Boden. ⁷Danach kamen auch Lea und ihre Kinder herbei und warfen sich zu Boden. Und schließlich kamen Josef und Rahel herbei und warfen sich zu Boden. ⁸Da fragte Esau: »Was willst du mit der ganzen Herde, der ich begegnet bin?« Jakob antwortete: »Gunst finden in deinen Augen, mein Herr.« ⁹Esau aber sagte: »Ich besitze selbst viel, mein Bruder. Was dir gehört, behalte.« ¹⁰Da sagte Jakob: »Nicht doch! Wenn ich Gunst in deinen Augen gefunden habe, so nimm mein Geschenk aus meiner Hand. Denn ich habe dein Gesicht gesehen, als sähe ich Gott. Und du bist mir wohlwollend begegnet. ¹¹Nimm doch meinen Segen an, der dir gebracht wurde, denn Gott hat mir Gunst erwiesen, und ich habe von allem reichlich.« So drängte er ihn, bis er es annahm.

¹²Da sagte Esau: »Lass uns aufbrechen und losziehen. Ich werde an deiner Seite gehen.« ¹³Jakob sagte aber zu ihm: »Mein Herr, du weißt, dass die Kinder noch klein sind. Außerdem habe ich für einige Schafe und Rinder zu sorgen, die noch säugen. Wenn man sie nur einen Tag heftig antreibt, stirbt die ganze Herde. ¹⁴Ziehe du doch deinem Diener voran, mein Herr. Dann kann ich langsam hinterherkommen, so schnell das Vieh und die Kinder es zulassen, bis ich zu dir nach Seir komme, mein Herr.« ¹⁵Da sagte Esau: »Dann will ich wenigstens einige von den Leuten bei dir lassen, die bei mir sind.« Jakob aber fragte: »Wozu das? Lass mich nur Gunst in deinen Augen finden, mein Herr.« ¹⁶So kehrte Esau an jenem Tag auf seinem Weg nach Seir zurück. ¹⁷Jakob aber zog weiter nach Sukkot und baute sich ein Haus.

Luther 2017

¹Jakob hob seine Augen auf und sah seinen Bruder Esau kommen mit vierhundert Mann. Und er verteilte seine Kinder auf Lea und auf Rahel und auf die beiden Mägde ²und stellte die Mägde mit ihren Kindern vornean und Lea mit ihren Kindern dahinter und Rahel mit Josef zuletzt. ³Und er ging vor ihnen her und neigte sich siebenmal zur Erde, bis er zu seinem Bruder kam. ⁴Esau aber lief ihm entgegen und herzte ihn und fiel ihm um den Hals und küsste ihn, und sie weinten.

⁵Und Esau hob seine Augen auf und sah die Frauen mit den Kindern und sprach: Wer sind diese bei dir? Er antwortete: Es sind die Kinder, die Gott deinem Knecht beschert hat. ⁶Und die Mägde traten herzu mit ihren Kindern und neigten sich vor ihm. ⁷Lea trat auch herzu mit ihren Kindern, und sie neigten sich vor ihm. Danach traten Josef und Rahel herzu, und sie neigten sich auch vor ihm.

⁸Und Esau sprach: Was willst du mit dem ganzen Lager, auf das ich gestoßen bin? Er antwortete: Dass ich Gnade fände vor meinem Herrn. ⁹Esau sprach: Ich habe genug, mein Bruder; behalte, was du hast. ¹⁰Jakob antwortete: Ach nein! Hab ich Gnade gefunden vor dir, so nimm mein Geschenk von meiner Hand; denn ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht, und du hast mich freundlich angesehen. ¹¹Nimm doch meine Segensgabe an, die dir gebracht wurde; denn Gott hat sie mir beschert, und ich habe von allem genug. So nötigte er ihn, dass er sie nahm.

¹²Und Esau sprach: Lass uns aufbrechen und fortziehen; ich will mit dir ziehen. ¹³Er aber sprach zu ihm: Mein Herr weiß, dass ich zarte Kinder bei mir habe, dazu säugende Schafe und Kühe; wenn sie auch nur einen Tag übertrieben würden, würde mir die ganze Herde sterben. ¹⁴Mein Herr ziehe vor seinem Knechte her. Ich will gemächlich hintennach treiben, wie das Vieh und die Kinder gehen können, bis ich komme zu meinem Herrn nach Seir. ¹⁵Esau sprach: So will ich doch bei dir lassen etliche von meinen Leuten. Er antwortete: Ist das denn nötig? Lass mich nur Gnade vor meinem Herrn finden. ¹⁶So zog Esau an jenem Tage wiederum seines Weges nach Seir. ¹⁷Und Jakob zog nach Sukkot und baute sich ein Haus.

Bibeltext in Leichter Sprache

Jakob sieht Esau:

Esau ist noch weit weg.

Und bei ihm sind sehr viele Männer.

Jakob hat Angst.

Auch Angst um die Familie.

Aber: Er geht zu Esau.

Und verbeugt sich 7 mal.

Esau geht auch auf Jakob zu.

Er nimmt ihn in den Arm.

Und küsst ihn.
Beide freuen sich.
Sie weinen vor Glück.
Jakob sagt: Das ist meine Familie.
Und Jakob sagt: Das sind meine Tiere.
Ich schenke sie dir.
Bitte vergib mir!
Esau sagt: Behalte die Tiere.
Jakob sagt: Du siehst mich an.
Ganz freundlich.
So wie Gott einen Menschen ansieht.
Ich möchte dir die Tiere schenken. Bitte.
Esau nimmt die Tiere.
Und will bei Jakob bleiben.
Und will den gleichen Weg mit ihm gehen.
Doch Jakob sagt: Geh schon mal vor.
Für Jakob ist nur das wichtig:
Dass Esau ihm verzeiht.
Esau geht nach Hause.
Jakob geht an einen anderen Ort.
Und baut da ein Haus.

Bibelarbeiten am Samstag

Jesus sieht Zachäus – Lukas 19,1-10

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

¹Jesus kam nach Jericho und ging durch die Stadt. ²Da gab es einen Mann mit Namen Zachäus. Er leitete das Zollunternehmen und war reich. ³Er wollte unbedingt Jesus sehen und wissen, wer das ist. Es gelang ihm aber nicht wegen der Menschenmenge, denn er war klein von Statur. ⁴Er lief voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um ihn sehen zu können, denn dort sollte er vorbeikommen.

⁵Als Jesus an die Stelle kam, sah er ihn an und sagte: »Beeil dich, komm herunter, denn heute muss ich in deinem Haus bleiben.« ⁶Er beeilte sich herunterzukommen und nahm ihn voll Freude auf. ⁷Als die Leute das sahen, regten sich alle auf: »Bei einem Verbrecher ist er zu Gast.« ⁸Zachäus stellte sich hin und sagte zum Herrn: »Siehe, Herr, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen, und wenn ich von jemandem zu viel abgepresst habe, gebe ich es vierfach zurück.« ⁹Jesus sagte ihm: »Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden, denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.« ¹⁰Der Mensch Jesus ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.

Luther 2017

¹Und er ging nach Jericho hinein und zog hindurch. ²Und siehe, da war ein Mann mit Namen Zachäus, der war ein Oberer der Zöllner und war reich. ³Und er beehrte, Jesus zu sehen, wer er wäre, und konnte es nicht wegen der Menge; denn er war klein von Gestalt. ⁴Und er lief voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um ihn zu sehen; denn dort sollte er durchkommen. ⁵Und als Jesus an die Stelle kam, sah er auf und sprach zu ihm: Zachäus, steig eilend herunter; denn ich muss heute in deinem Haus einkehren. ⁶Und er stieg eilend herunter und nahm ihn auf mit Freuden.

⁷Da sie das sahen, murrten sie alle und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekehrt. ⁸Zachäus aber trat herzu und sprach zu dem Herrn: Siehe, Herr, die Hälfte von meinem Besitz gebe ich den Armen, und wenn ich jemanden betrogen habe, so gebe ich es vierfach zurück. ⁹Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, denn auch er ist ein Sohn Abrahams. ¹⁰Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

Bibeltext in Leichter Sprache

Jesus kommt nach Jericho.

Das ist eine Stadt.

Da wohnt Zachäus.

Zachäus ist ein Mann.

Er arbeitet beim Zoll.

Viele Menschen wollen in die Stadt.

Dann müssen sie Geld bezahlen.

Das ist Zoll.

Die Menschen müssen bei Zachäus Zoll bezahlen.

Doch er betrügt die Menschen.

Er verlangt zu viel Geld.

Einen Teil von dem Geld behält er für sich.

Dadurch ist Zachäus reich.

Jesus kommt nach Jericho.

Zachäus will Jesus sehen.

Das ist Zachäus wichtig: Jesus sehen.

Viele Menschen stehen an der Straße.

Zachäus kann nichts sehen.

Er ist zu klein.

Zachäus hat eine Idee:

Er steigt auf einen Baum.

Nun kann er über die Menschen drüber sehen.

Zachäus sieht Jesus.

Jesus kommt die Straße herunter.

Unter dem Baum bleibt Jesus stehen.

Jesus sieht zu Zachäus hinauf.

Er sieht Zachäus an.

Jesus sagt:

Hallo Zachäus, komm von dem Baum runter.

Ich will mit dir zu Abend essen.

Zachäus kommt vom Baum herunter.

Und nimmt Jesus mit nach Hause.

Zachäus freut sich sehr.

Er ist sehr aufgeregt.

Jesus geht in das Haus von Zachäus.

Jesus und Zachäus essen Abendbrot.

Die Menschen sehen Jesus im Haus von Zachäus.

Sie ärgern sich.

Sie fragen:

Warum geht er zu Zachäus nach Hause?

Zachäus ist doch ein Betrüger!

Zachäus redet mit Jesus.

Zachäus sagt:

Ich habe viel falsch gemacht.

Ich habe betrogen.

Ich will es wieder gut machen.

Ich habe viel Geld.

Die Hälfte von meinem Geld schenke ich armen Menschen.

Ich habe viele Menschen betrogen.

Das tut mir leid.

Ich zahle jedem Menschen Geld zurück.

Viel mehr, als ich genommen habe.

Jesus sagt zu Zachäus:

Heute ist ein guter Tag für dich!

Du bist gerettet.

Du hast Frieden für dich gefunden.

Du bist wieder auf einem guten Weg.

Jesus sagt weiter:

Ich bin für alle Menschen da.

Auch für Menschen, die Fehler gemacht haben.

Ich bringe Frieden für die Seele.

Zachäus, dein Leben beginnt neu.

Und der Segen von Gott ist mit dir!

Feierabendmahle

Gottesschau und Mahl auf dem Sinai – Exodus 24,9-11

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

⁹Mose und Aaron stiegen hinauf (auf den Berg Sinai) und mit ihnen Nadab und Abihu und siebenzig Älteste Israels. ¹⁰Sie sahen die Gottheit Israels: Unter ihren Füßen war etwas wie ein Kunstwerk aus Lapislazuli, so klar wie der Himmel selbst. ¹¹Aber sie streckte ihre Hand nicht gegen die Menschen aus, die Israel repräsentierten. Sie schauten die Gottheit und aßen und tranken.

Luther 2017

⁹Da stiegen Mose und Aaron, Nadab und Abihu und siebenzig von den Ältesten Israels hinauf ¹⁰und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie eine Fläche von Saphir und wie der Himmel, wenn es klar ist. ¹¹Und er reckte seine Hand nicht aus wider die Edlen der Israeliten. Und als sie Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie.

Bibeltext in Leichter Sprache

Mose geht auf den Berg.
Wichtige Israeliten gehen mit.
Sie gehen auf den Berg.
Auf dem Berg sehen sie Gott.
Der Boden leuchtet.
So blau. So klar. So wie der Himmel.
Gott ist freundlich.
Die Menschen sind auf dem Berg.
Sie sehen Gott. Ohne Angst.
Dann essen die Menschen.
Und sie trinken. Zusammen.
Auf dem Berg.

Festgottesdienst in Wittenberg

Von Angesicht zu Angesicht – 1 Korinther 13

Übersetzung für den Kirchentag in Berlin – Wittenberg 2017

12,³¹Einen großartigen Weg zeige ich euch:

13,¹Wenn ich in allen Sprachen rede, der Menschen oder sogar der Engel, aber ohne Liebe bin,

dann bin ich ein schepperndes Blech oder eine gellende Zimbel.

²Auch wenn ich die Gabe der Prophetie habe, um alles Verborgene weiß und alle Erkenntnis besitze,

und wenn ich so viel Gottvertrauen habe, dass ich Berge versetze,

aber ohne Liebe bin,

dann bin ich ein Nichts.

³Selbst wenn ich alles, was ich habe, spende,

wenn ich Leib und Leben riskiere und damit berühmt werde,

aber ohne Liebe bin,

dann nütze ich niemandem.

⁴Die Liebe hat Geduld,

gütig ist die Liebe,

nicht eifersüchtig;

sie prahlt nicht,

bläst sich nicht auf;

⁵sie ist nicht respektlos,

sucht nicht den eigenen Vorteil;

sie lässt sich nicht provozieren,

trägt nichts nach;

⁶sie hat keine Freude am Unrecht,

sondern teilt die Freude an der Wahrhaftigkeit.

⁷Alles trägt sie,

in allem vertraut sie,

gibt die Hoffnung nie auf;

sie hält allem stand.

⁸Die Liebe geht niemals zugrunde,

anders die Gaben der Prophetie – sie werden verschwinden,

die Sprachen – sie werden aufhören,

die Erkenntnis – sie wird verschwinden.

⁹Denn Stück für Stück nur erkennen wir,

und stückweise nur prophezeien wir.

¹⁰Wenn aber das vollkommen Ganze da ist,

dann wird das Gestücker verschwunden sein.

¹¹Als ich ein kleines Kind war,
sprach ich wie ein Kind,
dachte wie ein Kind,
urteilte wie ein Kind.

Erwachsen geworden,
hatte ich das Kindliche abgelegt.

¹²Wir sehen jetzt noch ein rätselhaftes Spiegelbild,
dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Noch erkenne ich stückweise.

Dann aber werde ich ganz erkennen, wie ich schon erkannt bin.

¹³So bleiben Gottvertrauen, Hoffnung, Liebe,
diese drei.

Die Größte von ihnen ist die Liebe.

Luther 2017

12,³¹Und ich will euch einen noch besseren Weg zeigen.

13,¹Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. ²Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. ³Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und meinen Leib dahingäbe, mich zu rühmen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

⁴Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, ⁵sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, ⁶sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; ⁷sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.

⁸Die Liebe höret nimmer auf, wo doch das prophetische Reden aufhören wird und das Zungenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird. ⁹Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. ¹⁰Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

¹¹Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. ¹²Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.

¹³Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Bibeltext in Leichter Sprache

Stell dir vor:

Ich rede über Gott.

Und ich rede über den Glauben.

Und alle verstehen mich.

Das ist schön.

Aber das ist zu wenig.

Denn die Liebe ist am wichtigsten.

Wenn ich über Gott rede:

Dann muss ich mit Liebe reden!

Stell dir vor:

Ich bin klug.

Und ich kenne Geheimnisse.

Ich weiß alles.

Das ist schön.

Aber das ist zu wenig.

Denn die Liebe ist am wichtigsten.

Wenn ich kluge Dinge denke:

Dann muss ich mit Liebe denken!

Wenn ich glaube:

Dann muss ich mit Liebe glauben.

Stell dir vor:

Ich tue Gutes.

Und ich helfe armen Menschen.

Das ist schön.

Aber das ist zu wenig.

Denn die Liebe ist am wichtigsten.

Wenn ich Gutes tue:

Dann muss ich mit Liebe Gutes tun!

Liebe ist Geduld.

Liebe ist Freude.

Liebe ist Neugier.

Liebe ist Kraft.

Liebe ist Verständnis.

Liebe kann sich über das Glück der anderen freuen.

Liebe kann vertrauen.

Liebe kann hoffen.

Die Liebe hält viel aus.

Die Liebe ist ein Geschenk von Gott.

Liebe ist immer da.

Gott ist immer da.

Ich kenne nur einen Teil von allem.

Ich kenne nur einen Teil von Gott.

Wenn Gott will:
Dann wird sich alles ändern!
Dann weiß ich alles Wichtige.
Dann weiß ich alles von der Größe von Gott.
Früher war ich ein Kind.
Ich sprach wie ein Kind.
Ich dachte wie ein Kind.
Jetzt bin ich erwachsen.
Jetzt sehe ich vieles anders.
Jetzt verstehe ich Gott besser.
Und ich möchte Gott ganz sehen.
Aber ich sehe nur wenig.
So ist das:
Ich sehe nur einen Teil von mir.
Ich sehe nur einen Teil von der Welt.
Ich sehe nur einen Teil von Gott.
Aber Gott sieht alles.
Gott sieht mich an.
Gott sieht alles von mir.
Eines Tages sehe ich Gott ganz.
Bis dahin weiß ich:
Drei Dinge sind wichtig.
Glaube.
Hoffnung.
Liebe.
Und die Liebe ist am wichtigsten!

Anfang

Gedenken zu Beginn

Verfolgt. Geflüchtet. Gesehen?

Erinnern am Tempelhofer Flughafen –
eine szenische Collage in fünf Akten

Mittwoch, 24. Mai 2017, Flughafen Tempelhof

Für die Projektleitung:

Gottfried Brezger, Pfarrer, Berlin

Ines Koenen, Regisseurin, Berlin

Welcher Ort wäre geeignet, uns in der Stadt der multiethnischen Vielfalt mit ihrer Vielzahl von Gedenkortern exemplarisch den Blick zu öffnen für Perspektiven von menschlicher Not und Hoffnung? In der Projektleitung haben wir uns für den Platz vor dem Eingang zum stillgelegten Tempelhofer Flughafen entschieden. Nationalsozialistische Unterwerfungsarchitektur erinnert an die Täter- und Opfergeschichte mit dem Konzentrationslager am Columbiadamm und dem kirchlich betriebenen Zwangsarbeiterlager am Ende des Tempelhofer Felds. Wo in Zeiten des Kalten Kriegs Flüchtlinge ausgeflogen worden sind, wurden ab 2015 Geflüchtete untergebracht.

Der Ort der Luftbrücke als Brücke des Gedenkens. Diese gestalterische Idee wurde in vielfältiger Weise umgesetzt, von einer Gruppe von Schauspielerinnen und Schauspielern unter Regie von Ines Koenen, begleitet vom Hugo-Distler-Chor unter Leitung von Stefan Schuck, inszeniert mit Texten von Bertolt Brecht, Albrecht Haushofer, Mascha Kaléko, Betenden des 107. Psalms, Gefangenen im KZ und im Zwangsarbeitslager und Besucherinnen und Besuchern des Flüchtlings-Cafés in der Nachbarschaft, teilweise gesprochen in verschiedenen Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Polnisch und Ukrainisch.

1. Rudolf Mauersberger¹: Wie liegt die Stadt so wüst

Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war.
Alle ihre Tore stehen öde.

¹ Rudolf Mauersberger: Wie liegt die Stadt so wüst. Motette für 4-6-stimmigen Chor nach Texten aus den Klageliedern Jeremias, Dresden 1945.

Wie liegen die Steine des Heiligtums
vorn auf allen Gassen zerstreut.
Er hat ein Feuer aus der Höhe in meine Gebeine gesandt
und es lassen walten.

Ist das die Stadt, von der man sagt,
sie sei die allerschönste,
der sich das ganze Land freuet?
Sie hätte nicht gedacht,
dass es ihr zuletzt so gehen würde;
sie ist ja zu greulich heruntergestoßen
und hat dazu niemand, der sie tröstet.

Darum ist unser Herz betrübt,
und unsere Augen sind finster geworden.
Warum willst du unser so gar vergessen
und uns lebenslang so gar verlassen?
Bringe uns, Herr, wieder zu dir,
dass wir wieder heimkommen.
Erneue unsre Tage wie vor alters.
Ach Herr, sieh an mein Elend, ach Herr, sieh an mein Elend!

Mascha Kaléko²: Der Fremde

Sie sprechen von mir nur leise
Und weisen auf meinen Schorf.
Sie mischen mir Gift in die Speise.
Ich schnüre mein Bündel zur Reise
Nach uralter Vorväter Weise.
Sie sprechen von mir nur leise.
Ich bleibe der Fremde im Dorf.

Szenischer Übergang

² Mascha Kaléko: Der Fremde. Exilgedicht aus dem Nachlass, in: dies.: In meinen Träumen läutet es Sturm. Gedichte und Epigramme aus dem Nachlass, München 1977, S. 46.

2. Stimmen aus dem KZ am Columbiadamm

Also man wusste schon vorher vom Columbia-Haus. Jeder hatte Bekannte, die schon abgeholt und dahin gebracht worden waren. Aber diejenigen, die wieder rauskamen, haben nicht viel erzählt.³

Auf dem Hof waren alle SS-Männer versammelt. Einer ihrer Hauptleute hielt eine Ansprache: »Alle herhören! Die Neuzugänge, die heute eintreffen, sind hart anzufassen. Schluss mit der Humanitätsduselei. Wir sind hier nicht im Kindergarten. Ich hoffe, ich bin verstanden worden.«⁴

Fünfundzwanzig Hiebe. [...] Nach der Exekution bin ich nicht viel lebendiger als eine Leiche [...] So sieht der Empfang aus, nicht nur bei mir. Alle Intellektuellen werden so empfangen, alle Juden, viele Kommunisten und ein Teil der Sozialdemokraten.⁵

Ein andermal müssen [...] vier Juden dicht zusammentreten und sich eine Viertelstunde in mittlerer Kniebeuge halten [...] kurz vor dem Umfallen wird ihnen ein Karton über den Kopf gestülpt. Sie dürfen sich aufrichten und müssen nun [...] ein heiliges hebräisches Gebet sprechen. Ich soll es vorsprechen.⁶

[Es gab] eine Gefangenenkapelle, mit Pauken und Trompeten. Die mussten spielen, um die Schreie der Gefolterten zu übertönen.⁷

3. Georg Schumann⁸: Wo ist ein Mensch, wenn er tot?

Wo ist ein Mensch, wenn er tot?

Wo ist ein Mensch, wenn er umgekommen und dahin ist?

Wo ist ein Mensch, wenn er tot und dahin ist?

Wie ein Wasser ausläuft, ausläuft aus dem See
und wie ein Strom versiegt, vertrocknet.

So ist ein Mensch, wenn er tot.

So ist ein Mensch, wenn er sich legt,

so ist ein Mensch, wenn er sich legt

und wird nicht aufstehen und wird nicht aufwachen,

³ Aus: Heinz Dörmer: Lebenserinnerungen, in: Spurensuche. Broschüre, Schwules Museum Berlin.

⁴ Aus: Wolfgang Szepansky: Dennoch ging ich diesen Weg. Autobiografie, Berlin 2000.

⁵ Aus: Kurt Hiller: Leben gegen die Zeit. Bd. 1, Reinbek 1969.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Szepansky: a. a. O.

⁸ Georg Schumann: Wo ist ein Mensch, wenn er tot? Gesänge Hiobs, opus 60, Nr. 1, Motette für gemischten Chor, 1914.

solange der Himmel bleibt, noch von seinem Schlaf erwecket werden.
So ist ein Mensch, wenn er sich legt, wenn er sich legt.

Szenischer Übergang

4. Zwangsarbeit am Tempelhofer Feld⁹

Ah, das Leben ist schwierig. Der verdammte Krieg ist endlos. Manche Leute sagen, er werde in diesem Jahr zu Ende gehen. Ich glaube nicht daran. Man sagt es jedes Jahr. Ich kann nichts tun.

Die Zeit vergeht hier ganz anders als zu Hause. Hier habe ich nur einen Gedanken: ich muss überleben; ich will nicht hungern.

Nach dem Mittagessen wurde ich vom Meister verprügelt. Einfach so, grundlos. Ich kam in die Baracke zurück. Am Abend übergab Viktor ein Schreiben vom Meister. Er schreibt, dass ich »alles zerbreche«. Der Chef sagte, dass mir die Verhaftung durch die Polizei droht.

Am Nachmittag schütten wir Gräber zu. Ich arbeite heute mit einem Deutschen. Er heißt Stuck, er ist nicht schlecht, ein guter Typ. Als er von meiner Krankheit erfuhr, brachte er ganz schnell eine Kanne Milch und irgendwelche Tabletten, vielleicht gegen Grippe.

In diesen Tagen wird es schwieriger für uns. [...] Die Essensration, vor allem die Brotausgabe, wurde spürbar gekürzt. [...] Die Luftangriffe sind jetzt regelmäßig, Tag und Nacht. Ich bin sehr nervös. Dieses Leben macht mich fertig.

Albrecht Haushofer¹⁰: Schuld

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen.
Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht.

⁹ Aus: Wolfgang Krogel (Hrsg.): Bist du Bandit? Das Lagertagebuch des Zwangsarbeiters Wasył Timofejewitsch Kudrenko, Berlin 2005.

¹⁰ Albrecht Haushofer: Schuld. Moabiter Sonette (1945), in: Amelie von Graevenitz (Hrsg.): Moabiter Sonette. Nach der Originalhandschrift herausgegeben, Ebenhausen⁴2005.

Doch schuldig bin ich anders, als ihr denkt,
ich musste früher meine Pflicht erkennen,
ich musste schärfer Unheil Unheil nennen –
mein Urteil hab ich viel zu lang gelenkt ...

Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab mich selbst und andere belogen –

ich kannte früh des Jammers ganze Bahn –
ich hab gewarnt – nicht hart genug und klar!
Und heute weiß ich, was ich schuldig war.

Szenischer Übergang

5. »Nur in der Begegnung wird Wahrheit wachsen«¹¹

Chor der Geretteten

Aus Psalm 107¹²

Chorus: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich
und seine Güte währet ewiglich.

Chor 1: So sollen sagen, die erlöst sind durch den Herrn,
die er aus der Not erlöst hat,
die er aus den Ländern zusammengebracht hat von Osten und Westen,
von Norden und Süden.
Die irregingen in der Wüste auf ungebahntem Wege,
und fanden keine Stadt, in der sie wohnen konnten,
die hungrig und durstig waren, und deren Seele verschmachtete.

Chor 2: Die dann zum Herrn riefen in ihrer Not
und er rettete sie aus ihren Ängsten
und führte sie den richtigen Weg, dass sie kamen zur Stadt,
in der sie wohnen konnten.
Die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder.

Chorus: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich
und seine Güte währet ewiglich.

¹¹ Nikolai Galushkov, Zwangsarbeiter im kirchlichen Friedhofslager am Tempelhofer Feld.

¹² Text aus der Lutherbibel 1984.

Chor 1: Die da sitzen mussten in Finsternis und Dunkel,
gefangen in Zwang und Eisen.

Chor 2: Die dann zum Herrn riefen in ihrer Not
und half ihnen aus ihren Ängsten
und führte sie aus Finsternis und Dunkel und zerriss ihre Bande.
Die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder.

Chorus: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich
und seine Güte währet ewiglich.

Chor 1: Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren,
und der Sturmwind die Wellen erhob,
und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund sanken,
dass ihre Seele vor Angst verzagte,
dass sie taumelten und wankten wie ein Trunkener
und wussten keinen Rat mehr.

Chor 2: Die dann zum Herrn schrien in ihrer Not
und er führte sie heraus aus ihren Ängsten
und stillte das Ungewitter, dass die Wellen sich legten und sie froh wurden,
dass es still geworden war und er sie zum erwünschten Lande brachte.
Die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder.

Chorus: Danket dem Herrn; denn er ist freundlich
und seine Güte währet ewiglich.

Szenischer Übergang

Bertolt Brecht: Flüchtlingsgespräche¹³

»Ich habe mir einen gefälschten Pass machen lassen. Das Bier ist kein Bier, was dadurch ausgeglichen wird, dass die Zigarren keine Zigarren sind, aber der Pass muss ein Pass sein, damit sie einen in das Land lassen.

Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so einfache Weise zustand wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustandkommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiterten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.«

¹³ Bertolt Brecht: Flüchtlingsgespräche (1940/41). Aus dem Nachlass, in: ders.: Gesammelte Werke 14, Werkausgabe, Frankfurt/Main 1967, S. 1383.

Szenischer Übergang

Erfahrungen Geflüchteter

Wenn man den Glauben an die Menschen verliert,
dann verliert man den Glauben an sich selbst.¹⁴

Wenn man die Hände der Menschen nimmt,
sind die Finger auch nicht alle gleich.
Und die Menschen sind auch nicht alle gleich.¹⁵

Sunnit oder Schiit, das ist doch egal!
Wir leben jetzt in Deutschland und Christen, Sunniten, Schiiten und Juden
reden miteinander und arbeiten zusammen.
Das ist gut!¹⁶

Mascha Kaléko¹⁷: Der kleine Unterschied

Es sprach zum Mister Goodwill
ein deutscher Emigrant:
»Gewiss, es bleibt dasselbe,
sag ich nun *land* statt Land,
sag ich für Heimat *homeland*
und *poem* für Gedicht.
Gewiss, ich bin sehr *happy*:
Doch glücklich bin ich nicht.

¹⁴ Michael Ruf: Asyl-Dialoge 2015, Bühne für Menschenrechte.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Besucher des Flüchtlings-Cafés der Ev. Paulus-Kirchengemeinde Tempelhof, 2016.

¹⁷ Kaléko: a. a. O., S. 52.

Eröffnungsgottesdienste

Eröffnungsgottesdienst in ökumenischer Weite (in Leichter Sprache)

Predigt¹ am Mittwoch, 24. Mai 2017, Bühne am Brandenburger Tor

Dr. Fredrick Shoo, Leitender Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Tansania, Moshi/Tansania

Liebe Freundinnen und Freunde, liebe Kirchentagsgemeinde,
Gott hat mich gemacht. Gott hat alle Menschen gemacht. Gott hat die ganze Welt gemacht. Und: Gott hat alle Dinge gut gemacht!

Diese Worte aus Psalm 139 sind für uns in Afrika sehr wichtige Worte. Wir feiern sie in jedem Gottesdienst. Mit unseren Gebeten. Mit unseren Tänzen. Mit unseren Liedern. Ja wir feiern sie an jedem Tag. Wir feiern sie mit unserem Leben.

Denn wir sehen die hohen Berge: Gott hat sie gemacht. Die weiten Steppen: Gott hat sie gemacht. Die Bäume und die Sträucher: Gott hat sie gemacht. Die Elefanten, die Löwen und die Zebras: Gott hat sie gemacht. Die Felder und die Wiesen: Gott hat sie gemacht. Die Ziegen und die Rinder: Gott hat sie gemacht. Dich und mich: Gott hat uns gemacht.

Und wir danken Gott: Wie wunderbar hast du diese Welt gemacht. Wie wunderbar hast du uns Menschen gemacht. Wie wunderbar hat Gott dich und mich gemacht. Und wir wissen: Gott kennt mich. Gott sieht mich. Gott liebt mich.

Doch manchmal fragen wir auch: Stimmt das wirklich, was der Psalm sagt und was wir Menschen in Tansania und anderen Ländern Afrikas feiern?

Gott hat alles gut gemacht. Aber es gibt keinen Regen in Somalia und Nigeria, im Südsudan, in Kenia, Äthiopien und anderen Ländern in Afrika. Der Mais und das Getreide vertrocknen auf den Feldern. Das Gras verdorrt. Die Tiere haben nichts zu fressen, viele Menschen haben nicht genug zu essen. Viele Millionen Kinder und Erwachsene leiden Hunger, ja, sind von Hungertod bedroht. Heute. Jetzt. In Afrika.

Gott hat alles gut gemacht. Aber Menschen und Völker kämpfen gegeneinander. Boko Haram in Nigeria. Andere in der Zentralafrikanischen Republik, in Somalia, im Südsudan. Menschen töten Menschen – wegen ihrer Religion. Wegen ihrer Volkszugehörigkeit. Wegen ihrer politischen Ansichten.

Gott hat alles gut gemacht. Aber Menschen fliehen aus Afrika. Weil sie Hunger haben. Weil sie keine Arbeit haben. Weil sie dort keine Zukunft sehen

¹ Übersetzung aus dem Englischen.

für sich und ihre Kinder. Sie ziehen nach Libyen ans Mittelmeer und bezahlen viel Geld für einen Platz auf einem überfüllten Schlauchboot. Sie fahren über das Mittelmeer nach Italien, Griechenland oder Spanien. Sie ertrinken zu Hunderten und Tausenden im Mittelmeer.

Und Europa? Und die Vereinigten Staaten von Amerika? Donald Trump, der Präsident der USA sagt, dass es ihn nicht interessiert, wie es anderen geht. »America first!« Er sieht keinen Klimawandel. Und will weitermachen mit dem Ausstoß von CO₂. Europa will den Ausstoß von CO₂ begrenzen, um den Klimawandel zu stoppen. Aber Deutschland hat im April schon so viel CO₂ ausgestoßen, wie für das ganze Jahr geplant.

Für die Kriege auf unserem Kontinent Afrika liefern große Firmen aus Europa und den USA Waffen und verdienen damit viel Geld. Bei den Flüchtlingen auf ihren Schlauchbooten auf dem Mittelmeer schaut Europa zu und macht seine Grenzen dicht.

Gott hat alles gut gemacht? Ja, ich glaube: Gott hat alles gut gemacht.

Aber Gott will auch, dass wir Menschen dabei mitarbeiten, dass alles gut bleibt. Deshalb pflanzen wir in meiner Heimat, an den Hängen des höchsten Berges von Afrika, dem Kilimanjaro, Bäume. Jeder Konfirmand und jede Konfirmandin pflanzt zehn Bäume. Denn wir wissen: Bäume binden CO₂. Bäume sorgen für gute Luft. Bäume halten Wasser. Bäume sind Leben. So haben wir geschafft: In zehn Jahren sind so schon über drei Millionen Bäume am Kilimanjaro gepflanzt worden.

Gott will, dass wir Menschen dabei mitarbeiten, dass alles gut ist. Deshalb arbeiten wir in meinem Land daran, dass Christen und Muslime sich begegnen und sich kennenlernen. Denn wer sich kennt, kämpft nicht gegeneinander!

Gott will, dass wir Menschen dabei mitarbeiten, dass alles gut ist. Deshalb bietet meine Kirche Ausbildungsplätze an für junge Menschen. Sie sollen mit guter Ausbildung eine gute Arbeit finden und nicht nach Europa oder Amerika gehen müssen.

Gott hat alles gut gemacht. Aber Gott will auch, dass wir Menschen dabei mitarbeiten, dass alles gut bleibt. Deshalb bitte ich auch euch: Kämpft gegen den Klimawandel! Reduziert den Ausstoß von CO₂! Verringert die Luftverschmutzung! Wirtschaftet nachhaltig! Liefert keine Waffen nach Afrika! Tretet ein für die Versöhnung zwischen Völkern und Religionen! Bietet unseren Ländern faire Wirtschaftsbeziehungen an! Nehmt euch der Flüchtlinge an! Teilt euren Reichtum!

Denn für alle Menschen gilt: Im Körper von meiner Mutter, da wurde ich zum Mensch. Zu einem Mensch mit Gefühlen. Du Gott: Du hast mich gemacht. Das ist gut. Du hast alle Dinge gut gemacht. Dafür danke ich dir, Gott. Du, Gott: Du siehst mich. Und kennst mein Leben. Und kennst auch meine Zukunft. Du, Gott: Du weißt so viel. So viel mehr als alle Menschen. Amen.

Eröffnungsgottesdienst für Groß und Klein

Predigt am Mittwoch, 24. Mai 2017, Bühne auf dem Gendarmenmarkt

Dr. Petra Bahr, Landessuperintendentin, Hannover

Anaïs Scharf, Schülerbischofin, Berlin

Leona Schimmelpfennig, Schülerbischofin, Berlin

Petra Bahr: Gnade sei mit euch und Friede von Gott. Gott war da, er ist da und er wird da sein!

Anaïs Scharf: Sieh mich nicht so an. Ich kann deinen Blick nicht ertragen. Ich habe doch alles versucht, Mama. Nie ist es genug. Das mit den Zahlen kapiert ich einfach nicht. Ich bin kein Mathekind, wie du eins warst. Siehst du das nicht? Wenn du mich so ansiehst, fühle ich mich klein und dumm. – Mama-blick, nach einer Stunde Hausaufgaben am Donnerstagabend.

Leona Schimmelpfennig: Sieh mich nicht so an. Deine Augen halten sich an allem fest, was dir nicht gefällt. Hässlich machst du mich und alt. Meine Falten und mein Bauch und meine Müdigkeit. Du siehst nur das, was du nicht erträgst. Vergessen hast du das Bild von uns beiden, Arm in Arm. Das Hochzeitsbild. So strahlend schön. So verknittert und vergilbt. – Blick eines Mannes nach 23 Jahren Ehe.

Bahr: Seht mich doch nicht so an. Er hält die Hände vor sein Gesicht. Das schützt ihn nur wenig vor dem Blitzlichtgewitter – am Tag des Rücktritts von seinem Amt.

Fehler habe ich gemacht. Überheblich bin ich gewesen. Ich habe euch enttäuscht. Doch nun jagt ihr mich mit euren Kameraaugen wie ein Tier. Als wäre ich keiner von euch. Wo kann ich mich verstecken vor euren Blicken? – Blicke von Millionen, abends am Fernseher.

Scharf: »Ich sehe was, was du nicht siehst«, sagt Gott. So steht es in einem alten Lied aus der Bibel:

Alle drei gemeinsam: Im Bauch meiner Mutter,
da wurde ich zum Menschen.

Mit Gefühlen, Verstand und allem drum und dran.

Du, Gott, hast mich wunderbar gemacht.

Ich danke dir.

Deine Augen haben mich schon angesehen,
als ich noch nicht geboren war.

Das sind ganz schön schwere Gedanken.
Schwer zu verstehen. Ein großes Geheimnis.

Scharf: Seht mich nicht so an. Sie dreht sich weg.

Keiner soll sehen, dass ihr mich zum Weinen bringt. Starrt nicht so. Ich weiß ja, dass ich nicht so bin wie ihr. Nicht so cool. Nicht so schick. Nicht so hübsch. Nicht so sportlich. Eure Blicke bohren sich in meinen Rücken. Alles tut weh. Eure Augen sind so kalt wie gefrorene Pfützen im Winter. – Schulhofblicke.

Bahr: Sieh mich nicht so an. Die Hand wischt den Nebel vom Spiegel. Die Augen wandern das Gesicht ab, Millimeter für Millimeter, stolpern über jede Erhebung, bleiben bei den zwei Pickeln stehen. Einer auf der Stirn und einer am Kinn. Leuchtend und rot. Wenn ich sie angucke, wachsen sie wie Riesen. Manchmal gebe ich ihnen Namen. Ernie und Bert, wenn es nur zwei sind. Wie du wieder aussiehst. Der Blick ist gnadenlos. – Blicke im Badezimmer, morgens um sechs.

Schimmelpfennig: Seht mich doch einmal an. Nur einmal bemerkt doch, dass ich auch da bin. Eure Blicke gehen durch mich durch. Als sei ich unsichtbar. Ihr lacht euch zu, ihr streitet euch, als wäre ich nicht da. Was gäbe ich darum, Blicke mit euch zu tauschen. Gesten der Zärtlichkeit und des Verstehens.

Bahr: »Ich sehe was, was ihr nicht seht«, sagt Gott.

Alle drei gemeinsam: Im Bauch meiner Mutter, da wurde ich zum Menschen.
Mit Gefühlen, Verstand und allem drum und dran.
Du, Gott, hast mich wunderbar gemacht.
Ich danke dir.
Deine Augen haben mich schon angesehen,
als ich noch nicht geboren war.
Deine Gedanken, Gott, sind schwer für mich.
Ein großes Geheimnis.

Scharf: Ich will nicht übersehen werden. Aus den Augen, aus dem Sinn.

Schimmelpfennig: Ich will aber auch nicht angesehen werden. So berechnend. So böse. So kalt.

Scharf: So will ich mich nicht selbst ansehen. So gnadenlos. So kritisch. So empfindlich.

Schimmelpfennig: So will ich dich nicht mehr ansehen. Als wüsste ich schon, wer du bist. Als müsstest du sein, wie ich dich gerne hätte.

Scharf: Blicke können wie eine Waffe sein. Sie stehen und verletzen und können sogar töten. Die Augenbraue hochgezogen. Den Kopf gewendet. Die Pupillen zusammengezogen. Stumme Blicke mit den Freunden getauscht. Wer richtig verletzen will, braucht nicht mehr als zwei Augen. Und jemanden, der sie sieht.

Schimmelpfennig: Wir können doch gar nicht leben, ohne angesehen zu werden. Mit den Augen knüpfen wir das Band zwischen uns. Unsere Blicke hüpfen hin und her, wenn wir lachen. Wenn wir weinen, kullern die Tränen aus den Augen der Freundinnen.

Bahr: Sich ansehen kann so schön sein. Liebe auf den ersten Blick sagen wir. Ein Wimpernschlag, braune Augen, die funkeln, und schon ist es geschehen. Unsere Augen verraten, wer wir sind und wie es uns geht. Augen können nicht lügen.

Unsere Blicke verbergen aber auch ein Geheimnis. Es muss nicht jeder alles wissen, der uns sieht. Wir dürfen einander fremd bleiben. Menschen können einander 50 Jahre anschauen und immer wieder etwas Neues entdecken. Augen sind wie eine Tür zu einem großen Abenteuer.

Scharf: »Ich sehe was, was du nicht siehst«, sagt Gott.

Er hat dich gemacht.

Er hat mich gemacht.

Er hat uns alle gemacht.

Bahr: Bei ihm ist unser Geheimnis gut aufgehoben. Jede ist anders. Jeder ist wunderbar. Das ist schön. Aber manchmal auch eine Zumutung.

Wir müssen nicht alles verstehen, was wir sehen. Wir sind ja nicht Gott. Wir haben den anderen nicht gemacht.

Schimmelpfennig: Was wäre, wenn wir einander so ansehen, wie Gott uns ansieht? So zärtlich, so neugierig, so freundlich? Mit Humor und Geduld? Wie wäre das? Vielleicht so:

Bahr: Guck mal, Mama. Hier bin ich.

Das Gesicht ist schokoladenverschmiert. Es glänzt. Es spiegelt das Strahlen der Mutter. Zweimal Heiligenschein.

Mathe ist nicht deine Stärke, sagt sie. Daran arbeiten wir morgen. Aber wie du malst: einfach toll. Das konnte ich nicht.

Scharf: Oder so:

Schimmelpfennig: Sieh mich noch mal so an, mein Liebster. So als wäre ich das schönste Mädchen der ganzen Schule. Dein Blick ist noch schöner als Küssen. Mir wird ganz warm ums Herz und in meinem Bauch kribbelt es. Ich bin ganz hubbelig vor Glück und möchte die ganze Welt umarmen.

Scharf: Oder so:

Schimmelpfennig: Danke, meine Freunde. Ihr habt zu mir gehalten. Ihr habt mir die Wahrheit ins Gesicht gesagt. Aber ihr habt euch nicht abgewendet. Ich habe den Fehler meines Lebens gemacht. Ich habe Menschen verletzt. Das tut mir so leid. Doch dann habt ihr mich aufgerichtet. Ihr habt mir mein Ansehen zurückgegeben. Ich spucke nicht mehr auf mein Spiegelbild.

Scharf: Oder so:

Bahr: Hallo, ihr blöden Pickel. Macht euch ruhig breit auf meinem Gesicht. Ich finde euch doof. Aber es ist noch viel Platz für meine schönen grünen Augen. Und für meinen Mund. Der grinst von einem Ohr zum anderen und streckt euch frech die Zunge raus. – Und dann sing ich ein Lied:

Alle drei gemeinsam: Ich danke Gott und freue mich
wie's Kind zur Weihnachtsgabe.

Dass ich bin, bin!

Und dass ich dich, schön menschlich Antlitz, habe.

Amen.

Eröffnungsgottesdienst vor großer Kulisse

Predigt am Mittwoch, 24. Mai 2017, Bühne auf dem Platz der Republik

Dr. Dr. h. c. Markus Dröge, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Wir sehen uns – so habe ich mich in den vergangenen Wochen und Monaten oft verabschiedet. Wir sehen uns auf dem Kirchentag. Und jetzt ist es soweit. Endlich. Es ist wunderbar, euch hier zu sehen, liebe Schwestern und Brüder. Und mit euch Gottesdienst zu feiern. Wir sehen uns. Ich sehe euch, sehe die Freude beim Singen und Beten; ich sehe die vielen Menschen, die gekommen sind, um ein großes Fest des Glaubens zu feiern – in Berlin, in Potsdam und dann zum Abschluss in Wittenberg. Ich sehe all eure hoffnungsvollen Erwartungen. Es ist endlich Kirchentag!

Wir sehen uns. Hier am Reichstag. Auch das ist ein Wunder, gemeinsam und in Frieden an diesem Ort stehen zu können. Der Ball der Vergangenheit, der durch die Reihen gegangen ist, hat die wechselhafte Geschichte dieses Gebäudes bildlich vor Augen geführt. Die Zeit zieht an uns vorüber. Zeiten des Kriegs, der Trennung, der Not, aber auch Zeiten der Versöhnung und der Freude über die wiedergewonnene Freiheit. Wenn ich das, wie den Ball vorhin, an mir vorbeiziehen lasse, dann bin ich zutiefst dankbar. Aber ich werde an diesem historischen Ort auch nachdenklich – ich frage mich: Wo kommen wir her? Wo stehen wir heute? Wo gehen wir hin? Wir als Christinnen und Christen, als Bürgerinnen und Bürger, als Gesellschaft insgesamt?

Was ist der Mensch und was ist die Welt angesichts der Zeit, der vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende und der Zeit, die noch kommen wird? Diese Fragen stellt sich der Psalmbeter, dessen Worte wir vorhin gehört haben. Wo komme ich her? Wo stehe ich? Wo gehe ich hin? Er will es wissen, und er beginnt, die Welt zu vermessen: Vom Anbeginn an – deine Augen sahen mich, da ich noch nicht bereitet war – bis in die fernste Zukunft – alle Tage, die noch werden sollen. Und gedanklich dringt er bis in die weitesten Weiten vor – nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen. Er durchmisst Raum und Zeit. Er staunt – und ruft Gott zu: Wie wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele. Er staunt über Gottes Größe. Und Vertrauen wächst in ihm. So wie wir vorhin gesungen haben: »Du bist da, du bist da, bist am Anfang der Zeit, am Grund aller Fragen bist du!«

Als der Psalmbeter die Unendlichkeit spürt, in die hinein er geboren ist, beginnt er, Gott zu sehen, und weiß sich von Gott angesehen. Ein wunderbarer Moment, so etwas zu erleben. »Ich sehe dich, Gott, und du siehst mich!« Das vereint den Psalmbeter mit Hagar, der jungen Frau auf der Flucht, die in

der unendlichen Weite der Wüste erkennt: »Du bist ein Gott, der mich sieht!« Ihrer Geschichte verdanken wir die Losung dieses Kirchentages: »Du siehst mich« – im Wechsel der Zeiten, in der Weite der Welt. Gott ist da. Sieht uns an, mit den Augen der Liebe.

Ein solcher Blick ändert alles. Wirklich alles! Wenn wir so auf die Geschichte dieses Ortes schauen, dann weinen wir mit den Opfern von Krieg und Gewalt; dann bleiben wir fassungslos bei der Erinnerung, wie die Generation unserer Großmütter und Großväter unsere jüdischen Geschwister bedrängt, vertrieben und ermordet hat. Und wir freuen uns mit denen, die sich mutig und beharrlich ein Stück Freiheit erkämpft haben. Wir schauen an, was war und was ist. Und all das lässt uns nicht kalt, sondern bewegt und verändert uns.

Ein solcher Blick ändert alles, auch uns heute. Wir gehen dann nicht mehr die Wege der Abgrenzung, Abwehr und Verachtung, sondern vertrauen auf die Kraft, einander anzuschauen und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Wir sehen uns. Hier in Berlin. In einer Stadt, die mal bunt und vielfältig ist und dann aber auch ruppig und direkt sein kann. Vor allem aber ist diese Stadt wie nur wenige andere zu einem Symbol der Freiheit geworden. Ein Blick in die Welt genügt, um zu sehen, wie oft Freiheit bedroht und verletzt wird – und wo überall Tod und Krieg herrschen. Deshalb ist diese Stadt und ist dieser Kirchentag ein Auftrag an uns alle, einander anzusehen, so wie Gott uns ansieht.

Dieser Kirchentag öffnet und weitet unseren Blick, für die Zeit, in der wir leben, und die Menschen, mit denen wir leben. Für Menschlichkeit und eine gerechtere Welt. Mutig und vertrauensvoll, mit weitem Blick und offenem Herzen wollen wir in diese Tage gehen. Im Vertrauen auf Gott, der uns sieht. So soll er sein, der Kirchentag 2017! Gott sieht uns, und wir sehen die Welt mit den liebenden Augen Gottes.

Natürlich sehen wir immer nur einen Ausschnitt. Wir teilen ein und teilen auf, nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nach Nationalitäten, Ländern, Kulturen und Religionen, nach gut und schlecht, gewinnbringend oder wertlos, West und Ost.

Gott aber sieht durch die Trennungen hindurch auf das Ganze. Er sieht hinter Unfrieden und trennenden Konflikten die Möglichkeit zur Versöhnung. Gott schaut nicht nach Nationalität, Religion oder Kulturzugehörigkeit, sondern sieht den Menschen. Er hat jedem Menschen ohne Ansehen der Person Würde verliehen. Es ist dieser besondere Blick Gottes, der uns ermutigt, eingefahrene Sichtweisen zu überdenken.

Das Staunen über diesen Gott trägt den Beter des 139. Psalms. Weil Gott ihn ganz und gar sieht, kann er nicht aus Gottes Liebe herausfallen. Bei ihm kann er bleiben, bei ihm darf er sein. Bei diesem Gott können auch wir bleiben und sein.

Wir sehen uns. Im Gewirr der nächsten Tage werden wir viele Menschen

treffen. Vielleicht neue Freundschaften schließen. Vielleicht den Überblick verlieren. Abends in eine Veranstaltung geraten, die wir vorher gar nicht auf dem Plan hatten, die dann aber genau die richtige ist. Wir werden uns aus den Augen verlieren und wiederfinden. Mal untröstlich sein und dann wieder herzlich lachen. Bei alledem wünsche ich uns, dass wir immer wieder ins Staunen geraten über die Liebe, mit der Gott uns und diese Welt anschaut, dass sie wie der Psalmbeter über die Weite Gottes, die unsere eigenen Begrenzungen überschreitet, staunen und sagen können: Wie wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.

In seinem Buch »Wir sehen uns wieder« hat Hanns Dieter Hüsch – zu Lebzeiten ein echter Kirchentagsmensch – geschrieben:

»Wer aufgibt wächst nicht mehr
Erst wenn alles getan alles ertragen alles gesehen
Und alles gelebt
Sind wir dem Himmel am nächsten

Und können unsere Rechenschieber vergessen
Denn unsere Maßstäbe taugen dann nichts mehr
Gott misst mit anderen Ellen
Und lässt uns bis in den Himmel wachsen
Wenn wir unsere Stäbe zerbrechen

Und in des Menschen Gesicht in seine Seele
Ziehen Stille und Frieden ein
Uralte und urjung sind wir dann
Und die Kraft des heiligen Geistes wird mit uns sein
Bis an das Ende der Welt.«¹

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

¹ Hanns Dieter Hüsch: Wir sehen uns wieder. Geschichten zwischen Himmel und Erde, Berlin 1995.

Worte und Grüße zur Eröffnung

Mittwoch, 24. Mai 2017, Bühne auf dem Platz der Republik

Archbishop of Canterbury Justin Welby, London/Großbritannien

Five months ago, in this very city, as people went about preparing for Christmas, a terrorist killed twelve people and injured many more. On Monday night in Manchester terror was once again directed at people – many of them young children – who were simply going about their daily lives, enjoying the excitement of a concert and preparing to return home.

The terrorist aims to cause division and disintegration, to separate us from our fellow human beings with fear and horror. As Easter Christians who follow the Lord Jesus Christ, conqueror of all death and evil, we reply »A Mighty Fortress Is Our God« – »Ein feste Burg ist unser Gott«.

Yet we must face the reality of suffering as well as the power of God. Those injured and bereaved before Christmas are still suffering. The attention of the world moves on, but their hurt and pain remains. Those injured and bereaved in Manchester are beginning a long, hard and cruel journey. For all of them we mourn. We lament. We cry out. We protest. We weep.

We must be united with those in grief, through prayer, through acts of love and compassion. To light up the Brandenburg Gate with the Union Jack expressed your solidarity. We are grateful. Those who grieve and those who seek healing need to be accompanied. Then terrorism is overcome by the power of God's Spirit to unite, to integrate, not divide and disintegrate. We discover in our unity that »Ein feste Burg ist unser Gott«; the truth becomes our reality.

How do we pray? We pray »thy Kingdom come« – for a kingdom where His peace shall know no end, where none shall mourn and there will be no more tears. Prayer moves us closer not only to God, but to one another. It connects us with those whom we otherwise cannot see. Prayer breaks down division, in prayer we take each other's hands and find our safe stronghold, »Ein feste Burg ist unser Gott«. Manchester and the cities around will recover; it is a heroic city, it will demonstrate its generosity and character in standing with those suffering, in showing that love overcomes hate.

We must also go also beyond individual prayer and unity. Whatever is happening politically, across Europe we belong to each other in our culture, our Christian history. In this year of the 500th anniversary of the Reformation, after the most war-torn century of history, we know that the evils of division and disintegration must be resisted.

I am not speaking of Brexit, nor of any politics, but of an attitude of mutual support and care. God is our mighty fortress when we stand together. A year

ago one of our Members of Parliament, Jo Cox, was murdered by a political extremist. Before her death, she said »there is far more that unites us than divides us.« Let that be true amongst Christians, let us declare our unity in the love of Christ, in prayer, in celebration of joy, in mourning with the poor and the broken and the terrorised, for we know beyond any doubt that »Ein feste Burg ist unser Gott«.

Erzbischof Dr. Heiner Koch, Berlin

Im Namen der katholischen Kirche in Deutschland und der Katholiken im Erzbistum Berlin grüße ich Sie am Beginn des Evangelischen Kirchentages sehr herzlich. Gut, dass Sie nach Berlin gekommen sind!

Im Osten Deutschlands sind nach meinen Erfahrungen die evangelische und die katholische Kirche noch intensiver verbunden als in anderen Teilen unseres Landes. Nach schweren Zeiten seit der Reformation hat sich hier nicht zuletzt unter dem Druck der Herrschenden in der DDR ein vertrauensvolles und belastbares Miteinander zwischen unseren Kirchen entwickelt. Wir erleben einander als theologische Anfrage und als geistliche Bereicherung. Wir stehen im Auftrag Christi zu unserer gemeinsamen Sendung in diese unsere Gesellschaft hinein. Wir stärken und wir ermutigen uns. Und wir feiern zusammen!

Deshalb können wir auch mit ganzem Herzen das Gedenkjahr an die Reformation als Christusjahr miteinander begehen. Seien Sie sicher, wir feiern es hier in Berlin sehr intensiv! Wir feiern es vor allem, weil wir darauf bauen, um das Leitwort dieses Kirchentages aufzugreifen, dass Gott auf unseren gemeinsamen Weg mit- und zueinander schaut. Warum soll nicht unter seinen guten Augen das möglich werden, was viele von uns kaum für möglich halten: dass wir wieder eins werden?

Wir sind von Gott gesandt, in dieser Stadt Berlin heute das Wort Gottes zu verkünden, ob gelegen oder ungelegen. Sicher, es ist nicht immer leicht, die Gottesfrage in dieser Stadt wachzuhalten. Wie finden wir hier in Berlin einen gnädigen Gott? So möchte ich in Anlehnung an Martin Luther formulieren. Müssten aber nicht die 30 Prozent der Berlinerinnen und Berlin, die Christen sind, genügen, um die Botschaft Gottes für alle Menschen in Tat und Wort unter uns lebendig zu halten?

Eins ist sicher: Eine gottlose Stadt – wie manche meinen – ist Berlin nicht. Wir müssen den Menschen hier Gott nicht bringen. Er ist schon längst da! Gott schaut auf diese Stadt. Mit wachen und sorgenden Augen schaut er auf die Menschen, die hier leben und wirken. Er schaut uns an durch die Augen dieser Menschen, die von unseren Kirchen und ihrer Botschaft oft so weit weg zu sein scheinen. Er schaut uns an, gerade auch durch die Augen der

Menschen, die in dieser Stadt nicht zu den Einflussreichen und gut Vernetzten gehören. Er schaut uns an durch die Augen der Terroropfer vom Breitscheidplatz und durch die Augen der Flüchtlinge, die zu uns kommen mit ihrem ausgeprägten Familiensinn, ihrer Heimatverbundenheit und ihrem oft so lebendigen Gottesglauben. Sie mögen manche von uns irritieren und vielleicht sogar ängstigen. Sie sind eine Herausforderung für uns mit ihrem Elend und mit ihrem dennoch so reichen Leben. Sie sind eine Einladung und ein Geschenk, in dem Gott uns nahe ist und in dem er uns anschaut – auch mit fragendem Blick: Ich schaue auf euch! Schaut ihr aber auf mich?

Herzlich lade ich Sie in den kommenden Tagen auch zu den Aktivitäten der katholischen Kirche und des Erzbistums Berlin ein.

Von Herzen erbitte ich für Sie und für uns in diesen Tagen Gottes Segen, dass der Herr sein Angesicht über uns leuchten lasse und sein Antlitz uns zuwende und seinen Frieden schenke!

Ich wünsche Ihnen und uns mit Ihnen in diesem Sinn von ganzem Herzen Tage des Schauens. Nicht des Wegschauens, sondern des Hinschauens zu den Menschen und gerade darin des Aufschauens zu Gott, der auf uns schaut!

Schau'n wir mal. Und: Schau'n wir mal gemeinsam!

Michael Müller, Regierender Bürgermeister von Berlin

Ihnen allen einen herzlichen Willkommensgruß im Namen der Gastgeberstadt Berlin.

Ganz Berlin ist in diesen Tagen vom Kirchentag geprägt. Überall in der Stadt blitzt das kräftige Kirchentagsorange auf. Wir freuen uns, dass Sie aus nah und fern nach Berlin gekommen sind – aus vielen Ländern der Welt, aus allen Teilen Deutschlands und Europas, aus evangelischen Gemeinden, aus der lokalen und aus der weltweiten Ökumene – Christen, Muslime, Juden, Buddhisten, Menschen, die an einen Gott glauben, und auch Humanisten, die den Dialog über gemeinsame Werte suchen: Schön, dass Sie alle da sind! Herzlich willkommen in Berlin!

Am Anfang soll aber auch ein Wort des Danks stehen – danke an die Organisatoren und die vielen Freiwilligen, die dieses Großereignis auf die Beine stellen und mit ihrem tollen Engagement erst möglich machen.

Und ein herzlicher Dank auch an die über 12.000 einzelnen Gastgeberinnen und Gastgeber in unserer Stadt, die eine Unterkunft für Kirchentagsbesucherinnen und -besucher zur Verfügung stellen. Sie alle tragen so dazu bei, dass Berlin eine gastfreundliche Stadt ist.

Während wir zu diesem Kirchentag hier in Berlin zusammenkommen, denken wir besonders auch an die Wurzeln des Protestantismus und die Reformation, für die Martin Luther vor 500 Jahren entscheidende Anstöße gab.

Unsere herzlichen Grüße gehen in die Lutherstadt Wittenberg, die in diesen Tagen auch ganz im Zeichen des Kirchentages und des Reformationsjubiläums steht.

Heute aber sind wir in Berlin. Und diese Stadt ist für ein solches Treffen ein besonderer Ort. Genau hier vor dem damals schwer vom Krieg gezeichneten Reichstagsgebäude hat vor bald 70 Jahren Ernst Reuter als Bürgermeister eindringlich an die »Völker der Welt« appelliert, auf diese Stadt zu schauen und sie in ihrem Freiheitskampf zu unterstützen. Und nur wenige Meter entfernt verlief die Mauer, die Berlin jahrzehntelang teilte und so viel Leid über viele Menschen brachte.

»Du siehst mich«: So heißt die ermutigende Losung dieses Kirchentages. Heute ist es nicht die um ihre Freiheit ringende und vom Krieg gezeichnete Trümmerstadt Berlin, die gesehen werden will. Heute sind es die Menschen, die in Syrien oder im Jemen unter Krieg und Terror leiden. Es sind die Journalisten und Wissenschaftler aus der Türkei, die bei uns Zuflucht suchen, weil sie in ihrer Heimat verfolgt werden. Und es sind Menschen mitten in unserer wohlhabenden Gesellschaft, die sich abgehängt und missachtet fühlen, in Armut, ohne Arbeit und Perspektive. Sie fragen sich: Seht ihr mich? Seht ihr uns?

Ich bin ganz sicher, dieser Kirchentag wird auch ein Kirchentag des Hinschauens sein. Dorthin, wo Unrecht geschieht. Wo Menschen um Gerechtigkeit und Würde, um ihr Leben und ihre Freiheit ringen. Sie alle sollen wissen: Wir sehen sie. Wir vergessen sie nicht. Wir nehmen sie solidarisch in unsere Mitte. Nicht als Lippenbekenntnis gemeint, sondern als Anspruch, persönlich und konkret Verantwortung für eine gerechtere und friedlichere Welt zu übernehmen.

Seit fünf Jahrhunderten ermutigt uns reformatorisches Denken zum Ringen um die Freiheit. Es regt uns bis heute dazu an, uns offen und ehrlich mit allen Höhen und Tiefen unserer Geschichte auseinanderzusetzen. Und auch das sollten wir uns hier vor diesem Symbol der Demokratie in Deutschland bewusst machen: Die Freiheit des Christentums war und ist bis heute untrennbar verbunden mit der Schaffung einer Gesellschaft freier und gleichberechtigter Menschen. Einer Gesellschaft, die niemanden zurücklässt oder ausschließt.

Diese Botschaft ist mir gerade in diesen unruhigen Zeiten besonders wichtig. Wir haben am 19. Dezember 2016 den schrecklichen Anschlag auf den Weihnachtsmarkt am Berliner Breitscheidplatz erlebt. Wir erinnern uns an Paris, Nizza, Orlando und Istanbul. Und heute denken wir besonders an die Menschen in Manchester, die vorgestern Abend Opfer eines fürchterlichen Attentats auf eine Konzerthalle wurden. Wir trauern um die Toten. Unsere Gedanken sind bei den Hinterbliebenen.

Und ich appelliere nach all diesen schrecklichen Gewalttaten an uns alle: Lassen wir uns unser Handeln nicht von diesen Verbrechern diktieren. Dre-

hen wir nicht mit an der Spirale des Hasses und der Gewalt. Suchen wir gerade jetzt die Begegnung und den interreligiösen Dialog. Bewahren wir uns unsere Weltoffenheit und vor allem unseren Respekt vor dem anderen Menschen. Denn das ist es, was unsere Gesellschaft in ihrem Innersten zusammenhält. Und was letztlich stärker ist als jede Gewalt.

Ich freue mich mit Ihnen allen auf einen Kirchentag, der uns zur Besinnung einlädt. Einen streitbaren Kirchentag, der uns Kraft zur Versöhnung, zum Abbau von Mauern und zum Einsatz für eine friedlichere und gerechtere Welt gibt. Einen Kirchentag, der Mut macht, sich in die Gesellschaft einzubringen und Verantwortung für die Zukunft und für eine lebendige Demokratie zu übernehmen.

Liebe Kirchentagsbesucherinnen und -besucher, jetzt wünsche ich Ihnen allen einen schönen Abend mit vielen guten Begegnungen! Ich wünsche Ihnen einen inspirierenden Kirchentag in Berlin, von dem Sie viele wertvolle Anstöße, Kraft und Ermutigung mit in Ihren Alltag nehmen. Noch einmal: Herzlich willkommen in Berlin zum 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag!

Bibelarbeiten

Maria und Elisabet begegnen sich – Lukas 1,39-56

Bibelarbeiten am Donnerstag, 25. Mai 2017

Bibelarbeit am Donnerstag, 25. Mai 2017, Gerüstkirche

Prof. Dr. Andrea Bieler, Praktische Theologin, Basel
Lynn Kristin Schroeter, Theologiestudentin, Münster
Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke, Religionspädagoge, Paderborn

Die Bibelarbeit fand in der Gerüstkirche im Zentrum Jugend am Anhalter Bahnhof statt. Sie wurde gerahmt von Songs der Künstlerin Anastacia, mit denen die Gerüstkirche beschallt wurde. Vorbereitet wurde die Bibelarbeit mit Studierenden der evangelischen Theologie aus Paderborn, die auch einige Textpassagen von verschiedenen Stellen des Gerüsts aus sprachen. Zu Beginn erhielten alle Teilnehmenden jeweils einen Vers des Magnificats aus zehn unterschiedlichen Übersetzungen. An verschiedenen Stellen wurden unterschiedliche Gesten eingeführt und gemeinsam mit den Teilnehmenden ausgeführt.

Musik: *Not That Kind*¹

Lynn Kristin Schroeter: *Anastasa* [Geste 1] so lautet das erste Wort des griechischen Bibeltextes für heute morgen. Anastacia haben wir gerade gehört. Dieser Name ist Programm: »sich aufmachen« [Geste 1]. *Anastasa* hat viele Bedeutungen: sich aufmachen, hinaufgehen, aufstehen, sich erheben, auf-erstehen. All dies schwingt mit im ersten Wort unseres Textes. All dies wird besungen in dem Song von Anastacia. All dies macht den Ton unseres Textes aus: [Geste 1] aufwärts!

Andrea Bieler: Diesen Text legen wir heute Morgen zusammen mit euch aus.

Harald Schroeter-Wittke: Herzlich willkommen in der Gerüstkirche am Anhalter Bahnhof. Hier wird Bibel gerockt. Wir werden zwischendurch auch mal Bibel tanzen. Wir werden euch zwischendurch auffordern, wild zu ges-

¹ *Not That Kind*, aus: Anastacia: *not that kind*, 2000, Nr. 1.

tikulieren, zum Beispiel mit dieser ersten Geste: [Geste 1] sich aufmachen. Schaut doch mal in diese nach oben offene Kirche, in einen geöffneten Himmel. Atmet durch: [Geste 1] *Anastasa* – mache dich auf!

Wir befinden uns an einem besonderen Ort hier, mitten in einer Kirche aus Gerüststangen. Hier weht ein frischer Wind. Diese Kirche ist mobil, eine Baustelle, ein Fragment. Diese Kirche ist alles andere als fertig. Und nebenan steht ein weiteres Fragment, eine Ruine, ein Mahnmal: die Fassade eines im Zweiten Weltkrieg zerstörten Bahnhofs. Von hier fuhren die Züge Richtung Anhalt, in den Süden. Hier im Anhalter Bahnhof haben die Nazis knapp 10.000 Berliner Juden versammelt und ins KZ Theresienstadt deportiert.

Diese sogenannten Alterstransporte fanden in der Regel morgens statt, mit planmäßigen Zügen. An die wurden ein bis zwei Personenwagen dritter Klasse mit den Deportierten angehängt.

Dahinten ist noch eine Erinnerungstafel am Sportplatz. Sie erinnert an Lilli Henoch, zehnfache Deutsche Meisterin und vierfache Weltrekordhalterin in der Leichtathletik. Lilli Henoch wurde 1942 nach Riga abtransportiert und mit Hunderten anderer Juden in einem terroristischen Massaker der SS erschossen.

Bieler: Nun sind wir hier heute Morgen versammelt und denken nach über eine Geschichte von vier jüdischen Menschen, nämlich von zwei schwangeren Frauen: Elisabet, im siebten Monat schwanger mit Johannes, dem Täufer, und Maria, noch ganz am Anfang ihrer Schwangerschaft mit Jesus im Bauch. Diese vier Menschen begegnen sich in unserem Bibeltext – und sie begegnen uns heute Morgen.

Schroeter: *Not that kind of girl*: Frauen, die aus der Reihe tanzen. Die eine, Elisabet, ist eigentlich viel zu alt, um schwanger zu werden. Die andere, Maria, ist viel zu jung, gerade zwölf oder 13 Jahre alt. Sie kommt wie die Jungfrau zum Kinde. Ihr Kind ist von keinem irdischen Vater gezeugt, sondern vom Heiligen Geist. Beide Frauen stehen am Rande der Gesellschaft. Sie entsprechen in keinsten Weise den Erwartungen ihrer Zeit. Wahrlich: *Not that kind of girl*. Und doch werden sie staunen, singen und loben. Elisabet segnet Maria und ihr Ungeborenes. Maria singt einen Lobgesang, wie die Welt ihn noch nicht gehört hat – unerhört. Das Magnificat: ein Großmacherlied, ein Mutmachlied, ein Revolutionslied gegen die mächtigen Herren dieser Welt. Dieses Lied steht im Zentrum unseres Textes. Es wurde hundertfach vertont und tausendfach ausgelegt. Lasst uns einstimmen in diesen Lobgesang der Maria:

Gemeinsames Lied: Magnificat²

² Magnificat. Kanon, in: Deutscher Evangelischer Kirchentag u. a. (Hrsg.): FreiTöne. Liederbuch zum Reformationsommer 2017, Nr. 103.

Schroeter: »Maria aber machte sich auf [Geste 1] in diesen Tagen und ging eilends [Geste 2] in das Gebirge zu einer Stadt in Juda und kam in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth.« (Luther 2017, Lukas 1,39-40).

Bieler: Eilends! [Geste 2]

Maria läuft und läuft und läuft.

Sie hört ihren Atem, das pochende Herz, der Pulsschlag geht immer schneller.

Das war der blanke Wahnsinn!

Dieser merkwürdige Engel hat gesagt: Du wirst überschattet werden vom Heiligen Geist.

Überschattet ... überschattet [wie ein Echo]

Oder vielleicht hat er gesagt: Die heilige Geistkraft wird auf dich herabkommen und die Kraft des Höchsten wird dich in ihren Schatten hüllen.

Was nur sollen diese Worte bedeuten?

Maria hat keine Ahnung. Sie fühlt sich wie zugehörnt.

In ihren Schatten hüllen: das klingt eigentlich ganz schön. Umhüllen ...

Vielleicht wie in die Wolldecke ihrer Mutter, die sie wärmt und nachts beschützend bedeckt.

Oder wie unter dem Olivenbaum, der in der Hitze Schatten spendet.

Maria ist immer noch wie in Trance. Alles kommt ihr vor wie im Traum. Und sie ist immer noch nicht aufgewacht.

Was wirklich ist, ist ihr Pulsschlag, der Schweiß, der an ihr herunterläuft.

Uff, da kommt schon der nächste Berg, den muss sie auch noch erklimmen.

Obwohl es jetzt steil bergauf geht: Maria läuft weiter. Sie rennt und rennt und rennt.

Plötzlich bleibt sie stehen, stützt die Hände auf die Knie und wie ein Blitz durchzuckt es sie:

Ich bin schwanger! Das ist so krass!

Sie legt die Hände auf den Bauch – noch spürt sie nichts. Wie auf das hoffen, was sich noch nicht bewegt? Wie an das glauben, was noch nicht zu sehen ist?

Auf alle Fälle soll etwas sehr Kostbares mit Gottes Kraft geboren werden.

Ein Kind Gottes. Ein heiliges Kind. Wie jedes Kind. Und wie jedes Kind ganz besonders.

Schroeter: »Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte [Geste 3] das Kind in ihrem Leibe.« (Luther 2017, Vers 41 a).

Schroeter-Wittke: Hüpfen [Geste 3] – strampeln – boxen. Diesen Moment, ich erinnere ihn noch ganz genau: Als ich die Hand auf dem Bauch meiner Frau liegen hatte und zum ersten Mal das Baby spürte. Es hat sich bewegt – ich hab's selbst gespürt. Heiliger Schauer – zart, aufregend, mit Pipi in den Augen. Da ist wirklich neues Leben. Da drin ist wirklich ein ganzer Mensch, eine

eigene Person. Kaum zu fassen – unbegreiflich. Obwohl ich selbst daran ja nicht unbeteiligt war, es ist und bleibt mir bis heute unvorstellbar, wie Leben entsteht.

Nicht nur das Kind hüpf – auch ich hüpf innerlich vor Freude: Mein Herz hüpf, mein Kopf hüpf, *leaping and looping in my mind*. Alles in mir hüpf. Mann, was bin ich aufgeregt!

Was für ein zarter und intimer Moment in diesem Text voller Umsturz.

Und dann denke ich: Auch ich habe gehüpft, gestrampelt und geboxt im Bauch meiner Mutter. Im Kirchentagspsalm heißt es: »Im Körper von meiner Mutter: Da wurde ich zum Mensch. Zu einem Mensch mit Gefühlen.« (Psalm 139,13).

Auch ihr habt gehüpft, gestrampelt und geboxt im Bauch eurer Mutter. Und da waren eine Mama und ein Papa, die sich ein Loch in den Bauch gefreut haben. Vielleicht hat dein Papa einen Kuss auf den Bauch gedrückt und geflüstert: »Hallo, du. Hab keine Angst. Mama und Papa, wir freuen uns auf dich. Wir werden dich beschützen.«

Und ich, ich hüpf heute immer noch, wenn ich an unsere drei Kinder denke. Besonders an unseren Jüngsten, der hat Trisomie 21, das sogenannte Down-Syndrom. Wir nennen es lieber das Up-Syndrom. Denn unser Jüngster lässt uns jeden Tag neu vor Freude hüpfen über dieses Gottesgeschenk. Wir haben Glück gehabt, denn wir haben vor seiner Geburt nichts von seiner genetischen Disposition gewusst. So mussten wir uns keine Sorgen machen, ob wir ihm eine normale Geburt zutrauen und wie das sein wird, wenn er auf der Welt ist. Mittlerweile haben wir viele Menschen mit Down-Syndrom kennen gelernt: was für Gottesgeschenke. Wie erklären wir diesen Menschen, dass bei uns in Deutschland mehr als 90 Prozent aller Menschen mit der Diagnose Down-Syndrom abgetrieben werden?

Es ist ja vermutlich noch einige Zeit hin. Aber auch ihr werdet Kinder zeugen und empfangen. Das muss ja nicht unbedingt schon mit zwölf oder 13 Jahren sein, so wie bei Maria. Blöd wäre auch, wenn ihr wie die Jungfrau zum Kinde kommt. Aber wenn das Kind dann heranwächst in eurem Bauch und ihr merkt: Du lieber Gott, das Kind hüpf, es lebt. Dann seid mutig und lasst euch auf dieses Gottesgeschenk ein!

Der biblische Ultraschall unserer Geschichte hat zu Freudenhüpfern geführt. Aber was ist, wenn der Ultraschall eures Ungeborenen zu Sorgen Anlass gibt? Sprecht mit Menschen eures Vertrauens. Macht das nicht mit euch alleine aus. Nehmt Begleitung in Anspruch, so wie Maria zu Elisabet gegangen ist. Nehmt euch so viel Zeit wie möglich, bevor ihr Entscheidungen trefft.

Und vielleicht denkt ihr an das, was wir jetzt gemeinsam tun werden. Im Fußball werden Mannschaften dadurch unterstützt, dass ganze Tribünen hüpfen. So lasst uns gemeinsam hüpfen für alle, die schwanger sind und Unterstützung brauchen:

Wir [hüpfen] schaffen [hüpfen] das [hüpfen].
Für alle, die eine Behinderungsdiagnose gestellt bekommen:
Wir [hüpfen] schaffen [hüpfen] das [hüpfen].
Für alle, die den Mut haben, ihr Kind auszutragen:
Wir [hüpfen] schaffen [hüpfen] das [hüpfen].
Für euch alle hier, wenn ihr Mama und Papa werdet:
Wir [hüpfen] schaffen [hüpfen] das [hüpfen].

Schroeter: »Und Elisabeth wurde vom Heiligen Geist erfüllt. [Geste 4]« (Luther 2017, Vers 41 b).

Bieler: Erfüllt werden [Geste 4]. Auf einmal durchströmte es Elisabet, zuerst war es wie Schmetterlinge im Bauch, ein Zwicken und Drücken, wie beim ersten Mal verliebt sein. Doch dann durchströmte es sie, ein warmes Fließen, überall im Körper, und all ihre Ängste flossen aus ihr heraus und alles, was starr war und dunkel, verließ sie.

Und sie begann ein bisschen hysterisch zu kichern, und gleichzeitig zu heulen und dann laut loszulachen; sie freute sich einen Ast ab. Sie fühlte sich so lebendig und vor Kraft strotzend.

Schroeter: »Als Elisabet den Gruß Marias hörte, da strampelte das Kind in ihrem Bauch. Elisabet wurde erfüllt mit heiliger Geistkraft. Sie schrie auf und rief mit lauter Stimme:«

Bieler: »Gesegnet bist du unter den Frauen, und gesegnet ist die Frucht in deinem Bauch. Wie kommt es, dass die Mutter meines Herrn gerade mich besucht? Sieh nur:«

Schroeter-Wittke (flüsternd): Du siehst mich.

Bieler: »In dem Moment, als dein Gruß in meinen Ohren klang, strampelte das Kind in meinem Bauch vor Freude. Glückselig ist die, die vertraut, denn es wird zur Vollendung kommen, was die EWIGE ihr zugesagt hat.«

Schroeter: »Und Maria antwortete:« (Verse 41 a bis 46 a).

Schroeter-Wittke (singt leise): »Und wenn sie tanzt, ist sie woanders
Für den Moment, dort, wo sie will.
Und wenn sie tanzt, ist sie wer anders,
Lässt alles los, nur für das Gefühl.«

Musik: Magnificat³

Stimme 1 vom Kirchenturm: *Magnificat anima mea Dominum.*

Stimme 2 vom Gerüst links: Meine Seele erhebt den Herrn.

Stimme 3 vom Gerüst rechts: Mein Innerstes lobt die Größe der EWIGEN.

Bieler: Jetzt geht es um das Magnificat, um den Lobgesang der Maria. Dieses Magnificat ist tausendfach bearbeitet worden – eine echte Bibelarbeit über 2.000 Jahre hinweg. Wir haben soeben den lateinischen Beginn gehört, so wie Johann Sebastian Bach ihn vertont hat:

Stimme 1 vom Kirchenturm: *Magnificat anima mea Dominum.*

Bieler: Wir haben die Übersetzung der Lutherbibel 2017 gehört:

Stimme 2 vom Gerüst links: Meine Seele erhebt den Herrn.

Bieler: Wir haben die Kirchentagsübersetzung gehört:

Stimme 3 vom Gerüst rechts: Mein Innerstes lobt die Größe der EWIGEN.

Schroeter-Wittke: Auf der Karte, die ihr zu Beginn dieser Bibelarbeit erhalten habt, steht jeweils ein Vers aus dem Magnificat, in einer von zehn verschiedenen Übersetzungen. Diese wollen wir nun gemeinsam und gleichzeitig zum Klingen bringen. Wir sagen den entsprechenden Vers an. Daraufhin lest ihr dann euren Vers in der abgedruckten Übersetzung – so laut, dass alle Menschen, die um euch herumstehen, es verstehen können. Das ergibt einen Klangteppich verschiedener Übersetzungen.

Schroeter: Magnificat: Vers 46

Bieler: Ode an die Freude: Vers 47

Schroeter-Wittke: Alle Generationen: Vers 48

Schroeter: Gottes heiliger Name: Vers 49

Bieler: Barmherzigkeit und Ehrfurcht gehören zusammen: Vers 50

³ Magnificat aus: Johann Sebastian Bach: Magnificat BWV 243, Aufnahme unter Leitung von Hermann Max, Nr. 1.

Schroeter-Wittke: Gegen die Überheblichen: Vers 51

Schroeter: Die Umkehr der Verhältnisse – eine Erhebung: Vers 52

Bieler: Gott erfüllt die Hungrigen: Vers 53

Schroeter-Wittke: Israel, Gottes Kind: Vers 54

Schroeter: Versprochen ist versprochen: Vers 55

Bieler: Magnificat: das Großmacherlied – von einem Gott, der die Erniedrigten ansieht.

Schroeter-Wittke: *Make this God great ...*

Schroeter: *Against* Trump, Le Pen, AfD, IS und wie sie sonst noch alle heißen in Ost und West, die die Überlebensfragen dieser Erde zugunsten ihrer Eigeninteressen ignorieren. Sie alle setzen unsere Zukunft großkotzig aufs Spiel.

Maria war so jung wie wir und sie hat an den Umsturz aller Verhältnisse geglaubt und in ihrem Protestsong zur Sprache gebracht. Was können, sollen, müssen, dürfen wir jetzt tun? Was kann uns Mut machen in unserer Wut?

Schroeter-Wittke: Das ist eine gute Frage, auf die ich keine allgemeingültige Antwort habe. Aber, das weiß ich: Es ist das Recht der Jugend angesichts der weltweiten Bedrohungen, umstürzende Veränderungen mit aller Kraft und Kreativität einzufordern.

Bieler: Und Maria, diese schwangere junge Frau, macht dies mit all ihrer Power: Sie singt. Sie stellt sich diesen Umsturz vor. In ihrer Vorstellung nimmt dieser Umsturz Gestalt an. Sie freut sich darauf: Die Gewaltigen werden gestürzt und die Niedrigen erhoben. Die Hungrigen erhalten mehr als nur Nahrung, und die im Überfluss leben gehen leer aus.

Ja, es gibt Alternativen für ihre Welt und für unsere Welt. Maria glaubt an die Veränderbarkeit der Verhältnisse. Denn sie hat dies am eigenen Leib erfahren. Der barmherzige Gott hat sie angesehen. Und nun genießt sie Ansehen und trägt die Umkehr aller Verhältnisse in sich. Diese Umkehr ist die Frucht der Liebe Gottes. Diese Umkehr wird aus Barmherzigkeit geboren, nicht aus Gewalt. Deshalb redet Maria sich ihre Welt nicht schön, sondern sie lobt Gott, den Allbarmherzigen. Und das macht ihr Mut in ihrer Wut. So kann Gott in ihr heranwachsen. Maria singt Gott groß.

Schroeter: Wow! *Allah hu akbar?*

Bieler: Ja, *Allah hu akbar*. Gott ist groß. *Allah* ist das arabische Wort für Gott. Die arabischen Christinnen und Christen sagen zu Gott *Allah*.

Schroeter-Wittke: Dann ist das Magnificat also ein biblisches *Allah hu akbar*?

Bieler: Genau. Wir hören es uns noch einmal an in der Übersetzung in Leichter Sprache.

[Textlesung Verse 46 b bis 55]

Schroeter-Wittke: Was Gott sagt, das gilt allen Menschen – *omnes generationes*.

Musik: *Omnes generationes*⁴

Schroeter-Wittke: Und Maria blieb [Geste 5] bei Elisabet etwa drei Monate.

Schroeter: Bleiben [Geste 5].

Bleiben kann Maria hier bei Elisabet. Drei Monate innehalten.

Stillstand ist auch eine Bewegung! Denn während Maria stehen bleibt, rast gedanklich alles an ihr vorbei, wie ein Film. So viel Bewegung, dass ihr schwindelig wird. Sie war so viel gelaufen, so viele Schritte gerannt, innerlich gerannt, weggerannt, und dann Elisabets Offenbarung in die Arme gerannt.

Sie wurde verändert, jubelte und tanzte den Tanz der Revolution, einen Freudentanz. Und es tanzt in ihr weiter. Sie blieb innerlich bewegt, gedanklich überall. Das Erfüllte, Gespürte realisieren, nachwirken lassen und aushalten. Bleiben ist das, was sie jetzt braucht, um zu verstehen, um sich auszuruhen, vorzubereiten. Jetzt bleiben, um in drei Monaten gehen zu können, einen neuen Lebensweg zu beschreiten. Sie bleibt, um zu gehen. Aber erst mal bleibt sie.

Bei uns ist es oft: entweder – oder! Wir kennen die Entscheidungsfrage in Situationen von A bis Z. Bleiben oder gehen? Vielfältig in ihrer Bedeutung, zum Beispiel: »Bleib! Halte durch!« Sich in einem Konflikt behaupten und bewahren, oder davor fliehen. Oder: »Bleib! Hier geht's dir zwar nicht gut, aber wo sollst du denn schon hin?« In alten Systemen gefangen bleiben oder sich davon befreien.

Wofür entscheidest du dich? Oder entscheidet jemand anders für dich? Was tust du? Bleibst du oder gehst du?

10.000 Berliner Juden wurden gegangen. Sie durften hier nicht bleiben. Hier am Anhalter Bahnhof wurde für sie entschieden. Sie wären gerne geblieben. Besonders an diesem Ort sollte Marias Protestsong laut werden. Und

⁴ *Omnes generationes* in: Johann Sebastian Bach: Magnificat BWV 243, Aufnahme unter Leitung von Hermann Max, Nr. 5.

wenn ihr vor eine Entscheidung gestellt werdet, sei es die Frage nach Bleiben oder Gehen, nach Wegschauen oder Handeln, oder die Frage nach Leben und Tod, erinnert euch an Marias Mutmachlied. Hört zu, wie es noch immer in unseren Herzen nachklingt und stimmt ein in das Lied, das bleibt.

Schroeter-Wittke: »Danach kehrte Maria wieder heim [Geste 6].« (Vers 56 b).

Bieler: Heimkehren [Geste 6].

Heimkehren. Wie das sein wird? Sie ist eine andere geworden. Hat so viel erlebt. Auf dem Weg. Als sie nur noch weggerannt ist und Angst hatte und konfus war. Und dann hat Elisabet sie in ihr Haus aufgenommen. So wie sie war, durchgeschwitzt und mit pochendem Herzen, auf der Flucht. Und dann diese überwältigende Begrüßung. Diese Erfahrung hat alles verändert, hat ihr Mut gemacht.

Und jetzt zurück, den ganzen Weg durchs Gebirge. Zurück zu ihrem Freund Joseph. Zurück in das Haus, in dem Unglaubliches geschah.

So viele Menschen sind auf der Flucht. Durchgeschwitzt und mit pochendem Herzen kommen sie bei uns an. So mutig, manchmal todesmutig, voller Hoffnung, dass es jetzt besser wird, ein sicheres Leben, umhüllt vom Schutz der Geistkraft. Und zugleich sind viele konfus. Sie wissen nicht, wie es weitergehen soll. Manchmal kommt ihnen ein herzliches Willkommen entgegen und manchmal der pure Hass. Viele würden gerne heimkehren, doch es gibt kein Zurück. Zumindest jetzt noch nicht.

Und wir? Du und ich? Was werden wir tun? Wo werden wir stehen? Wie hört sich unser Willkommen an?

Es ist Zeit. Jetzt. Steh auf! Gegen die Menschenfeindlichkeit. Fürchte dich nicht! *Love is Alive!*

Musik: *Love is Alive*⁵

⁵ Anastacia: *Love is Alive* (4:00), aus: *not that kind*, 2000, Nr. 5.

Bibelarbeit am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 9

Katrin Göring-Eckardt MdB, Fraktionsvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen, Berlin

Guten Morgen, liebe Schwestern, liebe Brüder, guten Morgen den Beobachtern und den Zweiflern, guten Morgen den immer schon Kirchentaglern, guten Morgen den Mitgebrachten, guten Morgen an diesem Himmelfahrtstag, mit Himmelfahrt hat der Bibeltext, der uns in der kommenden Stunde beschäftigt, auf den ersten Blick nichts zu tun. Bevor es zurück in den Himmel geht, geht es um das Himmelfahrtskommando, auf die Erde zu kommen. Bevor es um das Ende der Geschichte von Jesus Christus gehen kann, soll der allererste Anfang in den Blick kommen, frei nach dem Motto: Wer ohne Sicht zurück ist, wird leicht rück-sichts-los.

Wie in einem großen Musikstück klingen die zentralen Motive des Lebens Jesu ganz am Anfang schon an: die Erhöhung des Unscheinbaren, der Kampf für die Armen, die Drohung an die Reichen. Natürlich ist die Geschichte der Begegnung von Maria und Elisabet erst erzählt worden, als die Pointe schon bekannt war. Christi Weg durch Leiden und Sterben und seine Himmelfahrt waren schon geschehen, bevor man/frau sich an die Begegnung der Frauen erinnerte.

Schließlich sollten sich Johannes und Jesus, also die Kinder der beiden Frauen, später begegnen. Die Menschen, die diese Geschichte erinnerten, wussten um die Dramatik, um die existenzielle Gefährdung und um die katastrophalen Folgen. Wenn wir im Weiteren der Bibelarbeit die Geschichte heutiger Gefährdungen von Christinnen und Christen in dieser Welt mithören, dann ist das keineswegs falsch – Saudi-Arabien zum Beispiel, aber auch Nigeria oder Indien. Ich lese Lukas 1,39-56. [Textlesung]

Liebe Schwestern und Brüder, romantisch war es bestimmt nicht, aber vermutlich sehr nah am Leben. Drei Monate waren die beiden Frauen beieinander. Ich nehme an, sie hatten Spaß miteinander. Die Junge und die Alte. Wahrscheinlich haben sie gekichert und ihre Bäuche angeschaut, die langsam dicker wurden.

Für mich war es bei der ersten Schwangerschaft jedenfalls ein wahnsinniges Staunen, ein großes Glück und zugleich eine große Angst, was wohl werden wird. Mein erster Sohn ist 1989 geboren. Am Anfang der Schwangerschaft war noch die DDR, die den 40. Geburtstag der Republik als Jubelfest vorbereitete. Am Ende der Schwangerschaft wurden die Grenzzäune in Ungarn geöffnet und ein paar Tage nach seiner Geburt begann die friedliche Revolution. Im Grunde waren es zwei Geburten parallel: die meines Sohnes, eine ganz individuelle, und die Geburt einer neuen Zeit, einer neuen Zeitrechnung, kann man im Nachhinein sagen, einer lang ersehnten Freiheit, die plötzlich das Licht der Welt erblickte.

Maria und Elisabet. Zwei Frauen, die alles andere als im Mainstream waren. Die eine zu jung und ohne Mann. Die andere zu alt und längst jenseits aller Hoffnung, noch schwanger zu werden. Ich will versuchen, mich den beiden Frauen zu nähern und zugleich uns allen hier. Ich will es von der Seelenseite aus versuchen. Deswegen will ich erzählen vom Auszug aus der Angst, von der Einkehr bei Gott und von der Hinwendung zur Welt.

Natürlich geht es heute im Glauben – anders als zur Zeit Marias und Elisabets und auch zu Zeiten Luthers – nicht zuerst um ein freies Leben der Seele im Jenseits, sondern um ein freies Leben der Seele im Diesseits. Zu unserer erwachsenen Art zu glauben gehört das Wissen darum, dass dieser Weg »Auszug aus der Angst – Einkehr bei Gott – Aufbruch in die Welt« niemals ungebrochen, geradlinig und ungefährdet verläuft.

Es gibt keinen direkten Weg vom Ende der Angst zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Einmal weil Gott kein Automat ist, in den man oben Glauben und Vertrauen reinsteckt und unten Freiheit herauskommt. Gott ist frei und bleibt frei, und seine Freiheit zeigt sich am schmerzhaftesten an seiner Verborgenheit und seinem Schweigen. Die Bibel ist voll von Sehnsuchtsrufen nach Gott – nicht zuletzt der Schrei Jesu am Kreuz, dessen Beantwortung vordergründig ausblieb.

Zum anderen weil der Mensch nicht einfach ist und ganz bestimmt nicht nur ein Gutmensch. Er ist immer auch das Einfallstor des Bösen, Vollstrecker des Grausamen und Anwalt des Sinnlosen. Er ist oft genug nicht harmlos, weil er nicht zulassen kann, dass Gott Gott ist, sondern selbst Gott sein will. Der Mensch ist von sich aus gott-los und darum in der Gefahr, größenwahnsinnig oder kleingeistig zu werden.

Die Reformation hat diese tiefe Gefährdung der menschlichen Freiheit ins Licht gestellt und damit die Gefährdung auch der modernen Freiheit anklingen lassen – die Freiheit *von* der Übermacht und von Vorschriften, von der Unterwerfung und von Enge und die Freiheit *zu* dem Entscheiden-Können und Leben-im-Offenen, dem Lieben-Können und Geliebt-werden-Können.

Auszug aus der Angst

Ich habe gelesen, viele Kirchentagsteilnehmende seien mit großen Sorgen nach Berlin gekommen. Sorgen um eine Welt, die von narzisstischen Präsidenten beherrscht wird, Sorgen um eine Umwelt, die nicht mehr Luft lässt, Sorgen um die Sicherheit auf unseren Straßen und Plätzen, Sorgen um jeden Menschen, der sich über das Mittelmeer auf den Weg zu uns macht.

Das sind die großen Sorgen, die Weltsorgen – und dann sind da noch, nicht geringer, die inneren, existenziellen, persönlichen Sorgen.

So auch Maria und Elisabet: Maria ist verunsichert. Sie hat die Orientierung verloren. Sie ist aus aller Normalität herausgestoßen. Sie hat Angst vor dem, was da kommt, vor den Zumutungen und den Aufgaben. Ob sie sich in

der Not aufmacht oder ob sie einfach diese bestimmte Art von Entschlossenheit spürt, die man nicht erklären kann, weiß ich nicht. Ich traue ihr zu, dass sie wusste, was zu tun ist, und dass sie deswegen losging. Sie hat nicht in den Fahrplan geschaut; die Freunde bei Facebook konnte sie auch nicht fragen, wie man wohl am besten über die judäischen Berge kommt. Jedenfalls: Sie macht sich auf. Maria soll gelaufen sein durch die Berge Judas. Sie sucht einen Ort, sie braucht einen Menschen. Elisabet öffnet ihr die Tür. Versteht. Und öffnet auch sich selbst.

Wer sind diese beiden Frauen Maria und Elisabet? Schnell geraten ja immer gleich die Söhne der beiden in den Blick. Der asketische Johannes, der etwas von einem großen Bruder hat und Jesus später taufen wird. Von ihm ist gesagt: »Denn er wird groß sein vor dem Herrn; Wein und starkes Getränk wird er nicht trinken und wird schon von Mutterleib an erfüllt werden vom Heiligen Geist. [...] Und er wird vor ihm hergehen im Geist und in der Kraft des Elia.« (Lk 1,15-17). Zusammengefasst: Der Mann säuft und kifft nicht, er ist der totale Charismatiker und der Chef hält von Anfang an seine Hand über ihn.

Und natürlich Jesus: »Der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben.« (Lk 1,32-33). Zusammengefasst: Der Typ, den wir kennen, der immer diese David-Garrett-Frisur hat und an den gerade mal zwölf Leute geglaubt haben, als die ersten Umfragen gemacht wurden.

Doch damit ist die Geschichte noch lange nicht zu Ende erzählt. Das sind die beiden verheißenen Söhne. Von Engeln angekündigt. Ganz besondere Kinder. Weltenretter. Heute allerdings schauen wir auf die Mütter. Alleinerziehend die eine, eine Risikoschwangerschaft die andere. Elisabet, die Hochbetagte. Dass sie so spät im Leben noch Mutter werden würde, stand jenseits aller Erwartung. Sie lebte schon lange mit den mitleidigen Blicken der anderen Frauen. Keine Kinder zu haben, welch ein Unglück in der damaligen Zeit. Doch dann geschieht es: Ein Engel verheißt Zacharias die Geburt eines Sohnes, eine Ankündigung so groß, dass es Zacharias die Sprache verschlägt; er verstummt. Er ist sprachlos und findet keine Worte mehr, bis seine Augen Jesus sehen, den erwarteten Messias, und er wieder singen kann.

Und tatsächlich, Elisabet wird schwanger. Die Schmach hat ein Ende. Der Kerker der Angst, was wohl aus ihr werden wird ohne Kind, ist aufgebrochen. Auszug aus der Angst. Elisabet müssen wir uns als glückliche Frau vorstellen. Sie ist voller Glück, weil sie nun weiß, dass sie nicht arm sein wird im Alter, aber mehr noch: weil Gott ihre Not gesehen hat.

Ihr gegenüber steht Maria. Blutjung. Sie ist schwanger, wie immer sich das zugetragen haben mag. Für sie ist dieses Kind nicht lang erhoffter Segen, sondern eine Zumutung. So hatte sie sich ihr Leben nicht vorgestellt. Für Elisabet war die Kinderlosigkeit Grund für Ausgrenzung. Für Maria ist es

die Tatsache, dass sie – ohne in geordneten Verhältnissen zu leben – ein Kind erwartet. Nicht dazu gehören, arm sein, alleinerziehend, was ja auch heute noch ein finanzielles Abenteuer ist, und dennoch zu wissen: Das ist jetzt mein Weg. Beide Frauen befinden sich jenseits des Mainstreams, so oder so, Randgruppe, Minderheit.

Wie verhält es sich mit Ihnen? Ist hier irgendjemand Minderheit? Wer kommt aus dem Bundesland, das alles kann – außer Hochdeutsch? Steht doch mal auf.

Wer lebt in einer Patchworkfamilie? Gibt es hier jemanden, der katholisch ist? Muslimisch? Ganz und gar ohne Glauben?

Haben wir Berliner hier? Und unter 30-jährige? Ist irgendjemand verliebt in dieser Halle? Hat jemand Kummer? Sommersprossen?

Ihr seht schon: alles Randgruppen hier, Minderheiten.

Die beiden Randgruppenfrauen treffen aufeinander. So ängstlich sie sind, machen sie sich dennoch auf und ziehen raus aus der Angst. Mehr noch, Elisabet sieht ganz genau hin und erkennt das Große des Moments: Wie kommt es, dass die Mutter meines Herrn gerade mich besucht? Elisabet ist die Erste, die es begreift und ausspricht: Dieses ungeborene Kind wird der *kyrios* sein. Ihr kommt es zu, als Erste Jesus als den Herrn zu bekennen. Eine Frau ist die Erste! Das ist doch bemerkenswert.

Wie am Ende, als eine andere Maria ist, die zuerst das leere Grab entdeckt und den Auferstandenen erkennt. Auch hier ist es diese wundersame Aufwertung der Frauen: Sie sind es, sie sehen, was ist, und sie wissen, was zu tun ist. Der gesamte Text birgt mehr weibliche Wertschätzung als manche Weltliteratur der Gegenwart. Hier sagen Frauen das Wesentliche. Sie sind Subjekt. Ihr Handeln und ihr Glaube sind entscheidend. Und heute würden sie sich wohl pinkfarbene Mützen stricken und gegen die Machos und Frauenverächter dieser Welt auf die Straße gehen, zuerst in Washington.

Einkehr bei Gott

Denn weil es den *women's march* und andere Demonstrationskultur damals noch nicht gab, setzt Maria zum Magnificat an, zum großen Lobgesang eines Gottes der Befreiung, des Aufbruchs und der radikalen Erneuerung. Mich macht das ja stutzig. Diese Jubelstory – die göttliche Macht, Errettung, Barmherzigkeit – alles prima? Kann ich das glauben? Ist das nicht ein bisschen viel Friede und Freude?

In dieser Szene, in dieser einfachen Hütte mit den beiden Frauen verdichten sich Heilshandeln, Gewissheit, Hoffnung und Zuversicht. Die Botschaft steckt gerade in diesem trotzdem: Obwohl Maria allein ist und zum Kinde kommt wie eine Jungfrau, traut sie dem Engel! Obwohl sie zuerst erschrak und weder aus noch ein wusste, vertraut sie auf Gottes Wort und Zusage. Starke Frau, diese Maria. Einkehr bei Gott, das heißt Stärke von innen heraus.

Nicht weil dich jemand erhebt, sondern weil du dich erhoben weißt, weil Gott dir Selbstbewusstsein und aufrechten Gang schenkt. Einkehr bei Gott ist Herzensstärkung, ist Mut-Beatmung. Wo Gott draufsteht, ist Halt und Haltung drin: dein Herz, deine Stimme, deine Gedanken für Gerechtigkeit, für das Zukünftige, gegen Armut und Armseligkeit, gegen Angst und Enge.

Das ist die pure Freude, die Raum greift, so dass die Seele ihre Flügel weit aufspannt. Es ist ein Jubeln aus dem Bauch heraus. »Unsere Seele war gefangen im Netz des Vogelfängers, das Netz ist zerrissen und wir sind frei«, heißt es in Psalm 124. Mehr Gottesbefreiung geht nicht.

»Du siehst mich« (Ex 16,13) ist die Losung unseres Kirchentages. Das ist die Zusage Gottes, dass er da ist, uns ansieht und Ansehen gibt, dass er mitgeht auf unserem Weg, uns behütet und begleitet, wie steinig es auch sein mag. So sagt es Maria. Sie fühlt sich angesehen von Gott, wahrgenommen und schließlich gerettet aus unerträglicher Situation.

Sie ist die Magd, die Sklavin, eine Frau ohne Rechte. Aber mit ihrer Rettung gehört sie nicht mehr jedem anderen Mann in dieser Welt. Sie ist nicht schutzlos gegen die Willkür ihres Besitzers. Weil sie Gott zulässt, ist sie den Tyrannen dieser Welt nicht mehr ausgeliefert. Gottes Einkehr bei ihr ist der Anfang aller Verwandlung: Maria wird denjenigen ins Leben bringen, der die Dinge wenden kann. Jesus Christus, dessen Wirken die Welt verändern wird.

Aufbruch in die Welt

Maria redet im Magnificat über sich. Es ist ihr ureigenes, persönliches Bekenntnis. Sie reagiert auf das, was ihr widerfahren ist. Zugleich weist sie mit ihrem Lied weit über sich selbst hinaus.

In diesem Jahr darf ich vielleicht daran erinnern, dass Martin Luther, dieser abtrünnige Mönch, das Magnificat schon 1521 wunderbar ausgelegt hat als eine seiner ersten Schriften, die fundamentale Bedeutung erlangte. Luther ahnte vor 500 Jahren, dass dies ein zentraler Text ist; hier redet nicht nur eine junge Frau in jungen Jahren mit einem Jungen unter dem Herzen, sondern hier spricht eine zeitlose Sehnsucht Israels, eine ewige Hoffnung der Menschheit; hier klingt eine Hoffnung auf Verwandlung aller Verhältnisse an, die immer schon in Israel und immer wieder bis heute ersehnt und erbetet, auch erarbeitet und erstritten werden muss.

Schwestern und Brüder, wirkt Gott auch heute? Auch an Ihnen? Kennen Sie solchen Jubel wie den von Maria? Solche Erleichterung? Die Freude über die Barmherzigkeit Gottes? Wovon würden Sie sagen: Das war meine Rettung? Spüren Sie dem ein wenig nach, lassen Sie Ihre Gedanken kreisen.

Auf den ersten Blick ist die Sache einfach: Dann sind die Mächtigen machtlos und Reiche werden enteignet. Die Hoffärtigen, die Mächtigen und die Gewaltigen, das sind die, gegen die wir getrost sein können, da haben wir

den lieben Gott auf unserer Seite, so scheint es. Einfache Sache. Für solche Selbstbestätigung in der rauen Welt gehen wir schließlich zum Kirchentag.

Wenn ich aber in den Text hineinkrieche und alles daran setze, ihn in seiner Echtheit zu verstehen, dann sehe ich noch etwas anderes. Es geht ganz grundsätzlich darum, dass sich die Verhältnisse umkehren. Es geht um die Bereitschaft, die Sache noch einmal ganz anders zu betrachten, nicht aus der eigenen Selbstgewissheit, sondern aus dem Blickwinkel des ganz anderen. Aus dem Blickwinkel der Magd und aus dem Augenwinkel des Mächtigen. Einkehr bei Gott heißt, das Unmögliche für möglich zu halten. Und Hinwendung zur Welt heißt, das auch zu tun. Das ist es, was Maria mit all ihrer Kraft bis in unser Herz hineinruft.

Es könnte sein, dass dieser Mächtige gar nicht an seinem Thron klebt. Es könnte sein, dass er das, was er tut, nach bestem Wissen und Gewissen macht. Es könnte sein, dass die Niedrigen die Hoffärtigen sind, und dass die Magd den Fremdling schmäht. Das ist meine große Bitte an Sie alle in den nächsten Tagen und in den Tagen nach diesen Tagen: Seien Sie bereit, Ihre Gewissheit infrage zu stellen – egal, wie verrückt es scheint, egal, wie sicher Sie sich eigentlich sind. Es kann sein, dass der andere die Magd ist und wir die Hoffärtigen.

Marias Lied schlägt eine Brücke über die Zeiten hinweg. Es weiß sich verzweifelt in der Vergangenheit, es realisiert sich durch ihr Bekenntnis in jeder Gegenwart. Und es entwirft eine Zukunftsvision, die auch uns heute berührt, motiviert und orientiert: Es geht um die Verheißung einer großen Umkehr der Verhältnisse.

Ja, es ist unsere Hoffnung, dass Friede werde. Dass Gerechtigkeit denen widerfahre, die am Rand stehen. Dass diejenigen scheitern, die ausbeuten. Dass denen die Macht genommen wird, die ihre Interessen mit Gewalt durchsetzen. Und dass verstumme, wer Hass sät und mit rechten Parolen gegen die hetzt, die Schutz suchen, Zuflucht und Heimat oder einfach nur anders sind.

Wo ist die göttliche Kraft, die mit starkem Arm Mächtige von den Thronen stürzt? Was soll das eigentlich, die glücklich zu preisen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden? Die Unterdrückten und Verfolgten dieser Welt – sie werden sich alles andere als glücklich preisen. Und glücklich zu preisen sind die, die trauern, denn sie werden getröstet werden. Aber was, wenn nicht? Ein irrealer, irrationaler Wunschbild, das hier gezeichnet wird? Etwas für Träumer, Spinner und Gutmenschen?

Die Welt ist nicht so, aber sie könnte es sein. Das ist doch die Hoffnung, die wir nicht bereit sind aufzugeben. Die Hoffnung, die uns antreibt, zu handeln, zu verändern und Schritte zu tun, die richtigen und in unserer Schuhgröße. Wir müssen nicht mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts stürmen, damit etwas als Aktion gilt. Wir wollen gehen, versuchen, etwas wagen, einen Fuß vor den anderen setzen, mitunter am besten barfuß. Wegen der Sanftmütigen,

die am Ende das Erdenreich besitzen. Weil sie selbstbewusst, aber selbstlos handeln.

Deshalb brauchen wir, solange wir nicht erlöst sind, dieses Gebet, um uns erinnern zu lassen, dass die Sehnsucht immer größer sein muss als die Selbstzufriedenheit. Die Verhältnisse sind nicht als alternativlos hinzunehmen, sondern sie sind gestaltbar. Im Gebet sehen wir die anderen in ihrem Kummer und wir sehen, dass Gott uns sieht, und richten unsere Augen auf den Weg seines Friedens. Ohne das Gebet der Sehnsucht auf Erlösung wird das Diesseits zum Ort des Endgerichts, das wir uns selbst bereiten: grausam, gleichgültig und blind. Beten ist Sehen mit Gottes Augen.

Wir brauchen den ganz anderen Blick, um nicht Mauern zu bauen oder Zäune, sondern um die Türen und Herzen offen zu halten. Wir brauchen den ganz anderen Blick auch, um realistisch zu bleiben und die eigenen Kräfte nicht zu überschätzen. Wir könnten ewig darauf warten, dass das mit der Gerechtigkeit jemand anders erledigt. Aber wir sollten versuchen, es mit Maß und Einsicht, mit den Kräften, die tatsächlich da sind, selbst zu tun – ohne es besser zu wissen, ohne schon immer zu wissen, was gut für den anderen ist.

Wir wollen der Gewalt widerstehen, auch wenn wir wissen, dass sie manchmal unerlässlich ist, um dem bösen Tun mit aller Macht Einhalt zu gebieten. Wir wollen die ungerechten Strukturen und Kreisläufe durchbrechen, im Kleinen wie im Großen. Und wir wollen das, was wir haben und können, verantwortlich einsetzen zum guten Leben für viele.

Wir erleben, dass sich die Welt und unser Leben rasant verändern. Das Jubiläum der Reformation, die ihrerseits eine Zeitenwende einläutete, fällt in ein Jahr, in eine Zeit, in der vieles umbricht. Es steht uns so klar vor Augen wie schon lange nicht mehr, wofür wir mit reformatorischem Gottvertrauen und protestantischem Mut eintreten.

Veränderung lässt sich nicht anhalten. Wandel nicht aufhalten. Nicht durch Obergrenzen, nicht durch Leitkulturdebatten. Es kann nicht darum gehen, dass wir verlangen, dass uns jemand die Hand gibt. Es muss doch darum gehen, dass wir die Hand ausstrecken. Dass wir zeigen, wie das geht: Grundgesetz, Vielfalt, Gleichberechtigung von Frauen und Homosexuellen. Wir haben die Wahl. Verzagen wir zusehends und lassen wir uns von der Angst bestimmen? Oder gestalten wir den Wandel und wagen Neues?

Ich entscheide mich für Mut, für den Mut zum Gestalten. Denn wir sind in der Lage, die Zukunft zu gestalten. Wer Politik macht, kann und muss darauf vertrauen, etwas bewegen zu können. Wer sich der Welt zuwendet, aus dem Herzen, wird das ebenso sagen können.

Dazu gehört es zu streiten, bedacht und klug Entscheidungen zu treffen, auch Kompromisse einzugehen. Standhaft zu bleiben und nicht einzuknicken, was unsere Demokratie und unsere Werte betrifft. Klare Kante zu zei-

gen, wenn jemand mit Hass, Hetze und Gewalt kommt, egal ob sie aus Dresden kommt oder er aus Damaskus.

Menschen dürfen verunsichert sein in diesen Zeiten des Umbruchs. Aber wir erinnern daran: Heimat gibt es bei Gott, nicht gegen die anderen. Das ist der Kern der reformatorischen Freiheit und Befreiung. Daran erinnern wir natürlich gerade im Jahr 2017. Wir sind ausgezogen aus der Angst. Wir sind frei durch den Glauben, niemandem untertan und gerade deswegen dienstbarer Knecht oder dienstbare Magd jedem gegenüber, wie Martin Luther erkannt hat. Wir werden also nicht den Fehler machen und wie vor 500 Jahren aus Angst einen Ablassbrief kaufen und dann das Beste hoffen, sondern wir werden mutig sein, klar und fest. Jedenfalls meistens.

Nein, Christinnen und Christen sind nicht die besseren Menschen. Aber sie wollen etwas besser machen. Manchmal nur, indem sie das Auto mit den geringeren Abgaswerten kaufen. Manchmal aber, indem sie auf die Straße gehen oder in die Politik, um den Klimawandel doch noch aufzuhalten. Sie wollen etwas besser machen und geben deshalb Yussuf, dem syrischen Nachbarn, Deutschunterricht. Manche laufen los, um klar zu machen, dass wir selbst immer öfter die Fluchtursachen schaffen, weil unser Konsum, unsere Art zu leben und unser gieriger Umgang mit den natürlichen Ressourcen Menschen aus ihrer Heimat treiben.

Wir wollen etwas besser machen, wir Christenmenschen. Manchmal sind wir deswegen aber gar nicht sanftmütig, sondern wütend. Wenn die, die den Wert der Familie hoch halten, finden, das gelte nicht für die Familien der Geflüchteten. Da leben Menschen in unserer Nachbarschaft, die dürfen ihre Familie nicht zu sich holen, mitten aus dem Krieg. Lasst die Kinder kommen, endlich, und die Frauen!

Christen sind zum Glück nicht nur nicht die besseren Menschen, sondern auch nicht allein. Wir arbeiten mit vielen anderen daran, die Welt ein wenig besser zu machen. Wer genau hinschaut, weiß, dass wir nicht mehr viel Zeit haben. Der Klimawandel wartet nicht, weil wir gerade andere Prioritäten haben. Der Meeresspiegel steigt und die Eismassen schmelzen. Und wir?

Wir haben die Freiheit! Das ist der entscheidende Punkt. Wir können die Verhältnisse ändern. Wir können es anders machen. Niemand wird es schaffen, weder mit einem moralischen Zeigefinger noch dem Reden vom Untergang der Welt, jemanden dazu zu bewegen, die mächtigen Lobbyisten vom Thron zu stürzen oder keine Plastiktüten mehr zu benutzen. Weil wir zur Freiheit befreit sind, weil Gott uns einen neuen, beständigen Geist gegeben hat, können wir uns für den Mut, die Verantwortung und die Zukunft entscheiden. Anders zu leben, anders zu handeln und andere davon zu begeistern, im besten Fall zu überzeugen und auch mal zu überstimmen. Denn manchmal müssen wir aufbrechen, wenn wir die Welt beschützen wollen. Martin Luther – oder war es doch Katharina? – hat auch nicht erst eine

Online-Petition veranstaltet, bevor er seine Thesen anschluss. Er ist vorangegangen. Er hat sich in Gefahr begeben.

Manche meinen, unsere Kirche hätte sich viel zu viel der Welt zugewandt und sie sei zu politisch, womöglich zu einseitig politisch. Nein, das finde ich nicht. Die Verhältnisse sind nicht so, dass man nicht politisch sein könnte. Manchmal steht die Kirche im Weg, nicht nur räumlich. Das soll sie auch. Politisch. Vor allem aber muss sie sein und bleiben: der Ort, an dem die Seele Heimat finden kann. Dort auf einen Weg zeigen, wo die Seele arm und ängstlich wird. Da soll sie stehen, wo Engel gebraucht werden, wo die Sehnsucht kein Ziel hat.

Schwestern und Brüder, seien wir bei unseren Plänen nicht kleimütig, sondern eher Maria treu: große Verheißung und liebevolles, größenangemessenes Handeln. Vertrauen wir auf die bewegende Kraft des Glaubens, auf Schwerter zu Pflugscharen und darauf, dass das Lamm beim Wolf liegen wird. Um das zu erreichen, braucht Gott ein Volk. Und wenn wir es wollen, sind wir sein Volk und Marias Vision bleibt keine Utopie.

Wir können Marias Hoffnung teilen, dass Gott Barmherzigkeit schenkt von Generation zu Generation. Eine Barmherzigkeit, die sich uns zuwendet, die nah ist und unbedingt. Wir können Marias Zuversicht teilen, dass auch zukünftige Generationen mit Gott rechnen können, im Vertrauen darauf, dass Wirklichkeit wird, was verheißt ist. Wir können voller Jubel und Freude beten wie Maria, die sich anstecken ließ von Elisabets Gewissheit. Wir können uns leichten Herzens und mutig einlassen auf den Weg, auf dem Gott uns führt. In welchem Licht die Welt erscheint, ist ja oft eine Frage der Perspektive und dessen, was wir für möglich halten. Mitunter ist unser Herz klein, ängstlich und verzagt. Aber was uns zufällt und was wir mit Gottes Hilfe vermögen, ist groß. Auch wenn das Leben auf dem Kopf steht. Auch wenn die Welt aus den Fugen ist. Davon erzählt die Begegnung von Maria und Elisabet.

Gehen Sie durch diesen Kirchentag als Gesegnete. Gehen Sie im Bewusstsein, von Gott angesehen zu sein, als besondere, begabte und wunderbare Menschen, jede und jeder von Ihnen! Gehen Sie über den Kirchentag und begegnen Sie einander. Sehen Sie sich an. Halten Sie das Unmögliche für möglich. Zweifeln Sie, an den anderen, an den Verhältnissen, auch mal an sich selbst. Begrüßen Sie sich wie Maria und Elisabet. Sie teilen etwas miteinander. Vielleicht den Glauben. Bestimmt die Hoffnung. Gehen Sie mit der Zuversicht, dass es gut werden kann und Großes geschehen wird. Gehen Sie mit Gottes Geist, den Sie in sich tragen.

Bibelarbeit am Donnerstag, 25. Mai 2017, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

Prof. Dr. Bernhard Schlink, Schriftsteller und Jurist, Berlin

1.

Bevor Lukas uns die Weihnachtsgeschichte erzählt, »Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging ...«, erzählt er uns in einem Prolog die Geschichte von Maria und Elisabeth. Sie ist eine Geschichte voller Wunder – ein Prolog des wunderreichen Evangeliums.

Elisabeth ist, obwohl unfruchtbar und kinderlos, in hohem Alter nach einer entsprechenden Verheißung des Engels Gabriel an ihren Mann Zacharias mit Johannes dem Täufer schwanger geworden – das erste Wunder. Der Engel Gabriel besucht auch die mit Elisabeth befreundete Maria und verheißt ihr, dass der Heilige Geist über sie kommen und sie Jesus, Gottes Sohn, gebären werde – das zweite Wunder. Bei diesem Besuch schickt der Engel Gabriel, ohne es sagen zu müssen, Maria auf eine Reise zu Elisabeth, die im sechsten Monat schwanger ist.

Maria geht – damit fängt der Text der Bibelarbeit an. Sie kommt zu Elisabeth, begrüßt sie, und das dritte Wunder ereignet sich. Der ungeborene Johannes hüpfte im Leib Elisabeths, weil der Heilige Geist über Elisabeth und auch über ihn kommt. Der Heilige Geist lässt Elisabeth erkennen, dass Maria schwanger ist, dass sie und die Frucht ihres Leibes gesegnet sind, dass sie Jesus gebären und die Mutter des Sohnes Gottes sein wird. Er lässt den ungeborenen Johannes erkennen, dass er dem ungeborenen Jesus begegnet. Wie Elisabeth von der Gegenwart Mariens, der Mutter des Sohnes Gottes, überwältigt ist, ist es auch der ungeborene Johannes von der Gegenwart des ungeborenen Jesus; wie sie Maria mit ihren Worten begrüßt, begrüßt er ihn mit seinem Hüpfen.

Die schwangere Elisabeth und die schwangere Maria, der ungeborene Johannes der Täufer und der ungeborene Jesus – in dieser doppelten Begegnung und Begrüßung scheint auf, was sich später ereignen wird. Wie der ungeborene Johannes der Täufer den ungeborenen Jesus begrüßt, wird er ihn später als den Messias erkennen und ihm den Weg bereiten. Wie die schwangere Elisabeth sich vor der schwangeren Maria erniedrigt, wird sich später Johannes der Täufer vor Jesus erniedrigen, und wie Maria darauf demütig reagiert, wird Jesus später Demut gegenüber Johannes dem Täufer zeigen.

Von Elisabeth erfahren wir im Text der Bibelarbeit nur noch am Ende, dass Maria drei Monate bei ihr bleibt, vielleicht bis zur Geburt Johannes des Täufers, von der im Anschluss an den Text der Bibelarbeit berichtet wird. Luther stellt sich vor, dass Maria der schwangeren Elisabeth gedient hat, und sieht auch darin ihre Demut bewiesen und Jesu Demut aufscheinen.

Maria stimmt nach der Begrüßung das Lob und den Preis Gottes an – das sogenannte Magnificat Mariens. Es beginnt persönlich; Maria freut sich Gottes, ihres Heilandes, weil er große Dinge an ihr getan hat und alle kommenden Geschlechter sie selig preisen werden. Dann wird das Magnificat allgemein; Maria lobt und preist Gott, der zu denen, die ihm Ehrfurcht erweisen, barmherzig ist und die, die überheblich sind, gewaltsam auseinander treibt, der die Erniedrigten erhöht und die Mächtigen von ihren Thronen stößt, der die Hungrigen versorgt und die Reichen leer ausgehen lässt. Das Magnificat endet mit Lob und Preis dafür, dass Gott an Israel erfüllt, was er Abraham und dessen Nachkommen verheißen hat.

Erstaunlich ist, dass Maria Gottes Tun als gegenwärtiges Tun lobt und preist. Als geschehe es hier und jetzt, dass Gott die belohnt, die ihn fürchten, und die bestraft, die sich über ihn erheben, als geschehe es hier und jetzt, dass er die Erniedrigten aufrichtet und die Mächtigen stürzt, als beseitige er den Hunger hier und jetzt. Ich muss Ihnen den desolaten Zustand der Welt nicht beschreiben. Sie kennen ihn so gut wie ich. Gott lässt Unrecht, Gewalt und Not geschehen, hier und jetzt, und er hat es auch zu Marias Zeit geschehen lassen. Was also soll das Präsens, in dem Maria spricht?

Die traditionelle theologische Erklärung geht dahin, dass Gott Unrecht, Gewalt und Not nicht für immer geschehen lassen werde. Am Ende der Tage werde er eine gute Ordnung der Gerechtigkeit und der Freiheit von Gewalt und Not schaffen. Mit Jesu Empfängnis beginne schon die Wende zu dieser guten Ordnung. Weil sie mit Jesu Empfängnis schon beginne, könne Maria sie als gegenwärtig beschreiben, loben und preisen, und weil wir seit Jesu Kreuzestod, Auferstehung und Himmelfahrt um sie wüssten, könnten wir in den Lobpreis einstimmen.

Vielleicht trifft die traditionelle theologische Erklärung, was Lukas meinte. Für ihn standen, anders als für uns, das Ende der Tage, die Wiederkehr Jesu und die von Gott geschaffene gute Ordnung nahe bevor. Wer sich in der Endzeit sieht, für den verschmelzen Gegenwart und Zukunft in eins. Auch wer sich nicht in der Endzeit sieht, mag Unrecht, Gewalt und Not in der Gewissheit ertragen, dass Gott am Ende der Tage alles erlittene Unrecht, alle erlittene Gewalt, alle erlittene Not heilen kann und wird. Die dies können, sind glückliche Gläubige. Noch glücklicher sind die Gläubigen, denen Unrecht, Gewalt und Not dieser Welt nur vordergründige Erscheinungen sind, hinter denen Gott in oft nicht wahrnehmbarer, oft nicht begreiflicher Weise durchaus Gerechtigkeit wirkt, Gewalt straft und Not wendet.

2.

Aber Maria sieht sich nicht in der Endzeit und lobt und preist Gott nicht wegen seines verborgenen Tuns oder seines zukünftigen Waltens am Ende der Tage. Sie lebt in einer Welt voller Unrecht, Gewalt und Not. Gleichwohl

redet sie, als habe Gott Unrecht, Gewalt und Not schon beseitigt, preist und lobt sie Gottes Tun als gegenwärtiges Tun. Warum? Lassen Sie uns die Geschichte von Elisabeth und Maria einmal nicht als heilsgeschichtliche Verheißung lesen, sondern einfach als Geschichte. Als Geschichte von zwei Frauen.

Die eine, Elisabeth, ist alt, unfruchtbar, kinderlos. Die andere, Maria, ist jung, verlobt und nach damaliger Vorstellung schon wie eine verheiratete Frau verpflichtet, den Verkehr mit einem anderen Mann zu meiden, wenn sie nicht wie eine Ehebrecherin be- und verurteilt werden will. Elisabeth wird wider alles Erwarten, ihr eigenes, das ihres Mannes, das ihrer Verwandten und Bekannten, schwanger, und es ist schwer vorzustellen, dass sie die Schwangerschaft im hohen Alter nicht ebenso ängstigt wie freut – Altersschwangerschaften sind Risikoschwangerschaften.

Maria hat eine Erscheinung; sie sieht und hört einen Engel, der ihr eine baldige Schwangerschaft ankündigt, obwohl sie mit keinem und vor allem nicht mit ihrem künftigen Mann geschlafen hat, der ihr also die Gefahr ankündigt, als Ehebrecherin verurteilt zu werden, und überdies die Geburt eines Sohnes, der eine großartige Rolle in der Welt spielen soll. Wie soll dies nicht auch sie in einen Aufruhr der Gefühle gestürzt haben: Erschrecken und Staunen, Hoffen und Bangen, Freude und Angst. Dann besucht Maria Elisabeth und wird von dieser, die von nichts wissen und auch noch nichts sehen kann, als Schwangere angesprochen, die einen Sohn gebären wird, der eine großartige Rolle in der Welt spielen wird, und dies mit einer Demut, die zu dem Verhältnis zwischen der alten und der jungen Frau eigentlich nicht passt. Elisabeth selbst muss sich gewundert haben, was da über sie gekommen ist, gewundert und geängstigt. Maria muss die Begrüßung durch Elisabeth ebenfalls seltsam vorgekommen sein, wunderbar, verwirrend und beängstigend.

In dieser Situation setzt sie zum Lob und Preis Gottes an. Sie tut es, um sich und Elisabeth Mut zu machen. Damit ihnen nichts Schlimmes passiert, beschwört sie Gott, der nichts Schlimmes passieren lässt. Damit ihnen, den einfachen, bescheidenen, gottesfürchtigen Frauen durch ihre Schwangerschaften und in ihren Schwangerschaften, bei ihren Geburten und mit ihren Kindern, denen Großes geweihsagt ist, weder die Mächtigen noch die, die sich über Gott und seine Gebote erheben, noch Hunger und Not etwas anhaben können, beschwört sie Gott, der den Mächtigen und Überheblichen wehrt und den Armen hilft. Der Gott, den sie lobt und preist, ist nicht der Gott, der so ist, sondern der, den sie so will. Deshalb singt sie in der Welt, in der sie und Elisabeth leben und in der von Gottes Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Hilfe nicht viel zu sehen ist, das Lied von Gottes Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Hilfe.

Sie kann nicht meinen, dass Gott wegen ihres Lobes und Preises der Gott wird, den sie will. Gott kann noch so sehr gelobt und gepriesen und noch so sehr angefleht werden, Unrecht, Gewalt und Not in der Welt zu beenden oder

zu lindern – er tut es nicht. Aber darum sind Marias Lob und Preis nicht etwa töricht. Sie haben ihren Sinn und Zweck.

Wie das Pfeifen im Wald seinen Sinn und Zweck hat. Es ruft keine höhere Gewalt an, die schützen und helfen könnte. Es ruft auch keine Menschen herbei; wenn man auf sie hoffen könnte, würde man nach ihnen rufen, nicht einfach pfeifen. Es vertreibt keine wilden Tiere, es lockt sie vielleicht sogar an. Es ändert nichts an den Gefahren des dunklen Waldes, in dem man sich verirren oder in einem Moor versinken oder stolpern und stürzen kann. Es nützt nicht gegen das, was an der Situation gefährlich ist und Angst einflößt. Trotzdem pfeifen wir, und es macht uns Mut und tut uns gut.

Warum? Weil wir in atavistischer Tradition mit dem Geräusch unser Revier markieren wollen? Weil Musik die Aktivität des Mandelkerns, der für Angst zuständigen Region des Gehirns, hemmt? Weil das Pfeifen uns von den uns umgebenden Gefahren und unserer Angst immerhin ablenkt? Das mag sein und trifft doch nicht das Wesentliche. Das Wesentliche ist die Vergewisserung der eigenen Existenz. Wer pfeift, vergewissert sich, dass er im dunklen Wald nicht verloren ist, nicht verloren gegangen ist und nicht verloren gehen wird, dass er nicht das bedrohte, hilflose Nichts ist, als das er sich in seiner Angst fühlt. Er vergewissert sich, indem er sich bemerkbar macht. Nicht einem anderen – wollte und könnte er sich einem anderen bemerkbar machen, würde er ihn rufen. Er macht sich selbst bemerkbar. Damit erinnert er sich daran, dass er noch lebt, dass er noch nicht aufgegeben hat und auch nicht aufgeben wird. Dass er ist.

Auch Maria vergewissert sich. Sie vergewissert sich, dass sie als einfache, bescheidene, gottesfürchtige Frau mit und in ihrer Schwangerschaft, bei ihrer Geburt und mit ihrem Sohn, dem Großes geweissagt ist, darauf hoffen darf, nicht ein Opfer von Unrecht, Gewalt und Not zu werden. Obwohl die Welt des Unrechts, der Gewalt und der Not, in der sie lebt, und die Erscheinung des Engels und die Begegnung mit Elisabeth Gründe in Fülle bieten, verwirrt und ängstlich zu sein, gibt Maria der Verwirrung und der Angst nicht nach. Sie macht sich Hoffnung und Mut – und auch Elisabeth, die ihrem Lobpreis zuhört. Zwar macht der Gott, den Maria als gerecht, barmherzig und hilfreich lobt und preist, keine Anstalten, die Welt von Unrecht, Gewalt und Not zu befreien. Aber Maria singt den Lobpreis, der die Situation besser darstellt, als sie ist, weil er Mut macht – wie der, der im Wald pfeift, nicht eine Melodie seiner Misere pfeift, sondern eine, die Mut macht.

3.

So begegnen uns im Text der Bibelarbeit zwei Marias, die Maria der heilsgeschichtlichen Verheißung und die, die im Wald pfeift. Wer an Gottes verborgenes Walten oder daran glaubt, dass Gott am Ende der Tage alles Unrecht, Gewalt und Not heilen kann und wird, der mag sich an der Maria der

heilsgeschichtlichen Verheißung freuen und mit ihr Unrecht, Gewalt und Not der Gegenwart als vordergründig oder vorübergehend vernachlässigen. Ich kann das nicht. Ich sehe mich nicht in der Endzeit und glaube weder an Gottes Wirken am Ende der Tage und dessen heilende Kraft noch an Gottes gegenwärtiges, aber verborgenes Gerechtigkeit wirkendes, Gewalt strafendes und Not wendendes Walten. Ich sehe die Welt voller Unrecht, Gewalt und Not als die Wirklichkeit, in der ich lebe; Gott hat sie geschehen lassen und lässt sie weiter geschehen. Daher ist mir die Maria näher, die nicht auf Gottes gute Ordnung am Ende der Zeit wartet und Unrecht, Gewalt und Not der Welt nicht als vordergründig oder vorübergehend vernachlässigt, sondern die ernst nimmt, wie es um die Welt steht, und weiß, dass wir Grund zur Angst haben. Die ihrer Angst aber nicht erliegt, sondern pfeift.

Es ist die Maria für die, denen der Glaube wichtig ist, selbst wenn sie nicht an Heilsgeschichte, Endzeit und Jenseits glauben und auch nicht an die Jungfrauengeburt, an die Erlösung durch Jesu Kreuzestod, Auferstehung und Himmelfahrt und an die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Das sind viele von uns, und es sind auch viele Theologen und Pfarrer, die ich kenne. Ich kenne kaum einen, der die biblischen Berichte und Verheißungen wörtlich nimmt; fast jeder versteht sie als Mythen, Allegorien und Metaphern. Dann wird die Vorstellung eines Jenseits, in dem wir uns in Fleisch und Blut auferstanden begegnen, zur Vorstellung, dass irgendetwas von uns irgendwie nicht verloren geht und irgendwo weiter besteht; Jesu Wunder werden Inspirationen, mit Liebe Gutes zu tun; die Erlösung wird zur Befreiung aus Ängsten, Zwängen und dem Leiden an Schuld, ähnlich der Befreiung, die Psychoanalyse und -therapie versprechen; Auferstehung und Himmelfahrt werden zur Aufforderung, angesichts des Todes nicht zu verzweifeln; und der dreieinige Gott steht für die Vielgestalt, in der wir dem begegnen, was unsere Vorstellung und unsere Vernunft übersteigt, mag es als Gott, das Göttliche oder das Spirituelle erfahren werden. Damit leben viele von uns, Laien wie Theologen und Pfarrer.

Wir tun es ein bisschen verschämt. Die Lieder, die wir singen, die Gebete, die wir beten, und die Liturgien und die Predigten nehmen die biblischen Berichte und Verheißungen immer noch wörtlich. Nun sind die Lieder und die Liturgie alt. Aber wie die Predigten sind die Gebete immer wieder neu, und sie bitten um Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Hilfe, als wären sie von Gott zu haben, der doch keine Anstalten macht, Unrecht, Gewalt und Not abzuwenden. Sie preisen und loben Gott, als habe er die Welt besser gemacht oder mache sie besser, obwohl davon nichts zu sehen ist. Sie behaupten, was sie eigentlich nicht behaupten können, und versprechen, was sie eigentlich nicht versprechen können.

Dennoch sind sie nicht Lug und Trug. Sie sind unser Pfeifen im Wald. Unsere Gebete um Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Hilfe sind nicht töricht, denn wir machen uns mit ihnen in der Welt des Unrechts, der Gewalt und der

Not Mut. Mut, angesichts des Unrechts, der Gewalt und der Not nicht zu verzweifeln, Mut, für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einzutreten und Hilfe zu leisten, Mut, dies auch dann zu tun, wenn es scheinbar aussichtslos ist. Was für die Gebete gilt, gilt auch für die Predigten, Lieder und Liturgien. Sie machen uns Mut, in unseren Hoffnungen und Handlungen über das hinauszugehen, was die Welt, wie sie ist, an Möglichkeiten zu bieten und Hoffnungen zu erlauben scheint. Es schien vergebens, gegen das Unrecht des Euthanasieprogramms der Nationalsozialisten aufzustehen – die meisten von denen, die es gleichwohl taten, nahmen den Mut dazu aus ihrem Glauben an Gottes Gerechtigkeit. Die Not der Flüchtlinge in der Welt scheint so groß, dass Barmherzigkeit vor ihr nur kapitulieren kann – viele ziehen aus ihrem Glauben an Gottes Barmherzigkeit die Kraft, nicht zu kapitulieren. Die wirtschaftlichen Interessen, die den Hunger in der Welt verschulden, scheinen übermächtig – der Glaube an Gott, der die Hungrigen speist, kann Mut machen, sich dennoch für eine Welt ohne Hunger einzusetzen.

Dabei ist das Wissen darum wichtig, dass andere den Glauben teilen, dass wir in unserem Einsatz für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und in unserer Bereitschaft, Hilfe zu leisten, nicht alleine sind. Dass wir zu der Gemeinschaft der Heiligen gehören, die wir im dritten Teil des Glaubensbekenntnisses beken-
nen.

Glaube ist Pfeifen im Wald. Wer an Gott glaubt, aber die Augen nicht verschließt, weiß, dass die Welt voller Unrecht, Gewalt und Not ist und dass Gott keine Anstalten macht, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, die Gewalt zu überwinden und die Not zu beenden, es sei denn am Ende der Tage, für die meisten kein rechter Trost in schlimmer Zeit. Wer an Gott glaubt, aber die Augen nicht verschließt, weiß, dass er allen Grund hat, Angst zu haben – um die Welt, sein Land, seine Familie, sich selbst. Das gilt unabhängig davon, welches Buch seinen Glauben an Gott begleitet, das Alte Testament oder das Neue Testament oder der Koran. Und unabhängig vom Buch gilt auch, dass dessen Lektüre und die Gebete und Lieder, Predigten und Liturgien uns darin bestärken können, der Angst nicht zu erliegen, sondern mutig zu bleiben, uns um die Familie, das Land und die Welt zu kümmern, für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit einzutreten und Hilfe zu leisten.

4.

Mit dem Pfeifen vergewissern wir uns. Wenn wir im finsternen Wald pfeifen, vergewissern wir uns, dass wir nicht das bedrohte, hilflose Nichts sind, als das wir uns in unserer Angst fühlen. Indem wir uns pfeifend bemerkbar machen, nicht einem anderen, aber uns selbst, vergewissern wir uns, dass wir noch leben, dass wir noch sind, vergewissern wir uns unserer Existenz. Das gibt uns Hoffnung und macht uns Mut.

Maria, die das Magnificat pfeift, vergewissert sich, dass sie als einfache,

bescheidene, gottesfürchtige Frau mit und in ihrer Schwangerschaft, bei ihrer Geburt und mit ihrem Sohn trotz aller Gefahren und Ängste mutig hoffen darf, alles werde gut werden.

Auch mit unserem Glauben vergewissern wir uns, dass wir hoffen und mutig sein dürfen. Die Hoffnung und der Mut haben einen tiefen Grund. Ich meine nicht die Erlösung durch Jesu Tod am Kreuz, Auferstehung und Himmelfahrt, die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist und Gottes Verheißung von Gericht und guter Ordnung am Ende der Zeit. Auch wer nicht daran glauben kann und doch in der Tradition dieses Glaubens und seiner Gebete und Lieder, Predigten und Liturgien lebt, nicht nur äußerlich, sondern mit freudiger innerer Anteilnahme, hat einen tiefen Grund, der ihn hoffen und mutig sein lässt und dessen er sich im Pfeifen vergewissert.

Bei allem Wissen, das wir haben und das sich von Generation zu Generation mehrt, können wir nicht wissen, dass unsere Existenz einen Sinn hat, wir können es nur glauben. Dass die Gegenwart eine Zukunft hat, dass morgen nicht alles vorbei ist, sondern dass das Heute weitergeht, ist wahrscheinlich, aber wir wissen es nicht. Wir glauben es. Wir glauben es, indem wir unser Leben nicht nur in der Gegenwart, sondern in die Zukunft leben, indem wir im Vertrauen auf die Zukunft eine Ausbildung machen und einen Beruf wählen, heiraten, Kinder haben, ein Auto kaufen, ein Haus bauen. Im Vertrauen auf die Zukunft planen, entscheiden und handeln wir, geben wir unserem Leben Gestalt, geben wir ihm einen Sinn.

Die Bedeutung des Vertrauens auf die Zukunft geht aber noch weiter. Es ist schon Voraussetzung dafür, dass wir uns mit unserer Vergangenheit, in unserer Gegenwart und für unsere Zukunft als der- oder dieselbe erleben und von anderen als der- oder dieselbe erkannt und geachtet werden. Es ist Voraussetzung dafür, dass wir Person sind, denn Person sein heißt eben dies: sich durch alle Veränderungen hindurch als der- oder dieselbe zu erleben und von anderen als der- oder dieselbe erkannt und geachtet zu werden. Von anderen geachtet zu werden verlangt, andere zu achten; das eine geht nicht ohne das andere und in beidem zusammen liegt der Anfang moralischen Verhaltens.

Erst das Vertrauen auf die Zukunft macht uns zu Personen und moralischen Subjekten, gibt unseren Entscheidungen und Handlungen Bedeutung und unserer Existenz Sinn. Statt vom Vertrauen auf die Zukunft können wir vielleicht weniger anschaulich, aber besser und richtiger von einem Glauben an den Bestand der Welt oder daran sprechen, dass die Welt bei allen unsicheren, ungewissen, schwierigen und gefährdeten Bedingungen unseres Daseins als ein Ganzes erhalten bleibt, auf das wir vertrauen und in dem wir uns verhalten können.

Dieses Vertrauen lässt uns leben, hoffen und mutig sein. Seiner und damit des Sinns unserer Existenz vergewissern wir uns mit unserem Glauben. Man kann den Glauben auch ohne Religion haben. Man kann alles ohne Religion

haben; Menschen können ohne Religion glücklich und ohne Religion moralisch sein, und Menschen haben sich ohne Religion für andere eingesetzt und geopfert. Aber darum bleibt der Glaube an Gott eine gute Weise, an den Bestand der Welt zu glauben, und dass wir uns in Gebeten und Liedern, Predigten und Liturgien unseres Glaubens an den Bestand der Welt in unserem Glauben an Gott vergewissern, hat seinen Reichtum und seine Schönheit.

5.

Glaube ist Pfeifen in der Welt, und das Pfeifen ist sinnvoll, angesichts welchen Unrechts, welcher Gewalt und welcher Not auch immer wir die Lippen spitzen. Wie das Pfeifen im finsternen Wald stimmt, welche Angst auch immer uns plagt. Es gibt Hoffnung und macht Mut.

Maria lehrt uns noch ein Weiteres über das Pfeifen. Sie stimmt das Magnificat, das Lob und den Preis Gottes an und freut sich. Sie freut sich daran, dass sie bei Elisabeth ist und wie sie von dieser begrüßt wurde. Sie freut sich, weil Gott ihr Gutes getan hat und Gutes tun wird. Sie freut sich vor allem, dass Gott insgesamt und überall Gutes tut – das er doch gar nicht tut. Dass er Gutes tut, obwohl er es nicht tut, ist ihr Pfeifen. Sie freut sich an ihrem Pfeifen. Sie setzt ihre Hoffnung und ihren Mut gegen die Wirklichkeit und tut es voller Freude.

Wie das? Ist es nicht schwer genug, gegen Unrecht, Gewalt und Not in der Welt und gegen Gott, der Unrecht, Gewalt und Not in der Welt geschehen lässt, mutig zu hoffen? Was soll darüber hinaus die Freude? Um konkret zu werden: Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, dass im Nahen Osten Frieden einkehrt, dass Flüchtlinge entweder in ihre Heimat zurückkehren oder bei uns integriert werden können, dass die Spaltung der Gesellschaft in die, die dazugehören, und die, die herausfallen, endet und dass die populistischen, nationalistischen Bewegungen in Europa und Amerika letztlich erfolglos bleiben, und wir wollen mutig dafür eintreten. Aber welchen Grund zur Freude haben wir dabei?

Maria pfeift nicht, weil sie sich freut, sie freut sich, weil sie pfeift. Gewiss, sie freut sich auch, dass Gott ihr Gutes getan hat, wie wir alle uns freuen können, dass uns im Leben Gutes wiederfährt, vielleicht nicht so viel, wie wir uns wünschen oder auch verdienen würden, aber nicht nichts. Aber darüber, dass Gott Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Hilfe in der Not bringt, kann sich Maria nicht freuen, weil er es nicht tut. Was das große Geschehen angeht, hat sie eigentlich keinen Grund zur Freude. Aber sie macht sich einen. Sie setzt ihren Mut und ihre Hoffnung und ihren Glauben an den Bestand der Welt und die Zukunft des Lebens gegen das Unrecht, die Gewalt und die Not. Dass sie dies kann, ist ihr Grund zur Freude. Auch dass sie es vor und mit Elisabeth kann, ist ihr Grund zur Freude. Es pfeift sich im finsternen Wald besser, wenn man zu zweit oder zu dritt gegen die Angst anpfeift,

und es pfeift sich in der Welt besser, wenn man es in Gemeinschaft, als Gemeinde tut.

Man kann nicht pfeifen, wenn einem zum Heulen ist – es geht einfach nicht. Auch der Glaube, das Pfeifen in der Welt, stimmt nicht, wenn die Melodie eine Melodie von Mühsal und Pflicht, Sünde und Schuld ist. Der Glaube stimmt nicht, wenn die Gläubigen an und mit ihm verzweifeln, wenn er sie depressiv lässt oder gar depressiv macht. Der Glaube stimmt nur, wenn er Hoffnung und Mut und Freude macht.

Man kann nicht pfeifen, wenn einem zum Heulen ist – nicht im Wald und nicht in der Welt. Man muss der Angst und Traurigkeit angesichts von Unrecht, Gewalt und Not trotzen, das Herz über die Hürde werfen und erkennen, dass dies zu können schon Grund genug für Freude ist. Dass wir pfeifen können, ist Grund genug, voller Hoffnung, mutig und freudig zu pfeifen.

Jakob und Esau versöhnen sich – Genesis 33,1-17

Bibelarbeiten am Freitag, 26. Mai 2017

Bibelarbeit am Freitag, 26. Mai 2017, Gethsemanekirche

Antje Jackelén, Erzbischöfin der Evangelisch-lutherischen Kirche von Schweden, Uppsala/Schweden

Jakobs Versöhnung mit Esau – so überschreibt die Lutherbibel 2017 die Erzählung aus dem ersten Buch Mose, die uns heute in den Tag begleiten soll. Versöhnung zweier Söhne, deren Zwist sich einst an der Beziehung zu ihrem Vater entzündete. Jakobs Versöhnung mit Esau – das klingt ziemlich fertig, ziemlich abgeschlossen. Sie haben's geschafft. Wirklich? Die englische *New Revised Standard Version* ist da etwas bescheidener mit ihrer Überschrift. Sie wählt die neutraler anmutende Formulierung *Jacob and Esau Meet* – Jakob und Esau treffen sich. Auch die schwedische Bibel 2000 wählt ein Verb statt ein Substantiv *Jakob försonas med Esau* – Jakob versöhnt sich mit Esau. Also was passiert da nun eigentlich?

Die Vorgeschichte

Jakob ist mit seinem Zwilling Bruder Esau aufgewachsen. Der erstgeborene Esau ist ein richtiger Outdoortyp. Als kraftvoller und geschickter Jäger hält er sich am liebsten in Gottes freier Natur auf. Der zweitgeborene Jakob ist eher ein Muttersöhnchen. Er bleibt lieber daheim. Dennoch ist er mit allen Wassern gewaschen. Für eine Linsensuppe kauft er Esau das damals so wichtige Erstgeborenenrecht ab. Mithilfe seiner Mutter Rebekka trickst er Esau aus. Lug und Trug verschaffen Jakob den Segen seines greisen Vaters Isaak, der eigentlich Esau zugestanden hätte. Esau ist verzweifelt. In seinem Zorn will er Jakob umbringen. Der flieht auf Anraten seiner Mutter. Die Betrügerei geht aber weiter. Zunächst wird Jakob selbst von seinem Schwiegervater betrogen. Nach der Hochzeitsnacht wacht er mit der »falschen« Frau auf: nicht mit seiner angebeteten Rahel, sondern mit deren älterer Schwester Lea. Dann betrügt Jakob seinen Schwiegervater mit der merkwürdigen Art, wie er seinen eigenen Viehbestand vermehrt. Schließlich versucht er, seinem Schwiegervater mit seinem ganzen Besitz zu entkommen. Der jagt ihm aber nach und holt ihn schließlich ein. Da betrügt Rahel ihren Vater, indem sie das Gestohlene in ihrem Sattel versteckt und vorgibt, ihre Periode zu haben. Einblick in ein dynamisches Familienleben, könnte man sagen! Seit dem großen

Bruderkrach nach dem Segen Isaaks sind nun viele Jahre ins Land gezogen. Aus jungen Männern sind reife Familienväter geworden.

In der Nacht vor dem Wiedersehen hat Jakob am Jabbok einen merkwürdigen Kampf geführt. Er trotz dem Fremden (Gott?), mit dem er kämpft, einen Segen ab, wird aber an seiner Hüfte verwundet. Jakob nennt den Ort Pnuël, Gottes Angesicht, denn, sagt er, ich habe Gott von Angesicht gesehen, und doch wurde mein Leben gerettet. Was wird nun passieren, wenn die verfeindeten Brüder sich endlich wiedersehen? Schauen wir uns die Voraussetzungen für dieses riskante Zusammentreffen etwas genauer an!

Das Treffen

Es ist ein hinkender Jakob, der da kommt, aber ein doppelt gesegneter! Erst der erschlichene Segen des Vaters, dann der erkämpfte Segen am Jabbok. Aber was genau hat denn der Segen in Jakobs Leben bewirkt? Ist er jetzt ohne Angst? Keineswegs! Als er Esaus 400 Mann vor sich sieht, fällt ihm ja doch das Herz in die Hose. Ist er durch den Segen besser geschützt? Nein! Wenn es hart auf hart kommt, trifft es nicht nur Jakobs Hab und Gut, dann geht es auch um das Leben seiner Frauen und Kinder. Hat der Segen ihn seiner Sache sicherer gemacht? Naja, jedenfalls nicht in der Bedeutung, dass er weniger risikobewusst wäre. Er plant strategisch für eine Konfrontation. Wenn sie wirklich stattfinden würde, wäre der Ausgang katastrophal, nicht nur für die Sklavinnen und deren Kinder in der ersten Reihe, sondern auch für Lea mit Kindern und Rahel mit Josef.

Ja, was hat er denn dann eigentlich durch den doppelten Segen gewonnen? Genau wissen wir es nicht. Es könnte der Mut sein, sich der eigenen Vergangenheit zu stellen, und die Demut, sich dem Bruder, den er betrogen hat, machtlos zu nähern. Jakob, der erfolgreiche Stammvater macht seine Frauen und Kinder zu Zeugen einer groß angelegten Demutshandlung. Gleich siebenmal wirft er sich vor dem Bruder zu Boden. Das Humpeln verstärkt den Eindruck der Demut. Bei der ausgerenkten Hüfte tat das sicher ganz schön weh! Er kann nicht wissen, wie Esau reagieren wird. Haben all die Jahre über dessen Zorn Gras wachsen lassen? Oder wird der Anblick der großen Familie erneut den Zorn aufflammen lassen und Esau den Weg der Gewalt wählen lassen? Jakob muss zum Verlust bereit sein. Wir lesen, dass Esau ihm entgegenläuft. Er nimmt Jakob in den Arm. Er küsst ihn. Beide weinen. Gefühle sprechen. Gefühle der Versöhnung.

Ist das letztendlich Segen? Dass Jakob echt sein kann in Selbsteinsicht und Demut, dass Esau diese Sprache versteht und akzeptiert, dass Jakob sich umarmen lässt, dass beider Tränen fließen dürfen? Das Geschehene wird dadurch nicht ausgelöscht, der Schmerz nicht einfach weggewaschen, aber in diesen Tränen wird die Möglichkeit einer neuen Beziehung aus der Taufe gehoben. Darin, glaube ich, steckt der Segen: Segen ist nicht etwas, das wir

wie ein Besitzstück mit uns herumtragen. Segen hat mit Gesicht zu tun, mit einem Angesicht, das uns begegnet, uns wohlwollend ansieht. Segen will Blickkontakt. Segen will Beziehung. Esau blickt auf. Fragt nach der Familie. Fragt nach Jakobs Wohlstand, der Herde. Geschenke von Jakob will er nicht. Nein, ich habe selbst genug. Behalte, was dir gehört. Jakob widerspricht – und argumentiert ausgerechnet mit Gottes Segen. Die Anspielung auf die Segensgeschichte der gerade vergangenen Nacht ist deutlich: Nimm das Geschenk, »denn ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht, und du hast mich freundlich angesehen«. Und Esau nimmt das Geschenk an. Eine Wiedergutmachungsgabe? Zu Versöhnung gehören Gefühle, Tränen, das Sehen des anderen und das Sehen seiner Situation (»Du siehst mich«), Wiedergutmachung oder Entschädigung. So weit, so gut. Versöhnung erreicht. Nun kann es weitergehen!

Aber wie? Esau schlägt ein gemeinsames Weiterziehen vor. Nie wieder Krach! Seite an Seite wollen wir jetzt weitergehen! Wenn wir die ganze Geschichte auf Instagram zusammenfassen müssten, wäre doch ein Schnappschuss der versöhnten Brüder Arm in Arm auf gemeinsamem Weg das ideale Bild. Aber dazu kommt es nicht! Jakob sagt: Das ist praktisch unmöglich, die Kinder, Lämmer und Kälber sind zu langsam. Geh vor, ich komme nach. Zu dir nach Seir. Esau bietet ihm Geleitschutz an. Jakob lehnt ab. Esau kehrt zurück nach Seir. Jakob kommt nicht nach. Er versucht es nicht mal! Er zieht an einen anderen Ort und baut sich ein Haus. Das Hausbauen könnte bedeuten, dass seine rastlose Seele nun endlich Ruhe gefunden hat. Das wäre dann ein Happy End – zumindest aus Jakobs Perspektive. Aber warum sagt er dann zu Esau, er komme nach zu ihm, nach Seir, wenn er eigentlich ganz andere Pläne hatte? Kaum versöhnt, legt er den Bruder schon wieder rein! Kann Jakob, der Lügner und Betrüger, denn nie über den eigenen Schatten springen? Gerade gesegnet, und schon wieder erweist er sich des Vertrauens unwürdig.

Zweimal schon hatte er ja Esau übervorteilt: mit der Linsensuppe und mit dem väterlichen Segen. Und jetzt wieder? Sind hier aller schlechten Dinge drei? Wir wissen nicht, wie Esau reagiert hat, als ihm in Seir klar wurde: Der Jakob, der kommt nicht. Mit viel Wohlwollen könnte man gewiss auch sagen, dass gerade das getrennte Weitergehen ein Beweis für geglückte Versöhnung ist: Die Verstrickung der Schuld, die die Brüder trotz jahrelanger Trennung ständig aneinander gefesselt hat, ist nun endlich gelöst. Die Ungerechtigkeit, die die Schuld geschaffen hat, ist beseitigt, die Ungleichheit ausgeglichen. Versöhnung als friedliche Trennung der einst unselig aneinander Gefesselten. Das wäre auch Versöhnung als echte Emanzipation: Nun können beide als freie Menschen ihren je eigenen Weg gehen. In diesem Sinn hat die Geschichte ein offenes Ende. War das nun eine richtige Versöhnung oder war es das nicht? Was meinen Sie?

Mir fällt eine neutestamentliche Parallele ein, die Geschichte vom verlorenen Sohn. Auch dort zwei Brüder, auch dort einer, der sich danebenbenimmt, indem er das elterliche Erbe verprasst, und einer, der sich übervorteilt fühlt, auch wenn er es rein faktisch nicht ist. Der Prasser kommt zu Einsicht und Reue; es kommt zur Versöhnung mit dem Vater, der aus Freude über die Heimkehr des Verlorenen eine rauschende Party gibt. Gerade dadurch verstärkt sich die Unversöhnlichkeit des daheimgebliebenen Bruders, der in seiner Verfremdung erstarrt und damit zum für die Freude verlorenen Sohn wird. Auch in dieser Versöhnungsgeschichte ist das Ende offen: Sind Vergebung, Tränen und Freude nur der erste Schritt? Ist das Dilemma in der Geschichte des verlorenen Sohnes nur dadurch zu lösen, dass die Brüder, zum Leidwesen des Vaters, mehr oder weniger friedlich getrennte Wege gehen? Aus beiden Geschichten können wir schließen: Versöhnung kostet. Sie kostet zunächst Überwindung. Das Ergebnis von Versöhnungsprozessen lässt sich nicht eindeutig voraussagen. Es kann zu neuer Gemeinschaft kommen, aber auch zum Loslassen von Beziehungen, freiwillig oder unfreiwillig. Versöhnung kostet, auch für Gott. Der, der am Kreuz uns alle versöhnte, trug auch noch als Auferstandener Wunden des Leidens an seinem Körper. Nicht an seiner Herrlichkeit erkennen Freunde wie Thomas ihn, sondern an seinen Wunden. Der auferstandene Christus ließ sich an seinen Wunden erkennen. Der, der andere heilt, ist selbst verwundet: *a wounded healer*.

Versöhnung und ihre Voraussetzungen

Ich komme gerade aus Südafrika, und da gehen meine Gedanken wie von selbst zur Wahrheits- und Versöhnungskommission – *Truth and Reconciliation Commission* (TRC), die im Januar 1996 durch Präsident Nelson Mandela eingesetzt wurde. Ihr Zweck war die Untersuchung von politisch motivierten Verbrechen während der Zeit der Apartheid. Vorsitzender war Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu. Die Kommission arbeitete bis 1998. Sie sollte Verbrechen von Angehörigen aller Volksgruppen unabhängig von der Hautfarbe der Täter aufklären und zur Versöhnung beitragen. Nach südafrikanischem Beispiel sind seitdem vielerorts solche Kommissionen gefordert und teilweise auch verwirklicht worden. Dabei wird oft die zweite Hälfte, um die es uns heute besonders geht, weggelassen. Man begnügt sich oft damit, von einer Wahrheitskommission zu sprechen, und vergisst dabei die so wichtige Versöhnung. Dabei ist das Erzählen der Wahrheit nur der erste Schritt. Die Wahrheitsfindung ist aber unabdingbare Voraussetzung.

Wie die Psychologin Pumla Gobodo-Madikizela, die selbst auch Mitglied der TRC war, es ausdrückte: »Gerichte ermutigen Menschen, ihre Schuld zu bestreiten. Die Wahrheitskommission lädt sie ein, die Wahrheit zu sagen. Vor Gericht werden Schuldige bestraft, in der Wahrheitskommission werden

Reuige belohnt.«¹ Das ist ein wichtiger Unterschied. Versöhnung ist es aber noch nicht. Denn zur Versöhnung gehört auch eine Wiedergutmachung, und da blieb im Falle Südafrika vieles unvollendet. Auch wenn im Rückblick die TRC nur ein teilweiser Erfolg war, können wir aus den mit ihr verbundenen Erfahrungen viel lernen. Nicht Konfrontation, sondern das Sehen des »anderen« stand im Vordergrund. Es ging um das wechselseitige Sehen: Du siehst mich, ich sehe dich – als Menschen. Präsident Mandela wählte nicht einen Juristen zum Vorsitzenden, sondern einen Theologen, eben Erzbischof Desmond Tutu, der sich deshalb zunächst selbst erstaunt zeigte. Mandela musste wohl der Auffassung sein, dass die Arbeit zutiefst geistlich sein würde. Das ist sinnvoll – ging es hier doch darum, das Verhältnis zwischen Gesetz und Gnade so zu gestalten, dass Vergebung und Versöhnung möglich werden.

Vor einigen Jahren besuchte ich eine staatliche Einrichtung für kriminelle Jugendliche. »Wir sind so froh, dass uns hier ein Pfarrer zur Verfügung steht«, sagte mir die Leiterin, »denn wenn einer unserer Jungen hier so weit kommt, dass er das ganze Ausmaß seiner Tat begreift, dann braucht er meistens etwas anderes, als unsere Pflegemaßnahmen bieten können. Dann braucht er Vergebung und Versöhnung.« In seinem Buch »Keine Zukunft ohne Versöhnung«² erzählt Tutu, dass nur ganz wenige Menschen den offensichtlich geistlichen Charakter der Arbeit infrage stellten. Selbst ein hinduistischer Kollege bestand darauf, dass Tutu bei der Arbeit seine bischöfliche Amtstracht trug. Das christliche Menschenbild betont ganz einfache Dinge, die unverzichtbar sind, zum Beispiel der Versuchung zu widerstehen, die Verantwortung für schlechte und böse Taten auf andere abzuwälzen, davon Abstand zu nehmen, den Täter oder die Täterin zu dämonisieren, zwischen Person und Handlung zu unterscheiden und an der Hoffnung festzuhalten, dass Reue und Veränderung möglich sind. Tutu spricht von *ubuntu*, ein Wort, das nicht leicht zu übersetzen ist. *Ubuntu* drückt unsere Verflechtung miteinander aus. Die Menschlichkeit des Menschen, der mir Böses tut, ist mit meiner Menschlichkeit verbunden. In der bösen Handlung verlieren sowohl Täter als auch Opfer ihre Menschlichkeit. *Ubuntu* bedeutet, dass Mensch Mensch wird durch andere Menschen. »Ich bin, weil du bist.« Wir, die wir von der westlichen Philosophie geprägt sind, haben mit René Descartes gelernt: Ich denke, also bin ich – *cogito ergo sum*.³ *Ubuntu* hat einen anderen Ausgangspunkt, nämlich: Ich gehöre zusammen, ich habe Teil, also bin ich. Descartes spornt zu kritischem Denken, Individualismus und vielleicht auch

¹ Katja Thimm und Johann Grolle: Angst vor dem Geruch von Blut. Gespräch mit Pumla Gobodo-Madikizela, in: Der Spiegel, 08.05.2006, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46847803.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

² Vgl. Desmond Tutu: Keine Zukunft ohne Versöhnung, Düsseldorf 2001.

³ Vgl. René Descartes: *Meditationes de prima philosophia* (1641). Lateinisch: *ego cogito, ergo sum*.

Zivilcourage an. Etwas mehr *Ubuntu* täte gut, wenn der Individualismus auf Kosten des Gemeinwohls geht. Bei *Ubuntu* ist die Gemeinschaft bestimmend. Mag sein, dass es da manchmal ein bisschen mehr Descartes braucht, um das Abweichen von der Gemeinschaftsnorm zu stimulieren, das es auch immer wieder braucht, um eine Gemeinde weiterzuentwickeln. Es war die Theologie, sagt Tutu, die uns in der TRC davon überzeugte, dass unser Universum ein moralisches Universum ist, in dem Gut und Böse Wirklichkeiten sind, die eine Rolle spielen. Für uns als Christen sind der Tod und die Auferstehung Jesu Christi der positive Beweis, dass Liebe stärker ist als Hass, dass Leben stärker ist als Tod, dass Licht stärker ist als Dunkelheit. Lachen und Freude, Mit-leiden, Behutsamkeit und Wahrheit – all dies ist so viel stärker als ihre scheußlichen Gegensätze, sagt Tutu. Deshalb ist Vergebung die beste Form von Eigeninteresse. Denn Groll, Verbittern und Rachelust – das sind Dinge, die das Gute, von dem wir abhängig sind, zerfressen: nämlich die soziale Gemeinschaft, die die Persönlichkeit aller Menschen stärken kann. Versöhnungsarbeit kostet. Sie weckt Kritik. Auch die TRC konnte nicht die ganze Wahrheit an den Tag bringen. Nicht alle wurden versöhnt. Es hätte viel länger gearbeitet werden müssen. Und vor allem blieben Entschädigung und Restitution seitens des Staats weitgehend aus. Auch für diejenigen, die in der Kommission arbeiteten, waren die psychischen Kosten hoch. Wir waren vielleicht mehr wie Staubsauger als Spülmaschinen⁴, sagte Tutu. Der Schmutz wurde nicht einfach weggespült, sondern er sammelte sich im Inneren. Versöhnung hat auch mit Wunden zu tun. Vielleicht war es so, dass wir nur als *wounded healers* wirklich zu Versöhnung beitragen konnten, schreibt Tutu.⁵

Jakob humpelte zu seinem Versöhnungstermin. Und der auferstandene Versöhner Jesus Christus zeigte Thomas seine Wunden. An seinen Wunden ließ er sich erkennen. Versöhnungsarbeit vereint Stärke und Verwundbarkeit. Das ehrliche Hören der Geschichte von Opfern und Tätern kann alte Wunden öffnen und neue Wunden schlagen. Gleichzeitig schafft Vergebung auch Stärke. Wenn die Wahrheit ans Licht gekommen und der Schmerz benannt worden ist, kann Neues entstehen. Durch Vergebung können kaputte Relationen geheilt werden – und unheilbare Relationen endlich losgelassen werden. Leben ist oft eine schwere Kunst. Wenn wir vergeben, erobern wir unsere schöpferische Kraft und Macht wieder neu. Wenn wir vergeben, können wir eine neue Geschichte über uns selbst erzählen. Wenn wir die Kraft zur Vergebung bekommen, sind wir keine Opfer mehr. Wir sind dann Überlebende, ja gar Lebenskünstler.⁶

⁴ Desmond Tutu: *Ingen framtid utan förlåtelse*, Stockholm 2000, im Nachwort. Deutscher Titel: Keine Zukunft ohne Vergebung. Übersetzung: Antje Jackelén.

⁵ Tutu: ebd., S. 94. Übersetzung: Antje Jackelén.

⁶ Desmond und Mpho Tutu: *Om godhet och varför den gör all skillnad i världen*, Stockholm 2010, S. 158. Deutscher Titel: Das Buch des Vergebens. Vier Schritte zu mehr Menschlichkeit, Übersetzung: Antje Jackelén.

Diese Dynamik gilt in ähnlicher Form auch zwischen Gruppen. In Südafrika ist die Versöhnungsarbeit bei weitem noch nicht abgeschlossen. In Schweden sind wir noch am Anfang eines Versöhnungsprozesses mit unserem Urvolk, der samischen Bevölkerung. Es ist nicht allgemein bekannt, dass Schweden das erste staatliche rassenbiologische Institut der Welt hatte. Die Samen wurden Opfer von Schädelmessungen, Nacktfotografien, schulischer Diskriminierung und anderen Ausdrücken von Kolonialismus. Auch hier muss Geschichte anerkannt werden und Menschen müssen sich von dieser Geschichte berühren lassen, sich in die Situation der Opfer einleben, Empathie und Reue zeigen und für Gerechtigkeit sorgen. Versöhnung ist eine Wanderung, die alle Beteiligten an einen neuen Platz führt. Verändernde Versöhnung ist möglich. Dafür müssen aber auch strukturelle Ungleichheiten sichtbar gemacht werden. Sonst werden gewährte Entschädigungen leicht als ungerechtfertigte Privilegien für eine Minderheit gedeutet, was wieder neue Spannungen und Aggressionen schafft, die dann die zugrundeliegende strukturelle Ungleichheit weiter verstärken. Es braucht beides: Versöhnung als konkrete Strategie und Versöhnung als Spiritualität, Geisteshaltung – sich selbst bewegen und sich bewegen lassen.

4. Versöhnung theologisch

Der Apostel Paulus ist überzeugt davon, dass der christliche Puls in der Versöhnung schlägt. »Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit ihm selber [...] und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; [...]: Lasst euch versöhnen mit Gott!« (2 Kor 5,19f.). Im Licht der Versöhnung sehen Menschen und Welt anders aus. Wie aber können wir heute zeitgemäß von Versöhnung mit Gott sprechen? Verschiedene Zeiten und Traditionen haben die alte Bitte »Lasst euch versöhnen mit Gott!« ganz unterschiedlich ausgedrückt. Es hat wohl nie nur eine einzige Art gegeben, das Geheimnis der Versöhnung in Worte zu kleiden. Allerdings hat zu Zeiten ein gewisses Sprachspiel dominiert, nämlich das eines Rechtsprozesses. Es hat mitunter durchaus die sinnliche Freude »des fröhlichen Wechsels«, wie Martin Luther Versöhnung auch nennt, verdrängt. Die Symbolik von Sühne und Strafe, von Blut, das reinigt, und vom Lamm, das geschlachtet wird, ist in vieler Weise nur schwer zugänglich. Ich glaube, es ist wichtig, dass wir uns Versöhnung in vielen Räumen vorstellen. Nicht nur in einem Gerichtssaal, in dem der Richter Gott mit Strafe und Wiedergutmachung hantiert, der Teufel für die Anklage steht und Jesus die Schuld auf sich nimmt. Wir können uns Versöhnung zum Beispiel auch im Schulmilieu vorstellen, ein Bildungsprojekt mit Jesus als dem großen Lehrer in der Schule des Lebens oder als Krankenhaus mit Jesus als Arzt oder Apotheker, in der Sakristei der Kirche in Werder ist Jesus als Apotheker abgebildet, als Werkstatt, in der unsere Beziehung zu Gott, zu

uns selbst, unseren Mitmenschen und der gesamten Schöpfung repariert wird, als Esszimmer, in dem eine Festmahlzeit serviert ist, wie sie im Abendmahl zum Ausdruck kommt und in menschlicher Tischgemeinschaft ihre Fortsetzung findet, als Gärtnerei, in der Pflanzen gezogen werden, ist doch Jesus der Weinstock und wir die Reben, oder als ein Atelier, ein Raum, in dem der große Künstler, der Schöpfer, die Schönheit der gefallenen und geplagten Schöpfung wieder herstellt. Lassen wir doch ruhig einmal traditionelle Gedanken zur Versöhnung mit Gott aus dem Rechtssaal ins Atelier umziehen und uns den Unterschied vorstellen! Oder wie sieht der Raum aus, in dem Ihnen Versöhnung am leichtesten zugänglich ist?

5. Eine seelsorgerliche Perspektive

In der Muttersprache der lutherischen Theologie bedeutet Versöhnung, von Angst zu Zuversicht gehen, von Furcht zu Vertrauen, vom Bedrücktsein zu Freude, vom Um-sich-selbst-Kreisen zum Offensein für Mitmenschen. Auf diesem Weg kann es verschiedene Stationen geben, die wir nacheinander passieren oder zwischen denen wir auch immer wieder einmal hin und her pendeln. Sehnsucht – Gott fehlt mir, aber eine diffuse Ahnung ist da und gibt keine Ruhe, treibt mich weiter, Gott in die Arme. Geistliche Heiterkeit – die Rumpelkammer ist aufgeräumt, die Seele atmet frische Luft, Gott ist lebendig. Bin ich als Christin oder Christ gut genug? Gnade bricht durch. Gott schenkt, ich bin beschenkt und lebe im fröhlichen Wechsel: Jesus trägt meine Schuld, ich bin versöhnt. Die Nacht – Gott ist verborgen, der Glaube in der Wüste. Das Licht – Gott blendet, Gott ist und bleibt der ganz Andere. Der Weg mit Gott. Emmauswanderung. Brennen nicht unsere Herzen in uns, wenn Jesus zu uns spricht? Fühlen wir nicht den Frieden, da er bei uns bleibt, wenn es Abend wird? In all dem sind wir Menschen der Hoffnung. Denn wir wissen oder ahnen, dass alles Leiden dieser Welt, alle Passionsgeschichten, die sich auf dieser Erde abspielen, buchstäblich durchkreuzt werden von einer noch leidenschaftlicheren Passion: Gottes Liebe zur Welt und zur Schöpfung. Vertrauen und Versöhnung sind möglich!

Dialogbibelarbeit¹ am Freitag, 26. Mai 2017, Gerüstkirche

Prof. Ulrich Khuon, Intendant des Deutschen Theaters Berlin
Dr. Christian Stäblein, Propst der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Christian Stäblein: Der Text über die Versöhnung von Jakob und Esau erzählt die Geschichte von zwei Nachbarvölkern, die sich dadurch versöhnen, dass die Verheißung, dass der eine größer und besser sei als der andere, am Ende nicht gelebt oder anders gelebt wird: nämlich als Geschichte derer, die sich am Leben lassen, die tatsächlich tolerant gegenüber dem anderen sein können. Lieber Herr Khuon, wir haben den Text aus der Genesis vor Augen. Ein Text um Brüder, Familie, Land und Landzuteilungen. Wo kommen Sie her? Haben Sie solche Spannungen in der Gegend, aus der Sie kommen, auch erlebt?

Ulrich Khuon: Ich bin als Kind, mit sieben Jahren, von Stuttgart in Schwaben zu den Badenern an den Bodensee gezogen und wurde dort in der Schule als schwäbisch sprechendes Kind gebastet. Zum ersten Mal machte ich die Erfahrung, was es heißt, sich fremd zu fühlen – obwohl die beiden Orte nur 170 Kilometer auseinander liegen. Meine Beobachtung aus dieser Zeit ist, dass das, was sich nahe ist, auch problematisch werden kann. Große Nähe beherbergt auch größte Konflikte.

Stäblein: Ich habe auch immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Menschen mit ihrer Heimat, ihrer Landschaft, ihrem Zuhause etwas Besonderes verbinden. Und dass sie dies zu einem bestimmten Handeln bringt im Miteinander oder Gegeneinander mit anderen.

Mit diesen unseren Lebenserfahrungen wollen wir aber nicht abschweifen, sondern gelangen schon mitten ins Thema. Mir hat sich die Geschichte von Jakob und Esau und ihrer Versöhnung völlig neu aufgeschlossen, als ich angefangen habe zu begreifen, was sie im Kern erzählt: Sie erzählt, wie zwei Völker, die nebeneinander wohnen – hier Israel, dafür steht Jakob, dort das Volk, das einst Edom hieß, hierfür steht Esau – wie diese Völker, die ewig verfeindet waren, über kein Volk gibt es so viel Abneigung und Abwertung

¹ Einen Dialog zwischen Kultur und Kirche, zwischen Theater und Theologie boten Prof. Ulrich Khuon als Intendant des Deutschen Theaters in Berlin und Propst Dr. Christian Stäblein, leitender Theologe der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Der hier abgedruckte Dialog stellt eine nachbearbeitete Textfassung dar. Dieser Text ist auf Grundlage der Vorarbeiten zur Vorbereitung auf die Bibelarbeit sowie des transkribierten Mitschnitts des Gesprächs entstanden. Der Dialogcharakter wurde beibehalten, jedoch an die Schriftsprache angepasst. Gegenüber dem Gespräch liegt mit dem Text eine gekürzte und modifizierte Fassung vor.

zu lesen im Alten Testament wie über Edom, wie sich also diese Völker versöhnen, wie sie ihre Schuld aufarbeiten, ja, wie Israel seine Schuld an diesem Volk aufarbeitet. Da ist ursprünglich die Verheißung an Jakob, über Edom, über Esau zu herrschen (Gen 27), und dann, am Ende von all dem, was daraus wird an Betrug, Kampf und Flucht, am Ende steht diese Versöhnungsgeschichte in Genesis 33. Und diese Versöhnungsgeschichte erzählt auf ihre Weise: Gottes Segen, Gottes Verheißung, Gottes Zusage hat sich verändert, ist mit hineingegangen in die Geschichte der beiden, hat ertragen, dass der eine sich über den anderen erheben wollte, hat ertragen, dass der andere dem einen nach dem Leben getrachtet hat. Und jetzt ist diese Schuld aufgearbeitet und niemand muss mehr sagen: ich über dir. Der eine nicht über den anderen. Der andere nicht über den einen. Diese Geschichte erzählt Israel – und das ist ja das Atemberaubende – diese Geschichte erzählt Israel als Geschichte eigener Schuld. Als Geschichte, in der sich Israel dazu bekennt, über Jahrhunderte Unfrieden und Krieg gegenüber dem Nachbarn Edom geführt zu haben, ihn über Jahrhunderte beherrscht haben zu wollen. Und jetzt ist das vorbei. Diese Völkergeschichte wird in der Familiengeschichte von Jakob und Esau miterzählt.

Khuon: Ja, denn wenn nur über die Völker erzählt würde, wäre die Erzählung wahrscheinlich abstrakt geblieben. Nationen sind sich eben über lange Zeiträume hinweg fremd, das wissen wir. Aber die Kraft der biblischen Erzählung ist das Personalisieren. Die Frage für uns einzelne Menschen ist ja immer: Wo docken wir an? Wie läuft unser Weg des Verstehens?

Ein Bruderkonflikt ist eine individuelle Geschichte, die wir gut verstehen. Denn Eifersucht, Liebe und Verbundenheit sind uns in irgendeinem Kontext bereits begegnet. Und das Großartige ist, wie Sie sagen, dass in dieser Geschichte beides enthalten ist, eine Brudergeschichte und eine Geschichte, die weit darüber hinausgeht.

Die Erzählung in Genesis 33 steht ja nicht für sich allein, sondern dieser biblische Text greift im Grunde unglaublich nach vorne und nach hinten aus. Denn beim Lesen müssen wir auch die Trickerei von Jakob gegen seinen Bruder und den Kampf am Jabbok im Hinterkopf haben. Alle großen Theatergeschichten sind so aufgebaut: Sie greifen aus und das Segment am Schluss scheint uns selbstverständlich.

Stäblein: Blicken wir einmal genau auf die beiden Figuren Jakob und Esau im ganzen Erzählzusammenhang. Jakob ist derjenige, der durch Betrug und Trickerei den Segen bekommen hat und Esau nicht. Da ergaunert Jakob sich den Segen (Gen 27), danach flieht er vor seinem Bruder und sieht im Traum die Himmelsleiter (Gen 28), und schließlich folgt Jakobs Kampf am Jabbok (Gen 32).

Wenn wir das auf die Völker übertragen, dann ist das Narrativ und die

immer wieder erzählte Geschichte in Israel: Wir sind das erwählte Volk und dort sind die Edomiter, die Nachkommen Esaus. Durch dieses Ausgreifen nach hinten und nach vorne, wie Sie sagten, erzählt diese Geschichte von Israel. Im Grunde wird Schuld aufgearbeitet. Und jetzt, in unserer Erzählung in Genesis 33, nimmt Jakob selbst all sein Reden, warum er der Erwählte ist, zurück und wirft sich in den Staub (Gen 33,3). Dies alles dient der Schuldaufarbeitung und wird so erzählt, dass Versöhnung möglich wird, wo bislang keine Versöhnung möglich war. Die Botschaft lautet: Sie versöhnen sich als Familie und als Völker.

Wenn wir auf diese oder andere Brüdergeschichten schauen, dann scheinen die Schurken interessanter als die anderen, wie Esau es ist. Ist das im Theater nicht auch so?

Khuon: Ja, die Schurken sind im Theater natürlich auch interessanter. Der großartige Roman *Anna Karenina* beispielsweise beginnt mit dem Satz: »Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Weise unglücklich.«

Das heißt, das Glück, das wir genießen, ist zwar wunderbar, aber es verrät nicht sehr viel von uns. Der Schurke und der Bösewicht hingegen als gebrochene Figuren machen uns deutlich, wie gebrochen wir selbst sind. Allerdings merkt man unser Gebrochensein meist kaum, weil wir es überwunden oder verborgen haben.

Jeder Mensch ist in sich sehr kompliziert aufgeschichtet mit gutwilligen, aber auch böswilligen Seiten, die manchmal zu Tage kommen. Was also alles über Verrat, Betrug und Hochmut im Theater oder in der Bibel erzählt wird, kennt man aus sich selbst. Verrat, Betrug, Hochmut stecken in jedem von uns. Ich denke an den eifersüchtigen Othello beispielsweise oder andere Brüdergeschichten wie *Die Räuber* von Schiller: Ein hässlicher Bruder hat einen unglaublichen Hass auf seinen attraktiven und erfolgreichen Bruder. Im Grunde eine Geschichte des Nichtgesegnetseins. Er fragt sich: Woran liegt es, dass ich hässlich geboren bin und von vornherein ein Defizit habe? Woran liegt es, dass mein Bruder der Erfolgreiche ist? Da nistet eine tiefe Eifersucht. Und er ignoriert die Verwandtschaft des Blutes und die Liebe des Blutes und bestreitet alles.

In der Literatur nennt man Jakobs Geschichte einen Bildungsroman: Da geht eine Figur irgendwo los, macht vieles falsch, lernt durch Abenteuer dies und jenes auf ihrem Weg und kommt am Schluss irgendwo an, nicht unbedingt geläutert, aber reicher in dem, wie sie auf die Welt schaut. Zudem ist die Geschichte eine Verheißungsgeschichte. Aus ihr lernen wir, dass Verheißung zunächst gar nichts heißt, sondern eine Aufgabe ist. Werde dem gerecht, was dir verheißt wird, das ist die Aufgabe. Die Verheißung lautet nicht: »Ja, ich bin besonders. Ich bin anders als andere. Ich bin ausgezeichnet vor anderen.«

Als Jakob gesagt wird, er wäre der Besondere, denkt er, er müsse sich das

erkämpfen oder ertricksen. Er betrügt seinen Bruder und legt ihn herein. Aber am Schluss hat Jakob in einer gewissen Weise zurückgefunden zu einer Demut, sicherlich auch, weil er selbst von seinem Schwiegervater Laban betrogen wurde (Gen 29-31). Zunächst betrügt man selbst und dann – an anderem Ort – ist man der betrogene Betrüger. Jakob ist übrigens am Schluss immer noch eine gebrochene Gestalt, wenn er seine Kinder vor sich hinstellt (Gen 33,2) als müssten sie ihn schützen wie in einer Heeresaufstellung und man den Eindruck hat, es wäre wieder ein Trick.

Aber wenn man die Geschichte der Brüder als Ganzes und die Begegnung in dem Moment betrachtet, dann glaubt man doch, dass Jakob woanders angekommen ist.

Stäblein: Jetzt haben wir die Geschichte von der Versöhnung in den gesamten Zusammenhang der Brüdergeschichte von Jakob und Esau eingeordnet. Wie haben Sie gerade so treffend gesagt? Die Verheißung allein ist nichts. Sie ist Aufgabe: Wir müssen aufeinander zugehen, der Aufgabe gerecht werden, die in der Verheißung steckt, um in die Versöhnung zu kommen.

Jetzt würde ich gerne einen Moment gucken, wie die Brüder denn wirklich in die Versöhnung kommen. Das Aufstellen der Kinder haben Sie bereits erwähnt. Aber man weiß nicht, was genau nun passiert, damit die Brüder tatsächlich aufeinander zugehen und wirklich Versöhnung leben können. Verzicht gehört dazu, sich gegenseitig erzählen, auch Demut. Aber da ist noch mehr.

Khuon: Ja, jetzt kommt auch Esau ins Bild. Esau, der in der langen Geschichte scheinbar langweiligere Charakter und der Jäger, der aus Bequemlichkeit sein Erbe schnell hergibt (Gen 25), ist in der Begegnung mit Jakob versöhnungsbereit. Siebenmal wirft sich sein Bruder Jakob, dessen übertriebene Demut sicherlich auch mit Angst zu tun hat, dass Esau ihm nicht vergibt, auf den Boden. Der Verdacht liegt nahe, dass Jakob selbst nicht geneigt wäre zu vergeben, wenn er reingelegt worden wäre.

Doch Esau ist versöhnungsbereit und darin ein Vorbild für Jakob. Esau vergibt ihm (Gen 33,4). Vergebung kann man sich nicht verdienen. Sie ist immer ein Überschuss, der gegeben wird. Dies ist im Verhältnis von Menschen, aber auch von Völkern, untereinander wesentlich: Bestimmte Dinge kann man sich gar nicht verdienen.

Bei einem Verrat ist es zum Beispiel auch so: Ein Verrat ist eine so starke Verletzung, dass der Verräter nicht fordern kann: »Ich habe dich zwar verraten, war aber zwei Jahre lang lieb zu dir, jetzt musst du mir vergeben.« Vergebung kann nicht erzwungen werden. Verletzungen können gelindert, aber letztlich werden sie nicht getilgt werden. Dieses Modell zur Versöhnung nennt man Kompensationsmodell: Ich versuche, etwas wieder in den Ausgleich zu bringen. Es steckt auch in der Versöhnung zwischen Jakob und

Esau, wenn Jakob sagt: »Ich gebe dir den Segen wieder, den ich bekommen habe. Du sollst ihn jetzt haben.« (Gen 33,11). Das ist der Versuch, die Schuld zu kompensieren. Aber der andere sagt: »Nein, das brauche ich jetzt nicht mehr. Ich bin selbst groß geworden. Ich habe selbst Gunst und Gnade empfangen.« Das Ausgleichsmodell, das wir in der Regel im Leben zuerst versuchen, scheint in dieser Geschichte mit Gott und mit den beiden Brüdern nicht zu funktionieren.

Schauen wir nochmals auf Jakob. Bislang ist er in unserem Gespräch eher als Schurke dargestellt, aber er ist ja auch unser Stammvater im Glauben. Er hat sich verändert.

Stäblein: Er hat ja echt gelernt.

Khuon: Ja, und er muss auch etwas lernen: Dieser Gott, der ihm einst verheißen hat: »Du bist es und Esau ist es nicht« (Gen 27,18 ff.), will das Leben der Brüder in der versöhnten Form. Dies lässt sich nicht durch Kompensation leben, sondern das geht nur durch Verzicht, durch diesen Überschuss. Vom Glauben würden wir auch immer sagen, dass Glauben nur geschieht durch Vertrauen. Ein Vertrauen, das immer vorlaufend ist, das ich mir nie erarbeiten kann.

Stäblein: An dieser Stelle kommt jetzt vielleicht auch Gott ins Spiel. Jakob erlangt die Verheißung, doch verlässt er sich im Grunde nicht auf sie. Das Vertrauen, dass es so kommen wird, wie es verheißen ist, fehlt ihm. Vielmehr denkt er, dass er sich selbst darum kümmern muss, damit die Verheißung in Erfüllung geht, auf allen möglichen Wegen und im Zweifel mit illegalen Mitteln.

Gott begleitet Jakob in all seinem Tun, so wie er uns auch immer in Freiheit leben und agieren lässt. Gott mischt sich nicht dauernd ein, weist Jakob weder zurecht, noch erfüllt er die Verheißung selbst. Er ist ein begleitender und sich selbst verändernder Gott, ein in der Verheißung verändernder Gott. Er reagiert nicht auf das Verhalten von Jakob und Esau; das finde ich ein frappierendes Konzept.

Gott drängt nicht auf die Umsetzung seiner Verheißung, damit geschieht, was verheißen ist, sondern der Mensch spielt eine große Rolle in der Verheißung. Die Geschichte mündet am Ende nicht in ein Herrschaftsverhältnis, in dem der eine über den anderen herrscht (vgl. Gen 27,29), sondern in einer Art Koexistenz (Gen 33,13). Beide leben in ihren Familien als je eigene Völker in einer relativen, friedlichen Eigenständigkeit. Keiner beschützt den anderen, keiner lässt irgendwelche Truppen zurück. Ihr Zusammensein ist ein Beieinandersein in großer Freiheit. Gott hat praktisch sein eigenes Konzept verändert, auch durch das Handeln der Menschen hindurch.

Khuon: Sie sprechen eine irre Szene im zweiten Teil des Textes an. Esau sagt: »Dann lasse ich ein paar hier bei dir, die können dir helfen.« Doch Jakob antwortet: »Nein, du brauchst niemanden hierlassen, geh mit den Deinen weiter und wir bleiben jetzt hier an der anderen Stelle.« (Gen 33,15-17). Beim Lesen frage ich mich: Warum bleiben sie nicht etwas länger zusammen? Es ist doch schön, dass sie sich wiedergefunden haben. Aber wenn man in den Text und in die Tradition blickt, geht es an dieser Stelle ganz konkret um Landzuteilung und die Frage: »Wem gehört eigentlich was?«

Das Versöhnungsmodell bedeutet: Den anderen wirklich leben lassen und nicht vorsichtshalber noch eine kleine Schutzmacht im Land lassen und abwarten, wie das Miteinander funktioniert. Es geht darum, tolerant zu sein und tatsächlich zu ertragen, dass ich vom anderen getrennt bin, er seine eigene Tradition leben kann und wir friedlich nebeneinander leben können.

Ich will nur noch einmal die atemberaubenden Sätze festhalten, die Sie gesagt haben: dieses Konzept eines Gottes, der mitgeht und sich im Mitgehen verändert. Und der das, was bis dahin als Verheißung überliefert ist, korrigiert oder in die neue Lebenssituation bringt. Das heißt: Die leben miteinander – und nicht mehr Jakob der Verheißene allein und Esau der Unterworfenen allein, sondern sie leben ein neues, versöhntes Miteinander.

Ein sich verändernder Gott! Diese Brüdergeschichte überliefert einen Gott, der wirklich mitgeht und sich dabei auch nochmals verändert.

Stäblein: In unserer Versöhnungsgeschichte gibt es in Vers 10 diesen wunderbaren Satz: »Denn ich habe dein Gesicht gesehen, als sähe ich Gott, und du bist mir wohlwollend begegnet.« (Gen 33,10). Das ist ein ganz anderes Versöhnungsmodell als das Toleranzmodell, das wir am Ende der Erzählung in Genesis 33 gerade herausgearbeitet haben. Hier geht es nicht darum, sich zu trennen und keine Schutzmächte beim anderen stehen zu lassen. Vielmehr scheint hier die Kirchentagslösung auf, es geht darum, im anderen Gott zu sehen.

Khuon: Sehen und Gesehenwerden stehen im Mittelpunkt. Im Grunde existieren wir erst dadurch, dass wir gesehen werden. Wir können nicht existieren, ohne uns zu transzendieren. Dieses Über-sich-selbst-Hinausgehen hat mit Begegnung zu tun, dass man den anderen sieht, aber auch damit, dass man selbst gesehen wird.

Dieser Satz in Genesis 33,10 »Ich habe in dein Angesicht gesehen wie in das Angesicht Gottes«, macht nochmals deutlich, dass sich dieser Gott uns nähert und sich menschlich macht. Aber auch umgekehrt gilt, dass in jedem von uns und von denen, denen wir begegnen, göttliches vorhanden ist. Das macht den Menschen so groß. Die ganze Bibel atmet es, dass dieser Gott den Menschen groß denkt und nicht klein; und in seinen ganzen Zusagen an ihn wird das auch sichtbar. Das sind keine herablassenden, gewährenden Gaben,

dass Gott sagt, ich habe euch geschaffen und gebe euch jetzt noch dieses und jenes, sondern ich habe euch groß geschaffen – und zwar alle. Darin steckt auch unsere Sehnsucht nach Homogenität, die wir alle in uns spüren: Wir haben dieselbe Wurzel, kennen dieselben Geschichten, schöpfen aus einem Fundus. Dann kommt aber auch der Reiz der Differenz dazu. Denn Gott hat auch die Differenz geschaffen. Wir müssen es mehr genießen lernen, die Differenz als eine Anregung zu empfinden, die es zu ertragen gilt.

Was ich mit Ertragen der Differenz meine, ist keine Sanftmut, die alles toll findet, sondern eine Auseinandersetzung, eine Konfliktlösung, in der wir etwas aufnehmen.

Jeder, der eine längere Beziehung gelebt hat, weiß, dass der Streit, wenn er in der Tat gut gestritten ist, auch die Beziehung reicher macht oder die Begegnung tiefer, wenn man den Konflikt durchstanden hat. Heute nennt man das neudeutsch Beziehungsarbeit, aber es ist etwas anderes: sich existenziell der Differenz ausliefern, selbst etwas lernen, aber sich auch die Bewegung des anderen wünschen, aufeinander zuzugehen.

Stäblein: Diese Konfliktgeschichte der beiden Brüder und diese Versöhnungsgeschichte fügen sich ganz eng zusammen. Besonders deutlich wird sie direkt im Anschluss an Jakobs Kampf am Jabbok (Gen 32). In einer ersten Textfassung hat hier wohl Jakob mit Esau gekämpft, später wurde diese Geschichte dann auf Jakobs Kampf mit Gott übertragen. Das macht den Satz in Genesis 33,10 atemberaubend: »Ich sehe in dir Gott.«

Lassen Sie mich nochmals zusammenfassen, was wir erarbeitet haben: Die Versöhnung zwischen den Brüdern liegt nun in Genesis 33 auch darin, dass Gott, der diese Versöhnung schenkt, mitgeht, sich verändert und Vertrauen stiftet. Vertrauen nicht dadurch stiftet, dass er auf etwas beharrt, sondern seinen Segen neu auf eine versöhnende Geschichte spricht.

Gott lässt die Veränderung, so dass sich Israel selbst diese Geschichte von der eigenen Veränderung und der Versöhnung mit Nachbarn, über die es einst herrschen wollte, erzählen kann. Das ist ja das Atemberaubende an der Veränderung in dieser Geschichte. Sie lässt sich übertragen auf unsere Paradigmen, die wir heute haben: Toleranzfragen, interreligiöse Fragen in unserer Gesellschaft oder die Frage nach der Gerechtigkeit der Geschlechter.

Aber ich frage mich auch: Was nehmen Sie aus dieser Bibelarbeit mit?

Khuon: Ich nehme etwas Persönliches mit, das meine Lebenserfahrung betrifft. Bei Konflikten haben wir oft die Tendenz zu sagen, die Verletzung ist so tief, dass ich nicht darüber weg komme. Meiner Lebenserfahrung nach habe ich selbst sehr viele verletzt und wurde verletzt. Aber es gibt nur ganz wenige Situationen, über die ich aus der Distanz heraus sagen würde, dass ich darüber nicht hinweg komme. Ich habe aber auch gelernt, mir diesen Überschuss an Esau-Haftigkeit anzueignen und nicht bei dem Konzept zu

bleiben, dass es Verletzungen gibt, bei denen das Tischtuch in der Familie oder in Arbeitszusammenhängen zerschnitten ist. Vielmehr müssen wir feststellen, dass wir selbst betrügen und viel betrogen werden, aber wir müssen daran arbeiten, großzügig zu sein.

Für das Theater sind Brüdergeschichten etwas Wunderbares. *Hamlet*: Hamlets Onkel bringt seinen Bruder, den Vater von Hamlet, um; oder Ibsen: *Ein Volksfeind*. Da gibt es zwei Brüder. Der eine ist Bürgermeister, der andere so eine Art grüner Revolutionär, der denkt, dass ein Umweltskandal vertuscht werden soll und der deshalb seinen Bürgermeisterbruder attackiert. Das sind zwei Gesellschaftskonzepte: Der eine muss den Laden zusammenhalten und hat Angst, dass irgendetwas aufbricht, weil Ökologie seinen Ordnungswahn bedroht, und der andere kann und will seinem Impuls nachgehen.

Wir haben unglaublich viele Bruder- und Familiengeschichten in der dramatischen Literatur; und diese große Jakob-Esau-Geschichte hat mir nochmals gezeigt, dass es lohnenswert ist, die Bibel zu lesen. Man darf nicht irgendetwas rausschnappen und denken: Ja, was soll jetzt das? Man muss, wie in alle großen Romane, eintauchen in die Geschichte mit ihren Charakteren – und ein Konzept finden, wie man selbst dieses Eintauchen und Verstehen schafft.

Theater erleichtert dieses Eintauchen und Verstehen. Es gibt Vorstellungen im Theater, die dauern vier Stunden. Viele Besucher denken vorher: Oje, ich muss morgen um sieben Uhr aufstehen und habe genug Probleme den ganzen Tag. Man müsste sich aber sagen: Genau weil ich genug Probleme habe, ist es wichtig, dass ich diese nochmals vertiefe. Auch wenn man das als eine Zumutung empfindet. Die Zumutung dieser großen, schmerzhaften Geschichten entlastet uns aber im Endeffekt. Die Geschichten befreien uns, weil wir nicht einsam bleiben mit unseren Problemen, weil wir sie in großen Geschichten aufgefangen sehen. Das Theater kennt allerdings kein oder kaum ein Vertrauen in Gott, wie es biblische Geschichten überliefern. Natürlich haben Figuren im Theater das Vertrauen, aber eigentlich stehen doch immer die von Gott verlassen und in Kämpfen befangenen Menschen im Mittelpunkt. Das kann mal komisch sein, oft ist es tragisch, immer ist es dramatisch.

All dies bergen die biblischen Geschichten auch in sich – wie im Theater. Auch sie befreien uns, weil wir uns in ihnen aufgefangen sehen und weil sie zudem von einem Gott erzählen, der uns viel abverlangt, der uns vergibt und der uns, das ist unglaublich, auf Augenhöhe begegnet. Diese Dimension Gottes ist im Theater weniger ausgeprägt. Wer glaubt, weiß also mehr.

Stäblein: Was für ein Schlusswort. Vielen Dank, lieber Herr Khuon, ich nehme mit, was es für ein Vergnügen ist, mit einem Menschen vom Theater eine Bibelarbeit zu halten. Ganz herzlichen Dank!

Khuon: Vielen Dank auch Ihnen. Dieses Vergnügen nehme ich ebenfalls mit.

Christlich-muslimische Dialogbibelarbeit am Freitag, 26. Mai 2017,
Messe Berlin, Palais am Funkturm

Sandra Lenke, Theologin, Institut für Evangelische Theologie, Universität
Paderborn

Prof. Dr. Muna Tatari, Seminar für Islamische Theologie, Universität Paderborn

Sandra Lenke: Die Erzählung von Jakob und Esau, um die es heute gehen soll, ist ein Teil der Geschichte der Väter des Volks Israel, die im Buch Genesis, dem ersten Buch Mose, überliefert wird.

Da geht es zunächst um Abraham, der auf Gottes Geheiß aus Mesopotamien in das Land Kanaan zog (Gen 12). Erst im hohen Alter wird ihm und seiner Frau Sara der lang von Gott versprochene Sohn Isaak geboren (Gen 21).

Isaak heiratet Rebekka, und diese wird schwanger (Gen 25). Sie fragt nach einem Gotteswort für ihre Schmerzen und erhält ein Orakel, ungefähr so: Zwei Völker sind in deinem Leib, und zweierlei Volk wird sich scheiden aus deinem Leib; und ein Volk wird dem anderen überlegen sein, und der Ältere wird dem Jüngeren dienen. Der zuerst geborene Sohn wird Esau genannt; sein Zwilling hält ihn an der Ferse – daher sein Name: Jakob, der Fersenhalter.

Während Esau der Stolz seines Vaters ist und als ein Mann des Felds, als Jäger beschrieben wird, bleibt Jakob bei den Zelten – er ist der Liebling seiner Mutter. Rebekka ist es auch, die Jakob geschickt dazu anhält, sich den Segen, der dem Erstgeborenen, also eigentlich Esau, zusteht, bei Isaak zu erschleichen (Gen 27). Isaak, bereits alt und blind, ist zwar misstrauisch, lässt sich aber täuschen und segnet Jakob, indem er ihm Wohlstand, politische Macht und die Führungsposition in der Großfamilie zuspricht. Als Esau heimkommt, fällt der Betrug auf; Esau bittet seinen Vater ebenfalls um Segen, aber für ihn ist nichts mehr da. Esau schwört Rache an Jakob und bei nächster Gelegenheit bereitet Rebekka Jakobs Flucht zu ihren Verwandten vor (Gen 28).

Allein unterwegs hat Jakob einen Traum, in dem ihm Gott begegnet und zusagt, dass er ihm viele Nachkommen geben wird und dass in ihm alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen, Gott mit ihm ist und ihn in dieses Land zurückbringen wird.

Bei Laban, dem Bruder Rebekkas, beginnt Jakob, sich eine neue Existenz aufzubauen (Gen 29-31). Er dient ihm viele Jahre, heiratet dessen zwei Töchter Lea und Rahel; sie bekommen viele Kinder und erwirtschaften sich Wohlstand. All das läuft aber auch nicht ohne Konflikte und Rivalitäten ab, und auf Geheiß Gottes flieht Jakob wieder zurück nach Kanaan, dorthin, wo auch sein Bruder Esau lebt (Gen 32). Vor der Begegnung fürchtet sich Jakob sehr, er

bereitet alles, so gut es geht, vor: Er bringt seine Familie in Sicherheit, schickt Geschenke, sendet Boten, betet.

In der letzten Nacht vor der Begegnung, Jakob ist wieder allein, erscheint ein ihm unbekannter Mann, der mit ihm bis zum Morgengrauen ringt. Jakob wird zwar verletzt, kann aber von dem Mann nicht besiegt werden. Als dieser gehen will sagt Jakob: »Ich lasse dich nicht los, bevor du mich gesegnet hast.« Der Unbekannte gibt ihm einen neuen Namen: »Du sollst hinfort nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel; denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist Sieger geblieben.« Jakob deutet dies als erneute Gottesbegegnung.

Muna Tatari: [Textlesung Genesis 33,1-17] Als wir den Text gelesen haben, sind uns einige Dinge aufgefallen. Kann es tatsächlich sein, dass einer der beiden Brüder alles bekommt und der andere nichts? Es scheint mir so ungerrecht. Und wenn man jetzt genau liest, dann ist das ja auch gar nicht so: Esau, für den doch angeblich nichts mehr vom Segen übrig war, ist ein mächtiger Mann geworden, der zu Jakob sagt: Behalte, was du hast, ich habe viel. Wie passt denn das zusammen?

Lenke: Wir haben uns nochmals die Geschichte mit den Segensworten angesehen. Isaak segnet Jakob mit den Worten: »Gott gebe dir vom Tau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle. Völker sollen dir dienen, und Stämme sollen dir zu Füßen fallen. Sei ein Herr über deine Brüder, und deiner Mutter Söhne sollen dir zu Füßen fallen. Verflucht sei, wer dir flucht; gesegnet sei, wer dich segnet!« (Gen 27,28-29).

Esau entdeckte den Betrug und sprach zu seinem Vater: »Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater!« Und er erhob seine Stimme und weinte. Da antwortete Isaak, sein Vater, und sprach zu ihm: »Siehe, du wirst wohnen ohne Fettigkeit der Erde und ohne Tau des Himmels von oben her.« (Gen 27,38-39).

Tatari: Voll ungerecht!

Lenke: Wir haben festgestellt, dass diese Erzählung in christlicher und islamischer Tradition nicht prominent behandelt wird, und haben uns als Gewährsmann für unsere Interpretation den britischen Rabbiner Jonathan Sacks gewählt und uns an seine jüdische Auslegung gehalten. Durch seine Textarbeit sind wir auf Folgendes aufmerksam geworden: Die meisten deutschen und englischen Bibeln übersetzen den Segen Jakobs für Esau so: »Fern vom Fett der Erde und fern vom Tau des Himmels sollst du wohnen.« (Gen 27,39). Also: Esau erhält einen Fluch statt einen Segen, und das würde bedeuten: Ihm wird die Lebensgrundlage entzogen, weil sie Jakob zugesprochen wird. Diese Übersetzung widerspricht aber dem weiteren Verlauf der Geschichte, denn

wie wir gehört haben, wird Esau ein reicher Mann. Jonathan Sacks übersetzt diese Textstelle ungefähr so: »Dein Wohnsitz soll die Fettigkeit der Erde und der Tau des Himmels sein.« Und er ist damit nicht allein, ältere rabbinische deutsche Bibelübersetzungen (Naftali Herz und Leopold Zunz) übersetzen ebenfalls so. Sacks deutet das jetzt so: Die Fruchtbarkeit der Erde und der Tau des Himmels sind nicht begrenzt, sie werden für beide Brüder genug sein.

Tatari: Leuchtet ein! Diese Lesart ist kohärent mit dem weiteren Verlauf der Geschichte und es macht auch viel mehr Sinn, dass der Segen des einen nicht notwendig den Fluch des anderen bedeutet. Aber was wir uns weiterhin gefragt haben: Warum fürchtet Jakob sich so sehr vor Esau – wenn er doch (wie vorher gesagt) rechtmäßiger Erbe des Segens und von Gott auserwählt ist? Warum kniet hier jemand nieder, bezeichnet sich selbst als Knecht und Esau als seinen Herrn, obwohl es schon vor der Geburt der beiden in einem Orakel hieß: Der Ältere wird dem Jüngeren dienen? Jakob erscheint unterwürfig, er hat ein schlechtes Gewissen, also ein Unrechtsbewusstsein. Dennoch sagt uns die Erzählung, dass er mehrfach, auch von Gott, gesegnet wird. Kann es sein, dass Gott den Betrug quasi nochmals absegnet? Mit meinen Vorstellungen von einem gerechten Gott kann ich das nur schwer verbinden.

Lenke: Und deshalb haben wir uns noch einmal die verschiedenen Segensworte angesehen und Folgendes entdeckt: Der für Esau gedachte Segen enthält die Zusage für Wohlstand und Macht; den hat sich Jakob erschlichen (Gen 27,28-29); diesen Segen hat Esau nur abgeschwächt bekommen (Gen 27,39), aber er hat etwas daraus gemacht.

Als Jakob flieht, erhält er ohne Bezug auf diesen Erstgeburtssegens weitere Segensworte von seinem Vater Isaak, die lauten so: »Der allmächtige Gott aber segne dich, er mache dich fruchtbar und lasse dich zahlreich werden, so dass du zu einem Haufen von Völkern wirst! Und er gewähre dir den Segen Abrahams, dir und deinen Nachkommen mit dir, damit du das Land, in dem du bis jetzt als Fremdling gewohnt hast und das Gott dem Abraham verliehen hat, in Besitz nimmst.« (Gen 28,3-4). Sacks schreibt: »Dieser Segen war grundsätzlich für Jakob gedacht. Es ist dieselbe Verheißung, die auch schon Abraham und Isaak vor Jakob erhielten.«¹

Tatari: Das sind ja die gleichen Worte, die auch in dem Traum mit der Himmelsleiter vorkommen, nur dass Gott sie dort spricht. Gott bestätigt also dort Jakob als den Träger des abrahamitischen Bundes, also als Träger der Bundes-

¹ Jonathan Sacks: *Covenant and Conversation. A weekly reading of the Jewish Bible. Genesis: The Book of Beginnings*, Jerusalem 2009, S. 153-235.

geschichte Gottes mit seinem werdenden Volk, und nicht als den, der den Erstgeburtssegen stahl.

Lenke: Genau, und dieser Bund kommt in dem ersten, dem gestohlenen Segen gar nicht vor. In jenem ging es um Macht und Wohlstand und Reichtum, in dem anderen um die Verheißung von Nachkommen, Volkswerdung und Land.

Tatari: Jetzt ist es auch viel verständlicher, dass Jakob sich fürchtet, denn er hat sich tatsächlich etwas erschlichen, was ihm nicht zugehört war. Dann scheint mir Gottes Handeln auch gerecht, weil ja beide Brüder etwas bekommen sollen. Nur handelt es sich eben um unterschiedliche Dinge.

Lenke: Jonathan Sacks schreibt, dass das Problem in der Geschichte eigentlich bei Jakob liegt, der schon von Geburt an wie sein Bruder sein wollte. Esau ist der archetypische Held Hunderter antiker Mythen und Legenden (und auch moderner Actionmovies), der starke Held, ein Jäger, ein Macher, der Stolz seines Vaters. Die Bibel zeichnet kein schlechtes Bild von Esau – ihm fehlen weder Würde noch menschliche Gefühle, die Liebe zu seinem Vater ist berührend. Es ist nicht verwunderlich, dass Jakob so sein wollte wie sein Bruder. Der Segen, den er von Isaak empfing, war aber nicht für ihn bestimmt.

Daher erklärt sich auch das schlechte Gewissen. Jakob wollte, was Esau zusteht, er wollte sein wie er. Er hat große Angst und bereitet sich vor: Bringt Frauen und Kinder in Sicherheit, teilt die Herden auf, schickt Geschenke. Sacks schreibt, dass die Angst, die Jakob umtreibt, nicht nur die Angst ist, getötet zu werden – Esau hatte ja damals gedroht, ihn umzubringen –, sondern auch die moralische Angst, selbst im Kampf schuldig zu werden.² Beide möglichen Ausgänge der Geschichte sind gleich schlecht.

Tatari: Jakob versucht ja hier alles, um diesem Dilemma aus dem Weg zu gehen. Jakob verhält sich äußerst unterwürfig: Siebenmal wirft er sich nieder, nennt sich selbst mehrfach Knecht und Esau seinen Herrn. Ist dieses Verhalten, sind die vielen Geschenke denn genug, um diese ein halbes Leben währende Rivalität einfach aus der Welt zu schaffen? Das scheint mir doch eine unbefriedigende Pointe zu sein.

Lenke: Genau, so schien mir das auch. Vielleicht hat diese Unterwürfigkeit doch noch eine andere Motivation, der wir auf die Spur kommen, wenn wir den größeren Erzählzusammenhang betrachten: In der Nacht vor dem Treffen mit Esau hat Jakob eine unerwartete, rätselhafte Begegnung. Ein Mann kämpft mit ihm bis zum Morgengrauen; Jakob wird zwar verletzt, aber er ist

² Vgl. ebd., S. 213-218.

nicht zu besiegen. Der Mann bittet Jakob, ihn gehen zu lassen; Jakob verweigert dies und sagt: »Ich lasse dich nicht gehen, bis du mich gesegnet hast.« Der Mann gibt ihm einen neuen Namen: »Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel, denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen.« Jakob deutet dies als Gottesbegegnung (Gen 32,25-33).

Sacks schreibt, wer einen solchen Kampf gekämpft habe, brauche sich vor Menschen nicht mehr niederzuwerfen, er könne mit Selbstbewusstsein in den Kampf oder die Verhandlung ziehen.³ Dennoch verbeugt sich Jakob vor seinem Bruder ...

Tatari: Sacks deutet den nächtlichen Kampf so, dass Jakob innere Kämpfe ausgestanden hat, die ihm bewusst gemacht haben, dass Gott immer mit ihm war und ist, aber dass es eine andere Bestimmung, einen anderen Segen für ihn gibt als für Esau: nicht Macht und Wohlstand, sondern eine tiefe Gottesbeziehung, die ihn zum Vater des Gottesvolks werden lassen. Und Jakob erweist sich dieser Bestimmung würdig: Er ist hartnäckig, er kämpft, er lässt nicht los, bis er das verstanden hat. Dann ist sein Verhalten bei der Begegnung mit Esau kein Zeichen der Unterordnung oder Kriecherei, sondern ein ehrliches Schuldeingeständnis: Ich habe erkannt, dass der Segen, den ich mir damals erschlichen habe, nicht für mich bestimmt war.

Lenke: Ja, genau, denn Jakob sagt ja auch: Nimm meinen Segen an. Dann wären all die Geschenke und Jakobs Demut die Zeichen dafür, dass Jakob den Segen zurückgibt. Und das passt auch vom Text her, denn Esau sagt zuerst: »Ich habe viel, behalte, was du hast.« (Gen 33,9). Und Jakob sagt: »Nimm meinen Segen, denn ich habe alles.« (Gen 33,10-11). Jakob gibt Esau den Segen zurück, den er all die Jahre davor beansprucht hatte, nämlich Wohlstand und Macht. Er braucht und will diese Dinge nicht länger: »Ich habe alles.« Im Kampf mit Gott wurde ihm klar: Du kämpfst darum, wie Esau zu sein. Jetzt wirst du darum kämpfen, du selbst zu sein. Du hast dich an Esaus Ferse gehalten. Jetzt halte dich zu Gott. Lass ihn nicht gehen, er wird dich nicht gehen lassen. Lass los von Esau und von dem, was für ihn bestimmt ist, damit du frei bist, dich an Gott zu halten, denn das ist deine Bestimmung.

Tatari: Also eine Befreiungsgeschichte! Bevor Jakob seinen Frieden mit Esau machen konnte, musste er lernen, er selbst zu werden – dass er Israel ist, der mit Gott kämpft und nicht loslässt. Dass er in eine Gottesbeziehung hineingerufen wird, die sich auch durch viele folgende leidvolle Erfahrungen bewährt. Es ist befreiend für Jakob, sein Eigenes zu erkennen und deshalb Esau

³ Vgl. ebd., S. 221: »A man ›who has wrestled with God and man and has overcome‹ is not one who needs to bow down to anyone or call him ›my lord‹. We would have expected Jacob to show a newfound confidence.«

seins zu lassen bzw. zurückzugeben. Jakob wird frei von den Vorstellungen, die in das rätselhafte Anfangsorakel hineinprojiziert wurden, und wird gleichzeitig frei für etwas Neues.

Lenke: Und auch eine Versöhnungsgeschichte! Dieses Neue kann ich mir dann tatsächlich als echte Versöhnung vorstellen. Es geschieht etwas Neues, ein neuer Weg tut sich auf: Es geht nicht darum, dass einer als Verlierer und einer als Gewinner, der letztlich auch verloren hätte, aus dem Kampf hervorgeht, sondern: »Esau aber lief ihm entgegen und herzte ihn und fiel ihm um den Hals und küsste ihn und sie weinten.« (Vers 4). Ein dritter, von beiden vielleicht nicht für möglich gehaltener Weg tut sich auf. Vielleicht konnte Esau nur so handeln, weil er Jakobs Demut spürte. Versöhnung bedeutet hier vor allem eine Befriedung. Es geht für die Zukunft nicht um eine große persönliche bzw. örtliche Nähe. Dafür steht, dass Jakob in eine andere Gegend zieht. Es geht um den Frieden, den man miteinander gemacht hat, in dem man sich anerkennt und dann kann jeder das Seine tun.

Tatari: Ja, und dass einer erwählt ist, heißt nicht, dass der andere verworfen ist. Die Wahl von einem bedeutet nicht die Zurückweisung des anderen: Esau hat auch einen Segen bekommen, wenn auch nicht den gleichen wie Jakob, der den Segen Abrahams bekommen hat. Esau war dafür gemacht, ein Stammesfürst zu werden. Jakobs Hartnäckigkeit, in seinem Leben und im Hinterdie-Dinge-Schauen, ist genau die Fähigkeit, die ihn zum Vater Israels macht – als Vorbild, an dem sich seine Nachkommen orientieren können. Die Genauigkeit, mit der hier der Charakter Jakobs entfaltet wird, zeigt, dass er kein Idol ist, sondern als Identifikationsfigur für viele Menschen dienen kann! Jeder Mensch hat eine ganz individuelle Beziehung zu Gott und die gilt es zu erkennen und wertzuschätzen.

Lenke: Lässt sich aus dieser Erzählung auch etwas für andere Zusammenhänge lernen?

Tatari: Sacks schreibt, dass innerliches Selbstbewusstsein und Vertrauen nicht bedeuten, dass man keine Konflikte und Kämpfe mehr auszutragen hat. Ökonomische und politische Zusammenhänge sind von ihrem Wesen her auf Konflikte angelegt. Vieles im Leben sind Nullsummenspiele, Wettkämpfe um knappe Güter, in denen einer gewinnt und der andere verliert. Aber geistige Güter – Liebe, Vertrauen, Freundschaft, das Streben nach Erkenntnis – sind keine Nullsummenspiele. Je mehr wir teilen, desto mehr haben wir. Dass ich gewinne, heißt nicht, dass du verlierst und umgekehrt. Unsere tiefsten psychologischen und geistlichen Güter brauchen wir niemals auf Kosten anderer zu erkaufen. Das Wissen allein, dass Jakob und Esau beide ihren eignen Segen haben können, ohne den anderen zu beneiden, reicht eigentlich schon,

um viele, wenn nicht die meisten Konflikte auszuräumen, mit denen Menschen einander Leid zufügen.⁴

Lenke: Muna, hilft dir diese Geschichte, deine eigene islamische Tradition theologisch besser oder anders zu verstehen?

Tatari: Mich hat vor allem die entwaffnende Ehrlichkeit in der Geschichte angesprochen. Menschen machen Fehler und stehen sich bisweilen selbst im Weg. Eine enge Beziehung zu Gott ist eben kein Garant für Fehlerlosigkeit. In der islamischen Tradition werden Propheten, also Menschen, deren Leben als vorbildhafter Ausdruck dieser Gottesbeziehung verstanden wird, oft sehr idealisiert dargestellt. Aus Liebe zu ihnen werden sie manchmal auf eine Art und Weise überhöht gezeichnet, die es schwer macht, einen lebendigen Dialog zu eigenen Lebenssituationen herzustellen, und die tatsächlich in dieser Weise auch nicht quranischem Text entspricht. Die Erzählung von Jakob und Esau macht darauf aufmerksam, das Menschliche in prophetischen Gestalten nicht zu unterschlagen, sondern gerade dort einen Lernort zu sehen, der von Gott begleitet ist.

Und was denkst du aus christlicher Perspektive?

Lenke: Ein ganz zentrales Moment des christlichen Glaubens ist ja die Versöhnung. Und mir scheint, viel zu schnell will man immer genau da hin. Aus der Jakob-Esau-Erzählung kann man gut sehen, dass Versöhnung ein langer Prozess sein kann und Auseinandersetzung mit sich selbst notwendig ist, damit wirklich etwas tragfähiges Neues entsteht. Ich denke, es ist ein Irrtum, wenn Christen zu schnell um Vergebung bitten und sich diese zusprechen, ohne sich der Verantwortung zu stellen, die mit ausgeübter und erlittener Schuld verbunden ist. Diese alten jüdischen Texte zeigen, dass Gott nah bei den Menschen ist, aber nicht an ihnen vorbei oder über sie hinweg handelt.

Bibelarbeit am Freitag, 26. Mai 2017, St. Marienkirche

Bettina Limperg, Präsidentin am Bundesgerichtshof, Karlsruhe

Liebe Besucherinnen und Besucher dieser Bibelarbeit am Freitagmorgen!
»Du siehst mich« in der Bedeutung des Kirchentages ist rundweg positiv.
»Du siehst mich« meint, du nimmst mich wahr, du kennst mich, du lässt mich stehen, du bist an meiner Seite.

In meiner Kindheit ist mir oft gesagt worden: »Der liebe Gott sieht alles!«

⁴ Vgl. ebd., S. 232.

Das hat mir Angst gemacht vor einem allmächtigen Gott, vor einem strafenden Gott, vor einem Gott, der uns Menschen in jeder Hinsicht komplett überwacht und überlegen ist.

Doppelte Bedeutung von Begriffen, von Geschehnissen, von Wahrnehmungen, von historischen Ereignissen, die – je nach Kontext oder auch nur eigener Befindlichkeit – unterschiedlich verstanden und interpretiert, ja, bereits im Ansatz unterschiedlich wahrgenommen werden: Das soll mich begleiten bei dieser Bibelarbeit. Denn sie befasst sich mit einem Text, der in vielfacher Hinsicht doppeldeutig ist.

Schon die Geschichte selbst ist offen gehalten und an entscheidenden Stellen unklar erzählt. Aber auch die Figur des Jakob ist schwer zu begreifen: Einerseits ist er der Auserwählte Gottes, der später den Namen Israel führen soll, und doch auch ein Lügner und Betrüger über sein gesamtes Leben. Und schließlich die sich aufdrängende Frage, ob wir es wirklich mit einer Versöhnungsgeschichte zu tun haben.

Als ich diesen Text zugeteilt bekommen habe, dachte ich spontan: ach nein! Als junger Mensch fand ich diesen Jakob und seine Geschichte höchst unsympathisch. Ich mochte es nicht, wie er sich durch sein Leben schummelte, wie er seinen Vater und seinen Bruder hintergangen hat. Auch die permanente, subtile, oft auch brutale Gewalt, die Kräfte des Zerstörerischen bis hinein in die Versöhnungsgeschichte haben mir nie behagt. Dazu kamen sein unmöglicher Umgang mit seinen Frauen und das wirklich apokalyptische Familiendrama, das er heraufbeschwor. Kurzum: Ich mochte Jakob nicht.

Heute bin ich dankbar dafür, dass mir der Kirchentag die Gelegenheit gibt, mich nochmals und ernsthaft mit Jakob und Esau zu befassen – ich bin Jakob dadurch sehr viel näher gekommen!

Lassen Sie uns einen ersten, zunächst rein faktenbezogenen Blick werfen in unseren heutigen Text, der das Ende einer langen Geschichte markiert: Jakob will sich mit Esau versöhnen. Er geht ihm, den ein Heer von 400 Mann begleitet, entgegen. Er wirft sich in der Annäherung auf den Boden – siebenmal beugt sich Jakob vor Esau. Esau aber läuft auf ihn zu, herzt und küsst ihn. Jakob will ihm unbedingt große Geschenke machen. Eine riesige Herde von kostbaren Tieren. Er nötigt sie Esau geradezu auf. Er umschmeichelt Esau: »Ich habe dein Gesicht gesehen, als sähe ich Gott.« Esau ist einfach glücklich. Er will nun, da aus seiner Sicht alles gut ist, gemeinsam mit Jakob weiterziehen. Jakob aber verweist auf seine große Familie, die kleinen Kinder und die jungen Tiere. Er bittet Esau, darauf Rücksicht zu nehmen und doch schon einmal voranzugehen. Er, Jakob, werde langsam hinterherkommen und so wörtlich: »Zu dir nach Seir« – »mein Herr« schiebt er noch nach. Esau will ihm wenigstens Begleitschutz anbieten. Aber Jakob lehnt auch das ab. Nun geht Esau voran. Und Jakob? Er zieht einfach weiter nach Sukkot, ganz woanders hin, und baut sich, wie es ganz lakonisch heißt, dort ein Haus.

Ich muss gestehen, dass ich ein starkes Störgefühl bei dieser Sachlage ha-

be. Ist das wirklich eine Versöhnung? Ist es das, was wir uns vorstellen unter einer Begegnung auf Augenhöhe, unter Verzeihung und einem Angebot zu einem Neubeginn? Ist das der Ausgleich für eine jahrzehntelange erbitterte Feindschaft zwischen zwei Brüdern, die unterschiedlicher nicht sein könnten? Oder ist das nicht vielmehr ein neues Schurkenstück von Jakob, dem Lügner? Hat er Esau nicht schon wieder geleimt und abermals betrogen?

Lassen Sie uns noch etwas genauer in den Text schauen und die Vorgeschichte einbeziehen. Als Jakob sich entschließt, sich mit Esau zu versöhnen, hat er große Angst. Denn er hatte gehört, dass Esau sich mit einem starken Heer auf dem Weg befand. Ob er sich deshalb, sozusagen Esau zuvorkommend, vertragen möchte, lässt der Bibeltext offen. Jedenfalls aber bereitet sich Jakob sorgsam darauf vor, dass Esau ihm möglicherweise nicht verzeihen wird. Jakob ist – nicht zuletzt durch den Esau abgeluchsten väterlichen Segen – ein sehr reicher Mann. Um diesen Reichtum nicht in Gänze zu gefährden, teilt er im Vorfeld der Annäherung auf Esau seine Herde in zwei Teile und bemerkt dazu: Wenn Esau auf den einen Teil trifft und diesen vernichtet, »so wird das Übrige entrinnen« (Gen 32,9).

Er wendet im Folgenden eine weitere, jedenfalls psychologische List an. Er teilt den einen Teil seiner Herde wiederum in viele Gruppen auf und er weist seine Knechte an, diese Gruppen jeweils einzeln und in Abständen hintereinander so zu führen, dass sie auf Esau und seine Mannen zulaufen. Er will damit, so legt der Text nahe, Eindruck schinden bei Esau, er will Aufmerksamkeit erregen, indem die Knechte immer wieder darauf hinweisen sollen, dass all dies jeweils Geschenke seien. So versucht er, Esau gnädig zu stimmen.

Und auch in der Annäherung selbst sorgt Jakob vor. Er ordnet seine Familie nach der Zuwendung, die er ihren Mitgliedern entgegenbringt. Zuerst die Mägde, mit denen Jakob auch Kinder hat. Sie würden in der gewählten Aufstellung zuerst angegriffen werden, wenn Esau sich nicht versöhnen möchte. Dann folgt seine ungeliebte Frau Lea mit ihren Kindern und dann erst kommt Jakob mit seiner geliebten Frau Rahel und deren Söhnen. So nähert er sich in großer Unsicherheit und weiterhin großer Angst seinem Bruder Esau.

In der Annäherung – ich hatte es gesagt – wirft er sich siebenmal zu Boden. Die Sieben ist eine symbolische Zahl. Im Hebräischen haben die Wörter »sieben« und »Vollendung« denselben Wortstamm. Die siebenfache Verbeugung ist deshalb sicher ein Zeichen höchster Unterwerfung.

Ob Esau zunächst reserviert war oder gar die Option hatte, Jakob anzugreifen, wissen wir nicht. Jedenfalls jetzt hat er keinerlei Vorbehalte mehr. Er läuft Jakob vielmehr entgegen, herzt ihn, fällt ihm um den Hals und küsst ihn – »und sie weinten« (Vers 4). Esau erkundigt sich, mit wem Jakob dort reise und wer das alles sei im Gefolge. Er zeigt offenes Interesse an Jakob. Jakob antwortet merkwürdig verhalten: »Es sind Kinder, die Gott deinem Knecht beschert hat.« (Vers 5).

Hier schwingt einerseits Demut mit, da Jakob nicht seine eigenen Verdienste in den Vordergrund stellt; das ist andererseits aber vielleicht auch berechnend, denn es war ja nun gerade der Esau gestohlene Segen, der Jakob reich gemacht hat. Vielleicht spricht Jakob in Umdeutung der tatsächlichen Umstände auch deshalb hier und in der Folge stets von sich als Knecht und von Esau als Herr.

Die gesamte Familie des Jakob neigt sich nun vor Esau; und Esau fragt weiter: »Was willst du mit all dem Heer, also mit all den Gruppen von Tieren und Menschen« (Vers 8), die ihm entgegengekommen sind. Und Jakob antwortet: »Ich möchte Gnade finden vor meinem Herrn.« (Vers 8). Auch das scheint mir ambivalent. Einerseits steht der Appell an die Gnade für eine Geste ohne Vorbehalt; andererseits verknüpft Jakob sie dann doch mit seinen Geschenken und der Selbsterniedrigung seiner selbst und seiner Familie. Esau möchte die Geschenke nicht, aber Jakob besteht darauf. Er umschmeichelt Esau: »Ich habe dein Gesicht gesehen, als sähe ich Gott.« (Vers 10). Das ist wirklich nicht steigerungsfähig. Er erhöht Esau auf eine gottgleiche Stufe, zugleich stellt sich aber auch Jakob damit in das Angesicht Gottes. Esau nimmt schließlich an. Und bietet an, dass sie beide doch nun gemeinsam reisen könnten: »Ich will mit dir ziehen.« (Vers 12).

Aber Jakob lehnt das ab. Und zwar wieder mit einer Unaufrichtigkeit. Er verweist auf seine jungen Kinder und das junge Vieh und gibt vor, dass er zu langsam sei, um mit Esau und seinem Heer zu ziehen. Esau möge doch als Herr vorangehen und Jakob werde als Diener langsam hinterherkommen. So schnell das Vieh und die Kinder es zulassen. Und dann heißt es wörtlich: »Bis ich zu dir nach Seir komme, mein Herr.« (Vers 14).

Esau versucht es noch einmal und bietet Jakob wenigstens ein Schutzheer an, eines, das ihn und seine Familie begleitet. Jakob lehnt auch das ab und schließlich zieht Esau von dannen. Seine letzten Worte sind: »Was ist vonnöten, lass mich nur Gnade vor meinem Herrn finden.« (Vers 15). »Also zog Esau an jenem Tag auf seinem Weg nach Seir zurück. Jakob aber zog weiter nach Sukkot und baute sich ein Haus.« (Vers 16 und 17).

Ich frage Sie nun nochmals unter Einbezug der weiteren Informationen: Ist das eine Versöhnung, ist das eine Begegnung auf Augenhöhe? Ist es das, was Sie sich selbst vielleicht wünschen würden, als Akt der Verzeihung? Als Akt der Versöhnung? Als Entgegenkommen?

Jakob unternimmt die Versöhnung wie einen diplomatischen Feldzug, während Esau vorbehaltlos vertraut und im wahrsten Sinn des Wortes bedingungslos auf Jakob zugeht. Wie muss Esau sich fühlen, wenn er bemerkt, dass Jakob das alles nur inszeniert und nie ernst gemeint hatte? Das ist eine Asymmetrie, die nach wie vor nicht den Wert einer Versöhnung zu haben scheint. Ich jedenfalls habe immer noch das Gefühl, dass da etwas gar nicht stimmt.

Lassen Sie mich nun noch einen weiteren Blick zurück werfen. Was könnte

diese merkwürdige Konstruktion einer Begegnung, die Versöhnung heißt, aber so gar nicht nach Versöhnung aussieht, bedeuten? Was ist vorher passiert? Wie kam es dazu, dass diese beiden Brüder sich auf diese Weise wieder begegnen mussten?

Jakob und Esau waren die Söhne von Isaak und Rebekka. Isaak war der Sohn Abrahams und Saras. Rebekka wurde erst mit Gottes Segen schwanger mit Zwillingen. Die Kinder, so heißt es, stießen sich in ihrem Leib. Das waren Esau und Jakob. Rebekka fühlte, dass hier ein Problem in ihr heranwuchs. Sie fragte ihren Herrn und der Herr sprach zu ihr: »Zwei Völker sind in deinem Leibe und zweierlei Leute werden sich scheiden aus deinem Leibe und ein Volk wird dem anderen überlegen sein und der Ältere wird dem Jüngeren dienen.« (Gen 25,23).

Der letzte Satz stellte die gesellschaftlichen Regeln auf den Kopf, denn der Jüngere hatte dem Älteren zu dienen und nicht umgekehrt. Es war also eine paradoxe Prophezeiung, die Rebekka gehört hatte, noch bevor ihre Kinder geboren wurden. Der erste der Zwillinge war Esau. Den Zweitgeborenen, der sich an der Ferse des ersten festhielt, nannten sie Jakob. Wie es so schön weiter heißt, war Esau ein Jäger und streifte auf dem Feld, Jakob aber war ein sanfter Mann und blieb in seinen Hütten. Und der Vater liebte Esau und die Mutter liebte Jakob. Ganz nebenbei wird der prophezeiten Rivalität der Völker hier noch eine grundlegende Asymmetrie in der Familie beigefügt: Beide Elternteile lieben eins der Kinder mehr als das andere und legen ihre Konflikte so auch in das Leben der Kinder.

Eine Parallele zur Unentrinnbarkeit der Konflikte der Völker wird so auf der persönlichen Ebene der Brüder vorgezeichnet. Ganz unvermittelt erzählt die Bibel dann weiter, wie Jakob dem Esau, der immer hungrig und taten-durstig war, als er von der Jagd kam, mit einem Linsengericht das Recht des Erstgeborenen abkaufte. Esau war offensichtlich ein unbekümmerter Mensch und überblickte dies nicht. Er sagte, siehe, ich muss doch sterben, was soll ich also mit der Erstgeburt und tritt Jakob für das Essen seine Rechte ab. Es vergeht wieder einige Zeit und Sie wissen, wie es weitergeht.

Isaak möchte, schon alt und schwach, seinen Erstgeborenen segnen. Er spricht Esau an, dieser solle ihm ein Wildbret fangen und ein Essen zubereiten, es ihm bringen und danach wolle er ihn segnen, ehe er sterbe. Esau zieht aus, um wie aufgetragen ein Wildbret zu erlegen. Die Mutter Rebekka, die ihren Sohn Jakob mehr liebt als Esau, möchte nun Jakob diesen Segen zuschanzen. Sie spricht Jakob an und erzählt ihm, was sie gehört hat. Sie überredet ihn, sich auf einen Betrug einzulassen. Er solle dem Vater ein Essen bringen und sich dabei als Esau ausgeben. Jakob hat Bedenken, dass der Vater dies aufdecken könnte und ihm das dann nicht Segen, sondern Fluch einbringen würde. Aber die Mutter überredet ihn erfolgreich, indem sie den Fluch, so sagt sie, auf sich nehme.

Sie besorgt die Sonntagskleidung von Esau, so dass Jakob wie Esau riecht.

Und da Esau eine behaarte Haut hat, bindet sie Jakob ein Tierfell um die Hände, so dass der todgeweihte Vater ihn nicht erkenne. Und Jakob geht zu seinem Vater. Er betrügt ihn nun dreimal. Denn der Vater ist misstrauisch. Er betastet ihn, er hört seine Stimme und er riecht an dem vermeintlichen Erstgeborenen. Erst dann, nachdem Jakob dreimal bestätigt hat, dass er Esau sei, segnet Isaak ihn und überlässt ihm die Herrschaft über seine Brüder und seine Mutter und verspricht ihm auch materiell allen Erfolg.

Die Geschichte fliegt schnell auf, nämlich als Esau mit seinem Braten ankommt und der Vater den Betrug bemerkt. Esau bittet und bettelt den Vater an, ihm doch auch wenigstens einen zweiten Segen zu geben, wenn er schon den des Erstgeborenen nicht haben kann. Aber der Vater bleibt konsequent und setzt noch eins drauf, indem er Esau verkündet, dass dieser ohne materielle Segnungen auskommen müsse, sich von seinem Schwert ernähren und seinem Bruder dienen müsse. Zutiefst enttäuscht setzt Isaak so die göttliche Prophezeiung um. Jakob scheint am Ziel zu sein oder richtiger: Gottes paradoxer Plan scheint erfüllt. Doch dann kommt ein Satz, der erstaunlich ist und der eigentlich zu dieser Geschichte nicht zu passen scheint. Denn der Vater sagt als letzten Satz: »Und es wird geschehen, dass du auch ein Herr sein und sein [Jakobs] Joch von deinem Halse reißen wirst.« (Gen 27,40).

Merkwürdig isoliert steht dieser Satz da, den er zu Esau spricht und von dem Jakob nichts weiß. Aber dieser Satz wird ein Schlüssel sein. Ich komme darauf später zurück!

In der Folge ist Esau Jakob nachvollziehbar fürchterlich gram und droht, seinen Bruder zu erwürgen. Daraufhin arrangiert die Mutter die Flucht von Jakob, die sie wiederum mit einem Trick vom Vater erreicht. Und so wird Jakob losgeschickt zum Bruder der Mutter. Halten wir fest, dass damit einerseits die göttliche Prophezeiung den Weg des Jakob und des Esau vorgezeichnet hatte. Andererseits konnte sie nur durch den aktiven Betrug von Jakob und seiner Mutter in Erfüllung gehen. Denn nur mit dem Segen des Vaters konnte Jakob zu dem werden, den er dann tatsächlich darstellte. Glücklicherweise ist in dieser Katastrophe niemand!

Doch zugleich ist da dieser Satz, der auch Esau noch eine Hoffnung lässt in diesem göttlich vorbestimmten und auf den Kopf gestellten Leben.

Auch die weitere Vorgeschichte ist gezeichnet von Ambivalenzen. Es ist nicht so, dass Jakob sein Glück in der Fremde findet. Er verdingt sich bei seinem Schwiegervater, nachdem er sich in der ersten Minute in die schöne Tochter des Onkels, in Rahel, verliebt hat. Von Anfang an ist sie sein Begehrt. Deshalb vereinbart er mit dem Schwiegervater, dass er sieben Jahre – wieder die Zahl sieben! – für ihn arbeiten müsse und dann Rahel zur Frau bekomme. Die sieben Jahre vergehen Jakob wie im Flug, es heißt, sie waren wie einzelne Tage, so lieb hatte er sie.

Und dann nun wird Jakob betrogen um seine Rahel. Denn der Schwiegervater lädt zwar ein zur Hochzeit, aber in der Hochzeitsnacht gibt er ihm seine

unattraktive Tochter Lea ins Ehebett und Jakob merkt es erst am nächsten Morgen. Und auf die Frage nach dem Warum verweist der Schwiegervater ganz kühl darauf, dass es unüblich sei, die Jüngere, das war Rahel, vor der Älteren zu verheiraten.

Er bietet ihm aber doch Folgendes an: Wenn Jakob eine Woche bei Lea aushalte, dann bekomme er Rahel dazu und müsse allerdings weitere sieben Jahre für den Schwiegervater arbeiten. Darauf lässt Jakob sich aus Liebe zu Rahel ein und erfüllt sich so den Wunsch, auch Rahel zur Frau zu bekommen.

Und dann passiert wieder etwa Unverständliches. Die untergeschobene, als unattraktiv empfundene und offensichtlich von Jakob nicht geliebte Frau wird von Gott fruchtbar gemacht, weil Gott merkt, dass Jakob sie nicht will. Und umgekehrt, Rahel wird unfruchtbar. Lea gebärt einen Sohn nach dem anderen und die Geschichte erzählt, dass sie damit versucht, Jakobs Gunst zu erlangen. Aber Jakob liebt Rahel. Es ist eine schreckliche Familiensituation, die vielleicht an die lieblose Konstellation im Haus des Isaak anknüpft und sie fortsetzt.

Rahel selbst ist auch verzweifelt und drängt Jakob, mit ihrer Magd Kinder zu zeugen, die die Magd dann im Schoße der Rahel gebären und ihr so zu Kindern verhelfen solle. So kommt es und die eifersüchtige Lea setzt nun alles daran, Jakob zurück zu gewinnen, und weiter werden Leas Kinder von Jakob gezeugt. Die beiden Schwestern Rahel und Lea streiten um Jakob, und Rahel versucht schließlich, wiederum mit einem Trick an Liebesäpfel der Schwester zu kommen.

Und tatsächlich: Nun erhört Gott Rahel und macht sie fruchtbar. Sie gebärt einen Sohn und in der weiteren Folge noch einen weiteren. Es geht weiter mit traurigen Details. Jakob möchte endlich seinem Schwiegervater entkommen, für den er schuftet und von dem er doch betrogen wurde. Er greift seinerseits zu einer List. Er manipuliert die Herden des Schwiegervaters so, dass der Teil, der ihm zugesprochen wird, sich deutlich schneller vermehrt, als der Teil, der dem Schwiegervater verbleiben soll. Und so wird Jakob reich und als er genug Reichtum angehäuft hat, flieht er mit seinen beiden Frauen und Mägden und allen Kindern und seinem Vermögen vom Hof des Schwiegervaters.

Nach weiteren dramatischen Ereignissen, die Jakob und seine Familie auf der neuerlichen Flucht begleiten, muss Jakob den Entschluss gefasst haben, sich mit Esau zu versöhnen. Es wirkt fast so, als hätte es der jahrzehntelangen Demütigungen und Kämpfe des Jakob in nunmehr seiner eigenen verstrickten Familie bedurft, um mit seiner eigenen Geschichte aufzuräumen. Die ganze Düsternis dieses apokalyptischen Dramas scheint geradezu nach einer Lösung, ja, einem Befreiungsschlag zu schreien.

Ich hatte schon geschildert, wie generalstabsmäßig sich Jakob nun auf diese Versöhnung vorbereitet. Bevor es aber zu der schon geschilderten Be-

gegnung der Brüder kommt, ist ein rätselhafter Vorgang zu berichten: der Kampf des Jakob am Jabbok.

Jabbok ist ein Fluss und durch eine Furt dieses Flusses führt Jakob seine Frauen und Mägde und die elf Kinder auf die andere Seite. Auf der einen Seite bleibt er allein zurück. Die Bibel erzählt uns, dass ein Mann mit ihm rang, bis die Morgenröte anbrach. Und der Mann siegte nicht über Jakob, sondern berührte das Gelenk der Hüfte und dieses ward über dem Ringen verrenkt. Der Mann bittet nun, gehen zu dürfen. Aber Jakob antwortet: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.« (Gen 32,27). Der Mann fragt Jakob nach seinem Namen und antwortet dann: »Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel [Gottesstreiter]. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und hast gewonnen.« (Gen 32,29). Jakob fragt, wer der Mann denn sei. Aber dieser antwortet nicht und segnet ihn. Wir müssen annehmen, dass dieser Mann ein Bild für Gott oder ein göttliches Wesen ist. Gott ringt so mit Jakob oder Jakob ringt mit Gott.

Vielleicht hat Jakob auch einfach nur mit sich selbst gekämpft. Dieses Ringen und auch die Aussage, »du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft«, entlasten Jakob in meinen Augen. Es ist in diesem falschen Leben des Jakob eine endlich aufrichtige, wenn auch zweifelnde Phase. Und genau hier, vielleicht gerade wegen dieses Ringens, spendet Gott ihm erneut seinen Segen. Vielleicht ist es dieser Segen, der ehrlich errungene, den Jakob nun an Esau weitergeben kann.

So – und vielleicht nur so – kann er die Esau, aber nicht ihm selbst bekannte Verheißung aus eigenen Stücken erfüllen, dass Esau auch ein Herr werde und sich das Joch des Jakob vom Halse reißen werde.

Warum ist die Geschichte von Jakob und Esau auch heute noch so spannend? Was könnte sie uns heute sagen über Gottes Versprechen, über die Versöhnung und ihre Bedingungen? Als historische Erzählung sehen wir den ganzen Kosmos menschlichen Leids und Elends. Rückhaltlose, aber auch rücksichtslose Liebe, Hass, Neid, Scheitern, Verrat und tödliche Konflikte: Die Bibel schildert Zustände, die uns auch heute noch Angst machen und die so oder in Varianten zahlreich erlebt werden. Jakob ist ganz anders, als wir uns einen Auserwählten vorstellen. Er ist nicht stark und seine Schwäche kompensiert er mit Lug und Trug. Als normaler Mensch mit allem unheilvollen Potenzial schlägt er sich durch.

Aber er ringt eben auch mit seinem Leben und – wie wir wissen – damit ringt er auch mit seinem vorhergesagten Schicksal. Er kämpft um die Segnung durch seinen Vater – und sicherlich auch um dessen Anerkennung. Er kämpft für seine Liebe zu Rahel; er kämpft für seinen materiellen Erfolg; er kämpft offensichtlich auch mit sich selbst und – am Jabbok – mit Gott.

Vielleicht ist es zu platt, aber mit der Morgenröte, mit dem neuen Tag endet der Kampf des Menschen mit Gott und mit sich selbst; Jakob hat nach oder durch diesen Kampf den Weg zur Versöhnung gefunden. Zugleich wer-

den mit Jakob und Esau zwei verschiedene Modelle der Versöhnung in den Raum gestellt, und zwar sowohl bezogen auf den Weg zur Versöhnung als auch nach dem Ziel der Versöhnung.

Bei Esau ist es das bedingungslose, rückhaltlose Vertrauen, das durch keine objektiven Fakten belegt oder gesichert werden kann und das deshalb bei aller Rührung, die es auslöst, fast erschreckend, vielleicht auch naiv wirkt. Zugleich hat Esau als Ziel der Versöhnung die zukünftige Gemeinsamkeit angestrebt.

Jakob stellt das Gegenmodell vor: Hier wird uns als Weg zur Versöhnung die höhere Kunst der Diplomatie mit all ihren Vorbereitungen, Bedingungen, Rückzugsmöglichkeiten, kleinen Unwahrheiten, aber auch dem steten Bewusstsein des Scheiterns vor Augen geführt. Aber auch der Inhalt der Konfliktlösung des Jakob ist ein ganz anderer: Jakob möchte gerade keine gemeinsame Zukunft ins Auge fassen, sondern eine Trennung herbeiführen. Diese »Trennungslösung« und ihre Berechnung haben bei mir das mehrfach erwähnte Störgefühl verursacht. Erst auf einen zweiten oder dritten Blick habe ich erkannt, dass in dieser Trennung von Jakob mit enormem Einsatz wieder alles versucht wird, um sie so schonend wie irgend möglich zu vollziehen. Was ich als unaufrichtige Flucht und weitere Enttäuschung gegenüber Esau geschildert habe, kann man auch anders sehen: Kein offener Schlagabtausch, keine alten Rechnungen, sondern Großzügigkeit in der Sache und Behutsamkeit im Vorgehen stehen im Vordergrund.

Es ist ein konfliktualer Konsens, den Jakob anstrebt. Ein Konsens, der darin besteht, sich der Unlösbarkeit des Konflikts bewusst zu werden, ihn deshalb stehen zu lassen und in der Trennung den Ausweg zu suchen. Das kann eine sehr weise, sehr erwachsene Lösung sein.

Jakob, das scheint mir auch von Bedeutung, wählt diese Lösung erst, nachdem er lange gerungen hat, gekämpft hat mit Gott und den Menschen und doch gescheitert war. Die Konfliktlösung des Jakob ist eine Herausforderung, vielleicht auch eine Zumutung. Sie ist aber auch ein Angebot, hier im doppelten Wortsinn einer Los-Lösung: Ich lasse die andere Seite stehen – im wahrsten Sinn des Wortes. Jeder geht seinen eigenen Weg. Ich biete einen Rollenwechsel an; der Herr wird zum Knecht und der Knecht zum Herrn. Das kann man auch partizipatorisch, als Recht auf Teilhabe verstehen.

Ich lasse den anderen sein Gesicht wahren, ich zwingt ihn nicht, sich zu entscheiden. »Denn ich sah dein Angesicht, als sähe ich Gottes Angesicht.« (Vers 10). Jakob übernimmt so eine Verantwortung, die ich ihm nicht zugebraut hätte. Anders als ich zunächst dachte, ist es keine Flucht, sondern das Einschlagen eines alternativen Wegs. Unserem Bedürfnis nach einfacher Harmonie und einem Sich-Vertragen im kindlichen Sinn setzt er eine nachhaltige Lösung entgegen, die von der Möglichkeit der Unentrinnbarkeit eines Konflikts ausgeht.

Interessanterweise passt eine solche Lösung sowohl für die Familienkon-

flikte der Art, die in Jakob und Esau angelegt sind, als auch für die politischen Konflikte der Völker, die den Brüdern auszutragen aufgegeben waren. Gerade für die vielen uns heute wieder unlösbar erscheinenden Konflikte der Welt könnte die Geschichte von Jakob und Esau als Angebot einer besonderen Friedensverheißung gelten. Welche Hoffnung liegt darin! »Du siehst mich« In aller Schwäche, in aller Schuld, in aller Unentrinnbarkeit, in jeglicher Situation: Du siehst mich und du bietest Lösungen auch da, wo wir schon lange keine mehr sehen. Jakob und Esau: Für mich ist diese Begegnung nun doch zu einer Versöhnungsgeschichte geworden. Amen.

Jüdisch-christliche Dialogbibelarbeit am Freitag, 26. Mai 2017, Universität der Künste, Konzertsaal

Prof. Dr. Christl M. Maier, Alttestamentlerin, Marburg
Rabbinerin Prof. Dr. Dalia Marx, Hebrew Union College, Jerusalem

Christl Maier: Der Text für die heutige Bibelarbeit führt uns mitten hinein in die Geschichte von Jakob und Esau, in einen veritablen Bruderkonflikt. Die Zwillinge stoßen einander schon im Mutterleib und sie könnten unterschiedlicher kaum sein: Esau, der Erstgeborene, ist bei der Geburt »rötlich, über und über mit Haaren bedeckt wie mit einem Fell« (Gen 25,25). Er wird ein kundiger Jäger, der über die Felder streift. Er ist der Liebling seines Vaters Isaak, der gerne Wildbret isst. Jakob, der Zweitgeborene, hat glatte Haut (Gen 27,11) und hält bei der Geburt die Ferse seines Bruders fest (Gen 25,26). Als Heranwachsender ist er ruhig und bleibt lieber in der Nähe der Zelte, was ihn zum Liebling seiner Mutter Rebekka macht. Im Konkurrenzkampf zwischen den Brüdern kommt es zu dramatischen Szenen. Esau überlässt Jakob leichtfertig sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht, um seinen quälenden Hunger zu stillen (Gen 25,29-34). Jakob erschleicht sich mit Rebekkas Hilfe dann auch noch den Erstgeburtssegen des sterbenden Vaters (Gen 27). Darüber ist Esau so verärgert, dass er seinen Bruder mit dem Tod bedroht. Jakob muss fliehen und sucht Unterschlupf beim Bruder seiner Mutter in Aram, das im Nordosten von Israel liegt. Aber auch Jakob wird überlistet: Sein Onkel Laban gibt ihm nicht Rahel, die geliebte Frau, sondern erst Lea, seine ältere Tochter, so dass Jakob noch weitere Jahre dienen muss (Gen 29,23-27). Aber er hat Glück mit den Herden und erwirbt sich einen stolzen Besitz. Seine Frauen und deren Sklavinnen bringen viele Kinder zur Welt. Eines Tages ist es soweit: Jakob nimmt seine Frauen, die Kinder und die Herden und zieht los, ohne Laban Bescheid zu geben. Er will in seine Heimat zurück. Dort aber lebt sein Bruder Esau und Jakob weiß nicht, ob der ihm immer noch grollt wegen des erschlichenen Segens. Ist eine Versöhnung der verfeindeten Brüder möglich?

Der Text

Maier und Dalia Marx: [Lesung von Genesis 33,1-17 auf Hebräisch und in der Übersetzung für den Kirchentag, versweise im Wechsel]

Was ist der erstaunlichste Aspekt der Erzählung?

Marx: Rebekkas Hebamme hat sich vermutlich ihr Leben lang an Jakob und Esau erinnert, wegen der komplizierten Schwangerschaft und wegen der ungewöhnlichen Geburt. In der Verzweigung über ihre Kinderlosigkeit war Rebekka hingegangen, »um Adonaj zu befragen« (Gen 25,22).

Schon während der schwierigen Schwangerschaft ihrer Mutter gab es Anzeichen dafür, dass Jakob und Esau etwas Besonderes sind. Der »göttliche Ultraschall« prophezeite: »Zwei Völker sind in deinem Leibe, und zweierlei Volk wird sich scheiden aus deinem Schoß; und ein Volk wird dem andern überlegen sein, und der Ältere wird dem Jüngeren dienen.« (Gen 25,23).

Die jüdische Tradition verurteilt Esau nachdrücklich. Während Jakob in Zelten lebte und das Lehrhaus von Shem und Ever besuchte, so erzählten die Gelehrten im Midrasch, beging Esau die drei schwersten Verbrechen, die »Todsünden« in der jüdischen Tradition: Götzendienst, Inzest und Blutvergießen.

Als ob das nicht genug wäre, wurde außerdem überliefert, dass Esau die Menschen mit seinem Mund »jagte«, was so ausgelegt wird, dass er ein Lügner war und sich selbst der Prostitution hingab. Von Esau ist also wenig zu erwarten. Aber wie kommt man darauf, dass Esau ein solch schlimmer Sünder war?

Wir finden keinerlei Hinweise auf diese Vergehen im biblischen Text. Im Gegenteil: Die Bibel lehrt uns, dass er ein aktiver Mann ist, der auf den Feldern arbeitet, seinen Vater umsorgt und seine Eltern zufriedenstellen will. Als er merkt, dass seine Eltern seinen Umgang mit kanaanäischen Frauen missbilligen, nimmt er Machla, die Tochter Ismaels, zur Frau; er heiratet also innerhalb der Großfamilie, um seinem Vater und seiner Mutter zu gefallen.

So kann ich keine Gründe für seinen schlechten Ruf finden. Als biblische Gestalt ist Esau keine negative Figur, und es gibt eine große Diskrepanz zwischen dem, was wir über Esau denken, und dem, was die Tora uns tatsächlich über ihn erzählt. Trotz seines »haarigen« Aussehens wird Esau als sensibel beschrieben. Seine bittere Reaktion, als er vom Diebstahl des Erstgeburtsegens erfährt, ist eine der dramatischsten und herzerreißendsten Szenen in der Tora: »Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Segne mich auch, mein Vater!« Und er erhob seine Stimme und weinte.« (Gen 27,38).

Esau weiß aber auch, wie man vergibt. Als er seinen Bruder nach vielen Jahren widersieht, macht er den ersten Schritt: »Da lief Esau ihm entgegen, umarmte ihn und fiel ihm um den Hals. Er küsste ihn, und sie weinten.« (Gen

33,4). Die Geschenke Jakobs braucht er zur Versöhnung nicht. Er nimmt sie erst nach der mehrfachen Bitte seines Bruders an, erst nachdem Jakob sie als »meinen Segen« deklariert, den er Esau bringt.

So erhält Esau den einst von Jakob gestohlenen Segen zurück. Aber Esau akzeptiert Jakobs Geschenke nur, um ihm eine Freude zu machen; er braucht sie nicht, aber Jakob braucht sie. Das ist ein weiterer Hinweis auf Esaus Sensibilität und Rücksichtnahme. Im Text der Genesis findet sich kein Wort über Esaus Verdammnis. Was ist also der Grund dafür, dass die jüdischen Weisen ihn als eine solch böse Person porträtierten?

Maier: Auch mir fällt auf, wie positiv Esau hier beschrieben wird. Er scheint seinem Bruder nichts nachzutragen, sondern begegnet ihm herzlich. Freilich kommt er auch mit 400 Mann daher; das ist aus Jakobs Perspektive eine bedrohliche Geste. Nach der Begegnung schlägt Esau seinem Bruder vor, gemeinsam weiterzuziehen. Als Jakob das dankend ablehnt mit dem Argument, mit seinem Tross könne er nicht so schnell vorwärtskommen, will Esau wenigstens einige seiner Männer bei ihm lassen. Esaus Angebote können als Ausdruck der Gastfreundschaft gelesen werden, als Ausdruck des Misstrauens oder als Versuch, Jakob zu kontrollieren. Was ich so ungewöhnlich finde an dieser Szene des Wiedersehens der beiden Brüder, ist die innere Spannung in der Charakterisierung Jakobs: Er ist ein erfolgreicher Mann, besitzt viele Herden, hat zwei Frauen und insgesamt schon elf Söhne und mindestens eine Tochter. Er hat sich im fremden Land hochgearbeitet vom Knecht zum Herdenbesitzer.

Da steht er nun, erfolgreich und von Gott mit Besitz und Kindern gesegnet; und doch zittert er vor seinem Bruder Esau. Er schickt viele Geschenke voraus, die seinen Bruder vorab besänftigen sollen. Er teilt seine Habe auf, aus Angst, Esau würde ihn beim ersten Anblick überfallen. Er teilt die Familie in Grüppchen ein, seine geliebte Rahel und ihren einzigen Sohn zuletzt. Der erfolgreiche Jakob wird klein und macht sich klein. Er verhält sich wie ein Untergebener, er nennt Esau »mein Herr« und sich selbst »dein Diener«, obwohl sie doch Brüder sind.

Ja, er wirft sich vor seinem Bruder siebenmal zu Boden und auch seine Frauen und Kinder machen diese Geste der Unterwerfung. Damit kehrt er den Segen Isaaks ins Gegenteil: »Sei ein Herr über deine Brüder, und deiner Mutter Söhne sollen dir zu Füßen fallen!« (Gen 27,29). Jakob verhält sich wie ein Knecht, er fällt Esau zu Füßen. Warum ist Jakob so unsicher? Vertraut er dem Erstgeburtssegens nicht? Oder ist das wieder ein Trick, um seinen Bruder gnädig zu stimmen? Hat er wirklich Angst, dass sein Bruder ihn nach all den Jahren umbringen will, wie es dieser sich im ersten Schmerz über den Verlust des Segens vorgenommen hatte (Gen 27,41)?

Esau und Jakob in jüdischer Rezeption

Marx: Der Midrasch erzählt, dass Jakob für die Begegnung mit Esau, die er fürchtete, drei Strategien zu Hilfe nahm. Der berühmte Ausleger Rabbi Shlomo Yitschaki, bekannt als Raschi (1040-1105), fasst den Midrasch so zusammen: »Er [Jakob] bereitete sich für drei Dinge vor, zum Geschenk, zum Kampf und zum Gebet; zum Geschenk, (V. 22) das Geschenk zog vor ihm her; zum Gebet, (V. 10) Gott meines Vaters Abraham; zum Kampf, (V. 9) dann wird das Lager, das übrig bleibt, gerettet werden«.¹

Diese Tradition beschreibt Jakob als vorausplanende Person, die alle Eventualitäten berücksichtigt. Zugleich lässt sie ihn aber als furchtsam erscheinen, als Mann, der von alten Schuldgefühlen und Angst um sein Leben geplagt wird.

Maier: Diese Diskussion über das Verhalten Jakobs finde ich sehr interessant. Sie ergänzt, was im Text nicht gesagt wird, aber ganz typisch für Menschen ist. Streitende Geschwister sind uns nur allzu bekannt. Der Streit entsteht, weil einer der Liebling der Mutter oder eine die vom Vater mehr beachtete Tochter ist. Gründe fürs Streiten gibt es viele: das Aussehen, verschiedene Fähigkeiten und Begabungen, vermeintliche oder tatsächliche Bevorzugung ...

Die Bibel greift verschiedene Konflikte zwischen Geschwistern auf, um Abgründe und Lösungen solcher Konflikte aufzuzeigen: Bei Kain und Abel endet der Streit im Brudermord. Bei Isaak und Ismael mit der Verstoßung des Älteren und seiner Mutter. Jakobs Söhne verkaufen ihren jüngsten Bruder nach Ägypten, weil er der Liebling seines Vaters ist. Aber auch Schwestern tragen Konflikte aus: Lea und Rahel streiten um Jakobs Zuneigung und darum, möglichst viele Söhne zu gebären. Sie streiten mit anderen Mitteln als Brüder, aber sie streiten dennoch.

Esau und Jakob gehen lange getrennte Wege, versöhnen sich aber und trennen sich erneut. Gerade Esau, der raue und wilde Mann, versöhnt sich mit seinem Bruder. Er reagiert anders als erwartet, geht auf Jakob zu und umarmt ihn. »Der Klügere gibt nach«, sagt ein Sprichwort. Wer ist der Klügere hier? Welchem Bruder wollen wir nacheifern? Welchen Bruder bevorzugt unsere Tradition?

Marx: Ich stimme dir zu, Christl, nicht nur Jakob, auch wir definieren uns oft im Gegensatz zu einer anderen Person, einem anderen Volk oder anderen Glauben. Die menschliche Natur scheint uns dazu zu verleiten, uns selbst

¹ Raschis Pentateuchkommentar, vollständig ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Selig Bamberger, Hamburg 1922, hier: Online-Ausgabe der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt/Main 2016, S. 89.

im Gegensatz zu anderen zu verstehen, nach dem Motto »Ich bin alles, was er (oder sie) nicht ist.«

Durch die Generationen hindurch haben sich jüdische Menschen, die einer Minderheit, oft einer verfolgten Minderheit angehörten, mit Jakob, dem Zeltbewohner, identifiziert und sich als »Nicht-Esau« definiert. Da das Volk Israel aus dem Land vertrieben wurde, verloren Jüdinnen und Juden ihre Beziehung zur Natur und ihre physische Stärke. Ihre »Jagdgründe« und »Kriegsschauplätze« wurden die Seiten des Talmud, auf denen der Streit um die Interpretation der Tora ausgetragen wurde. Die jüdische Kultur nach der Zerstörung des Tempels im ersten Jahrhundert konzentrierte sich nicht auf körperliche Stärke, sondern betonte den Geist und die Seele, und besonders die Bedeutung des Tora-Studiums. Das heilige Studium galt als ein Weg, die Offenbarung am Sinai wieder in Kraft zu setzen und Gott nahezukommen. In gewisser Hinsicht ist das Tora-Studium eine Form der *imitatio dei* – der Nachahmung Gottes. Im Gegensatz dazu verkörperte Esau, ein starker und weitgereister Mann, Weltlichkeit, Stärke und Aggressivität, also alles, was die Weisen selbst nicht waren. Esau symbolisierte die Natur, weite offene Räume und die Freiheit, während Jakob als Beispiel für Kultur und Heimat, für Zurückhaltung und die Stärke der Schwachen galt.

Esaus Erbe war Edom, das Brudervolk, das Israel zum Feind wurde, weil es die aus Ägypten kommenden Israeliten nicht durch sein Land ziehen ließ (Num 20). Später stritten Edom und Israel immer wieder um Land und Einfluss (2 Sam 8,13 und 1 Kön 11,5). Das biblische Reich Edom hörte auf zu existieren, aber sein Platz als Erzfeind Israels wurde zuerst vom Römischen Reich und später vom Christentum eingenommen, weil die Juden manches Mal in der Geschichte von Christen verfolgt wurden.

Esau und Jakob in christlicher Rezeption

Maier: Da haben wir doch etwas gemeinsam. Auch in der christlichen Tradition werden die beiden Brüder gegeneinander ausgespielt und verkörpern zwei gegensätzliche Schicksale. Paulus bestimmt im neunten Kapitel des Briefs an die Gemeinde von Rom diejenigen, die an den Messias Jesus glauben – Juden und Heiden –, als Kinder der Verheißung in der Rolle Jakobs. Zur Begründung dieser These führt er zwei Schriftzitate an: zunächst die an Rebekka gerichtete Verheißung »Der Ältere wird dem Jüngeren dienen.« (Gen 25,23). Paulus will durch das Zitat zeigen, dass nicht die Geburt wichtig ist, sondern Gottes Erwählung.² Nicht Ismael, der Erstgeborene, sondern Isaak, der Zweitgeborene, ist Träger der göttlichen Verheißung. Nicht Esau, sondern Jakob ist der Erwählte.

² Vgl. Rainer Kampling: Wieder kein Segen. Esau im Neuen Testament, in: Gerhard Langer (Hrsg.): Esau – Bruder und Feind, Göttingen 2009, S. 231-241.

Als zweite Begründung, warum denen, die Jesus folgen, die Verheißung Gottes gilt, zitiert Paulus das Gotteswort »Jakob habe ich geliebt, Esau aber habe ich gehasst« aus Maleachi 1,2-3. Damit identifiziert Paulus alle Jüdinnen und Juden, die Jesus nicht als Messias anerkennen, zwar nicht explizit, aber implizit mit Esau. Paulus begründet die Erwählung oder Nicht-Erwählung gerade nicht mit den menschlichen Taten – weder mit dem Verhalten Esaus noch Jakobs –, sondern allein mit der Souveränität Gottes.

Paulus betont aber, dass Gott seiner Verheißung und seiner Erwählung Israels treu bleibt. Israel ist Paulus zufolge keineswegs verworfen, sondern verschließt sich zeitweise gegenüber dem Evangelium, was den Völkern die Teilhabe an den Verheißungen des Gottesvolks eröffnet. Beide, Israel und die Völker, Esau und Jakob, werden so durch die Treue Gottes letztlich gerettet.

Dennoch hatte die paulinische Gegenüberstellung von Jakob und Esau ab dem zweiten Jahrhundert, nach der Trennung von Kirche und Synagoge, eine fatale Wirkungsgeschichte, weil die Kirchenväter die Rolle Jakobs für das Christentum reklamierten – die Jüngeren sind die Erwählten – und Esaus Part dem Judentum zuschrieben. So greift beispielsweise Tertullian an der Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert in seiner Schrift »Gegen die Juden« das an Rebekka gerichtete Verheißungswort auf: »Der Ältere wird dem Jüngeren dienen« (Gen 25,27) – und identifiziert den Jüngeren, Jakob, mit den Christinnen und Christen (*Adversus Judaeos* 1,3), die er folglich den Jüdinnen und Juden vorordnet.³

Mit dieser antijudaistischen Auslegung begründet Augustin die soziale Ausgrenzung von Jüdinnen und Juden seiner Gegenwart. Auffallend ist jedoch, dass die Kirchenväter die Szene von Esaus Versöhnung mit Jakob übergehen. Mit einer Ausnahme verschweigen sie diese positive Charakterisierung Esaus, weil sie nicht zu ihrer polemischen Entgegensetzung⁴ der beiden Brüder passt.

Sie bleiben der auch in jüdischer Tradition bekannten negativen Deutung Esaus verhaftet und sind an einer Auslegung aller biblischen Texte zu Esau gar nicht interessiert. Im Grunde widerspricht also die Versöhnung Esaus mit Jakob der gesamten negativen Tradition über Esau und Edom.

³ Vgl. Rainer Kampling: »... fast niemand von den Unsrigen versteht das anders« (*De civitate Dei* 16,35). Esau bei den lateinischen Kirchenschriftstellern, in: Gerhard Langer (Hrsg.): *Esau – Bruder und Feind*, Göttingen 2009, S. 243-251.

⁴ So Kampling: ebd., S. 250. Die Ausnahme ist Ambrosius (*De officiis ministrorum* 1,24; *De Jacob et vita beata* 2,6,27), der den Vers aber verwendet, um Jakobs Liebeshwürdigkeit herauszustellen, vgl. ebd.

Esaus Hände und Jakobs Stimme – wir brauchen beide

Marx: Die Identifikation Esaus mit den Nicht-Juden wird auch in der neueren hebräischen Literatur fortgesetzt. Allerdings finden sich darin manchmal auch Beispiele, die eine komplexe Sicht präsentieren und nicht die Gegensätze hervorheben, sondern davon erzählen, dass jeder Mensch etwas von Jakob und etwas von Esau braucht. Der Bettlerroman von Mendele Mojcher Sforim ist so ein Beispiel. Mendele ist ein Pseudonym für Scholem Jankew Abramowitsch. Er lebte von 1836 bis 1917 überwiegend in Odessa am Schwarzen Meer. Er hat auf Hebräisch und auf Jiddisch geschrieben. Ja, er gilt als Begründer der modernen jiddischen Literatur. Sein Bettlerroman handelt von einem Judentum in der Diaspora, ohne Land und ohne Verbindung zur Natur.

Maier: Mendeles Bettlerroman ist 1869 auf Jiddisch erschienen und wurde im selben Jahr schon ins Deutsche übersetzt. Der Ich-Erzähler Mendele, ein jüdischer Buchhändler, fährt mit seinem Karren durchs Land und trifft viele Menschen. Schon zu Beginn des Romans findet sich eine Szene, in der Jakob und Esau auftauchen. Ich lese nun ein Stück daraus, und du, Dalia, erklärst dann, wie der Verweis auf die beiden biblischen Figuren hier zu deuten ist.

»Unterwegs einmal, am 17. des Monats Tammus, fastend wegen der Zerstörungen Jerusalems, sitz ich morgens auf dem Bock meines Planwagens; mit Gebetsmantel und Gebetsriemen, in der Hand die Peitsche, ganz und gar jüdisch. Ich kneif die Augen zu, um nicht beim Beten die funkelnde Welt zu sehen. Durch die Tücke des Satans aber ist sie, die Natur, wie sagt man: wunderschön gewesen, wie gemalt. Und es hat an mir gerissen, etwas wie Zauberei, einen einzigen Blick zu riskieren.«⁵

Marx: Der 17. Tag des hebräischen Monats Tammus ist ein jüdischer Fastentag, an dem der Durchbruch durch die Jerusalemer Stadtmauer erinnert wird, der zur Zerstörung des Ersten Tempels führte. Mit diesem Tag beginnt die Trauerzeit der drei Wochen, die mit dem 9. Aw, dem Gedenktag der Tempelzerstörung, endet. Eigentlich ist dieser Tag ein strenger Fastentag und man soll sich an ihm nicht erfreuen. Mendele aber schaut mit einem Auge auf die blühende Natur. Danach erst vertieft er sich wieder in das Gebet.

Maier: Ich lese weiter: »Offensichtlich war ich beim Beten – es sollte besser ungesagt bleiben – in ein Schläfchen gerutscht. Mein Wagen, seh ich mit einem Blick, steckt in einem Wasserloch, einem Tintenfaß, wie die Fuhrleute sagen, und im Hinterrad verhakt – die Achse von einem andern Karren. Mein

⁵ Mendele Mojcher Sforim: Fischke der Krummer, Schitomir 1869. Deutsch: Fischke, der Lahme. Bettlerroman, Leipzig 1978, S. 7-8.

Gaul steht wie zerschmettert, ein Bein über die Gabeldeichsel, in die Zügel verschnürt, und er schnaubt wie eine Gans. Von der anderen Wagenseite her ergießt sich ein Schwall entsetzlicher Flüche, auf Jiddisch, unter Husten und Keuchen. Ein Jude, denk ich, also nicht lebensgefährlich, und ich stürze mich voll Wut auf die andere Seite des Planwagens. Unter dem Karren dort liegt, von Gebetsmantel und -riemen gefesselt, ein Jude, die Peitsche mit dreingeflochten, er zappelt und zerrt mit aller Kraft, sich da herauszuwinden. Ich schreie: ›Was soll das heißen!‹ Er: ›Was soll das heißen, was?‹ Ich schütte alle meine bösen Träume auf ihn, er seine auf mich, daß keiner dem andern ins Gesicht sehn kann. Ich brülle: ›Wie kann ein Jude beim Beten einschlafen ...‹ Er dawider: ›Wie kann ein Jude pennen ...‹ Wir stehen, glotzen, gleich fliegen heiße Watschen durch die Luft. Plötzlich springen wir jeder etliche Schritte zurück und rufen gleichzeitig, in höchstem Erstaunen: ›Oj, Reb Alter!‹ – ›Oj oj, Reb Mendel!‹ [...] Alter Jaknhos ist ein Bücherhändler aus Schmarotzowo, ein alter Bekannter von mir. Ein Mensch eigener Art, nicht überscharfsinnig, nicht eben redselig, immer verdrossen, wie mit der ganzen Welt im Hader. [...] Und wie Alter so schimpft [...] kommen Bauernwagen dahergefahren, mit Geschrei, warum der Weg versperrt ist. Als sie näher sind und uns beide, mich und Alter, in Gebetsmänteln und großen Gebetsriemen stehen sehn, schreien sie grob in ihrer Sprache und spotten: ›Seht mal, sone feinen Affen, Zierpuppen, he! [...] gebt den Weg frei! He, ihr Juden, ihr dreckigen Kaftane!‹ [...] Ich und Alter machen uns heftig über unsere Wagen her. Ein paar von den Bauern, obgleich keine jüdischen Kinder, aber die Wahrheit muß gesagt sein, hatten so viel Lebensart, uns in der Not beizustehn. Und dank ihrer Stöße war mein Wagen bald wieder aus dem Tintenfaß heraus. Sonst hätten wir, Gott weiß wie sehr, probieren müssen und uns dabei noch unsere Gebetsmäntel übel zerreißen können. Mit den Esaus zusammen ist es sehr viel besser gegangen, gemäß der Wahrheit der Tora: ›Aber die Hände sind Esaus Hände‹ (es war bald zu spüren, daß es Esaus Hände waren), bei uns aber, wohl zu unterscheiden, war die Stimme, ›Die Stimme ist Jakobs Stimme‹, das heißt, wir haben geschrien und nur so getan, als ob wir, gewissermaßen, mitstießen.«⁶

Marx: Mendeles Charakterisierung der beiden frommen Juden ist voller Selbstironie: Sie sind total hilflos und können ihre verkeilten Wagen nicht aus dem Dreck ziehen. Sie haben wenig Kraft in den Händen, aber umso mehr Worte; körperliche Arbeit fällt ihnen schwer. Anders die nicht jüdischen Bauern, die des Wegs kommen. Sie lachen zuerst über die Juden und beleidigen sie, aber dann helfen sie ihnen. Mendele und Alter nehmen die zupackende Hilfe der christlichen Bauern gerne an – diese »Kinder Esaus« haben Esaus Hände, kräftige, von Feldarbeit gehärtete Hände. Sie selbst steuern zur Be-

⁶ Sforim: Fischke, der Lahme, ebd., S. 10-14.

freijung der Wagen ihre Stimme bei – »ihre Stimme ist Jakobs Stimme«; sie können wohlgesetzte Worte machen. Diese Begegnung der beiden so unterschiedlichen Gruppen – Esaus und Jakobs Kinder – bringt Mendele ins Grübeln über seine eigene Lebensweise und Identität. Dieser Text wurde kurz vor dem Aufkommen des Zionismus geschrieben, als viele Juden sich von ihrem »Jakobsein« entfernen und mehr wie Esau werden wollten – Männer und Frauen, die die harte Scholle bearbeiten, die ihre Häuser selbst bauen, die sich selbst sogar mit der Waffe verteidigen. Ich denke, dass unsere Herausforderung heute ist, beides ins Gleichgewicht zu bringen – das Wesen Esaus und dasjenige Jakobs – die körperliche Arbeit und die Spiritualität. So gesehen sind Esau und Jakob nicht Gegensätze, sondern zwei Seiten oder Aspekte unseres Lebens.

»Dem Anderen ins Gesicht sehen« – um Wunden zu heilen

Maier: Diese Verbindung beider Gestalten in Mendeles Roman, das Raue und das Weiche, überzeugt mich. Wenn ich die biblische Szene der Versöhnung in Genesis 33 lese, erkenne ich, dass Esau gerade nicht die Hand gegen Jakob erhebt, sondern auf ihn zugeht: Er begrüßt Jakob mit einem Kuss und gemeinsam weinen sie. Bedeutsam ist auch die Aussage Jakobs: »Ich habe dein Gesicht gesehen, als sähe ich Gott. Und du bist mir wohlwollend begegnet.« (Gen 33,10).

Sie verweist zurück auf die Szene von Jakobs Kampf am Jabbok – als er des Nachts mit dem Unbekannten ringt und dessen Segen regelrecht erkämpft. Jakob fürchtet die Begegnung mit dem Bruder. Er begegnet aber einer ihm ebenbürtigen Gestalt, die mit ihm ringt, deren Gesicht er nicht erkennen kann und die ihren Namen nicht preisgibt.

Dieser Kampf stellt sich nach und nach als Kampf mit Gott heraus, denn Jakob erhält den neuen Namen Israel – Gottesstreiter – und nennt die Stätte Penu'el – Angesicht Gottes.

Jakobs Gottesbegegnung und die Begegnung mit Esau verschmelzen auf kuriose Art miteinander: Jakob erwartete von Gott Rettung und musste mit ihm ringen. Er erwartete von Esau Kampf und findet dessen zuvorkommende Güte.⁷

Jakob überlebt beide Begegnungen, aber er bleibt gezeichnet, hinkend, zurück. Esau, der ganz gegen alle Erwartung seinem Bruder vergibt, nimmt dessen Geschenke letztlich an, lässt Jakob aber ziehen – denn getrennte Wege helfen, neue Konflikte zu vermeiden. Dass die Versöhnung der Brüder gelungen ist, zeigt sich auch daran, dass Esau und Jakob ihren Vater gemeinsam

⁷ Vgl. Renate A. Klein: Jakob. Wie Gott auf krummen Linien gerade schreibt. Biblische Gestalten 17, Leipzig 2007, S. 142f.

begraben (Gen 35,29). Hatte Esau einst geschworen, sich nach des Vaters Tod an Jakob zu rächen (Gen 27,41), so ist davon nirgends mehr die Rede.

Marx: Dazu passt der Midrasch, der den numerischen Wert der Buchstaben des Wortes *Esau* aufführt: 376. Es ist derselbe Wert, den auch das Wort *Schalom* – Friede hat. Schon Rabbi Jakob ben Ascher (1269-1343), bekannt durch sein großartiges halachisches Werk *Baal Haturim*, sagte, dass es für Israel keinen Frieden geben wird, bevor es sich nicht mit Esau versöhnt hat – und wir können anfügen: »mit dem Esau im Innern und dem von außen.«⁸

Ich verstehe die Versöhnung beider Brüder als gelungene Anwendung des dialogischen Prinzips, wie es Martin Buber beschrieben hat. Buber ist der Meinung, dass sich ein Mensch erst im Gegenüber zu einer anderen Person selbst bewusst wird. Er beschreibt, wie man in der Begegnung mit dem anderen sich selbst erkennen kann. Der Fluchtpunkt aller menschlichen Beziehungen ist für Buber das »ewige Du« – Gott. Buber sagt: »Jedes geeinzelte Du ist ein Durchblick zu ihm [das heißt zum ewigen Du]. Durch jedes geeinzelte Du spricht das Grundwort das ewige an.«⁹

Maier: Ich stimme dir zu, Dalia. Wir brauchen alle Esaus Hände und Jakobs Stimme. Solange ich mich nur negativ vom anderen abgrenze, kann es keine Versöhnung geben. Erst wenn ich in der oder dem anderen ein Du erkenne, kann ich mich selbst besser verstehen.

Jakob erkennt im Antlitz Esaus Aspekte seiner eigenen Geschichte – auch seines Kampfes mit Gott. Esau vergibt seinem Bruder, dass der ihm den Segen gestohlen hat. Jakob weint Tränen der Erleichterung, seine Angst vor dem Bruder ist überwunden.

Und dennoch schlagen die Brüder danach wieder getrennte Wege ein. Jakob hinkt noch immer. Die Wunden der eigenen Lebensgeschichte sind manchmal nicht mehr zu heilen. Aber sie lassen sich leichter ertragen, wenn der Groll aufeinander überwunden ist.

Marx: In diesem friedentiftenden Sinn möchte ich zum Abschluss mit dir gemeinsam beten: Möge es uns gelingen, unser Leben zu leben in dem Wissen des »ich habe viel« (Gen 33,9), wie Esau aussprach. Möge es uns gelingen, unser Leben zu leben, indem wir dem und der anderen ins Gesicht sehen, indem wir das Göttliche in ihnen sehen (Gen 33,10), wie Jakob ausrief.

Und möge die Prophetie des Dichters Shaul Tchernikovsky (1875-1943) in unserer Zeit Wirklichkeit werden, um diese schwierige Familie zu heilen, die Familie der Menschen:

⁸ Esau: 6 = ו, 300 = ש, 70 = ע; Schalom: 40 = מ, 6 = ו, 30 = ל, 300 = ש.

⁹ Martin Buber: Ich und Du, Stuttgart 2008, S. 71.

<p>Weil meine Seele noch immer nach Freiheit strebt, ich hab sie keinesfalls ans goldene Kalb verkauft, weil ich immer noch auch an den Menschen glauben werde, auch an seinen Geist, einen mächtigen Geist. [...] Ich werde auch an die Zukunft glauben, selbst wenn der Tag noch weit entfernt scheint, aber er wird doch kommen – und die Völker werden Frieden und Segen hervorbringen.</p>	<p>כִּי עוֹד נַפְשִׁי דְרוֹר שׁוֹאֶפֶת, לֹא מִכְרֵתֶיהָ לְעֵגֶל-זָהָב, כִּי עוֹד אֲאִמֵּן גַּם בְּאָדָם, גַּם בְּרוּחֹו, רוּחַ עוֹ. [...] אֲאִמֵּנָה גַם בְּעָתִיד, אֲךָ אִם יִרְמַק זֶה הַיּוֹם, אֲךָ בֹא יָבֵא – יִשְׁאוּ שְׁלוֹם אֶז וּבְרָכָה לְאֵם מְלֵאָם.</p>
---	--

Jesus sieht Zachäus – Lukas 19,1-10

Bibelarbeiten am Samstag, 27. Mai 2017

Dialogbibelarbeit¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Sophienkirche

Stephan-Andreas Casdorff, Chefredakteur des Tagesspiegel, Berlin
Dr. Karl Jüsten, Leiter des Kommissariats der deutschen Bischöfe,
Katholisches Büro in Berlin

Stephan-Andreas Casdorff: Wir führen heute Morgen ein Werkstattgespräch. Karl Jüsten und ich machen das zuweilen in der Katholischen Akademie. Ich bin der evangelischen Kirche hoch verbunden und ein großer Vertreter der Ökumene. Wir werden miteinander reden, kommunizieren. Jesus hat das ja auch getan. Ob Karl und ich das schaffen, weiß ich nicht, aber wir legen es in Gottes Hand.

Wir beginnen mit dem, was François Bovon übersetzt hat. Ich lese den Bibeltext Lukas 19,1-10 aus dem Evangelisch-Katholischen Kommentar zum Neuen Testament: »Nachdem er eingetreten war, durchquerte er Jericho und da war ein Mann namens Zachäus und er war Oberzöllner und er war reich und er wollte sehen, wer Jesus ist. Aber er konnte dies wegen der Menge nicht, denn er war klein. Da lief er weiter voraus und kletterte auf einen Maulbeerfeigenbaum, um ihn zu sehen. Der musste dort vorbeikommen und als Jesus an diesem Ort vorbeikam, schaute er hinauf und sagte ihm: ›Zachäus, komm schnell herunter, denn heute muss ich in deinem Haus Gast sein.‹ Und er stieg schnell hinunter und empfing ihn mit Freude bei sich zuhause. Und als sie das sahen, murrten sie alle und sagten: ›Er sei bei einem Sünder eingekehrt.‹ Stehend sagte Zachäus zum Herrn: ›Siehe Herr, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen und wenn ich gegen jemanden falsch ausgesagt habe, gebe ich ihnen das Vierfache zurück.‹ Jesus sagte ihm: ›Heute ist diesem Haus Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist, denn der Menschensohn ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren war.«²

Jesus sieht Zachäus. Das sind Kindheitserinnerungen. Karl, was ist hängengeblieben?

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Dialogbibelarbeit.

² François Bovon: Das Evangelium nach Lukas 15,1-19,27, in: Joachim Gnilka u.a. (Hrsg.): Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Göttingen 2001.

Karl Jüsten: Wahrscheinlich hat diese Zachäusgeschichte jeder schon früh zum ersten Mal gehört, vielleicht schon im Kindergarten, auf jeden Fall aber bei der ersten Kinderkatechese. Ich habe es noch sehr leibhaftig in Erinnerung. Der Zachäus war dargestellt mit einer Fratze, einem verschrobenen Gesicht, und kam negativ herunter. Er wurde dargestellt als Ausbeuter. Im nächsten Bild war da eine Begegnung mit Jesus und dann strahlte der Zachäus; er sah auf einmal ganz nett aus. Jedenfalls ist die Botschaft hängen geblieben: Wenn wir Jesus begegnen, dann verändert Jesus uns.

Dann natürlich dieser starke, moralische Impetus – Wenn du Geld hast, dann gib davon auch mal schnell den Armen. –, der uns als Christen ganz tief prägt. Von dem Wohlstand, den wir haben, sollen wir bereit sein zu teilen.

Casdorff: Sag mal, ist das die Geschichte einer Zufallsbegegnung?

Jüsten: Ja, wenn man sich intensiver mit dem Text befasst, kommt man ins Grübeln, ob das wirklich alles zufällig war. Jesus ist in Jericho; es war zu erwarten, dass er da eine Predigt hält, dass er vor Menschen spricht und dass die Menschen alle herbeigelaufen kommen, so wie in dieser Woche beim Kirchentag.

Zufällig war das nicht. Ich glaube, dass Zachäus gehört hatte, dass Jesus eine herausragende Gestalt ist und dass er bewusst zu Jesus gekommen ist und sich gut vorbereitet hatte. Er war sehr klein von Gestalt, steht in der Schrift, und weil er wusste, dass er Jesus nicht sehen oder vielleicht auch, dass Jesus ihn nicht sehen könnte, kletterte er auf den Maulbeerfeigenbaum; er war ja ortskundig. Er wusste also, dass dieser Baum da steht, und er hatte einen Plan. Zachäus, davon bin ich fest überzeugt, wollte diesem Jesus begegnen. Er hat den ersten Schritt auf Jesus zugemacht.

Casdorff: Warum diese genaue Baumbeschreibung? Nicht Maulbeerbaum, irgendein Baum, sondern Maulbeerfeigenbaum.

Jüsten: Ja, das ist interessant. Der Lukas schreibt nicht einfach nur zufällig etwas auf, was er gehört hat, sondern hatte sich einen Plan gemacht. Er wollte die Geschichte mit vielen Facetten erzählen. Ein Maulbeerfeigenbaum ist ein sehr kleiner, aber sehr stämmiger Baum. Wenn Sie Feigenbäume kennen, denken Sie, da passt kein Mensch drauf. Dann bricht der Baum zusammen. Ein Maulbeerfeigenbaum hat kräftige Äste und ist nicht hoch gewachsen. Auch als kleiner Mensch kann man schnell raufklettern, weil unten bereits Äste abzweigen. Der Baum ist sehr dicht gewachsen, so dass man, wenn man in diesem Baum sitzt, nicht gesehen wird, wenn man nicht gesehen werden möchte.

Aber das Interessante ist, dass der Maulbeerfeigenbaum ökonomisch überhaupt nicht sinnvoll ist, weil er nämlich keine Früchte trägt. Lukas sagt:

»Zachäus sitzt auf einem Baum, der keine Früchte trägt«. Und will eigentlich sagen, dass Zachäus in seinem bisherigen Leben keine Früchte getragen hat; ein starkes Bild.

Casdorff: Wofür steht Zachäus?

Jüsten: Zachäus war ein Mann der mittleren Oberschicht. Er muss gut ausgebildet gewesen sein, denn Oberzöllner wurdest du nicht, wenn du gerade mal ein paar Dinare addieren konntest. Da hattest du eine gute Ausbildung und eine ziemlich gute Karriere hinter dich gebracht und hattest es, wenn du so willst, geschafft.

Zachäus hat sich, die Bürger aus der DDR kennen das stärker als wir aus dem Westen, mit diesem verhassten Regime arrangiert und einen Posten für die Römer bekleidet, denn die setzten die Zöllner ein. Beim Volk war er doppelt verhasst, denn er war einer aus dem Volk. Der Name weist darauf hin, dass er Jude war, bürgerliche, mittlere Oberschicht, die sehr gut verdiente.

Casdorff: Hat es irgendeine Bedeutung, dass er klein war, oder ist es nur, weil Lukas jemanden beschreibt, der tatsächlich klein war?

Jüsten: Klein sein hilft, weil er sich als kleiner Mensch besser verstecken kann; da passt die Dramaturgie der Geschichte besser. Es kann aber auch ein Hinweis darauf sein, dass er klein war. Sie kennen das ja, gerade kleine Männer haben gerne das Bedürfnis, groß hinauszuwachsen, Karriere zu machen, weit oben zu stehen.

Vielleicht spielt diese Psychologie eine Rolle in der Geschichte und er soll auf diese Weise auch charakterlich klein dargestellt werden, also als Mann von kleiner moralischer Relevanz.

Casdorff: Entweder ist es dann der Wunsch nach Augenhöhe oder es ist Anhimmelei.

Jüsten: Ja, das ist natürlich im Blick auf Jesus interessant. Zachäus schaut auf zu Jesus, weil Jesus der größere ist, der moralisch einwandfreiere. Ich würde sagen, es ist Anhimmelei. Wahrscheinlich wusste man damals schon, dass Jesus zumindest ein herausragender Prophet war. Messias – das wusste man vielleicht noch nicht so genau.

Augenhöhe hatte er in seinem Job nicht nötig. Als Oberzöllner mussten die Leute ihm die Sachen abgeben. Aber vielleicht war das seine Motivation. Karriere machen zu wollen, um über den Job auf Augenhöhe zu kommen.

Casdorff: Hat die Geschichte auch etwas mit sozialer Gerechtigkeit zu tun, mit dem Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit?

Jüsten: Ja, das haben die Kirchen in der Auslegungsgeschichte mit dem Zachäus stark gemacht. Zunächst mal geht es um eine individuelle Begegnung zwischen Zachäus und Jesus. Später erfahren wir dann in der Geschichte, dass Zachäus Heil widerfährt durch die Begegnung mit Jesus.

Die soziale Dimension kommt eigentlich erst rein, wo Zachäus zum Schluss sagt, dass er bereit ist, abzugeben von dem, wovon er reichlich hat; er hat sich eine Art Reichensteuer für sich selbst überlegt. Er hat festgestellt, dass er so viel eingenommen hat, dass er das gar nicht braucht, und sozusagen ein eigenes Steuersystem geschaffen.

Das ist möglicherweise für unsere heutige Zeit übertragbar. Es ist gerecht, dass es ein Steuersystem mit unterschiedlichen Stufen gibt, wonach diejenigen, die besonders wohlhabend sind, stärker besteuert werden als die armen Schlucker, die gar nichts zu beißen haben.

Aber zuerst, glaube ich, ist die Hauptintension der Geschichte eine religiöse. Es geht um die Begegnung des Zachäus mit Jesus und darum, dass Zachäus Heil widerfahren ist. Jetzt gibt es zwei unterschiedliche Auslegungstraditionen. Die einen heben stärker hervor, dass Jesus der Handelnde ist, der Zachäus heilt, so wie er die Kranken geheilt hat und Besessene von der Besessenheit befreit. So hat er Zachäus geheilt von seiner Gier. Die andere Tradition sagt: Nein, Zachäus hatte wirklich einen Plan und wollte sich als eigenverantwortlicher Schritt, nicht als etwas, was von Gott oder von irgendeinem anderen vorgegeben ist, auf Jesus zu bewegen; und diese Autonomie schenkt ihm im Endeffekt die Gnade und das Heil.

Casdorff: Mich lässt das mit der sozialen Gerechtigkeit nicht los. Es ist ja die Anwendung auf heute. Was ist so eine dauerhafte Botschaft? Gerechtigkeit als Begriff ist ja sehr schön. Aber was ist eine dauerhafte Botschaft, fernab von Frömmigkeit? Übrigens, Frömmigkeit heißt Rechtschaffenheit. Fromm ist, wer rechtschaffen ist.

Jüsten: Wenn wir die geistliche Auslegung jetzt mal verlassen und diese Geschichte als eine Beispielgeschichte für unsere Zeit nehmen, im Hinblick auf ein gutes Gemeinwesen, dann kann man zunächst sagen, dass Jesus sich auf den Weg gemacht hat in das Haus des Reichen. In der Textstelle steht ja auch, dass den anderen die Einladung nicht gefiel, denn sie murrten.

Das kennen wir ja von uns selbst. Wir fühlen uns als Christen irgendwie auch immer auf der richtigen Seite und meinen, wir würden alles richtig machen, und zeigen schnell mit dem Finger auf diejenigen, die dann die Reichen da oben sind, die bösen Präsidenten oder die bösen Umweltverschmutzer, die bösen Klimavergifter oder die böse Autowirtschaft. Darin sind wir ziemlich gut und haben das Gefühl, dass wir auf der richtigen Seite sind.

Das sind im Evangelium alle und das ist eigentlich die Botschaft, die Jesus uns mit auf den Weg gibt: Liebe Leute, setzt euch mal nicht so sehr auf das

hohe Ross, denn sonst seid ihr genauso wie Zachäus. Das kennen wir vom Gleichnis über den verlorenen Sohn; da ist es das Gleiche. Der verlorene Sohn hatte sich auf den Weg zurück gemacht und der gute Vater hat sich dem Verlorenen zugewandt. Aber der Bruder, der vermeintlich alles richtig gemacht hatte, weil er immer beim Vater gewesen war, ist ja der eigentlich verlorene, weil er nicht erkannt hat, dass Gott gnädig ist, barmherzig und sich dem Verlorenen zuwendet.

So ist Jesus hier in dieser Geschichte derjenige, der sich dem Verlorenen zugewandt hat. Da gibt es noch eine schöne Seitengeschichte. Am Anfang hatten sich um Jesus nur die einfachen und kleinen Leute gesammelt; auch zu den Aposteln kamen nur die einfachen und kleinen Leute. In der Zeit des Lukas war das Evangelium auf einmal so faszinierend, dass auch die Wohlhabenden und Reichen kamen. Deshalb hat Lukas wahrscheinlich diese Geschichte eingeflochten. Da sagt er: »Ja, auch die Reichen können Christen sein; sie können auch dazugehören, aber müssen sich so verhalten wie Zachäus.«

Casdorff: Genau das ist die Frage, die mich angeweht hat. Ist die Kirche wirklich offen für Reiche?

Jüsten: Ja, klar, selbstverständlich.

Casdorff: Ja, das war die schnelle Antwort. Aber wo ist deren Platz?

Jüsten: Stephan, mit Verlaub, wir wären doch alle ziemlich beschissen dran, denn in Deutschland sind wir alle verdammt reich. Im Grunde genommen sind wir ja ein bisschen Zachäus, wir gehen auf die Bäume, erklären die Welt, sagen, was alles besser ist, und gucken dann möglicherweise herab auf die Armen. Nein, nein, auf Augenhöhe, das ist das, was Jesus sagen möchte. Zachäus, du bist ein Kleiner, du brauchst dich nicht mehr klein zu machen.

Casdorff: Du bist reich und musst es nicht verstecken?

Jüsten: Du musst es nicht verstecken und Zachäus macht aus der Begegnung mit Jesus etwas Neues; deshalb finde ich diese Gestalt so faszinierend; er ist eigentlich ein Vorbild für uns Reiche. Zachäus ist nicht der Alte geblieben, das hatte er sich vorgenommen. Aber, man stelle sich vor, er hat gesagt: Ich gebe denen viermal so viel zurück, denen ich zu viel abgenommen habe, und teile darüber hinaus noch mein Vermögen. Haben Sie das einmal ausgerechnet? Er hat wahrscheinlich allen Menschen dieses Ortes zu viel abgenommen. Gibt er viermal so viel zurück, hat er schon gar nichts mehr. Das ist ein großartiges Gleichnis; in der Übertreibung in dieser Geschichte wird uns deutlich

gemacht: Hängt nicht an eurem Besitz! Das ist alles relativ vor den Augen Gottes.

Casdorff: Aber bleiben wir nochmals dabei, weil Sie eben geklatscht haben. Es ist ja schon interessant, also Jesu Eingreifen ist götig. Nach heutiger Leseart würde man sagen, das führt aber bei den Empfängern zu Passivität, nicht wahr?

Jüsten: Ja, von denjenigen, die jetzt von Zachäus das Geld wiederbekommen, wird nichts berichtet. Es steht nichts darüber drin, was die dann damit machen. Interessant ist nur, dass Zachäus als Handelnder beschrieben wird. Weil Jesus zu ihm geht wird Zachäus am Ende angesehen als einer, der in der Gnade Gottes steht. Die Gnade kommt zu ihm. Ihm ist Barmherzigkeit widerfahren.

In dieser Gnade zu stehen heißt, dass ich mein Leben auch aus der Gnade heraus versuche zu leben, und diese Liebe, die Jesus mir schenkt, selbst mit Leben zu erfüllen versuche. Die Gnade ist ein Geschenk Gottes, das uns unverdient zuteil wird. Was wir daraus machen, liegt in unserer Verantwortung.

Jetzt mal Hand aufs Herz. Wer von uns ist so wie Zachäus und lässt tatsächlich alles los, was er hat? Vielleicht ist es uns gar nicht durch eigenen Verdienst zugekommen, weil die Eltern dafür Sorge getragen haben, dass wir eine gute Bildung haben, weil unser Sozialsystem so ausgestattet ist, dass selbst ein Hartz-IV-Empfänger mehr schlecht als recht über die Runden kommt? Wer hat denn tatsächlich von uns immer wieder die Kraft, jeden Tag neu sich so zu verändern, wie Zachäus es getan hat? Das ist schon ein irrer Anspruch in der Geschichte.

Casdorff: Zachäus ist Kollaborateur der Besatzungsmacht. Er nimmt zu hohe Zölle. Er ist klein; er ist ekelhaft. Ist Zachäus so eine Art AfDler heute? Muss man mit dem reden?

Jüsten: Aus der Sicht von denen, die im Evangelium als *alle* beschrieben werden, ja, klar.

Casdorff: Alle murrten: Der ist ekelhaft – und all das, was wir nicht wollen.

Jüsten: Hier in der Kirche war offenkundig am Donnerstag die Begegnung von Bischof Dröge mit der Vorsitzenden der Christen in der AfD. Ich finde, das hat Bischof Dröge richtig gemacht und mit denen gesprochen.

Casdorff: Haben Sie gehört? Halt, stopp, Karl! Haben Sie das gehört? Ein katholischer Geistlicher sagt: Es war richtig. Ich erinnere mich an einen Katholikentag, wo ich auch die Freude hatte, zu sein. Da war das nicht so.

Jüsten: Die AfD-Leute sind ja jetzt, aus der Sicht von vielen Christen, diejenigen, die am Rand stehen. Es gibt Gründe dafür, weshalb man gegen die AfD sein kann, und bei den inhaltlichen Positionen finde ich auch, dass man überwiegend dagegen sein muss.

Es wird ja auch nicht gesagt, dass Zachäus die richtigen Positionen markiert hatte und dass er sich richtig verhalten hatte. Er wird ja nicht als leuchtendes Vorbild dargestellt. Von daher darf man ihn ruhig kritisieren. Man darf ihn auch ablehnen, man muss ihn nicht klasse finden.

Man braucht die AfD nicht gut zu finden. Aber den Menschen, die diesen Positionen anhängen, müssen wir uns zuwenden. Wenn wir uns denen nicht zuwenden, geben wir sie auf. Wir geben sie verloren und sagen im Grunde genommen, dass uns das nicht interessiert. Ich fand die junge Frau war mutig. Das war ja wie ein heißer Stuhl. Ja, das ist jetzt mal aus ihrer Situation die Sicht der Dinge. Wir gehen ja von Zachäus aus. So wird das bei Zachäus wahrscheinlich auch gewesen sein.

Casdorff: Also ist die AfD heute auf dem Baum?

Jüsten: Zachäus hat sich am Ende bekehrt. Vielleicht ist das der richtige Hinweis. Zachäus hat erkannt, was er falsch gemacht hat. Dann hat er seine menschenverachtende Ausbeutung sein gelassen.

Mit Blick auf die AfD sage ich, man kann ruhig gegen Frau Merkel sein oder gegen Herrn Schulz, man kann gegen alles sein. Das ist keine Frage der Demokratie. Die Frage ist, ob ich selbst ein menschenverachtendes Programm haben darf. Da sage ich dann wiederum: Das darf ich nicht!

Jesus hat auch nicht gesagt, Zachäus darf seine menschenverachtende Finanzpolitik weiter betreiben, sondern er hat gesagt: Heute ist dem Haus Heil widerfahren, weil Zachäus das gelassen hat.

Casdorff: Okay, dann drehe ich es jetzt einmal um und sage: Verbote haben wir genug. Lässt sich daraus ein Dialoggebot mit dem, ich sage jetzt mal zugespitzt, Feind ableiten? Du musst mit ihm reden, um ihn zurückzugewinnen?

Jüsten: Als Christ würde ich sagen, man muss mit jedem Menschen reden. Ich darf nie einem Menschen ein Gespräch verweigern und sei er noch so anders als ich, noch so wenig moralisch oder was auch immer. Wenn ich einem Menschen nicht mehr begegnen möchte, werde ich zumindest dem, was hier im Evangelium gesagt wird, nicht gerecht.

Casdorff: Sie haben gemerkt, ich habe meinen Freund Karl verführt, politisch zu deuten.

Meine Neigung ist, Weltverbesserung zu erkennen oder erkennen zu wol-

len. Wird das Zachäus und wird das dem, was wir hier gehört haben, überhaupt gerecht?

Jüsten: Naja, die primäre Richtung ist natürlich eine politische und auch keine sozialkritische. Das haben wir jetzt mit Hilfe deiner investigativen Art herausgearbeitet. Dafür ist er ja auch Chefredakteur.

Aber die eigentliche Stoßrichtung des Evangeliums ist nach meinem Dafürhalten eine eher spirituelle, fromme, eine auf die einzelne Person ausgerichtete, auf dich und mich.

Casdorff: Okay, dann versuche ich es einmal anders. Es ist ein schwieriges Bild. Keiner kann Jesus sehen, wenn er am Boden bleibt. Glaube ist Anstrengung?

Jüsten: Das ist mir jetzt zu evangelisch, ehrlich gesagt.

Casdorff: Luther sagt: »Der Mensch an sich ist böse.« Und weil er böse ist, muss er kontrolliert werden?

Jüsten: Ich antworte jetzt brav mit Luther, denn der hat gesagt: »Alles ist Gnade.« Und das hat er bei Paulus gesehen, das heißt also, Gott kommt uns immer erst entgegen. Das ist diese wirklich großartige Botschaft.

Casdorff: Aber Anstrengung. Ist Glaube Anstrengung?

Jüsten: Nein.

Casdorff: Für dich nicht?

Jüsten: Nein, Glaube ist Geschenk. Wenn ich das Geschenk für mich begriffen habe, dann ist es für mich keine Frage, darauf zu antworten. Anstrengung erwächst aus etwas anderem. Da muss man zweifeln.

Zweifel, die ich als gläubiger Mensch natürlich auch habe: Stimmt das auch alles? Vielleicht war Jesus ja doch nur eine historische Gestalt? Vielleicht war er doch nicht der Menschensohn? Vielleicht gibt es Gott gar nicht? Vielleicht ist der Heilige Geist eine schöne Erfindung, um uns alle bei Laune zu halten? Wenn diese Zweifel kommen und ich anfangs, darüber nachzudenken, dann wird Glaube auch zu einer Anstrengung.

Da bin ich wieder bei Zachäus, der autonom entschieden hat, sich dieser Anstrengung auszusetzen, sich mit diesem Jesus auseinanderzusetzen. Deshalb geht er zu ihm; er klettert auf den Baum rauf, um diesen Jesus zu sehen. Dann wird Glaube insofern eine Anstrengung, als dass ich nicht lockerlassen kann, diesen Jesus immer mehr, wie Zachäus es auch wollte, zu entdecken.

Durch die Blätter des Lebens hindurch gucken, durch alles, was mich von Jesus abhält, hindurch gucken, um Jesus zu entdecken. Nicht durch einen Befehl setze ich mich dieser Anstrengung aus, sondern durch eine autonome Entscheidung. Es ist eine selbst gewählte Anstrengung.

Casdorff: Bleiben wir bitte nochmals bei dem Zweifel. Das ist eine Verführung jetzt. Glaube ist keine Anstrengung, Glaube ist Geschenk. Aber wir sprachen von Zweifel. Wie viel Zweifel ist gestattet, um noch immer sagen zu können, ich glaube?

Jüsten: Jeder Zweifel ist gestattet. Als gläubiger Mensch darf ich jeden Zweifel haben. Wenn ich das nicht zulasse, dann werde ich Gott nicht gerecht. Wenn ich sage, dass ich an dieser oder jener Frage nicht zweifeln darf, weil das Gott nicht zulässt, dann mache ich Gott klein.

Casdorff: Muss ich Zweifel überwinden, um als Gläubiger zu gelten, oder darf ich im Zweifel bleiben?

Jüsten: Es gibt viele Heilige, die im Zweifel geblieben sind. Es wird von Mutter Teresa, die in Kalkutta Menschen gepflegt hat, das ist jetzt eine Antipode zu Zachäus, berichtet, dass sie in ihrem Tagebuch geschrieben hat, dass sie über Jahre nicht an Gott hat glauben können.

Casdorff: Eine Heilige.

Jüsten: Die schon zu Lebzeiten fast wie eine Heilige verehrt wurde. Aber sie ist ihrer Berufung treu geblieben und hat im Grunde genommen in ihrer ganzen Lebensform die Treue zu Gott bewahrt; auch in ihrem Einsatz, in ihrem Dienst für die Menschen ist sie treu geblieben. Vielleicht ist das ein Schlüssel, um mit diesem Glaubenszweifel umzugehen. Treu bei seiner Berufung zu bleiben und dann in dieser Treue die Zweifel zuzulassen.

Als Priester geht es einem auch häufig so. Davor ist man gar nicht gefeit. Wenn man selbst in Glaubenszweifel kommt, könnte man natürlich sagen, dann macht es auch keinen Sinn, dass ich Priester bin. Oder ich sage, dass ich einmal Ja zu Gott gesagt habe. Das ist eine Grundentscheidung des Lebens, die trägst du jetzt durch, trotz des Zweifels.

Am Ende, das ist das Interessante und deshalb hilft Zachäus auch wieder weiter, nach dieser Durststrecke des Zweifels und Ringens um Gott, steht dann die Zusage Jesu: »Diesem Haus ist Heil widerfahren.«

Casdorff: Das ist doch großartig.

Jüsten: Und wenn man so das eigene Leben durchwandert und immer wieder die Phasen des Zweifels hat, dann kann man sich ja vielleicht an die Phasen erinnern, wo diese Zusage Gottes real war, lebendig und existenziell. Das trägt dann auch durch den Zweifel hindurch.

Casdorff: Das hat mich jetzt angerührt. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber mich hat es angerührt, obwohl ich Karl nun schon sehr gut kenne.

Wenn man im Zweifel ist, muss man dann, um diese Zweifel zu überwinden, fromm leben? Luther nannte fromm, wie ich vorhin sagte: Rechtschaffenheit. Heute würde man sagen gottselig, rechtschaffen, in der Religion aufgehoben leben. Ist es das, was einen dann rettet?

Jüsten: Das geht jetzt weit über die Geschichte hinaus. Aber das ist, glaube ich, die Klugheit der christlichen Frömmigkeitsgeschichte, die in ihren Riten und Liturgien einen Schatz bewahrt hat, der über den Zweifel trägt.

Wenn man sich darauf eingelassen hat, regelmäßig eine bestimmte Form des Gebets zu pflegen, kann das über die Phasen der Zweifel hinweg tragen, ob es das Jesusgebet der Kleinen Brüder ist, das Psalmgebet oder von mir aus der Rosenkranz. Oder wenn ich mich auf eine Gebetsform aus der Taizé-Gemeinschaft eingelassen habe, dann kann mir diese regelmäßige Übung helfen, selbst wenn ich in Phasen des Zweifels innerlich nicht immer richtig dabei bin oder Außenstehende diese Übung vielleicht als hohl ansehen. Das trägt gut.

Casdorff: Die kleine Mahnung habe ich wohl verstanden. Das ist jetzt ein bisschen weit weggegangen von unserem Text. Wir bleiben noch einmal bei Zachäus und fragen: Zachäus als Sohn Abrahams, was sagt mir das? Keiner wird zurückgelassen? Jesus sagt: »Auch du bist ein Sohn Abrahams.«

Jüsten: Zunächst einmal sagt es aus, dass Zachäus Jude war, also der für die Römer arbeitende Oberzöllner war Jude. Dann sagt es etwas über das Judentum aus, das wir als Christen eigentlich ähnlich haben. Wenn du einmal Jude bist, bist du immer Jude. Wenn du einmal getauft bist, bist du immer getauft.

Das Geschenk der Taufe geht nie verloren, egal was du in deinem Leben angestellt hast, egal was aus dir geworden ist. Selbst wenn du dich von Gott entfernt hast, bleibst du immer Teil des Erlösungswerks Gottes.

Lukas hat die Geschichte später aufgeschrieben, als die ersten Christen Gemeinden gebildet hatten. Dann kam bei den ersten Gemeinden Unsicherheit auf; die Leute waren die ersten Christen und, wie Zachäus, ganz normale Menschen. Denen sagt dann Jesus: Egal, wie du dich nun verhältst, du bleibst ein Sohn Abrahams. Du bleibst getauft. Das ist eine tolle Heilszusage! Wer empfindet sich selbst als Mensch nicht auch mal als Sünder und als einer, der Schuld auf sich lädt? Vielleicht nicht nur punktuell, sondern wie Zachäus

über eine lange Zeit, in einer schuldhaften Beziehung oder in einer schuldhaften Handlung. Es ist unabhängig davon, wie gesagt ist: »Du bist und bleibst ein Kind Gottes.«

Casdorff: Umgekehrt könnte man aber auch sagen, dieser Gestus: Du wirst nicht verloren gegeben, komm zu mir, du bist ein Sohn Abrahams, ist natürlich auch Hybris in der Geschichte, oder?

Jüsten: Jesus hat damit den Menschen mal wieder gesagt: Passt auf, die ihr da gern schon mal die Leute sortiert nach dem Motto, die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen – das sind also jetzt die guten Klimaschützer, die tollen Mehrwegbecher-Kaffee-to-go-Trinker, die großartigen Carsharing-Fahrer –, ihr seid Söhne Abrahams, aber vergesst nicht, dass die, die das nicht tun, es auch sind. Das ist auch für so einen Kirchentag eine ganz gute Botschaft.

Casdorff: Kirchentage neigen dazu, überprägend sein zu wollen, nicht wahr? Aber das ist ein anderes Thema, das wird woanders verhandelt werden.

Ich weiß, es gibt eine einfache Antwort, weil die Frage so einfach klingt: Erbarmen, wer gewährt das?

Jüsten: Jesus ist durchgängig barmherzig. Er kann mal kritisch sein, er kann die Leute mal hart rannehmen, aber im Endeffekt siegt bei ihm immer das Mantra der Barmherzigkeit.

In der Geschichte erfahren wir aber, dass das nicht alles ist, sondern dass es weitergeht. Barmherzigkeit kann auch etwas paternalistisch sein. Du bist so klein und darniederliegend, aber ich gewähre dir großzügig Hilfe. Eine Haltung, die wir übrigens in der Entwicklungspolitik häufig finden – katastrophal.

Jetzt kommen wir wieder auf das Thema Augenhöhe. Das ist nicht der Ausgang der Geschichte, weil Zachäus sich geändert und von sich selbst aus eine Gerechtigkeitsstruktur geschaffen hat oder einen Hinweis darauf gelegt hat, wie Strukturen der Gerechtigkeit aufgebaut werden können. So kann Menschen geholfen werden, dass sie nicht mehr paternalistisch Empfänger von guten Gaben sind, sondern dass sie selbst in die Lage versetzt werden, aus ihrem Leben etwas zu machen.

Wenn Zachäus sagt, ich gebe denjenigen das Vierfache zurück, denen ich zu viel abgenommen habe, dann heißt das, ich gebe denen wieder die Möglichkeit, selbst gut zu wirtschaften. Und wenn er sagt, ich gebe den Armen die Hälfte meines Vermögens, dann sagt er, ich bin barmherzig und wende mich den armen Schluckern zu. Da steckt beides drin und deshalb kann man für eine evangelische Sozialethik oder katholische Soziallehre aus diesem Gleichnis sehr viel Honig saugen.

Casdorff: Nun bist du selbst schuld, denn jetzt muss ich es nochmals politisch anwenden. Sagt diese Geschichte auch etwas über Staatsferne aus? Veränderungen sind möglich. Auch Veränderungen innerhalb des Systems?

Jüsten: Zachäus war Beamter, und als Beamter war er Funktionsträger des Staats. Staat ist ja nicht immer erst Frau Merkel, Herr Steinmeier oder ein Gericht, sondern schon jeder, der für den Staat eine Funktion ausübt, als Lehrerin oder Polizist oder was auch immer. Ich hoffe, dass alle, die in den Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens tätig sind, die für unser Zusammensein existenziell sind, das aus dem Geist des christlichen Glaubens heraus machen.

Für diejenigen, die auf der staatlichen Seite arbeiten, kann es kein Gegenüber des Staats sein. Derjenige, der Christ ist, der von dieser Botschaft beseelt ist, soll doch auch als Staatsbeamter, so wie Zachäus am Ende, aus dem Geist des Evangeliums heraus handeln und leben. Deshalb finde ich es immer albern, wenn Leute sagen, die Kirche soll sich aus der Politik raushalten. Das würde ja heißen, dass derjenige Politiker, der Christ ist, sagt, wenn ich Politik mache, vergesse ich mein Christsein und handle nicht mehr danach. Im Gegenteil, als Christ soll ich ja geradezu in diesen Staat, in die Gesellschaft reingehen, um diese zum Positiven zu verändern.

Casdorff: Halt, halt, halt. Das ist ein interessantes Faktum. Viele bemängeln aber ihr Christsein. Ich erinnere mich an die Aussage einer herausragenden deutschen Politikerin, deren Name mir gerade nicht gegenwärtig ist, die aber die Tochter eines Pfarrers ist und sagt: »Glauben ist Privatsache.«

Jüsten: Das ist jetzt wieder gut protestantisch.

Casdorff: Naja, die Aufklärung hat bei uns Einzug gehalten.

Jüsten: Die Tochter eines katholischen Pfarrers mag es auch geben, kommt aber nicht so oft vor. Jedenfalls ist die persönliche Glaubensentscheidung zunächst eine private Angelegenheit, die kann mir kein anderer abnehmen.

Casdorff: Das ist jetzt eine salvatorische Klausel, ja?

Jüsten: Nein, nein, das ist schon richtig und wenn ich über meinen Glaubenszweifel spreche, kann ich ja nur über meinen Glaubenszweifel sprechen und nicht über den eines anderen. Ich kann den Glaubenszweifel eines anderen wahrnehmen und darüber reflektieren, aber das ist ja nicht mein eigener. So gesehen ist dieser Glaube Privatsache.

Nur da würde ich dann widersprechen, denn durch ihr tägliches Handeln

widerlegt sie diesen Satz ja in wunderbarer Weise. Dass der Glaube dann immer unpolitisch ist, das wäre ein Trugschluss.

Auch wenn es meine eigene Entscheidung ist, aus einem bestimmten Glaubenssatz heraus zu handeln, kann ich dann ganz viele dafür gewinnen, die das genauso tun. Gut lutherisch stehe ich aber vor meinem Gott.

Ich stehe nicht in irgendeiner Gemeinschaft und kann mich hinter 30 anderen verstecken und sagen: Ich bin noch mit dabei, aber ich stehe jetzt nicht vor Gott. Nein! Wir stehen alle als Individuen allein vor Gott und insofern ist der Glaube eine individuelle Entscheidung und in diesem Sinn Privatsache, aber immens politisch.

Casdorff: Ist die Geschichte, die wir gehört haben, damit auch neuzeitlich? Jesus sieht Zachäus. Die Geschichte der Aufklärung vielleicht auch?

Jüsten: Ja, in dem Sinn, da Zachäus autonom eine Entscheidung für sich gefällt hatte. Wir hören nicht, dass seine Frau gesagt hat, jetzt geh mal dahin, damit wir in der Gesellschaft ein bisschen besser angesehen sind, und er geht auch nicht dahin, weil ihm einer seiner Oberaufseher gesagt hat, arrangiere dich mal mit Jesus, sonst kriegen wir zu viel Ärger. Es war seine eigene, selbstständige Entscheidung und insofern ist es wirklich ein sehr, sehr neuzeitliches Evangelium. Aber mit Verlaub, das Evangelium ist immer neuzeitlich.

Casdorff: Das war fast schon ein Schlusswort. Aber es kommt noch etwas für Sie, für uns alle, hoffe ich. Kindheitserinnerungen wehen einen an. Wir haben Zachäus gehört, ich habe es vorgelesen, wir haben darüber gesprochen. Was bleibt hängen? Was machen wir jetzt damit? Was macht jeder Einzelne damit? Was rätst du uns?

Jüsten: Jeder kann natürlich hingehen und sagen: Das Evangelium nehme ich mit nach Hause und denke es nochmals für mich selbst durch und frage mich selbst, was es für mich bedeutet. Das ist ja dann der existenzielle, eigene Zugang dazu.

Wenn ich vielleicht im Sinn eines Bibliodramas versuche, mich in die Rollen hineinzusetzen, spiele ich mal die Rolle des Zachäus für mich durch, die Rolle alle oder die Rolle Jesu. Dann kann ich mich fragen, welche Rolle ich am liebsten wahrnehmen würde. Wäre ich am liebsten wie Jesus und sagte: Komm, Zachäus, klopf dir auf die Schulter? Man kann sich mit den Personen verschieden identifizieren, selbstkritisch darüber nachdenken und dadurch Unterschiede für sich herausholen.

Wenn wir dieses Evangelium nehmen, als ein Evangelium, das eine politische Botschaft in unserer Zeit hat, dann würde ich sagen, egal was ist, rede

mit allen, stelle dich allen, setze dich mit allen auseinander und tritt in den Dialog mit allen ein.

Wir haben ja heute gelernt, was Dialog ist. Dass wir darüber sprechen und Infragestellungen des anderen zulassen, aber, und jetzt kommt das Entscheidende, dass wir auch für das werdend eintreten, für das wir stehen.

Christ sein heißt ja nicht, *everybodys darling* zu sein und es allen recht zu machen, sondern Christ sein heißt ja durchaus, den Finger in die Wunde zu legen. Zachäus hat den Finger in die Wunde seines eigenen Lebens gelegt und durch seine, im Hinblick auf Steuerpolitik getroffenen Aussagen gezeigt, wie man zu einem gerechten Steuersystem kommt und möglicherweise damit auch die Welt gestalten kann.

Casdorff: Am Anfang habe ich angekündigt, dass wir ein Werkstattgespräch führen und miteinander kommunizieren werden. Kommunikation ist – das ist ein für mich sehr wichtiges Denkstück – entweder der Ausdruck von oder der Schrei nach Liebe. Damit will ich Sie entlassen. Vielen Dank!

Dialogbibelarbeit am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 11.2

Prof. Dr. Christine Gerber, Neutestamentlerin, Hamburg

Prof. Dr. Carsten Jochum-Bortfeld, Neutestamentler, Hildesheim

Carsten Jochum-Bortfeld: Die Erzählung von Zachäus und Jesus steht im Lukasevangelium; das wurde gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus irgendwo im Römischen Reich abgefasst. Von wem, wissen wir nicht. Aber wir wissen, dass das Evangelium nicht der Geniestreich eines Einzelnen ist. Es spiegelt bereits Traditionen und Erfahrungen vieler mit Gott, mit Jesus und damit, was es heißt, den Glauben in der Nachfolge Jesu zu leben.

Unsere Erzählung spielt auf dem langen Weg von Jesus und seinen Jüngerinnen und Jüngern Richtung Jerusalem. Bald werden sie Jerusalem erreichen, wo sich der Konflikt um Jesus zuspitzen wird. Kurz vor Jerusalem passieren sie Jericho.¹ Die Oasenstadt ist damals schon eine alte Stadt mit bewegter Geschichte. Sie liegt tief in der Jordansenke, direkt am Aufstieg nach Jerusalem.

Jericho wäre eine gute Station auf der Reise mit allerlei Annehmlichkeiten. Jesus will aber nicht bleiben. Unser Text betont, dass Jesus durch Jericho hindurchzieht.

¹ Othmar Keel und Max Küchler: Orte und Landschaften der Bibel. Bd. 2, Der Süden, Zürich u. a. 1982, S. 497 ff.

[Textlesung der Übersetzung für den Kirchentag: Lukas 19,1-10]

Christine Gerber: Wir möchten, als »hauptberufliche« Bibelauslegerin und Bibelausleger, diese Erzählung von Zachäus Schritt für Schritt nachvollziehen und fragen: Wie haben die Leserinnen und Hörer im ersten Jahrhundert nach Christus diese Erzählung verstanden? Welches sozialgeschichtliche Wissen setzt die Erzählung voraus? Welches Verständnis erschließt sich, wenn man die Querverbindungen zu anderen Texten des Lukasevangeliums wahrnimmt? Und wie prägt die Erzählweise unsere Vorstellung? Aber damit möchten wir natürlich nicht nur die Erzählung besser verstehen, sondern auch uns selbst. Wie sehen wir uns selbst vor dieser Erzählung?

Was mir als Erstes auffällt: Es gibt ja viele Geschichten davon, dass Jesus Menschen begegnet, dass er sie zu sich ruft, sie heilt – aber nie wird die Person, die Jesus begegnet, so ausführlich vorgestellt und beschrieben wie dieser Zachäus: mit Namen, Beruf, Hintergrund. Das muss Bedeutung haben. Was also ist ein Oberzöllner?

Jochum-Bortfeld²: Zöllner in der Antike sind nicht wie heute Staatsbeamte, die beispielsweise Einfuhrzölle an Flughäfen erheben. Zachäus gehört zu einer Gruppe von Menschen, die als private Unternehmer staatliche Aufgaben übernehmen. Sie kaufen beim Staat eine Lizenz dafür, in bestimmten Gebieten Abgaben eintreiben zu können. Für den Staat kassierten sie verschiedenste Formen von Abgaben und konnten dabei noch persönlich Gewinne erzielen. In der historischen Forschung bezeichnet man Leute wie Zachäus deswegen auch als Abgabepächter. Das war in der Antike eine übliche Praxis: Private Unternehmer übernehmen staatliche Aufgaben wie das Eintreiben von Steuern. Das Römische Reich hatte für die Verwaltung seines riesigen Herrschaftsgebiets schlicht zu wenig Beamte.

Zu den verpachteten Abgaben gehörten die direkten Steuern wie Kopf- und Bodensteuern, indirekte Steuern (Steuern auf den Verkauf von bestimmten Rohstoffen und Produkten) und Ein- bzw. Ausfuhrzölle und Mautzahlungen. Dafür war Jericho ein lukrativer Ort: Jericho lag in der Nähe einer Furt durch den Jordan. Wer Waren über den Jordan bringen wollte, kam zwangsläufig durch die Stadt und wurde von Zachäus' Leuten zur Kasse gebeten.

Die Arbeit der Steuerpächter bedeutete für das Römische Reich eine sichere Geldquelle für die Finanzierung des eigenen Herrschaftsapparats. Der römische Staat musste nach Abgabepächtern nicht lange suchen. Es war ein lukratives Geschäft. Antike Quelle berichten davon, dass die Berechtigungen, Abgaben zu kassieren, versteigert wurden. Zachäus ist das Zoll-

² Zu den Details vgl. Carsten Jochum-Bortfeld: Jesus sehen, in: Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin – Wittenberg (Hrsg.): Exegetische Skizzen, Fulda 2016, S. 76-79.

unternehmen in Jericho nicht in den Schoß gefallen – er hat viel Geld eingesetzt, um die Lizenz für Jericho zu bekommen. Die Abgabepächter mussten die investierte Summe wieder reinbekommen und gleichzeitig einen Gewinn erwirtschaften. Deswegen treiben die Zöllner die Abgaben mit großer Willkür und gehörigen Aufschlägen ein. Dabei gingen sie, wie Lukas 19 zeigt, auch mit Gewalt vor. Für die Menschen aus der Unterschicht, den überwiegenden Teil der Bevölkerung, stellten schon die Abgaben an sich eine große Belastung dar. Und jetzt mussten sie die Gewinne der Steuerpächter auch noch mitfinanzieren.

Im Unterschied zu modernen Staaten bekam die Bevölkerung für die gezahlten Abgaben keine Gegenleistung. Die Abgaben dienten nicht der Finanzierung öffentlicher Aufgaben wie Schule, Sozialwesen und Kultur. Das Geld floss in die Kassen der Herrschenden, die es allein für sich nutzten.

Zachäus leitet ein Zollunternehmen, das in Jericho Abgaben eintreibt. Er ist nicht wie der Zöllner Levi in Lukas 5 ein Angestellter, der die Weisungen seiner Chefs ausführt. Zachäus gibt die Befehle für seine Angestellten. Er sagt, wie viel Geld den Menschen an der Zollschranke wirklich abgenommen wird. Er sagt auch, welche Mittel dabei seine Leute anwenden sollen.

Wir erfahren aber noch mehr: Dass er reich ist und klein. Wie wird diese Beschreibung auf die Leserinnen und Leser des Lukasevangeliums gewirkt haben?

Gerber: Reich zu sein³ war in der Antike positiv besetzt, solange man nicht mit Luxus protzte. Es bedeutete, damals wie heute, Sozialprestige und ermöglichte Einflussnahme. Im Alltag unterschied sich das Leben von Reichen und Armen erheblich: Reiche mussten sich nicht um die tägliche Nahrung sorgen, sondern verfügten über Besitz von Ackerland, Sklavinnen und Sklaven sowie Geld, konnten sich teure Kleidung, besseres Essen und gute Ärzte leisten. Die meisten Menschen im Palästina zur Zeit Jesu allerdings waren arm oder gar bettelarm.

Das Lukasevangelium sieht Reichtum kritisch und problematisiert den Kontrast von arm und reich.⁴ Schon Maria jubelt im Magnificat über Gottes ausgleichende Gerechtigkeit: »Hungernde erfüllt sie mit Gutem und die Reichen schickt sie mit leeren Händen weg.« (Lk 1,53, DEKT). Jesus preist die Armen selig und warnt die Reichen: »Wehe euch Reichen! Denn ihr habt euren Trost schon gehabt!« (Lk 6,24). Deshalb erzählt er die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus (Lk 16,19-31). Der Reiche, der Lazarus

³ Elisabeth Herrmann-Otto: Reiche und Arme, in: NTAK 2, Neukirchen-Vluyn 2005, S. 86 ff.; Luise Schottroff und Christa Schäfer-Lichtenberger: Art. Reichtum/Luxus, in: Frank Crüsemann u. a. (Hrsg.): Sozialgeschichtliches Wörterbuch zur Bibel, Gütersloh 2009, S. 466-471.

⁴ Vgl. Lk 6,24; 12,16-21; 14,12; 16,1-12; 18,25; 21,1-4.

vor seiner Tür darben ließ, muss im Totenreich Qualen leiden. Lazarus hingegen wird in Abrahams Schoß geborgen. Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit.

So sagt es Abraham zu dem Reichen: »Kind, denk daran, dass du dein Gutes zu deinen Lebzeiten empfangen hast und Lazarus in gleicher Weise das Schlechte. Doch jetzt wird er hier getröstet, du aber leidest Pein.« (Lk 16,25, Zürcher Übersetzung). Und Jesus fordert, den Reichtum an Arme weiterzugeben. Gerade erst, bevor Jesus nach Jericho gekommen ist, hatte ihn ein reicher Mann gefragt, was er tun solle, um ins Himmelreich zu kommen. Jesus fordert ihn auf: »Verkaufe alles, was du hast, und verteile es unter die Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir!« (Lk 18,22). Denn: »Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein reicher Mensch ins Reich Gottes.« (Lk 18,25). Die Leserinnen und Hörer des Lukasevangeliums begreifen also sofort: Wenn Zachäus ein reicher Oberzöllner ist, dann hat er ein echtes Problem.

Überdies wird gesagt, dass er »klein von Statur« war.⁵ Zachäus ist der einzige Mensch im Neuen Testament, über dessen Körpergröße wir etwas hören. Natürlich ist es wichtig für den Fortgang der Handlung, erklärt es doch, warum Zachäus auf den Baum klettert. Aber es steckt mehr dahinter: In der Antike war man davon überzeugt, dass sich im Äußerem das Wesen spiegelt; es gab dafür eine ganze Wissenschaft, die Physiognomik. Groß zu sein steht für Größe, klein zu sein steht für »Kleingeistigkeit«. Ich hoffe, dass wir heute solches *body shaming* hinter uns lassen. Aber die ersten Leserinnen und Hörer des Evangeliums konnten aus der Körpergröße schließen, dass Zachäus ein Kleingeist war.

Dieser kleine, reiche Mann ist nun aber auch findig. Er klettert auf einen Baum, um in der Menge nicht unterzugehen. Auch hier ist unser Text genau, denn er nennt uns die Baumart: *Sykomore*, von uns Maulbeerfeigenbaum genannt. Dieser Baum, von kräftigem Holz, wächst bis zu 15 Metern hoch. Wenn Zachäus auf diesen Baum klettert, dann hat er echte Chancen, in der Masse nicht unterzugehen. Malen wir uns nach diesen Detailbeschreibungen die Szene also aus: Jesus geht durch die bedeutende und reiche Stadt Jericho. Viele Männer, Frauen und Kinder begleiten und umringen ihn, weil sie von ihm Interessantes, ja Spektakuläres gehört haben. Zachäus ist kleiner als die meisten Erwachsenen. Er läuft am Rand mit und kann von Jesus nichts sehen. Ich stelle mir vor, wie der Mann, klein, aber mit der gepflegten Kleidung eines Wohlhabenden, vor der Menge her wieselt. Er eilt zu einem am Wegrand stehenden größeren Baum. Von unten streckt er sich, greift erst in eine Astgabel, zieht sich hoch, holt die Beine nach, richtet sich mühsam auf, sein

⁵ Mikael C. Parsons: *Short in Stature: Luke's Physical Description of Zachaeus*, NTS 47 (2001), S. 50 ff.

schönes, teures Gewand stört. Aber endlich sitzt er so hoch, dass er Jesus sehen kann.

Der Mann auf dem Baum – das muss richtig lächerlich ausgesehen haben. Erst recht für die Leute, die Zachäus vom Zoll als Autorität kennen. Oder um es positiv zu sagen: Zachäus scheut die Peinlichkeit nicht. Aber warum eigentlich klettert Zachäus auf den Baum? Warum will er Jesus sehen?

Jochum-Bortfeld: Ja, warum eigentlich will Zachäus Jesus sehen? Ist es ein sensationsgieriges Sehen? Der Herrscher über Galiläa, Herodes Antipas, will Jesus sehen, weil er ein paar Zaubertricks von ihm erhofft (Lk 9; 23,8). Die Formulierung in Lukas 19 »Er wollte unbedingt Jesus sehen und wissen, wer das ist« zeigt: Es geht Zachäus darum zu erkennen, wofür Jesus steht, was er für die Menschen bedeutet. In Lukas 9,20 antwortete Petrus auf Jesu Frage, wer Jesus für seine Anhänger ist: »Du bist der Messias Gottes!« Petrus macht klar, wie wichtig Jesus für ihn ist. Zachäus sucht noch nach einer Antwort auf die Frage. Was wir mit »er wollte ihn unbedingt sehen« übersetzt haben, beschreibt im Lukasevangelium menschliches Handeln, das nach Heil, Rettung und Hilfe sucht. Zachäus erscheint als ein Suchender, der sich vom sensationsgierigen Herodes unterscheidet. Er sucht nach einem neuen Halt im Leben. Zachäus hat Jesus gesehen und so sein Ziel erreicht. Damit könnte die Erzählung hier schon zu Ende sein.

Gerber: Ja, aber nun kommt Jesus ins Spiel (V. 5): Als er zu dem Ort des Maulbeerfeigenbaums kommt, sieht er hinauf (so kann man sehr wörtlich übersetzen). Zachäus ist offenbar sehr hoch geklettert. Er will alles überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Es soll ein Beobachtungsposten sein, ein Versteck. Jesus aber wendet seinen Blick gezielt nach oben und sieht ihn.

Sehen und gesehen werden – so erst entsteht Kommunikation und Beziehung zwischen beiden. Jesus spricht Zachäus direkt an: »Zachäus, steig eilend herunter, denn ich muss heute in deinem Haus einkehren!« (V. 5, Luther). Jesus kennt Zachäus. Er kann ihn mit Namen ansprechen. Er weiß, dass er ein Haus hat. Dann weiß er auch, dass er reich ist. Und dann weiß er sicher auch, wie Zachäus zu seinem Geld gekommen ist.

»Du siehst mich« – Zachäus sieht Jesus und Jesus sieht Zachäus und erkennt ihn. Blicke können unangenehm sein, erbarmungslos. Wie fühlt sich Zachäus, als Jesus ihn im Baum entdeckt? Jesus fragt aber nicht: »Was machst du bloß auf dem Baum? Versteckst du dich, bist du feige, willst du nur beobachten?« Jesus stellt Zachäus nicht bloß. Er konfrontiert ihn nicht. Oder vielleicht doch? »Zachäus«, sagt er, »beeil dich, komm herunter, denn heute muss ich in deinem Haus einkehren!« Könnte diese Aufforderung und Selbsteinladung Jesu eine Form der Konfrontation sein?

Jesus lädt sich mit einer fordernden Unbedingtheit selbst ein: »Ich muss

bei dir einkehren«, sagt er, keine verdruckste Nachfrage, »könnte, würde, wäre es vielleicht möglich«.

Und betont »heute«: hier, jetzt. Nicht: »Lass uns mal einen Termin machen.« oder: »Wenn ich das nächste Mal durch Jericho komme ...« Dieses »Heute« ist den Leserinnen und Hörern des Lukasevangeliums schon im Ohr: Heute geschieht das Heil, das erklingt bereits in der Geschichte von Jesu Geburt. »Euch ist heute der Retter geboren«, sagen die Engel den Hirtinnen und Hirten (Lk 2,11). Und als Jesus am Anfang seiner öffentlichen Wirksamkeit in der Synagoge von Kafarnaum aus der Bibel das Prophetenwort gelesen hatte: »Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen [...] und zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn«, da ruft er aus: »Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren!« (Lk 4,18-21). Und Zachäus? Er reagiert ganz so, wie Jesus es von ihm fordert. Der griechische Text unterstreicht das, indem er die Vokabeln wiederholt. »Beeil dich, komm herunter«, ruft Jesus – und Zachäus »beeilte sich herunter zu kommen.« Er nimmt Jesus freudig auf. Wir erfahren endlich etwas von seinen Gefühlen: Zachäus hat keine Angst, obwohl Jesus ihn doch offenbar kennt und durchschaut. Jesu Selbsteinladung ist gelungen – und die Aktion von Zachäus, die vordergründig so peinlich ist, hat Erfolg! Dann könnte die Erzählung ja hier zu Ende sein: Jesus isst mit Zachäus und Friede, Freude, Eierkuchen.

Jochum-Bortfeld: Aber es geht weiter. Jetzt kommt die Menge ins Spiel (V. 7). Sie reagiert darauf, dass Jesus bei Zachäus einkehrt. Die umstehenden Menschen sehen, wie Jesus auf der Straße unter dem Baum stehen bleibt, wie er Zachäus vom Baum herunterruft und sich bei ihm einlädt. Sie waren wohl völlig irritiert, als sie sahen, dass Zachäus Jesus gastlich aufnahm. »Als die Leute das sahen, regten sich alle auf: ›Bei einem Verbrecher ist er zu Gast.« Ist das das übliche Meckern von Menschen? Zeigt sich hier das Unverständnis von Menschen, die mal wieder nicht mitkriegen, was Jesus hier Gutes tut? Die Menschen kommen im Bibeltext zu Wort: »Bei einem Verbrecher ist er zu Gast.« Haben sie nicht Recht? Zachäus treibt mit Gewalt Abgaben ein. Er lebt auf Kosten anderer. Das nennt man einen Verbrecher. Die Umstehenden haben allen Grund zu murren. Die Position der Menge wird häufig als hartherzig qualifiziert. Eine solche Bewertung ist für mich Ausdruck einer bestimmten christlichen Voreingenommenheit: Ganz schnell wird von Vergebung gesprochen. Wenn jemand nicht vergeben kann, dann wird ihm dies vorgehalten: »Als Christ muss man vergeben können!« Das geht der Schwere des Konflikts, der Lukas 19,1-10 zugrunde liegt, aus dem Weg. Der Widerspruch in Vers 7 will ernst genommen werden: Zachäus' Handeln hat Leid über viele Menschen gebracht. Er ist kein kleiner Mitläufer. Er ist der Chef eines Zollunternehmens. Er gibt die Befehle. Er ist verantwortlich. Trotzdem: Die Menschenmenge sieht nicht die Möglichkeit, die Jesu Handeln eröffnet.

Sie geht davon aus: einmal Verbrecher – immer Verbrecher. Eine solche Sicht auf die Welt lässt wenig Raum, dass sich jemand ändern kann. Die Menschenmenge rechnet nicht einmal damit, dass etwas in Bewegung kommen kann.

Der Blick der Erzählung wechselt wieder zu Zachäus. »Er bleibt stehen« kann man wörtlich übersetzen. Das irritiert mich. Er war doch gar nicht mehr unterwegs, sondern nach der Erzählung schon im Haus.

Gerber: »Er bleibt stehen« muss also mehr meinen, symbolisch sein: Zachäus macht halt, er unterbricht den Lauf seiner Dinge. Er hält inne und sagt zu Jesus: »Siehe, Herr, die Hälfte meines Vermögens gebe ich den Armen, und wenn ich von jemandem zu viel abgepresst habe, gebe ich es vierfach zurück.« (V. 8). Hier ist es wieder, das »heute«: Zachäus macht weder einen Vorschlag noch nur Pläne, sondern er spricht im Präsens: hier, jetzt. Wie kommt er dazu? Wegen der Empörung der anderen oder des Blicks Jesu? Das wird nicht erzählt. Hier ist eine Leerstelle, die wir mit eigenen Schlussfolgerungen füllen können: Wie kommt es dazu, dass Zachäus hier – jetzt – heute seinen Lebenswandel ändert?

Aber mich bewegt eine weitere Frage noch mehr: Wie sollen wir das Angebot des Zachäus eigentlich einschätzen? Zwei Dinge will Zachäus tun: Die Hälfte seines Besitzes will er den Armen geben, und das, was von ihm und seinen Untergebenen mit Gewalt erpresst wurde, will er vierfach erstatten. Hier ist echte Bruchrechnung und Multiplikation dran. Auf den ersten Blick wirkt das auf mich berechnend. Ist das nun viel oder wenig?

Jochum-Bortfeld: Die Hälfte von dem, was man hat, abgeben – das erinnert an die Forderungen von Johannes dem Täufer zu Beginn des Lukasevangeliums. »Wer zwei Hemden hat, der gebe dem eins, der keins hat.« (Lk 3,11). Und den Zöllnern sagt Johannes, dass sie nicht mehr Abgaben einziehen dürfen, als es die rechtlichen Vorgaben erlauben (Lk 3,12).

Gerber: Doch verglichen mit anderen, ist die Reaktion des Zachäus halbherzig: Vom Zöllner Levi wurde in Lukas 5,27-32 erzählt, dass er Jesus nachfolgt und alles zurücklässt. Er gibt seine Arbeit an der Zollstation auf und bricht mit dem alten Leben. Und von dem reichen Mann, von dem wir schon sprachen, fordert Jesus: Er soll alles, was er besitzt, verkaufen und den Erlös den Armen geben (Lk 18,22). Alles! Nicht nur die Hälfte und Schadensersatz für die Geschädigten. Die Hälfte des Vermögens an Arme zu geben, das ist eine großzügige Geste. Aber es bleibt ihm dann die andere Hälfte. Bei einem reichen Mann reicht das, um den gewohnten Lebensstil aufrecht zu erhalten. Ist das, was Zachäus macht, nicht »Nachfolge light«?

Jochum-Bortfeld: Die Reaktion des Zachäus sollte man nicht vorschnell als halbherzigen Schritt auf dem Weg des Reichs Gottes abtun. Mit unserem

westlichen Wohlstandspolster im Rücken lässt sich das Verhalten von Zachäus leicht als viel zu wenig abtun. Natürlich agiert Zachäus nicht so wie Levi, der seinen Job an der Zollstelle verlässt (Lk 5,28). Hier lohnt sich ein Gedankenexperiment: Wie sieht die berufliche Zukunft des Zachäus aus, wenn sich herumspricht, was er mit seinem Besitz macht? Wie reagieren seine Geschäftspartner oder Auftraggeber? Für die Oberschicht und deren Unterstützer war das, was Zachäus vorhat, eine beinahe unmögliche Handlungsweise. Das entsprach nicht den in diesen Schichten anerkannten Verhaltensmöglichkeiten. Und er verspricht ja auch, dass er die, die er unrecht behandelt hat, vierfach entschädigt. Dazu braucht er natürlich Geld.

Gerber: Ja, der zweite Teil seiner Ankündigung verrät immerhin Unrechtsbewusstsein. Aber wenn wir das mit verschiedenen Rechtstexten aus der griechisch-römischen Zeit vergleichen, dann sieht das auch wieder anders aus. Amtsmissbrauch und Erpressung durch Amtsträger sind ein großes Thema in der antiken Literatur. So finden sich auch verschiedene Hinweise auf Straf- und Entschädigungszahlungen in solchen Fällen. Die Höhe solcher Zahlungen variiert: das Dreifache, Vierfache, Achtfache oder Zehnfache. Wenn Zachäus das Vierfache erstatten will, dann bewegt sich diese Ausgleichszahlung also im unteren Bereich des Schadensersatzes. Er macht es sich doch bequem: Er bedenkt die Armen einmal und halbiert dafür sein großes Vermögen. Und er erstattet von dem Rest auch nur denen, die ihm nachweisen, dass er ihnen etwas abgepresst hat, das Vierfache – und dann ist aber gut. In den Ruin bringt ihn diese Wende ganz bestimmt nicht.

Jochum-Bortfeld: Wir müssen diese Haltung in ihrer Zeit verstehen. Für eine Unterstützung der Armen gab es wenig Verständnis in den oberen Schichten des *Imperium Romanum*. Arme galten als eine minderwertige Form von Menschen: Sie waren moralisch verkommen, faul und raffgierig.⁶ Wenn man wie die römischen Kaiser kostenlos Getreide an die Armen verteilte, dann sollten so lediglich Hungerrevolten verhindert werden. Eine richtige Hilfe war das nicht. Auch wenn es »nur« die Hälfte ist, was Zachäus von seinem Besitz den Armen gibt – er macht etwas, was er als Chef einer Zollgesellschaft nicht macht: Er hilft den Armen. So ruiniert er die Basis seines Geschäftsmodells. So einem verlängert man die Lizenz für das Abgabeneintreiben nicht. Ihm traut man nicht mehr zu, den Job richtig zu machen. Sich so deutlich von seinem Besitz zu distanzieren, zeigt seine grundsätzliche Lebenswende.

⁶ Vgl. Carsten Jochum-Bortfeld: Die Verachteten stehen auf. Widersprüche und Gegenentwürfe des Markusevangeliums zu den Menschenbildern seiner Zeit. BWANT 178, Stuttgart 2008, S. 100-104.

Gerber: Man kann das offenbar unterschiedlich bewerten. Sehen wir also in die Erzählung selbst, auf die Reaktion Jesu (V. 9). Das ist ja auch eine Interpretation. Jesus sagt: »Heute ist diesem Hause Heil widerfahren« (Luther), »Heute ist die Gemeinschaft in diesem Haus gerettet worden.« (DEKT). Da ist es wieder, das »Heute«: Heute ist die Zeit des Heils. Auf die Aussage des Zachäus reagiert Jesus also uneingeschränkt positiv. Und nicht nur Zachäus erfährt Rettung, sondern auch seine ganze Hausgemeinschaft. Es ist also nicht so, dass die Familie, der Haushalt, der nun weniger Geld zur Verfügung hat, verliert.

Jesu Reaktion unterstützt also die positive Interpretation von Zachäus' Angebot. Jesus begründet das in Vers 9: »Denn auch dieser ist ein Nachkomme Abrahams.« Die Nachkommen Abrahams, das ist das Volk, dem Gottes Verheißung gilt. Aber zu diesem Volk kann sich nur zählen, wer Gottes Willen tut. So hatte Johannes der Täufer gewarnt: »Bringt rechtschaffene Früchte der Umkehr; und fangt gar nicht erst an zu sagen: ›Wir haben Abraham zum Vater.‹ Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken.« (Lk 3,8). Und während Lazarus in Abrahams Schoß ruht, muss der Reiche in der Hölle brodeln, weil er zu Lebzeiten den armen Lazarus auf seiner Schwelle ignorierte. Aber Jesus lobt Zachäus nicht. Er sagt nicht: »Heute hat Zachäus alles wiedergutmacht.« Jesus spricht davon, dass Zachäus und seinem Haus »Heil widerfuhr«, dass sie »gerettet wurden«. Wer ist hier handelndes Subjekt? Wer hat Zachäus und sein Haus gerettet? Zachäus allein ist es jedenfalls nicht.

Jochum-Bortfeld: Genau! Der letzte Vers der Geschichte gibt eine Antwort, wer durch sein Handeln die Rettung bewirkt: »Der Mensch Jesus ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.« (Vers 10). Rettung geschieht hier, weil Jesus den Oberzöllner Zachäus nicht auf dem Baum sitzen lässt. Zachäus – er lässt Menschen unter Gewaltandrohung Geld abknöpfen und füllt so seine und Roms Taschen, er macht seine Untergebenen zu Mittätern – gehört zu den Verlorenen, die völlig vom richtigen Lebensweg abgekommen sind. Jesus aber gibt Menschen wie Zachäus nicht verloren. Das ist seine Mission. Er sieht Zachäus, nimmt ihn wahr – so beginnt die Rettung des Zachäus und der Gemeinschaft in seinem Haus. Jesus lädt sich bei Zachäus ein, bevor der überhaupt nur eine einzige Ankündigung von Wiedergutmachung getätigt hat. Obwohl: Wenn Zachäus nicht auf den Baum gestiegen wäre, dann wäre es wohl nicht zu dieser Begegnung gekommen. Als er auf den Baum klettert und sich eigentlich lächerlich macht – da setzt er etwas in Gang, das vieles verändert. Die Gemeinschaft in seinem Haus wird gerettet.

Gerber: Hier in Vers 10 überrascht aber der Übersetzungsunterschied. In der Lutherübersetzung heißt es: »Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist«. Und in der Kirchentagsübersetzung

steht: »Der Mensch Jesus ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.«

Jochum-Bortfeld: Da steht im griechischen Text eine Formulierung, die sich schwer übersetzen lässt und über die wir deshalb lange diskutiert haben: *hyios tou anthropou*. Luther übersetzt es mit »Menschensohn«. Der »Sohn eines Menschen« – also ein Mensch. Die Kirchentagsübersetzung spricht deswegen vom Menschen Jesus. Die Übersetzung will deutlich machen: Der, der sieht, anspricht und sucht – der ist ein Mensch. Der Mensch Jesus stiftet durch sein Handeln neue menschliche Beziehungen: Er lädt sich bei Zachäus ein. Dadurch gehört Zachäus einem Netz lebendiger menschlicher Beziehungen an. Er ist nicht mehr der Verlorene. Jetzt hilft er den Armen, anstatt Menschen weiter mit Gewalt zu bedrängen.

Gerber: Im Rückblick möchte ich zwei Aspekte der Erzählung festhalten: Es ist eine Geschichte von dem »heute, hier, jetzt«. Eine Erzählung von Menschen, die die Gelegenheit der Gegenwart ergreifen. Zachäus erkennt die einzigartige Gelegenheit. Mit Jesus begreift er, was sich jetzt, heute, hier alles ändern kann. Und es ist eine Geschichte vom Sehen und Gesehen-Werden, vom »Du siehst mich«. Zachäus will Jesus sehen, Jesus sieht Zachäus – und die Menge sieht, wie Jesus bei Zachäus einkehrt. »Du siehst mich« bedeutet hier zu erkennen: Wer bist du? Zachäus will sehen, wer Jesus ist. Jesus sieht Zachäus und sieht, was der will: aus dem sicheren Versteck heraus Jesus beobachten – und er sieht, was Zachäus braucht: jemanden, der ihn nicht meidet, der bei ihm und seiner Familie einkehrt. Die Menge sieht, was Jesus tut, und sie bezieht Stellung. Sie nennt das Problem des Zachäus beim Namen.

Auch wir haben uns die Personen angesehen: Zachäus, Jesus, die Menge – ihr Handeln, ihre Einstellung. Wir haben sie beobachtet. Gehen wir zum Schluss noch einen Schritt weiter und sehen uns selbst beim Sehen zu: Mit wessen Sicht identifizieren wir uns, wenn wir die Erzählung verfolgen? Mit wessen Augen sehen wir? In wem erkennen wir uns wieder? Sehen wir uns in deren Spiegel nur so, wie wir sind, oder auch so, wie wir sein könnten? Die Erzählung bietet verschiedene Identifikationsfiguren: die Menge, Zachäus, Jesus.

Jochum-Bortfeld: Jesus, Zachäus und die Menge sind mögliche Identifikationsfiguren. Gehen wir dem noch einmal nach. Ich beginne mit der Menge. Sich mit der Menge identifizieren – keine einfache Sache. Menschenmengen, die lautstark ihren Unwillen kundtun, auf andere schimpfen, rufen bei mir in dieser Zeit häufig Ablehnung hervor. Der sogenannte gesunde Volkswille, der sich da Gehör verschafft. Aber das findet in Lukas 19 nicht statt. Die Menschen sind nicht einverstanden mit dem, was sie sehen. Sie sehen Zachäus und damit all das Unrecht und die Gewalt, für die er mitverantwortlich

ist. Ich sehe in den Menschen auf der Straße diejenigen, die nicht bereit sind, über geschehenes Unrecht einfach hinwegzusehen. Vergebung – das darf nicht heißen: Alles wird einfach unter den Teppich gekehrt. Die Rolle der Menge ist unbequem, aber wichtig und notwendig. Wie die Menschen wohl reagiert haben, als Zachäus begonnen hat, seiner Ankündigung Taten folgen zu lassen?

Gerber: Kann ich mich in Zachäus wiederfinden? Er läuft erst nicht mit der Menge, sondern er bleibt am Rande. Er sucht sich eine Beobachtungsposition. Dort entdeckt zu werden, kann unendlich peinlich sein. Zachäus will sehen, aber nicht gesehen werden. Der Baum des Zachäus ist für mich ein bezeichnender Ort: sehen können und selbst versteckt bleiben. Ein Ort der Scham. Ich stelle mir vor, dass Zachäus voller Scham auf dem Baum hockt: Was, wenn die anderen mich hier sehen mit meinem Wunsch, Jesus zu sehen? Wenn sie sehen, wie ängstlich ich bin, wie lächerlich? Wenn Jesus wüsste, wie ich meinen Alltag zubringe, wenn er wüsste, wer ich bin?

Auch wenn ich keine »reiche Oberzöllnerin« bin – diese Scham kenne ich gut. »Du siehst mich« – das ist ambivalent: Es kann gut tun. Gesehen zu werden, ist meine Sehnsucht. Aber es ist auch eine Bedrohung: »Du siehst mich« mit all meinen Fehlern, mit dem Versagen, mit meiner Angst und Scham.

Aber als es passiert, tut es Zachäus gut, gesehen zu werden. Der Blick Jesu und seine Reaktion nehmen die Ambivalenz auf: Er kennt Zachäus, aber er stellt ihn nicht bloß. Jesus spricht ihn nicht an auf seinen fragwürdigen Reichtum, er fordert ihn auch nicht einfach auf, wie Levi oder den Reichen, das alles hinter sich zu lassen. Er stellt vielmehr die Nähe her, die durch den Blickwechsel möglich wurde. Und er überlässt es Zachäus, daraus Neues zu schöpfen. Ich stelle mir vor: Indem Jesus ihn von seinem Baum herunterruft und sich einlädt, löst sich die Scham des Zachäus. Er kann sein vorgeblich sicheres Versteck verlassen.

Die Menge aber konfrontiert Zachäus. Sie spricht aus, was er den anderen antut. Wie unangenehm! Meine erste Reaktion wäre Angriff als die beste Verteidigung: »Ihr seid doch selbst nicht besser.« Oder Leugnen: »So ist das aber gar nicht.« Und dann gibt ein Wort das andere, und alles bleibt beim Alten. Zachäus reagiert anders: Er entdeckt seine Freiheit, neu zu handeln. Statt sich zu verteidigen oder zu verleugnen, ändert er sich, er ändert seinen Umgang mit seinem Besitz. Nicht so radikal, wie Jesus das von anderen fordert. Auch das ist mir an Zachäus' Geschichte wichtig: Er bricht nicht mit allem, aber er findet einen Weg nach vorn. Für ihn ist es ein großer Schritt, denn es führt ihn aus dem verschämten Leben, dem Versteck, auf andere zu.

Jochum-Bortfeld: Und Jesus? Keine einfache Identifikationsfigur. »Der Mensch Jesus« – so haben wir übersetzt. Der Mensch Jesus – also kann es

auch heißen: Der Mensch Andrea, der Mensch Manuel, der Mensch Carsten, der Mensch Christine. Aber sich mit Jesus zu identifizieren, fällt schwer. Die Scheu ist groß.

Suchen und Retten – das sind große Worte, vor denen man zurückschreckt. Das ist doch etwas, was nur Jesus tun kann. Ein Blick in den Text hilft mir, meine Sicht zu revidieren. Jesus sieht Zachäus auf dem Baum, er sieht ihn, spricht ihn an, ohne ihn bloßzustellen. Damit beginnt das, was der Bibeltext als Suchen und Retten kennzeichnet. Jesus baut eine Beziehung zu Zachäus auf. Er ist bei ihm und den Menschen in seinem Haus zu Gast. Dies alles leitet bei Zachäus eine Lebenswende ein, die mit jenem Blick Jesu und seinen Worten »Beeil dich, komm herunter, denn heute muss ich in deinem Haus bleiben« begann. Suchen heißt sehen. Freundlich ansehen und ansprechen. Der Bibeltext stellt uns diese heilvollen, menschlichen Verhaltensweisen des Menschen Jesus vor.

Dorothee Sölle bekam als Studentin auf die Frage, wie spät es sei, von einem Mann die Antwort: »Bin ich Jesus?« Eine Antwort, die sie sprachlos macht. Mit einigem zeitlichen Abstand wurde ihr klar, was sie hätte antworten müssen. Sie schreibt: »»Natürlich sind Sie Jesus! Was wollen Sie denn sonst aus Ihrem Leben machen? Dass Fritz Müller allein nicht reicht, wissen Sie doch auch! Sie sind doch auch dazu geboren und in die Welt gekommen, um von der Wahrheit zu zeugen. Machen Sie sich nicht kleiner, als Sie sind.« Stellen Sie sich mal vor: Sie und ich und Ihre Schwiegermutter und Ihr Boss – sind Jesus. Was würde sich ändern? [...] Auf die Frage »Bin ich Jesus?« kann die Antwort nur heißen: »Ja, warum eigentlich nicht?«⁷

Gerber: Ja, warum eigentlich nicht Jesus, warum eigentlich nicht sehen wie Jesus?

Mit diesen Blicken auf die Erzählung von Zachäus, Jesus und der Menge in Jericho – vom Sehen und Gesehen werden, von dem, was heute, hier, jetzt möglich ist, schließen wir diese Bibelarbeit. Wir hoffen, dass es für Sie eine gute Zeit war mit sehenswerten Blicken.

⁷ Ursula Baltz-Otto (Hrsg.): Dorothee Sölle. Das Lesebuch, Stuttgart 2004, S. 185 f.

**Dialogbibelarbeit in Leichter Sprache am Samstag, 27. Mai 2017,
Messe Berlin, Halle 5.2 b**

Nils Lorenz, Bewohner der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel
Dr. Johanna Will-Armstrong, Pastorin der v. Bodelschwingschen Stiftungen
Bethel

Nils Lorenz: Guten Morgen!

Johanna Will-Armstrong: Guten Morgen auch von mir!

Nils: Herzlich willkommen zu unserer Bibel-Arbeit. Johanna und ich: Wir haben die Bibel-Arbeit vorbereitet.

Johanna: Die Bibel-Geschichte erzählt von Jesus und Zachäus. Wer ist Zachäus? Das hören wir gleich.

Nils: Wir beide verstehen die Geschichte so: Alles wird anders in einem Augen-Blick. Zachäus sieht Jesus.

Johanna: Jesus sieht Zachäus.

Nils: Sie sehen sich an. Ihre Blicke treffen sich. Das ist der Augen-Blick. Der Augen-Blick verändert alles. Zachäus Leben verändert sich. In einem Augen-Blick. Kennst du das, Johanna?

Johanna: Ja, das kenne ich. Ich war auf dem Kirchentag. In Berlin. Vor 40 Jahren. 1977. Ich treffe einen Mann. Er ist Pastor. Er ist auch ein Lehrer. Er erklärt die Geschichte von Gott und den Menschen. Sein Name ist Helmut Gollwitzer.

Ich höre ihm zu. Ich merke: Ich will mehr wissen von Gott. Ich will Pastorin werden. Der Augen-Blick hat mein Leben geändert. Kennst du das auch, Nils?

Nils: Der Augen-Blick verändert das Leben. So ist es mir ergangen: Ich habe mich entschieden: Ich will mehr wissen vom Glauben. Ich will konfirmiert werden. Die Geschichte von Jesus – das geht tiefer bei mir. Das hat mein Leben geändert. Das ist meine eigene Geschichte.

Heute Morgen geht es um Jesus und Zachäus. Wir wollen anfangen mit der Bibel-Arbeit.

Johanna: Wie fangen wir an? Wir bitten Gott um Segen. Gott meint es gut mit uns.

Nils: Lieber Gott, ich danke dir. Ich bin auf dem Kirchentag. In Berlin. Ich freue mich. Es ist toll. Ich bitte dich: Gib uns einen schönen Tag. Gib uns gute Gedanken. Gib uns neue Einsichten. Amen.

Johanna: Lukas hat die Geschichte von Zachäus und Jesus aufgeschrieben. Ich lese die Geschichte. [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,1 und 2]

Nils: Wir hören: Wer ist Zachäus? Der Name bedeutet: Der Gerechte. Der Mensch handelt richtig und gerecht. Aber: Zachäus handelt so nicht. Sein Name passt nicht zu seinem Handeln.

Wir hören: Zachäus betrügt die Menschen. Er nimmt zu viel Geld. Einen Teil von dem Geld behält er für sich. Zachäus ist reich. Aber: Einen Teil von dem Geld gibt er weiter. Warum?

Johanna: Ja, Zachäus ist reich. Er hat seinen Vorteil.

Jericho ist eine Stadt an der Grenze. Jericho ist eine Stadt mit einem großen Markt. Hier werden Geschäfte gemacht. Viele wollen Geld verdienen.

Zachäus hat den Zoll nicht erfunden. Den Zoll verlangen die Römer. Sie haben die Macht. Sie bestimmen in Jericho. Sie sind die Macht-Haber. Zachäus arbeitet für die Römer.

Nils: Aber: Die Leute in Jericho wollen den Zoll nicht. Die Bauern wollen keinen Zoll zahlen. Sie kommen in die Stadt. Sie werden gezwungen. Sie zahlen Zoll für die Früchte und die Milch. Für das Gemüse, die Schafe, den Käse. Nur wer Zoll zahlt, darf etwas verkaufen.

Zachäus zwingt die Menschen. Sie können sich nicht wehren. Zachäus ist sehr unbeliebt bei seinen Leuten.

Johanna: Ich verstehe das so: Zachäus steht zwischen zwei Seiten. Er gehört nicht mehr zu den Leuten von Jericho. Er arbeitet für die Römer. Aber: Er ist kein Römer. Er gehört nicht zu ihnen.

Zachäus hat es weit gebracht. Aber: Er ist ein Außenseiter. Er gehört nicht dazu. Er ist allein. Ich glaube: Zachäus spürt das. Zachäus weiß: Er ist arm. Auch wenn er viel Geld hat.

Nils: Dazu fällt mir ein Beispiel ein. Ein Beispiel von heute: Ein reicher Mann wird bestraft. Er betrügt die Menschen. Aber: Jetzt geht es ihm schlecht. Ein Richter hat ihn verurteilt. Er bekommt eine Strafe. Er muss ins Gefängnis. Keiner will mit ihm etwas zu tun haben.

Der Mann ist krank. Der Richter sagt: Der Mann ist zu krank für das Gefängnis. Er darf in Bethel arbeiten. Dann muss er nicht ins Gefängnis.

Jetzt arbeitet der Mann jeden Tag. Er arbeitet in einer Werkstatt für Men-

schen mit Behinderung. Die Menschen freuen sich, wenn er ihnen hilft. Er freut sich über diese Arbeit.

Johanna: Ich denke mir: Er ist wie Zachäus. Er spürt: Das viele Geld hat ihn einsam gemacht. Er hat Menschen betrogen. Jetzt hat er Menschen mit Behinderung als Freunde. Ich finde das gut, dass der Mann in Bethel arbeitet. Viele Menschen sagen: Das ist gut so.

Nils: Das Beispiel zeigt, wie es mit der Bibel-Geschichte weitergeht.

Johanna: [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,3 und 4]

Nils: Zachäus hat von Jesus gehört. Andere haben von Jesus erzählt. Er ist neugierig. Jesus kommt mit seinen Freunden.

Ein Freund heißt Levi. Levi hat beim Zoll gearbeitet. Jetzt ist Levi ein Freund von Jesus.

Jesus hat viele Freunde: Menschen, die beim Zoll arbeiten. Menschen, die keiner mag. Menschen, die Fehler gemacht haben. Sie alle sind Freunde von Jesus.

Johanna: Das ist ungewöhnlich: Die Leute reden über Jesus: Warum macht er das? Warum hat er solche Leute als Freunde?

Das hat Zachäus gehört. Alle sagen von Jesus: Jesus kann ein Freund für jeden werden. Jesus übersieht keinen.

Nils: Ich verstehe: Darum ist Zachäus neugierig. Er hat gehört, was über Jesus gesagt wird. Zachäus ist gespannt auf Jesus. Zachäus freut sich, weil Jesus kommt. Er will Jesus unbedingt sehen.

Johanna: Aber: Zachäus ist zu klein. Er steht unter den vielen Menschen. Sie lassen ihn nicht vorbei. Sie tun ihm keinen Gefallen. Er sieht nichts. Warum sind die Menschen so?

Nils: Sie mögen Zachäus nicht. Sie gehen nicht für ihn zur Seite. Da hat Zachäus diese Idee: Er klettert auf einen großen Baum.

Johanna: Ich finde das lustig: Ein erwachsener Mann klettert auf einen Baum. Wie ein Kind.

Zachäus hat schöne Kleider an. Heute ist ein besonderer Festtag. Jesus kommt nach Jericho. Aber: jetzt klettert Zachäus auf den Baum. Wie ein Kind.

Zachäus ist schon lange nicht mehr auf einen Baum geklettert. Er wird schmutzig. Die Leute lachen über ihn. Wie er aussieht!

Nils: Zachäus interessiert das nicht. Zachäus will Jesus sehen. Unbedingt. Heute. Hier. In Jericho. In diesem Augenblick. Ich merke: Zachäus wünscht sich etwas von Jesus. Zachäus hat sehr viel Geld. Jesus hat sehr wenig Geld. Aber: Zachäus wünscht sich etwas von Jesus. Darum strengt er sich so an.

Auf den Baum klettern: Für Zachäus ist das anstrengend. Besonders wenn man klein ist. Zachäus ist klein!

Johanna: Ja, Zachäus ist klein, aber mutig. Die Leute lachen: Seht da – Zachäus klettert auf den Baum.

Zachäus stört das nicht. Zachäus hat ein Ziel vor Augen. Kennst du das: ein Ziel vor Augen haben?

Nils: Ja: Ich habe eine neue Arbeit. Ich arbeite in einem Archiv. In einem Archiv werden alte Bücher und Bilder gesammelt.

Ich habe mich so vorgestellt: Ich arbeite gern mit Fotos. Ich gestalte Bilder. Ich sortiere gern alte Sachen. Ich beschäftige mich gern mit der Vergangenheit von Menschen und der Welt.

Das ist meine Stärke. So habe ich mich vorgestellt. Und ich habe den neuen Job bekommen.

Johanna: Ich lese die Bibelgeschichte weiter: [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,5 und 6]

Nils: Jesus sieht Zachäus an. Das ist der Augenblick. Die beiden Männer sehen sich an: Zachäus, der kleine Mann und Jesus.

Die Leute in Jericho verachten Zachäus. Sie sehen ihn nicht. Sie reden nicht mit ihm.

Jesus sieht Zachäus an. Und redet mit ihm. Jesus lädt sich bei Zachäus ein. Jesus will Zachäus in seinem Haus besuchen.

Jesus überrascht Zachäus. Und die Leute von Jericho. Keiner hat damit gerechnet. Der Augenblick hat alles verändert: Weil Jesus Zachäus sieht. Weil Jesus merkt: Zachäus will ihn sehen.

Johanna: Ja, Jesus merkt: Zachäus tut viel, um ihn zu sehen. Zachäus klettert auf den Baum. Die Leute lachen über ihn. Seine Kleider sind schmutzig. Jesus merkt: Zachäus ist das alles nicht wichtig. Aber: Jesus ist für Zachäus ganz wichtig.

Jesus merkt: Zachäus wünscht sich etwas von ihm. Aber: Zachäus sagt nichts.

Nils: Jesus redet: Er will bei Zachäus Abendbrot essen. Er will bei Zachäus zu Hause sein. Jesus will ganz nahe bei Zachäus sein. Wir sagen: Er will Gemeinschaft mit ihm.

Gemeinschaft verwirklichen: Das ist das Leitwort für uns in Bethel. Gemeinschaft von allen Menschen: Egal wie alt die Menschen sind, egal ob sie behindert sind, egal ob sie krank sind.

Alle Menschen gehören zusammen. Alle leben zusammen in einem Haus.

Johanna: Jesus geht zu Zachäus. Jesus will Gemeinschaft. Das ist für uns heute wichtig: Auch wir wollen keinen verachten. Wir wollen mit allen Gemeinschaft haben. Das ist eine große Freude.

Nils: Und Zachäus freut sich sehr: Das ist die Mitte der Bibel-Geschichte. Da passiert das ganz Wichtige. Ich denke: Diese Freude ist neu für Zachäus. Zachäus weiß jetzt wieder, wie das geht: sich freuen. Was ist richtige Freude für dich?

Johanna: Ich freue mich wie Zachäus und Jesus: Ich bin mit Menschen zusammen, die ich lieb habe. Ich freue mich: Ich habe Gemeinschaft mit anderen. Wir singen zusammen. Wir lachen zusammen. Wir sind traurig zusammen. Wir essen zusammen. Wir machen uns gegenseitig stark. Das freut mich. Ich sage dann: Ich bin bei euch zu Hause.

Nils: Ich habe das so erlebt: Ich bin umgezogen. In eine neue Wohngemeinschaft. Mit anderen Menschen, die auch eine Behinderung haben. Ich bin unsicher. Ich habe ein bisschen Angst. Aber: Ich werde herzlich begrüßt.

Meine Lieblings-Kekse stehen auf dem Tisch. Glutenfrei. Ich spüre: Ich bin willkommen. Ich bin hier zu Hause. Das ist eine große Freude: Gemeinschaft haben, zusammen essen, die Sorgen und die Freude miteinander teilen.

Johanna: Ja, das sehe ich auch so. Aber: Nicht alle finden das gut. Ich lese unsere Bibel-Geschichte weiter: [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,7]

Die Leute von Jericho ärgern sich. Sie sind neidisch auf Zachäus: Er ist mit Jesus zusammen. Sie wissen: Zachäus ist ein Betrüger. Sie fragen: Weiß Jesus das nicht?

Nils, du sagst: So sind die Menschen. Sie sind neidisch auf andere?

Nils: Ja. Die Leute von Jericho haben Recht: Sie kennen Zachäus. Aber: Sie sehen nicht tiefer. Jesus sieht auf Zachäus. Jesus durchschaut Zachäus. Er sieht: Zachäus sucht. Zachäus fehlt etwas. Darum will er Jesus sehen.

Johanna: Die Leute von Jericho übersehen Zachäus. Sie reden nicht mit ihm. Sie sagen nicht: Du ärgerst uns. Du machst Fehler. Du betrügst uns. Damit bleibt alles beim Alten. Es ändert sich nichts.

Nils: Jesus durchschaut Zachäus. Er spürt: Zachäus erwartet etwas für sein Leben. Er will mehr als das Geld, das er hat. Findest du Zachäus nett?

Johanna: Nein. Aber Zachäus ist interessant. Er ist mutig. Er ist nicht fertig mit dem Leben. Er sucht noch.

Wir hören weiter auf unsere Bibelgeschichte: [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,8]

Nils: Zachäus geht einen neuen Weg. Er gibt seinen Fehler zu. Aber: Er will seinen Fehler wiedergutmachen. Er will das gestohlene Geld zurückzahlen.

Zachäus tut es leid. Er gibt zu: Ich habe anderen geschadet. Ich habe Menschen zu viel Geld abgenommen. Die Menschen brauchen dieses Geld zum Leben.

Johanna: Die armen Leute in Jericho haben gar nichts. Sie haben kein Essen. Sie haben keine Wohnung. Zachäus tut das jetzt leid. Zachäus gibt den armen Leuten die Hälfte seines Gelds.

Nils: Ich bin überrascht: Zachäus ändert sein Leben. Zachäus hat gute Absichten. Die Leute von Jericho schimpfen auf ihn. Sie ärgern sich. Das tun sie immer. Zachäus ändert sein Leben. Warum?

Johanna: Ich denke: Jesus schimpft nicht. Jesus ärgert sich nicht über Zachäus. Jesus weiß: Menschen ändern sich nicht, wenn er mit ihnen schimpft.

Bei Zachäus gilt: Die Freude ändert sein Leben. Die Freude, mit Jesus zu sein.

Jesus kommt zu ihm. Zachäus kann Jesus vertrauen. Vertrauen macht Menschen stark. Ein starker Mensch kann Fehler zugeben. Das Vertrauen von Jesus macht Zachäus stark.

Nils: Der kleine Mann überrascht Jesus. Und er überrascht die Leute von Jericho. Die Freude macht ihn stärker. Er tut etwas ganz Neues. Keiner erwartet das von ihm.

Zachäus steht zu seinem Fehler: Mein Leben war falsch. Aber: Ich will es wiedergutmachen. Zachäus ist jetzt ein fröhlicher Mensch.

Johanna: Ich frage mich: Hat Jesus das richtig gemacht?

Auch ich ärgere mich: Menschen betrügen andere. Reiche Menschen haben viel. Arme Menschen haben gar nichts. Ich bin oft wie die Leute in Jericho. Ich schimpfe. Ich ärgere mich.

Aber ich kenne mich selbst: Ich mache auch Fehler. Ich habe mehr als viele andere Menschen. Ich belaste andere. Wie kann ich mich ändern?

Nils: Auch du brauchst Vertrauen dafür. Wie Zachäus. Vertrauen brauchst du. Freunde. Freude.

Johanna: Dann merke ich: Es geht mir wie Zachäus. Ich werde genauso stark.

Nils: Ja. Ich denke: Jesus hat das richtig gemacht. Zachäus kann neu anfangen.

Johanna: Ich lese den Schluss unserer Bibel-Geschichte: [Textlesung der Übersetzung in Leichte Sprache: Lukas 19,9]

Nils: Jesus hat das letzte Wort. Jesus ist ein Freund für Zachäus. Er sieht ihn an. Jesus gibt Frieden.

Frieden bedeutet: Zachäus lebt jetzt im Frieden mit sich. Zachäus lebt jetzt im Frieden mit seinen Menschen.

Wir wünschen euch:

Johanna: Einen schönen Kirchentag.

Nils: Wir wünschen euch:

Johanna: Einen Menschen: Er sieht euch an.

Nils: Wir wünschen euch: Einen Menschen: Ihr seht ihn an. Eure Blicke treffen sich.

Johanna: Das ist der Augen-Blick.

Nils: Auf dem Kirchentag.

Johanna: Gottes Segen sei mit euch allen. Amen.

Bibelarbeit am Samstag, 27. Mai 2017, Veranstaltungszelt, Lutherstadt Wittenberg

Prof. em. Dr. Fulbert Steffensky, Theologe und Autor, Luzern/Schweiz

Teil 1: Gnade gebiert Gnade

Der Zöllner Zachäus – eine Meditation zu Lukas 19,1-10

Jesus kam nach Jericho und wollte hindurchziehen. Und siehe, da war ein Mann, der war Oberzöllner, und er war reich. Und siehe, der Oberzöllner, er ist reich. Sieh alle dazu, durch die er reich geworden ist. Sieh den Bauern, der einen Topf Oliven in Jericho verkaufen will. Der Zöllner raubt ihm einen Teil der Arbeit seiner Hände. Sieh die alte Frau, die ihr gewebtes Tuch zum Markt bringt. Der Oberzöllner frisst ihre Mühsal und wird reich. Sieh die Kinder, die schlechtes Wasser trinken, Würmer haben und die mit ihrem Hunger den Zöllner ernähren. Und siehe, der Zöllner war reich! Er ist reich: Die Feststellung eines Selbstmords! Es hat sich einer aus dem Leben gestohlen. Die Weisheit der alten Frau erreicht ihn nicht mehr, denn er ist ihr Feind geworden. Die Freundschaft des Bauern hat er verspielt. Seine Ohren sind taub für das Lachen der Kinder, deren Brot er isst. Sich selbst hat er den Trost des Lebens gestohlen.

Und Jesus kam nach Jericho und wollte hindurchziehen. Und siehe, da war ein Mann, er war Oberzöllner, und er war reich. Und er suchte Jesus zu sehen, wer er sei. Und er vermochte es nicht wegen der großen Volksmenge, weil er von Gestalt klein war. Da lief er voraus und stieg auf einen Maulbeerfeigenbaum, um ihn zu sehen. Denn er sollte auf jenem Weg hindurchziehen.

Was erwartet der Tote vom Leben? Sind noch nicht alle Wünsche mit ihm gestorben? Gibt es eine Sehnsucht, die noch nicht ausgerottet ist? Will er, der den Armen das Brot und die Stimme gestohlen hat, ihnen nun auch den Sohn der Hoffnung stehlen? Warum läuft er hinzu, warum will er ihn sehen? Fehlt ihm nun noch das Höhere, nachdem er alles gestohlen hat? Fehlt ihm, der seine Burg gebaut hat, nun noch der Hausgott, dem er den Segen abpresst wie den Kindern ihr Lachen? Fehlt ihm noch ein Gott, dem er die Moral diktiert wie den Bauern die Zölle?

Ist er nur jener? Ist er auch dieser: der Kleine, der mit allem Reichtum seinem Leib nicht eine Elle hinzufügen kann? Er läuft auf kurzen Beinen der Menge voraus, erreicht mit Mühe den ersten Ast des Feigenbaums und zieht sieh hoch. Das Beste, was er hat: seine sehnsüchtige Lächerlichkeit in den Ästen des Baums, seinen Wunsch dazuzugehören. Seine Hoffnung, gesehen zu werden mit einem zweiten Blick vom Sohn des Lebens. Der erste, der heilige Blick sieht die Kinder der Nacht, die sich wärmen unter Brücken, in Zeitungen, in denen die Geschichte ihres Hungers nicht steht. Er bettelt um den zweiten Blick – der Kleine, der alles hat und sich doch nicht geben kann,

was er braucht: die Freundschaft der Menschen, das Singen des Winds und das Lächeln Gottes.

Als Jesus an den Ort kam, blickte er zu ihm auf und sprach: Zachäus, steige eilends herab! Denn heute muss ich in deinem Hause bleiben. Und er stieg eilends herab und nahm ihn mit Freuden auf.

Gerufen wird er mit einem Namen, der ihm nicht eigen ist: Zachäus – Gerechter! Sein Eigenname ist Steinherz und Mensch ohne Augen. Wer ist er? Der oder jener? Ist er der Tränenlose, ist er Zachäus? Warum ein Name, der noch nichts benennt und der fremd ist seinem Herzen? Zachäus – Gerechter.

Leicht ist es, Wasser in Wein zu verwandeln. Leicht ist es, den Sturm zum Schweigen zu bringen. Leicht ist es, Brot zu vermehren, dass es für alle reicht. Schwer ist es, ein Herz aus Stein in Fleisch zu verwandeln. Schwer ist es, trockene Augen zum Weinen zu bringen. Schwer ist es, einen Menschen widersprüchlich zu machen, dass er wählen kann zwischen seinem falschen und seinem wahren Namen. Dem Trost allein gelingt es, das Steinherz zu brechen.

Heute muss ich in deinem Hause bleiben. Jesus tut, als sei da schon ein Haus, in dem man bleiben kann und das keinen abweist. Er gibt nichts. Er nimmt, wie man von einem Freund nimmt, mit dem man schon einig ist und von dem nichts trennt. Der Blick hebt das Todesurteil auf und ruft die Güte ins Leben. Das ist die einzige List, die die Liebe kennt.

Und als sie es sahen, murrten sie alle und sagten: Bei einem sündigen Mann ist er eingekehrt, um seine Herberge zu finden. Dies ist verständlich: die Wut der Menge. Die Wut all derer, die schon bezahlt haben beim Oberzöllner, bei seinen Unterzöllnern und bei deren Helfershelfern. Wenn schon der Zöllner den Bauern legt, wenn schon der Reiche den Armen presst, wenn schon die Macht das Recht verschlingt, dann soll es doch diesen späten Sieg des Rechts geben: dass tot bleibt, wer sich selbst das Leben genommen hat, dass dessen Name nicht mehr genannt wird, der anderen den Namen zertreten hat, dass nicht angesehen wird, der blind war für die Tränen der Armen. Der kalte Trost soll doch bleiben! Wenn dies die Welt schon nicht ändert, so erklärt es sie doch.

Zachäus aber trat hinzu und sagte zum Herrn: Siehe, Herr, die Hälfte meines Besitzes gebe ich den Armen. Und wenn ich von jemandem etwas erpresst habe, gebe ich es vierfach zurück.

Das Märchen der Güte, die eine Tochter gebiert, die Güte heißt. Das Märchen von der Gnade, die eine Tochter gebiert, die Gerechtigkeit heißt. Die Geschichte von der Schönheit, die Schönheit ins Leben ruft. Es ist einer aus seinem Prunkgrab gekommen und hat ein Haus daraus gebaut. Es hat einer seine Krallen geöffnet, und sie wurden zu Händen. Es hat einer seinen Namen gehört, mit dem er schon lange gerufen wurde. Es ist einer von den Toten auferstanden. Es ist einer jung und leichtsinnig geworden: die Hälfte den Armen! Vierfach zurückgegeben, was abgepresst wurde!

Da sprach Jesus zu ihm: Heute ist diesem Haus Heil widerfahren, wie denn auch er ein Sohn Abrahams ist. Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.

Zwei Schönheiten spielen miteinander, und die eine kann ohne die andere nicht sein. Die eine: Dass einer gerufen wird, ehe er sich einen Namen gemacht hat, dass er vom Baum geholt und an den Tisch gesetzt wird, dass die Güte mit ihm aus einem Becher trinkt, ehe er gütig ist. Mit ihm trinkt die Güte Bruderschaft, und mit jedem Schluck wird er Mensch. Die andere Schönheit erwacht: Die Augen, die die Hände der alten Frau sehen, wie sie mit Mühe ihr Tuch webt, Faden für Faden. Die Ohren, die den Schrei der Kinder nach Brot und Wasser hören. Die Sanftheit der Hände, die trösten, wo sie vorher geschlagen. Die Stimme, die nach dem Recht schreit, das der Zöllner vorher verlacht hat. Und der Zorn, der ihn auf die Straße treibt aus dem Haus, in dem die Güte mit ihm getrunken hat. Zwei Schönheiten küssen sich und werden zu einer.

Zum zweiten Mal entdeckt Zachäus die Menschen. Der Zöllner hat sie gesehen mit schätzendem Auge. Der Bauer mit den Oliven bringt wenig: sechs Groschen. Die Alte mit dem Tuch weniger: drei Groschen. Mehr schon der Fischer, der die Nacht gefischt hat und seine Ware am Morgen vom Jordan auf den Markt bringt. Die erste Entdeckung der Welt mit den Augen des Kalkulierers! Die zweite Entdeckung, nachdem er selbst entdeckt ist: Zachäus sieht den krummen Gang der Alten. Er sieht die rissigen Hände des Fischers. Seine Ohren hören die Kinder vor Hunger weinen. Er liest die Geschichten des Unglücks in ihren Gesichtern. Er schleppt das Heil, das in sein Haus gekommen ist, auf die Straße, an die Zäune, in die Nacht der Geschlagenen.

Da sprach Jesus zu ihm: Heute ist diesem Haus Heil widerfahren, wie denn auch er ein Sohn Abrahams ist. Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, um das Verlorene zu suchen und zu retten.

Teil 2: Die Gnade des geselligen Gottes

Die Augen, die ins Leben ziehen. »Du siehst mich« ist die Losung des Kirchentages. »Du siehst mich« heißt eins der Kirchentagslieder. Ein anderes »Du bist ein Gott, der mich anschaut.« Sehen spielt eine Rolle in unserem Lukastext. Der Oberzöllner begehrt, Jesus zu sehen, so klettert der Kleine auf einen Maulbeerbaum. Als Jesus an die Stelle kommt, sieht er zu ihm auf und befiehlt ihm herunterzusteigen.

Eine der großen Beleidigungen, die Menschen zugefügt werden können, ist, sie zu übersehen, sie nicht wahrzunehmen, sich nicht die Mühe machen, sie zu bemerken. Sehen, erkennen, nicht übersehen sind Formen der Liebe und der Gnade. Darum der Jubelruf der Hagar: »Du bist ein Gott, der mich anschaut.« Sehen heißt lieben, angesehen werden heißt heil werden. Sicher, es gibt auch das kalte Sehen und Erkennen. Wir finden es in der Formulierung:

jemanden erkenntungsdienstlich behandeln. So sieht Gott uns nicht, obgleich wir es ihm gelegentlich angedichtet haben. Die Drohung an Kinder verrät es: Ein Auge ist, das alles sieht, auch was in finsterner Nacht geschieht. Lassen Sie uns über das Sehen Gottes reden, lassen sie uns über die Gnade reden. Die Zachäusgeschichte ist eine der schönsten Gnadengeschichten unserer Tradition. Sie werden sehen, ich mache einige Umwege.

Einige Sätze aus dem achten Kapitel des Römerbriefs: »Das Gesetz des Geistes, der lebendig macht in Christus Jesus, hat dich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes. [...] Wir leben nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist. [...] Geistlich gesinnt sein, ist Leben und Friede. [...] Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, wenn denn Gottes Geist in euch wohnt. [...] Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet. Ihr habt Geist von Söhnen und Töchtern empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater. Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Söhne und Töchter Gottes sind.« (Röm 8,2.4.6.9.15-16).

Ein Liebesgedicht der chilenischen Dichterin Gabriela Mistral erzählt uns, was Gnade ist.

Scham¹

Wenn du mich anblickst, werd' ich schön,
schön wie das Riedgras unterm Tau.
Wenn ich zum Fluss hinuntersteige,
erkennt das hohe Schilf mein sel'ges Angesicht nicht mehr.

Ich schäme mich des tristen Munds,
der Stimme, der zerrissnen, meiner rauen Knie.
Jetzt, da du mich, herbeigeeilt, betrachtetest,
fand ich mich arm, fühlt' ich mich bloß.

Am Wege trafst du keinen Stein,
der nackter wäre in der Morgenröte
als ich, die Frau, auf die du deinen Blick geworfen,
da du sie singen hörtest.

Ich werde schweigen. Keiner soll mein Glück
erschaun, der durch das Flachland schreitet,
den Glanz auf meiner plumpen Stirn nicht einer sehen,
das Zittern nicht von meiner Hand.

¹ Gabriela Mistral: Scham, in: Wolfgang Eitel (Hrsg.) Gabriela Mistral: Wenn du mich anblickst, werd' ich schön, München 1997.

Die Nacht ist da. Aufs Riedgras fällt der Tau.
Senk lange deinen Blick auf mich. Umhüll mich zärtlich durch dein Wort.
Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt,
die du geküsst, von Schönheit strahlen.

Die Geliebte ist ein Mensch mit drei Blicken, ein erster Blick, nachdem sie selbst angeschaut wurde: Wenn du mich anblickst, werd ich schön, schön wie das Riedgras unterm Tau. Sie erkennt eine Schönheit, die ihren Grund nicht in ihr selbst hat. Sie ist kein Narziss, sie stellt ihre Schönheit nicht fest, indem sie in den Spiegel schaut. Die Frau ist ein exzentrisches Wesen. Sie hat ihr Zentrum nicht in sich selbst, sondern im Blick der Liebe, mit dem sie angesehen ist. Sie singt das jiddische Lied: »Bei Mir Bistu Shein«.

Wenn sie nur auf sich selbst schaut – das ist ihr zweiter Blick im Gedicht –, entdeckt sie keine große Liebenswürdigkeit. Sie entdeckt den tristen Mund, dessen sie sich schämt, die rauen Knie, die zerrissene Stimme. Sie könnte mit der wundervollen Schauspielerin Hanna Schygulla sagen: »Ich schaue nicht mehr so viel in den Spiegel, denn die Augen, mit denen man sich selbst anschaut, sind nicht die Augen, in denen man am besten aufgehoben ist.«²

Die eigenen Augen rechtfertigen uns nicht. Vielleicht wird der zweite Blick, mit dem man sich selbst sieht, noch schmerzhafter, nachdem man selbst angeschaut wurde. Die Geliebte weiß: Ich bin nicht die, die der Liebhaber sieht. Er sieht in mich hinein, was in mir nicht zu finden ist. Ich bin doch die mit der plumpen Stirn und der zitternden Hand. Es ist für die Geliebte nicht leicht, dem Blick zu trauen, der sie schöner findet, als sie ist. Es ist nicht leicht, sich schön finden zu lassen, wenn man sich selbst kennt.

Der dritte Blick der Geliebten: Schon morgen wird, wenn sie zum Fluss hinuntersteigt, die du geküsst, von Schönheit strahlen. Die Geliebte lässt sich nicht bannen durch den Blick auf das eigene Ungenügen. Sie bringt die schwere Kunst der Demut auf, dem Blick der Güte zu glauben, die sie schön findet. Sie bringt es fertig, keine Einwände zu finden gegen die Augen, die ihre Schönheit sehen. Sie singt – wiederum mit dem jiddischen Lied: Shein bin ich, shein.

Meine verstorbene Frau und ich haben das Lied von Paul Gerhardt »Du meine Seele, singe!« besonders geliebt. In der letzten Strophe heißt es: »Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm. Der Herr allein ist König, ich eine welke Blum.«³ Meine Frau hat gesungen: »... ich eine schöne Blum.« Ich habe gesungen: »... ich eine welke Blum.« Das sind zwei Erfahrungen von der einen Sache: die Erfahrung des eigenen Ungenügens und die größere

² Hanna Schygulla in einem Interview.

³ Paul Gerhardt (1653): Du meine Seele, singe (Psalm 146), in: Evangelisches Gesangbuch, Nr. 302.

und göltigere Erfahrung der eigenen Schönheit und Ganzheit vor den Augen der Güte.

Sie fragen sich wohl schon lange, was dies mit Gnade und dem paulinischen Text zu tun hat, den wir gehört haben. Ich behaupte: Das Gedicht ist eine Auslegung jenes Kapitels aus dem Römerbrief. Ich gebe zu: Paulus ist nicht ganz so poetisch wie Gabriela Mistral. Er ist ja auch ein Mann, er denkt lieber, als er dichtet. Was also sagt Paulus? Wir sind nicht die Garanten unserer selbst, wir sind nicht unsere eigenen Lebenszeugen. Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Nicht einmal unsere Gebete gelingen uns, weil sie gut sind, sondern weil sie gehört werden von den Ohren der Liebe. In Vers 28 heißt es: »Der Geist hilft unserer Schwachheit auf.« Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gehört. Sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.

Nach dem Fleisch leben, heißt bei Paulus: unter dem Zwang stehen, Garant seiner selbst zu sein, sich selbst zu bezeugen durch Frömmigkeitswerke und die eigene Stärke, durch religiöse Materialien. Nach dem Fleisch leben, heißt unter dem Zwang stehen, sich selbst schön finden zu müssen und alle Kraft und Ganzheit in sich selbst zu vermuten. Das Gesetz des Geistes, von dem Paulus spricht, befreit von dem Zwang, sich durch sich selbst zu rechtfertigen. Wir sind exzentrische Menschen; wir sind nicht in uns selbst geborgen, wie jeder Geliebte nicht in sich selbst geborgen ist, sondern im Herzen dessen oder derer, die ihn liebt. Wir sind in Christus, wir sind in Gott geborgen, nicht in uns selbst und in der eigenen Stärke. Der Versuch, sein eigener Lebensmeister zu sein und sich selbst zu erjagen und sich durch sich selbst zu rechtfertigen, heißt leben nach dem Fleisch; und er führt in die Zwänge, die Paulus beschreibt. Der Zwang, sich selbst zu gebären und sich in der eigenen Hand zu bergen, führt in Verzweiflung und in den Kältetod. Man kann sich nicht selbst beabsichtigen, ohne sich zu verfehlen. Man kann sich nicht selbst bezeugen, ohne der Verurteilung zu verfallen.

Der Glaube daran, gerettet zu sein vor den eigenen Rettungsversuchen, der Glaube an die Gnade und die Rechtfertigung im Blick der Güte Gottes ist das Charmanteste, was uns die Tradition überliefert. Gnade heisst *charis* in der griechischen Bibel. Ich würde gerne in einer etymologischen Fälschung behaupten, dass Charme von *charis* abzuleiten ist. Leider stimmt es nicht. Aber Gnade im Lateinischen heißt *gratia*, und das jedenfalls hat etwas mit graziös zu tun. Wenn uns jener Glaube an die Gnade oft schwer fällt, so könnten wir ihn wenigstens graziös finden. Und etwas schön zu finden ist mehr, als nur an etwas zu glauben.

Gnade heißt, dass ich bin, weil mir zu meinem Sein verholphen wird. Es ist mir erlaubt, ein bedürftiges Wesen zu sein. Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen: nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit. Ich kann Fragment sein, und ich brauche mich nicht in der Jagd nach meiner eigenen Ganz-

heit zu erschöpfen. Ich muss mich nicht selbst bezeugen. Wir werden bezeugt durch die Lebensgüte, die wir erfahren. Gnade heißt Befreiung von dem Zwang, sein eigener Hersteller und Ganzmacher zu sein. Ich habe angefangen mit dem Gedicht von Gabriela Mistral und ende mit einem Gedicht von Hilde Domin. Gnade – oder geborgen sein im fremden Blick – ist auch ihr Thema.

Es gibt dich⁴

Dein Ort ist
wo Augen dich ansehen
Wo sich die Augen treffen
entstehst du

[...]

Du fielest
aber du fällst nicht
Augen fangen dich auf

Es gibt dich
weil Augen dich wollen
dich ansehen und sagen
daß es dich gibt

⁴ Hilde Domin: Es gibt dich, in: Nikola Herweg und Melanie Reinhold (Hrsg.): Hilde Domin. Sämtliche Gedichte. Frankfurt/Main 2009, S. 196.

Dialogbibelarbeit am Samstag, 27. Mai 2017, Gerüstkirche

Dr. Marie Anne Subklew-Jeutner, Stellvertreterin der Beauftragten des Landes Brandenburg zur Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur, Potsdam

Ulrike Trautwein, Generalsuperintendentin im Sprengel Berlin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Einführung

Marie Anne Subklew-Jeutner: Im Jahr 2010 wurde im Museum of Modern Art in New York (MoMa) eine besondere Aktion durchgeführt. In einem großen Ausstellungsraum war durch Linien auf dem Boden ein etwa fünf mal fünf Meter großes Quadrat gekennzeichnet. Rundherum konnten die Menschen gehen oder sich auf den Fußboden setzen und schauen, was in der Mitte des Raums passierte.

Dort standen zwei schlichte Holzstühle. Auf dem einen saß die serbische Künstlerin Marina Abramowitsch sieben Stunden am Tag, sechs Tage in der Woche. Insgesamt 90 Tage. Sie saß und schwieg und schaute. Der Stuhl ihr gegenüber war zunächst leer. Abramowitsch tat nichts anderes, als denen in die Augen zu schauen, die dann ihr gegenüber Platz genommen hatten.

Die Künstlerin saß mitten in diesem großen Raum, ungeschützt und öffentlich, am Rand die Menschen, die hofften, auf dem leeren Stuhl Platz nehmen zu können.

Vor dem Museum war ein wildes Gedrängel. Im Raum war es still und die Menschen bewegten sich vorsichtig und langsam. Die Schlangen vorm MoMa wurden immer länger, Menschen campierten vor dem Museum, um die Chance zu haben, einmal auf dem Stuhl gegenüber der Künstlerin zu sitzen. Die Resonanz war überwältigend.

Fast eine Million Menschen wollten gesehen, angesehen werden. Denn nichts anderes tat Abramowitsch. Sie schaute den Menschen in die Augen, wortlos, wahrnehmend, intensiv und sehr liebevoll. Um sie herum die wartenden, schauenden Menschen. Abramowitsch wirkte, als nähme sie die vielen wartenden Menschen um sich herum gar nicht wahr, sondern nur genau den Menschen, der ihr in diesem Moment gegenüber saß.

Kinder ließen die Hand ihrer Mutter los, durchquerten still den Raum und kletterten auf den Stuhl, Jugendliche, die vermutlich in ihrer Freizeit mit einem Skateboard durch die New Yorker Straßen flitzen, Frauen, die aus sahen, als kämen sie gerade vom Bewerbungsgespräch, Männer mit Rastalocken und Flip Flops, alte Menschen, deren Leben in ihr Gesicht gezeichnet war, Menschen mit dunklen Locken oder rotem Pferdeschwanz, mit Ohr ringen oder Tätowierungen, mit langem Bart oder mit Glatze ... Vorsichtig

den Raum durchquerend, setzte sich eine nach dem anderen auf den leeren Stuhl. Frau Abramowitsch hob ihren Kopf und schaute.

Nun geschah das Merkwürdige: Das Gesicht, der Ausdruck des Menschen, der ihr gegenüber saß, veränderte sich. War vorher noch Skepsis, vielleicht Neugierde und eine gewisse unbestimmte Erwartung zu sehen, konnte man nun in den Gesichtern die Gefühle lesen: Erstaunen, Glück, Trauer, Hoffnung, Angst. Viele weinten. Die Begegnung der Augen und wohl auch der Seele dauerte wenige Minuten.

Und doch haben manche später berichtet, dass diese besonderen Minuten in der Mitte eines Raums voller Menschen ihr Leben grundlegend verändert haben. Als habe dieser Raum eine besondere Energie, wurden auch die Umstehenden berührt. Nicht jeder konnte auf dem Stuhl Platz nehmen, aber viele wurden Zeugen von dem, was in diesem Raum Außergewöhnliches passierte.

Welche Sehnsucht hatten die Menschen, die tagelang vor dem Museum warteten? Sie wollten angesehen werden. Gesehen werden. Sehen, dabei sein. Wir reisen von New York im Jahr 2010 in den Orient rund 2.000 Jahre zurück.

Ulrike Trautwein: Jericho etwa im Jahr 30 nach Christi Geburt. Eine Geschichte über einen Mann, der sehen will und sich doch versteckt und der dennoch gesehen wird, von einem Menschen, der sieht und damit Leben verändert.

Es ist auch eine Geschichte über Zuschauer und eine Geschichte, die uns heute hier beim Kirchentag 2017 in Berlin ihre Fragen stellt. Der Text für unsere heutige Bibelarbeit steht im Lukasevangelium. [Textlesung: Lukas 19,1-10]

Subklew-Jeutner: Zachäus – ein beliebtes Motiv in Kinderbibeln. Wir sehen einen kleinen Mann, der mit großen Augen durch die Blätter lugt, unter ihm eine Menschenmenge und Jesus, der ihm die Hand reicht, damit er vom Baum klettern kann.

Eine ziemlich bekannte, ziemlich kurze Geschichte, eine Geschichte von – ja, wovon eigentlich? Es ist eine Geschichte von Schuld und Sehnsucht, von Umkehr und Buße, von Vergebung und Neuanfang, von Versöhnung und Erlösung.

Zehn Verse braucht die Bibel, dann ist alles erzählt, Zachäus auf den Baum geklettert, heruntergestiegen; er hat mit Jesus gegessen und sein Leben verändert. Zehn Verse, zehn Sätze – und dazwischen wir, uns verwundert die Augen reibend: Was ist denn da gerade passiert? Das fragen sich auch die Menschen in unserer Geschichte. Eigentlich sind alle verwirrt, jeder mit seiner eigenen Perspektive und Rolle.

Verschiedene Perspektiven

Trautwein: Ich bin der, auf den die Leute mit dem Finger zeigen. Ich bin schuldig. Ich habe den Leuten Geld abgepresst. Oftmals viel mehr, als nötig war. Ich war ein Teil des Systems. Ich habe im Auftrag des Staats den Menschen Geld abgenommen. Viel mehr, als nötig war. Schließlich wollte ich auch leben. Wenn die Zweifel kamen, habe ich mir immer gesagt: Wenn ich es nicht mache, tut es ein anderer.

Ich war kein kleiner Angestellter, sondern der Chef. Ich war dafür verantwortlich, wie die Menschen beim Eintreiben der Abgaben behandelt wurden. Ich habe die Aufträge formuliert und festgelegt, wie viel meinen Nachbarn zusätzlich abgenommen wurde.

Mit diesem Geld hatte ich ein gutes Leben, aber auch ein einsames Leben. Ich habe keinen Menschen umgebracht. Aber ich habe mich bereichert auf Kosten anderer und habe Menschen in die Armut und den Hunger getrieben. Schuld.

Ich bin schuldig. Wie schwer ist dieser Satz für mich. Ich habe es immer verdrängt und doch immer gewusst, dass das, was ich tue, unrecht ist. Jetzt sitze ich hier auf dem Baum. Eigentlich wollte ich nur heimlich sehen, wer der Mann ist, über den so viel geredet wird. Nun hat er mich entdeckt und meinen Namen gerufen und will heute Abend in mein Haus zum Essen kommen. Ich bin verwirrt und aufgeregt.

Subklew-Jeutner: Auf alles musste ich Steuern bezahlen. Ich musste eine Kopf- und Bodensteuer bezahlen; ich musste bezahlen, wenn ich die Brücke benutzte; ich musste Steuern bezahlen, wenn ich etwas verkauft und wenn ich etwas eingekauft habe. Und die Zöllner, die das Geld eingetrieben haben, haben immer mehr genommen, sie sind wie die Geier, die andere ausweiden, um selbst zu überleben.

Und Zachäus? Er ist einer der Schlimmsten. Seine Leute haben die Schraube immer enger gedreht. Irgendwann konnte ich nicht mehr. Ich habe kein Geld mehr; ich habe alles verloren. Meine Familie leidet, meine Frau leidet und meine Kinder leiden.

Wir haben nicht nur das Geld verloren und unsere Lebensgrundlage. Auch Freunde wenden sich ab. Wir können keinen mehr einladen. Wir, die wir so ein offenes Haus hatten und so gastfreundlich waren, sind durch unsere Armut einsam geworden.

Daran ist Zachäus schuld. Wo soll ich hin mit meiner Wut? Wie soll ich leben mit meiner Trauer über mein zerstörtes Leben?

Und zu dem, der für mein Leid verantwortlich ist, zu dem verhassten Zöllner, der mich auf der Straße nicht mal mehr angeschaut hat, obwohl wir Nachbarn sind, geht Jesus zum Abendessen. Ich könnte schreien vor Wut und Enttäuschung.

Trautwein: Was für eine Überraschung! Ich freue mich so. Damit habe ich nicht gerechnet, das hätte ich nie erwartet! Ausgerechnet dieser Mensch: fies, stressig, immer angespannt, finsterer Blick.

Mit seiner Unberechenbarkeit macht er uns das Leben schwer und für manche sogar zur Hölle. Nie weiß man, wie viel man am Ende bezahlen muss. Ich habe schon so viel versucht, mal bin ich freundlich auf ihn zugegangen, mal ernst und streng, mal habe ich mich gleichgültig gegeben. Es hat alles nichts genützt, im Gegenteil, seine Mauer, von der ich abgeprallt bin, wurde immer härter.

Und dann das, ausgerechnet auf diese kaltherzigen, verbissenen Züge trifft ein Lichtstrahl, ein ungewohnter Blick: tief, liebevoll, einzigartig. Er trifft tatsächlich und löst etwas, löst etwas aus, löst etwas auf. Gegen all meine Erwartungen kommt er aus seiner Ecke, steigt runter von seinem hohen Ross, klettert vom Baum, nimmt die Hand, die Jesus ihm reicht.

Dieser Moment löst auch etwas in mir, langsam und leise steigt eine Freude in mir auf, ein Jubel über diesen besonderen Augenblick, über diese Überraschung, die einen Menschen aufleuchten lässt. Ich freue mich und denke: Was für ein Geschenk das Leben bereithält, etwas, womit wir nicht rechnen, was uns sogar gegen den Strich gehen kann.

Meistens leben wir ja so, als hätten wir alles im Griff. Aber es ist ganz anders und es geschehen Dinge, an die wir nicht mal denken. Wenn das hier heute geschehen kann, wer weiß, was noch alles möglich ist?

Subklew-Jeutner: Ich bin immer noch fassungslos, ich verstehe es nicht. Ich habe mir doch so viel Mühe gegeben. Als ich begriffen habe, was Jesus will und worum es ihm geht, habe ich nicht einfach so weitergemacht mit meinem Leben. Ich bin losgelaufen, ihm und seinen Leuten hinterher. Ich habe oft sogar meine Eltern allein gelassen mit der Arbeit auf dem Feld, nur um ihm zuzuhören, stundenlang.

Wenn Leute aus meinem Dorf über ihn gelästert haben, dann habe ich den Mund aufgemacht und für ihn gesprochen. Ich habe begeistert erzählt von der Hoffnung und dem Mut, den er mir macht mit seinen Geschichten über das Reich Gottes, das kommen wird. Das hat mir eine Menge Anfeindungen eingebracht, aber das hat mir nichts ausgemacht, weil ich es für ihn getan habe. Es ist nicht angenehm, wenn die anderen über dich lästern und sich lustig machen über das, was dir am Herzen liegt!

Jetzt kommt er endlich vorbei. Ich habe mich riesig darauf gefreut. Und plötzlich sind alle anderen da, auch die, die sich vorher über ihn lustig gemacht haben. Jetzt interessiert es sie doch, was er zu sagen hat. Wieso fragt mich keiner? Sie wissen doch alle, dass ich einiges über ihn weiß, dass ich ihm schon oft zugehört habe. Keine Würdigung, nichts!

Ein Tamtam wird gemacht um den da hinten, der auf den Baum geklettert ist und gerade mal angefangen hat, sich zu interessieren. Wieso redet Jesus

mit dem? Das hat der doch gar nicht verdient. Wieso ausgerechnet der? Ich fasse es nicht, mein Herz zittert vor Enttäuschung. Wie kann es sein, dass man sich so leidenschaftlich einsetzt und es dann keiner sieht?

Mein Ort in der Geschichte

Trautwein: Auch in mir höre ich die Stimmen, die verwirrt fragen, wo ist mein Platz in dieser Geschichte. Nicht als Zeitgenossin Jesu, sondern heute hier in meinem Leben. Die Geschichte ist alt, die Fragen sind es nicht. Wo stehe ich? Welche Stimme ist meine? Oder sind es verschiedene? Wer ist Zachäus?

Die Namen in der Bibel haben oft eine symbolische Bedeutung. Biblische Namen weisen den Weg zur Person und zum Geheimnis der Einzigartigkeit des Menschen, seines Charakters und seiner Sendung. Die Namensänderung – von Abram zu Abraham, von Jakob zu Israel, von Simon zu Petrus und von Saulus zu Paulus – bedeutet, die Person von Grund auf zu verwandeln.

Der Name des Zollpächters Zachäus ist wahrscheinlich eine hellenisierte Form eines hebräischen Namens mit der Bedeutung rein und unschuldig. Das ist schon eine ziemliche Ironie: Der gute Herr Zachäus, den wir auch Herrn Rein nennen können oder Herrn Unschuld, bereicherte sich mit schmutzigem Geld und war keineswegs rein und unschuldig.

Das ist ja fast so, als hätte sich ein Stasi-Spitzel den spanischen Vornamen *Aletea* gegeben. *Aletea* heißt Wahrheit.

Subklew-Jeutner: Wer sind die Zachäus-Menschen, die heute darauf warten, angesprochen zu werden? Zachäus ansprechen kann nur einer, dem dieser im Feigenbaum versteckte Mann nicht fremd und unbekannt ist, der ihn nicht geringschätzt und ihm nicht gleichgültig ist. Zachäus ansprechen kann nur jemand, der seinen Namen kennt.

Wer ist Zachäus? Vielleicht heißt der Mensch auf dem Baum auch Sabine. Die Geschichte von Zachäus haben Menschen erlebt, sie ist in der Bibel aufgeschrieben. Die Geschichte von Sabine kann ich erzählen, ich habe sie erlebt.

Es ist eine Geschichte von Tätern und Opfern und von einer Frau, die auf dem Baum sitzt und darauf wartet, angesehen zu werden. Sabine hat ihre Freunde verraten. Jahrelang. Bewusst und ohne Scham. Die kam später. Sabine hat die Menschen betrogen, mit denen sie tagsüber die DDR verändern wollte, für Presse- und Reisefreiheit kämpfte, Briefe gegen die atomare Aufrüstung schrieb und sich für den Abbau der Feindbilder, die der Kalte Krieg geschaffen hatte, einsetzte.

Nachts saß sie mit den Freunden in der Küche, teilte Wein und Zigaretten, den Liebeskummer, die Lieder und die Sehnsucht nach einer anderen Welt. Sie war immer dabei, verlässlich und treu, belastbar und verschwiegen, eine sehr gute Freundin.

Wenn sie sich – oft spät in der Nacht – verabschiedet hatte, begann ihr sorgsam verborgenes anderes Leben. Sie fuhr zu ihrem Führungsoffizier der Staatssicherheit, mit dem sie die Früchte des erschlichenen Vertrauens teilte. Der Führungsoffizier gab ihr das, wonach Sabine, im Heim aufgewachsen, sich ein Leben lang gesehnt hatte: Halt und Vertrauen, manchmal Geld und immer das Gefühl, wichtig zu sein.

Die von ihr gesammelten und weitergegebenen Informationen über die Menschen, mit denen sie gerade noch den Wein und so viel mehr geteilt hatte, waren für die Bespitzelten gefährlich – konnte es doch bedeuten, dass sie wegen ihrer Aktivitäten zu hohen Haftstrafen verurteilt wurden.

»Wieso sollte das für mich ein Problem gewesen sein? Das waren doch nicht meine Freunde, sondern meine Feinde«, wird Sabine viel später sagen. Da war das System, an das sie geglaubt hatte und das ihr Heimat war, von Hunderttausenden auf den Straßen von Rostock und Dresden, Suhl und Plauen, Berlin und Leipzig bereits friedlich weg demonstriert worden.

So stand Sabine vor den Bruchstücken ihres Lebens, die nicht mehr zusammenpassten. Ihr Lebenspuzzle hatte seinen Rahmen und seinen Inhalt verloren. Die Ideologie, an die sie geglaubt hatte und von der sie missbraucht worden war, war zusammengebrochen. Ihren Führungsoffizier konnte sie nicht mehr erreichen. Die Freunde, die sie als ihre Feinde betrachtete, waren nun keine Feinde mehr, aber auch keine Freunde. Sabine hatte alles verloren.

Verrat macht einsam. Immer und überall. Alle. Nicht nur den Verräter, sondern auch die Verratenen. Sie fühlten sich missbraucht, ihr Vertrauen und ihre Freundschaft. Sabine hat Menschen tief verletzt, gekränkt und enttäuscht. Können die Verratenen Sabine ihre Lügen vergeben?

Trautwein: Menschen, die Schuld vergeben, geben etwas ab. Das sagt schon das Wort: ver-geben. Was gebe ich ab, wenn ich vergebe? Ich gebe eine Last ab, die Last dessen, was ein anderer mir angetan hat und was mich mit Wut, Schmerz und Enttäuschung erfüllt. Ich verzichte auf den Schuldvorwurf und auf den Anspruch der Wiedergutmachung. Die Tat ist geschehen, aber ich gebe ihr keine Macht mehr über mein Leben.

Damit wird die erlittene Verletzung weder ungeschehen gemacht noch entschuldigt – aber ich nehme ihr die Macht, weiter mein Denken, Fühlen und Handeln prägend zu bestimmen. Wenn ich vergebe, haben die Gefühle von Wut, Schmerz und Enttäuschung nicht das letzte Wort, sondern ich kann diese berechtigten Gefühle vielleicht in Mitgefühl und Verständnis verwandeln.

So kann Vergebung ein zutiefst befreiender Akt sein. Ich kann meine Opferrolle verlassen, mich von meiner Fixierung auf die Verletzungen der Vergangenheit lösen und einen anderen Blick auf die Gegenwart und die Zukunft werfen. Mit diesem bewussten, emanzipatorischen Akt befreie ich mich selbst aus der inneren Abhängigkeit von dem, der mich verletzt hat.

Denn Vergebung ist – anders als Versöhnung – auch ohne die Beteiligung des Täters, der Täterin möglich, da es ein innerseelischer, mein eigener Prozess des Heilwerdens ist. Vergebung lässt sich weder einfordern noch verordnen. Es gibt keine Pflicht zur Vergebung; dazu sind die Verletzungen manchmal einfach zu groß.

So befreiend Vergebung sein kann, so schmerzhaft ist sie auch, denn wer vergibt, vergisst nicht, sondern muss sich seine Verletzungen noch einmal ansehen, bevor diese heilen können. Vielleicht kann es mir gelingen, die Chancen wahrzunehmen, die darin liegen, wenn ich bereit bin, zu vergeben, wenn ich nicht länger in der Opferrolle verharre. Dies ist kein einfacher, aber ein lohnender Weg.

Vergeben können ist kein Ausdruck von Schwäche, sondern gelebte Stärke. Menschen wie Sabine haben Freundschaften und Vertrauen verraten, sie haben Menschen hintergangen und belogen. Das macht wütend, traurig und enttäuscht. Sie haben große Verletzungen verursacht. Trotzdem kann ich auch versuchen, zu verstehen, warum sie so gehandelt haben.

Indem ich mich auf eine Form der Empathie mit demjenigen einlasse, der mich zutiefst verletzt hat, ändere ich mich, meine Perspektive und sehe hinter der Tat den Menschen. Vielleicht ist dann Vergebung möglich und im besten Fall Versöhnung.

Subklew-Jeutner: Die jüdische Philosophin Hannah Arendt beschreibt die Notwendigkeit und den Mehrwert von Vergebung so: »Geschehenes ist nicht rückgängig zu machen. Ohne Vergebung blieben wir auf ewig Gefangene der Konsequenzen unserer Handlung: Opfer und Täter. Und wenn wir vergeben, wird nichts mehr sein, wie es einmal war. Wer vergibt, ist danach ein anderer – und wer um Vergebung bittet ebenfalls.«

Wenn es aber gelingt, Begegnungen zwischen Tätern und Opfern zu ermöglichen, »betreten wir heiligen Boden«. Mit diesen Worten bat der südafrikanische Bischof Desmond Tutu bei den Anhörungen der Wahrheits- und Versöhnungskommission, während derer sich Täter und Opfer des Apartheidregimes begegneten, um Ruhe. Wir betreten heiligen Boden, wenn Vergebung gelingt und Versöhnung möglich wird. Vergebung ist auch ein zutiefst biblisches Geschehen, denn schuldfrei geht kein Mensch durchs Leben. Wir sind auf Vergebung angewiesen.

Wir beten im Vaterunser: »Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.« Ich bin von Gottes Vergebung abhängig, von seiner Gnade und seinem barmherzigen Blick auf mein fragmentarisches, oft unzureichendes und schuldbehaftetes Leben. Das Vertrauen, dass Gott mein Wandern auf sein Herz genommen hat, befreit mich dazu, das zu tun, was mir gut tut: Heil werden durch Vergebung.

Unsere christlichen Gemeinden sind Orte, wo Schuld bekannt, Verletzungen und Trauer benannt, Zuhören geübt und vielleicht Heilung ermöglicht

werden kann. Kirchen sind öffentliche Räume, Orte, in denen jenseits von Parteipolitik um Würde und Wahrheit gerungen werden kann. Die Existenz der christlichen Gemeinde verdankt sich diesem Versöhnungsweg, den Gott mit Jesus zu seinen Menschen gegangen ist. Daraus will Heil, Heilung entstehen.

Wo kann das besser geschehen als in unseren Kirchen? Sie können sichere und geschützte Räume sein, in denen sich Menschen begegnen, Menschen die schuldig geworden sind, und Menschen, die zu Opfern gemacht wurden.

Trautwein: Ich frage mich immer: Was ist eigentlich danach passiert? Klar, die eine Szene kennen wir: Jesus ist mit seinen Freunden zu Zachäus gegangen und sie haben miteinander gefeiert. Zachäus wird durch diese unglaubliche Zuwendung erlöst. Im wahrsten Sinn des Wortes wird er frei, sich von der Last seiner Schuld zu lösen und einen Prozess in Gang zu setzen, der ihn wieder ins Leben bringt. Er wird wieder Teil der Gemeinschaft, und das ist nicht nur für ihn großartig, davon haben alle etwas.

Aber an diesem Tag, damals in Jericho am Straßenrand: Was wird aus den Menschen, die in Staub und Hitze stehen, zornig, manche sogar verbittert? Sie haben Jesus erwartet, zum Teil voller Sehnsucht, weil sie spüren, dass er ihr Leben wenden kann. Aber was tat er? Er wendete sich ab von ihnen, nur dem einen zu.

Ich träume davon, wie die Geschichte weitergeht. Bei Zachäus wird in Windeseile aufgetischt, auch um das Haus herum werden Tische aufgestellt. Für Zachäus ist das kein Problem; er hat viel Geld und er hat Diensthofen, die schon manches Fest ausgerichtet haben, das er für die römischen Besitzer gegeben hat.

Die enttäuschten Leute stehen noch eine Weile an der Straße rum. Einige entschließen sich, nicht nach Hause zu gehen. Sie geben nicht auf, wollen unbedingt mit Jesus sprechen und machen sich auf den Weg zu Zachäus. Zögernd nähern sie sich seinem Haus.

Als der euphorische Zachäus sie sieht, ruft er laut: »Kommt, feiert mit!« In seinem Glück ist er gar nicht zu bremsen; er will alle um sich haben, besonders die, mit denen er schon lange entzweit ist, denen er das Leben schwer gemacht hat. Mit seinen erpresserischen Zöllen hat er viele ins Unglück gestürzt. »Das muss alles aufhören«, denkt er nur und ruft immer lauter: »Kommt, feiert! Es ist genug da. Wir haben Platz. Wir haben Essen und Wein. Und Jesus ist da, mit uns allen. Kommt, bitte, kommt!«

Und so geschieht es, immer mehr kommen und feiern mit: ein großes, ein einzigartiges Fest, das Jericho für eine Nacht in eine glückselige Stadt verwandelt, eine Stadt, in der alle, aber auch alle, mit- und aneinander Freude haben. Diese Nacht werden sie nicht vergessen, sie hat einen starken Keim der Hoffnung in ihre Herzen gelegt. Dieser Keim wächst, wächst Gott entgegen!

So erzählt meine Sehnsucht diese Geschichte weiter und malt mir diese Vision in den Sinn. Eine Vision, die etwas mit mir macht, weil sie meine Entscheidungen beeinflusst. Weil sie das, was ich tue, lenkt. Am Allerwichtigsten ist, dass sie mein Herz mit der Zuversicht stärkt: Ja, es kann diese Gemeinschaft geben, in der wir entfeindet sind – gründlich! – und heil werden.

Subklew-Jeutner: Menschen ansehen – dazu braucht es keine Kunstinstallation wie durch die serbische Künstlerin Marina Abramowitsch im MoMa. Um Menschen anzusehen, brauchen wir ein fühlendes Herz und offene Augen. Wie wäre es, wenn wir jetzt durch die Straßen von Berlin gehen und schauen, wer sich heute auf den Bäumen versteckt hat und sehnsüchtig darauf wartet, angesprochen zu werden?

Und hinter welchen Feigenblättern haben wir uns schamvoll versteckt und hoffen trotzdem, dass uns jemand entdeckt, uns anspricht und uns vom Baum klettern hilft? Wir können auch unser Versteck aufgeben und mutig sagen: Hier bin ich, bitte hilf mir.

Jesus sieht nicht nur Zachäus auf dem Baum und spricht ihn mit seinem Namen an. Er sieht uns, obwohl wir uns manchmal verstecken. Er sitzt uns gegenüber und schaut uns an. Gott hält Ausschau nach denen, die nach ihm Ausschau halten. Wenn wir uns anschauen lassen wie Zachäus, werden wir verändert und nicht nur wir, sondern unser Haus, unsere Gemeinschaft und auch die, die nur Zuschauer sind. Du bist eingeladen, der Stuhl steht für dich bereit.

Hauptvorträge

Engagiert Demokratie gestalten

Zuhause und in der Welt Verantwortung übernehmen

Gespräch¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Bühne am Brandenburger Tor

Dr. Angela Merkel, Bundeskanzlerin, Berlin
Barack Obama, 44. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika,
Chicago/USA

Imani Abernathy, Musikerin und Schauspielerin, Chicago/USA
Filiz-Marleen Kuyucu, Sozialarbeiterin, Ludwigshafen
Sierra Sims, Lehrerin, Dolton/USA
Johannes Benedikt Wichtlhuber, Student, Mannheim

Moderation:

Prof. Dr. Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin, Frauenfeld/Schweiz
Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in
Deutschland (EKD), München

Christina Aus der Au: Frau Bundeskanzlerin Merkel, Sie sind nicht zum ersten Mal auf dem Kirchentag. Aber ist diese Veranstaltung auch für Sie eine besondere?

Angela Merkel: Ich meine, dass der Kirchentag in diesem Jahr sowieso eine besondere Veranstaltung ist, weil wir nicht immer 500 Jahre Reformation feiern können. Deshalb ist er eine ganz besondere Erinnerung an Martin Luther, die uns in die Geschichte zurückführt. Als Martin Luther lebte, war Kolumbus in Amerika. Damals haben die guten Beziehungen mit Amerika begonnen. Dass der frühere amerikanische Präsident heute bei uns ist, ist natürlich die zweite Besonderheit.

Heinrich Bedford-Strohm: In den USA redet man die amerikanischen Präsidenten auch dann mit »Herr Präsident« an, wenn sie nicht mehr im Amt

¹ Teil 1: Stenografierter Text im Wortlaut, Teil 2: Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Die Protokollierung der englischen Gesprächsteile erfolgte anhand der Simultanübersetzung (Teil 1) bzw. wurde vom transkribierten Tonmitschnitt (Teil 2) übersetzt.

sind. Also sage ich jetzt: Herr Präsident, auch ich begrüße Sie herzlich hier bei uns in Deutschland, hier in Berlin. Sie haben Berlin schon mehrere Male besucht. Jetzt ist es, soweit ich weiß, Ihr erster Besuch im Ruhestand. Wie ist es, vor so vielen Menschen auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin zu sein?

Barack Obama: Zunächst einmal guten Tag. Es ist schön, Sie alle zu sehen, und es ist gut, wieder in Deutschland und in Berlin zu sein.

Ich muss sagen, dass ich nicht nur diese Stadt liebe, sondern dass auch eine meiner liebsten Partnerinnen während meiner gesamten Präsidentschaft hier neben mir sitzt. Bundeskanzlerin Merkel hat eine hervorragende Arbeit geleistet, nicht nur hier in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt. Es ist eine Ehre für mich, eingeladen worden zu sein, an diesem wunderbaren Ereignis teilzunehmen, nicht zuletzt, weil mein eigenes öffentliches Leben in der Arbeit mit Kirchen in Armenvierteln in Chicago begonnen hat.

Für alle, die daran interessiert sind, eine bessere Welt zu schaffen: Man muss wirklich zielstrebig sein. Wir müssen daran glauben, dass wir Dinge verbessern können, dass wir Menschen mit Güte und Toleranz behandeln können, dass wir Gräben zwischen den Völkern, zwischen den Religionen überbrücken können und dass wir unter einem gütigen Gott leben. Das hat mich während meines ganzen Arbeitslebens, während meines gesamten Lebens angetrieben.

Was mich besonders begeistert, ist, hier heute so viele junge Menschen zu sehen, in einer Zeit, in der die Welt sehr kompliziert geworden ist, in einer Zeit, in der wir furchtbare Gewalt erleben müssen, gerade in Manchester. Wir sind niedergeschmettert, das erlebt zu haben; wir haben bereits eine Botschaft nach Manchester geschickt, um den Familien unser Beileid auszudrücken. Auch niedergeschmettert bin ich, zu sehen, dass Menschen anderen Menschen so großes Leid zufügen, nur weil sie anders sind; so ist es aber eben auch eine Zeit der Hoffnung.

Meine Hoffnung ist, dass ich jetzt, da ich nicht mehr Präsident bin, aber doch hoffentlich immer noch ein bisschen Einfluss habe, vielleicht in der Lage sein könnte, immer mehr Menschen, jungen Menschen, zu helfen, mit diesen Herausforderungen umzugehen, eine neue Generation von Führern zu motivieren und immer mehr Menschen dazu zu bringen, sich gemeinsam um das Gemeinwohl zu kümmern. Ich denke, ein Ereignis wie dieses ist dafür sehr geeignet.

Bedford-Strohm: Herr Präsident, Sie sind jetzt seit etwa vier Monaten nicht mehr im Amt. Sie haben Urlaub gemacht und wahrscheinlich auch Gelegenheit gehabt, über die Zeit Ihrer Präsidentschaft, über die acht Jahre, die Sie den Vereinigten Staaten von Amerika als Präsident gedient haben, nachzudenken. Mich würde interessieren, was Ihnen durch den Kopf geht, wenn

Sie im Rückblick auf Ihre acht Jahre schauen, auf Höhepunkte, aber auch auf schwierige Zeiten, auch auf Dinge, bei denen Sie vielleicht im Nachhinein sagen: Es tut mir leid, es tut mir weh, dass ich das nicht geschafft habe.

Obama: Zunächst einmal muss man bedenken, dass es erst vier Monate her ist. Ich habe vielleicht noch nicht genug historischen Abstand. Ich habe zunächst versucht, endlich einmal auszuschlafen; ich versuche, ein bisschen mehr Zeit mit Michelle zu verbringen, damit sie mir die viele Zeit vergibt, die ich anderswo verbracht habe. Ich habe viel Zeit mit meinen Töchtern verbracht, die jetzt so alt sind, dass ich nicht mehr unbedingt der interessanteste Gesprächspartner bin. Sie sind an ihren Freunden mehr interessiert, aber sie sind doch auch noch interessiert daran, ein bisschen Zeit mit mir zu verbringen. Das versuche ich wirklich zu nutzen.

Aber ich bin sehr stolz auf meine Arbeit als Präsident. Ich denke, wie auch Frau Bundeskanzlerin Merkel bestätigen wird, wenn man im öffentlichen Leben aktiv ist, dann muss man anerkennen, dass man nie alles erreicht, was man sich vornimmt. Es ist eine menschliche Geschichte, und da gibt es immer Fehler und Probleme. Sie versuchen halt, mit anderen zusammenzuarbeiten, die Ihre Werte, Ihre Vision teilen, um die Dinge zu verbessern; aber man muss sich schon darüber im Klaren sein, dass man nichts Perfektes erreichen wird.

Ein gutes Beispiel, auf das ich wirklich sehr stolz bin, ist die Reform des Gesundheitswesens in den Vereinigten Staaten. Wie viele von Ihnen wissen, ist die Gesundheitsversorgung in den Vereinigten Staaten ganz speziell. Als einziges Land unter den führenden Industrienationen haben wir keine Gesundheitsvorsorge für alle. Es gibt viele Menschen, die sich einfach keine medizinische Behandlung leisten können. Mein Ziel war es, während meiner Präsidentschaft 100 Prozent der Bevölkerung eine medizinische Versorgung zu verschaffen. Das hat nicht ganz geklappt; aber immerhin haben wir 20 Millionen Menschen zusätzlich ins System hineingebracht. Natürlich bedauere ich es, dass es mir nicht gelungen ist, allen eine medizinische Versorgung zu verschaffen. Das Ganze ist jetzt insgesamt bedroht, weil es eine Diskussion gibt, das wieder abzuschaffen. Aber für diese 20 Millionen Menschen hat sich das Leben verbessert. Wir haben einen neuen Standard gesetzt und gezeigt, was möglich ist. Danach kann man jetzt streben.

Ich habe oft gesagt, dass ich mich als Präsident als Staffelläufer sehe. Ich habe meinen Teil des Rennens absolviert, und jetzt habe ich den Stab an den nächsten Läufer übergeben.

Deshalb ist es mir auch so wichtig, heute zu jungen Menschen zu sprechen. Denn jede Generation versucht, Fortschritte zu erzielen, und weiß dabei, dass das, was sie erreicht, nicht perfekt ist, dass wir nicht alle Probleme lösen können. Da muss eben der Stab an irgendjemanden weitergegeben werden. Wir müssen ihn von jemandem hinter uns übernehmen, und hoffentlich

werden wir dann unseren Teil der Wegstrecke erfolgreich laufen. Auf jeden Fall gilt das für Deutschland, für Europa.

Wenn Sie sich überlegen: Trotz all der Tragödien, die wir täglich sehen, war die Welt nie wohlhabender, gesünder und besser gebildet. Junge Menschen haben heutzutage Zugang zu Informationen und Chancen, die undenkbar gewesen wären, als ich geboren wurde, als Angela Merkel geboren wurde. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich der Zukunft gegenüber doch sehr optimistisch eingestellt. Aber es hängt alles von jungen Menschen wie denen hier heute in Berlin ab. Deswegen möchte ich auch mein Wissen weitergeben.

Bedford-Strohm: Sie haben jetzt über ein sehr wichtiges innenpolitisches Thema gesprochen. Was fällt Ihnen ein, wenn Sie sich Ihre Rolle in der internationalen Politik, in der Welt, in diesen acht Jahren vor Augen führen? Was bedauern Sie, und wo haben Sie das Gefühl gehabt: Heute weiß ich, warum ich das alles getan habe und warum es gut ist, dass ich diesen Weg gegangen bin und jetzt als Präsident das tun kann, was ich tue?

Obama: Die Kanzlerin und ich haben eben kurz miteinander gesprochen. Ich denke, die Weltordnung befindet sich am Scheideweg. Jetzt ist ein wichtiger Zeitpunkt in der Weltgemeinschaft. Ich bin ja 1961 zur Welt gekommen. Das lässt mich für viele sehr alt erscheinen, aber historisch gesehen ist das gar kein langer Zeitraum. Als ich geboren wurde, war Berlin eine geteilte Stadt, der Eiserner Vorhang stand noch, und es gab Apartheid in Südafrika. In großen Teilen der Welt war die Diktatur der Normalzustand. Wir waren gerade erst aus dem vernichtenden Zweiten Weltkrieg und aus dem Koreakrieg hervorgegangen, und viele Menschen hatten noch unter dem Kolonialismus zu leiden.

Aber es gibt einige Prinzipien: den Rechtsstaat, die Würde des Einzelnen, die Freiheit der Religion, Pressefreiheit, eine globale Marktwirtschaft. Aufgrund dieser Prinzipien, die in Schüben in Europa und in den USA immer wieder Menschen zusammengebracht haben, haben wir einen unglaublichen Fortschritt erlebt. Hier in Europa gab es nie eine Zeit größeren Wohlstands, größeren Friedens als in den letzten drei oder vier Jahrzehnten. Das ist eine großartige Errungenschaft.

Ich denke manchmal, dass manche junge Menschen das als selbstverständlich hinnehmen. Wir müssen aber jetzt erkennen, dass es aufgrund der Globalisierung, der technologischen Entwicklung zu Verwerfungen, zu Ungleichheiten zwischen den verschiedenen Ländern und Völkern gekommen ist. Durch das Internet sind wir gleichzeitig näher aneinandergerückt. Dennoch kommen wir von unterschiedlichen kulturellen Hintergründen. Das fühlt sich manchmal an, als würde die Welt schrumpfen.

Aufgrund der Flüchtlingskrise haben wir das Gefühl, dass diese Welt-

ordnung verändert oder aktualisiert werden muss. Sie muss ständig erneuert werden. Denn es gibt ja diese Angst, die umgeht, und diesen Fremdenhass, den Nationalismus, die Intoleranz und antidemokratische Strömungen. Wenn ich an meine Rolle als Präsident zurückdenke, und auch jetzt als Bürger der Vereinigten Staaten und als Weltbürger, denke ich, dass es das Wichtigste ist, dass wir uns hinter diese Werte stellen und die Strömungen zurückdrängen, die Menschenrechte verletzen oder die Demokratie, die Freiheiten des Einzelnen wie die des Gewissens und der Religion zurückdrängen wollen. Ich denke, das ist ein wichtiger Kampf, den wir austragen müssen. Alle von uns sind da gefragt und wenn ich einmal nach Syrien blicke, ist das nicht einfach. Trotz all unserer Bemühungen, Frau Merkel und ich haben sehr daran gearbeitet, wütet dort noch ein furchtbarer Krieg. Er hat Hunderttausende Menschen getötet und noch mehr Menschen, Millionen, vertrieben. Das erfordert meiner Meinung nach all unser Bemühen, um zu erkennen, was auf der anderen Seite der Welt, in diesen Ländern, passiert, sei es in Afrika, in Asien oder in Lateinamerika. Wir müssen erkennen, dass das Auswirkungen auf uns hat. Wir müssen uns engagieren, um jenen Ländern zu helfen, Frieden und Wohlstand zu erreichen. Als Präsident hatte ich nicht immer die Mittel zur Hand, um diese Änderungen voranzutreiben. Wir haben zumindest versucht, was wir konnten. Abraham Lincoln hat gesagt, wenn wir es lange genug versuchen, werden wir als Gewinner hervorgehen.

Bedford-Strohm: Einige Themen, die der Präsident angesprochen hat, werden wir nachher vertiefen. Jetzt möchte ich mich an die Bundeskanzlerin wenden. Frau Bundeskanzlerin, das Thema unserer heutigen Veranstaltung ist Demokratie und die Frage, was wir als Christinnen und Christen dazu beitragen können.

Nun ist ja die Demokratie in vieler Hinsicht bedroht. Das ist eben schon angeklungen. Wir haben bei vielen Menschen ein Gefühl des Sich-Entfernens von den Grundorientierungen und vom Engagement in der Demokratie. Manche Menschen haben das Gefühl, die wichtigsten Probleme werden nicht gelöst. Die Politik scheint ohnmächtig gegenüber den Problemen zu sein. Wir haben über die Flüchtlingsfrage diskutiert. Europa hat es nicht geschafft, eine gemeinsame Position zu finden. Können Sie verstehen, wenn sich Menschen von der Demokratie abwenden, weil sie das Gefühl haben, sie löst die Probleme nicht?

Merkel: Ich glaube, dass in der Tat, wie es Barack Obama eben auch gesagt hat, hundertprozentige Lösungen selten gelingen. Aber nehmen wir jetzt das Thema Flüchtlinge. Dazu muss man zunächst sagen, dass Hunderttausende, vielleicht sogar Millionen Menschen in Deutschland Mitgefühl, Aufnahmebereitschaft, Solidarität gezeigt haben, ehrenamtlich, hauptamtlich, und dass in diesen Tagen, als so viele kamen, ganz sichtbar war, dass man etwas be-

wegen kann. Dafür können wir doch erst einmal dankbar sein. Dann kommen die nächsten Fragen. Aber das ist ja das Leben.

Barack Obama hat gesagt, dass er 1961 geboren worden ist. Das war das Jahr, in dem die Mauer gebaut wurde. Ich bin noch sieben Jahre früher geboren worden. Ich kam in die Schule, da wurde die Mauer gebaut. Meine Eltern waren an dem Tag schockiert. Unser ganzes Leben hatte sich geändert. Wir konnten plötzlich die Großmutter nicht mehr besuchen, auch die Tante nicht mehr besuchen, Berlin war geteilt.

Dann haben zum Beispiel immer wieder Menschen darauf aufgepasst, dass man die, die in Bautzen, in der DDR im Gefängnis saßen, nicht vergessen hat. Das hat diesen Menschen einen Namen gegeben. Sie wurden herausgekauft. Es wurde auf humanitäre Fragen aufgepasst, darauf, dass man sich wieder besuchen konnte. Damit ist etwas in Gang gekommen. Viele sind vielleicht jahrzehntelang verlacht worden, wenn sie gesagt haben, die deutsche Einheit komme eines Tages – und sie ist gekommen. Jetzt dürfen wir nicht immer nur in Monaten denken, sondern wir müssen in Jahren denken.

Das hat mein Leben geprägt. Ich hatte schon meine Pläne gemacht, wie ich mit Eintritt ins Rentenalter endlich nach Amerika reise. Es ist früher passiert. Man muss sich einfach sagen: Das, wovon ich überzeugt bin, versuche ich Tag für Tag nicht zu vergessen, sondern ein Stück dafür zu arbeiten, auch einmal Widerstände hinzunehmen. Dann geht es manchmal langsamer, als wir denken, aber dann habe ich wenigstens ein gutes Gefühl, das Gefühl, dass ich etwas für das tue, was mir wichtig ist. Die Summe von all dem, die vielen Initiativen machen uns stark. Dabei gibt es Rückschläge. Geschichte besteht auch aus Rückschlägen; aber man muss nach vorn schauen.

Bedford-Strohm: Ich will eins der Themen, die Sie genannt haben, aufgreifen: das Thema Flüchtlingspolitik. Als Bischof bekomme ich im Moment viele Briefe von Menschen, die sich engagiert haben, die sich intensiv, mit viel Empathie um Flüchtlinge gekümmert haben, die geholfen haben, dass diese integriert werden, dass sie Deutsch lernen können und jetzt vielleicht einen Job bekommen. Die schreiben mir: Mein Schützling, um den ich mich so gekümmert habe, soll abgeschoben werden. Sie schreiben mir, etwa wenn es um Afghanistan geht, dass sie in Panik sind, in großer Sorge, dass ihr Schützling dort Gefahr an Leib und Leben erleidet. Sie schreiben mir vor allem auch dann, wenn es um Menschen geht, die in ihren jeweiligen Kontexten Heimat gefunden haben, die Jobs haben, von denen der Handwerksmeister sagt: Ich brauche ihn. Sie können nicht verstehen, warum es die Politik nicht schafft, flexible Regelungen zu finden, damit solche Leute bleiben können, von denen alle wollen, dass sie bleiben. Können Sie dazu etwas sagen?

Merkel: Das gehört wirklich zu den sehr schwierigen Themen, das ist überhaupt keine Frage, auch weil wir es am Anfang, als sehr viele kamen, nicht

geschafft haben, die Verfahren schnell zu machen. Menschen sind dann in die Städte und Gemeinden gekommen, andere haben sich um sie gekümmert. Deshalb gibt es eine sehr große Sorge, dass diejenigen, die sich jetzt integriert haben, das Land wieder verlassen müssen. Es gibt Menschen, die freiwillig zurückgehen. Ich glaube, das ist das Einfachste. Aber es gibt auch welche, denen wir sagen: Ihr müsst zurück!

Jetzt sage ich Ihnen: Das gehört, wenn Sie Bundeskanzlerin oder Innenminister sind, vielleicht zu den schwierigsten Themen. Auf der einen Seite wissen wir, dass sehr viele Menschen aus Afghanistan vielleicht noch zu uns kommen wollen und dass nur die Hälfte von ihnen bei uns als Flüchtlinge anerkannt werden wird. Menschen fragen mich genauso, wie sie Sie fragen: Warum er?

Wie kann das sein, wenn wir ein Rechtsstaat sind, dass wir ein Verfahren hatten, dass wir noch einmal ein Gerichtsverfahren durchgeführt haben, und immer wurde gesagt, es gebe kein Recht hierzubleiben, und dann macht der Rechtsstaat eine Ausnahme nach der anderen? Müssen wir nicht denen helfen, die unsere Hilfe wirklich brauchen? Davon gibt es Hunderttausende.

Dieses Dilemma auszuhalten und hierbei eine richtige Entscheidung zu treffen, das kann ich für mich nur so auflösen, dass ich sage: Wir müssen die Entscheidung jetzt schnell treffen. Wir dürfen die Menschen, die keine Erlaubnis haben, hier zu sein, nicht erst in die Gemeinden schicken, wo Ehrenamtliche so viel Arbeit investieren, sondern müssen sie schneller nach Hause schicken. Das ist die beste Variante.

Bedford-Strohm: Bevor ich an Christina Aus der Au übergebe, habe ich noch eine Nachfrage.

Merkel: Ja, ich weiß, dass ich mich damit nicht beliebt mache. Ich will aber trotzdem sagen, dass wir auch aufpassen müssen, dass wir wirklich denen helfen, die unsere Hilfe brauchen, und davon gibt es mehr als genug auf der Welt.

Bedford-Strohm: Eine Nachfrage noch zu denen, die schon sehr lange hier sind. Sie haben gesagt, dass die Verfahren früher sehr lange gedauert haben. Jetzt hat man es geschafft, die Verfahren zu beschleunigen. Könnte nicht Demokratie das Recht so verändern, das ist vielleicht etwas, was die Menschen auch von der Demokratie erwarten, dass es auf die Menschen passt? Dann könnten Menschen, die schon sehr lange hier sind, deren Kinder in der Schule sind, die Deutsch sprechen, hierbleiben und das, was jetzt faktisch vorhanden ist, kann gelöst werden?

Merkel: Wir haben schon eine ganze Menge an Regelungen geschaffen, und es gibt auch Ermessensspielräume der Kommunen. Ich bekomme selbst

immer wieder solche Briefe. Wir haben vor allen Dingen gesagt: Wer eine Ausbildung begonnen hat, darf diese Ausbildung zu Ende machen und anschließend noch zwei Jahre hierbleiben. Wenn er einen Arbeitsplatz findet, darf er auch hierbleiben. Ich glaube, das ist schon einer der wichtigen Schritte, die wir gemacht haben. Ich will sagen, dass es viele solche Fälle gibt, Briefe, die Sie und die wir bekommen. Aber wir sollten überlegen: Im Jahr 2015 sind 890.000 Menschen zu uns gekommen, davon 150.000 Menschen aus Afghanistan, und es hat, glaube ich, noch keine 1.000 gegeben, ich bin nicht ganz sicher, aber um die Größenordnung zu sagen, die überhaupt damit konfrontiert wurden, dass sie wieder zurück müssen. Ich denke, wir müssen Klarheit schaffen. Aber die überwiegende Zahl hat wirklich gute Integrationschancen. Das sollte man nicht vergessen. Wir versuchen, sachgerechte Lösungen zu finden.

Obama: Bevor ich noch eine andere Frage beantworten soll, möchte ich hierzu etwas sagen.

Die Vereinigten Staaten haben, weil sie geografisch sehr weit weg sind und ein Ozean zwischen uns liegt, zwar nicht so viel Einwanderung von Flüchtlingen aus Syrien und Afghanistan gesehen, aber es gibt viele Debatten über Einwanderer aus Mexiko und in jüngster Zeit auch aus Südamerika, aus Lateinamerika.

Der Kampf, den Frau Merkel hatte und den ich als Präsident hatte, ist, dass in den Augen Gottes ein Kind auf der anderen Seite der Grenze natürlich genauso Barmherzigkeit und Mitgefühl verdient wie ein Kind auf unserer Seite der Grenze. Natürlich hat es einen Anspruch auf Schutz, Liebe und Bildung. Aber wir sind eben auch die Staatschefs von Ländern und haben eine Verantwortung gegenüber den Bürgern und Bürgerinnen innerhalb unserer Grenzen – und wir haben begrenzte Ressourcen.

Ein Teil unserer Aufgabe als Regierungen ist es also, Barmherzigkeit, Solidarität und Mitgefühl gegenüber jenen, die sie benötigen, zu zeigen. Aber wir müssen auch innerhalb der rechtlichen Grenzen arbeiten und unserer Verantwortung gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern der Länder, denen wir dienen, gerecht werden. Das ist nicht immer einfach.

Was wir aber tun können, ist, mehr Chancen für Menschen in ihren eigenen Ländern zu schaffen. Eine der Herausforderungen, denen ich mich in den Vereinigten Staaten gegenüber gesehen habe, wie wahrscheinlich Frau Merkel hier in Deutschland, war es, die Menschen dazu zu bringen, Folgendes zu verstehen: Wenn wir Entwicklungshilfe für Afrika bereitstellen oder uns in Gebieten, in denen es zu Kriegen gekommen ist, mit Konfliktlösungen befassen oder wenn wir Investitionen in den Klimaschutz vornehmen und versuchen, den Landwirten und allen Menschen, die an der Klimaveränderung leiden, zu helfen, dies nicht nur aus Freundlichkeit tun und um den Menschen selbst zu helfen, sondern auch, weil wir uns in dieser Welt, in der

wir heute leben, nicht mehr schützen können, wenn es Armut und Krieg gibt. Wir können uns nicht hinter einer Wand verstecken. Ich denke, es ist ganz wichtig, diese Positionen als Teil unseres eigenen Wohlergehens zu verstehen und nicht nur als Teil des Wohlergehens anderer.

Aus der Au: Mister President, ich darf noch einmal etwas grundsätzlicher nachhaken. Sie sagen, in den Augen Gottes sind die Menschen dort wichtig. Sie sprechen von Mitleid und Mitgefühl. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass der Bischof von den Menschen auf dem Kirchentag sehr viel Applaus erhalten hat, die genauso fühlen: Da muss man doch helfen! Die müssen doch bleiben können! Kirchentag ist eine Veranstaltung von Christinnen und Christen, die sich in der Politik genau dafür einsetzen. Nun hat Religion im Öffentlichen wieder zugenommen, im Positiven wie im Negativen. Besteht vielleicht gerade in den Vereinigten Staaten auch die Gefahr, dass es zu viel religiöse Argumentation im politischen Diskurs gibt? Gibt es so etwas wie zu viel Glaube, der dann pragmatisch gar nicht umgesetzt werden kann? Clasht das?

Obama: Die Vereinigten Staaten sind ein sehr religiöses Land. Ich glaube, das war immer eine Quelle großer Stärke. Historisch ist der Grund dafür, dass wir einen so starken Glauben haben, dass es eine Trennung zwischen Kirche und Staat gibt. Das wurde übrigens als Schutzmechanismus gesehen, sodass Glaubensgemeinschaften ihren Glauben frei ausleben können.

Ich glaube, die Frage ist gar nicht, ob es bei Menschen, die in den öffentlichen Dienst oder in die Regierung gehen, zu viel religiöse Motivation gibt. Ich denke, das Problem besteht eher darin, dass es in einer Demokratie immer Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen geben wird. In der Demokratie ist Kompromiss unumgänglich. Wenn wir über unseren Glauben sprechen, können wir in mancherlei Hinsicht keinen Kompromiss schließen. Das Problem ist, dass wir manchmal die gleiche Kompromisslosigkeit, die wir im Glauben zeigen, in die Politik tragen. In den Vereinigten Staaten sind wir ja im Wesentlichen ein christliches Land, aber eben auch ein jüdisches Land, ein islamisches Land, ein Land mit vielen Menschen, die Atheisten sind. Aber wir haben ethische Prinzipien und Grundsätze, die uns zusammenbringen. Wenn wir uns darauf konzentrieren, dann können wir vorankommen, selbst wenn in unseren eigenen Familien, Glaubensgemeinschaften oder in unseren eigenen Praktiken Dinge sind, mit denen wir nicht unbedingt konform gehen können. Da lassen wir uns manchmal verwirren.

Für mich kann ich sagen: In meinem eigenen Glauben denke ich auch, dass es immer hilfreich ist, ein bisschen zu zweifeln. Der Grund, warum man den Glauben braucht, ist, dass man an Dinge glaubt, die man nicht direkt sehen kann. Deshalb versuche ich, bescheiden zu sein, wenn es um den Glauben geht. Ich habe immer das Gefühl, dass Gott allein durch mich

spricht, aber ich gehe davon aus, dass er die Weisheit in allen Menschen sieht. Wenn ich davon überzeugt bin, dass ich immer Recht habe und gar nicht zulasse, dass vielleicht irgendwer sonst auch die Weisheit haben könnte, den Willen Gottes zum Ausdruck zu bringen, dann ist die logische Konsequenz oft sehr große Grausamkeit und Gewalt.

Wir leben in einer pluralistischen Welt, in einer Welt, in der viele verschiedene Menschen unterschiedlichen Glaubens und unterschiedlicher Traditionen zusammenkommen. Wir sollten uns stets daran erinnern, dass wir immer nur einen Teil der Wahrheit sehen. Niemand hat die ganze Wahrheit. Das ist wirklich sehr wichtig.

Aus der Au: Ich möchte Ihnen, Frau Bundeskanzlerin, die gleiche Frage stellen. 500 Jahre Reformation. Für die Reformatoren war schon klar, dass Beruf und Alltag auch Gottesdienst sind und von christlichen Werten geprägt sein sollen. Wie sehen Sie in Deutschland das Engagement von Christinnen und Christen im politischen Bereich?

Merkel: Um an das anzuschließen, was Barack Obama eben gesagt hat, möchte ich für mich sagen: Der christliche Glaube ist erst einmal mein Glaube, der für mich bedeutet, dass es etwas über mir und in mir gibt, das mich als ein Geschöpf Gottes verstehen lässt, mit Fähigkeiten, aber eben auch mit endlichen Fähigkeiten. Das heißt, ich bin aufgefordert, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, inspiriert auch durch den christlichen Glauben. Aber ich habe auch das Recht, Fehler zu machen. Nicht das Recht, aber ich weiß, ich mache auch Fehler, und ich bin damit nicht vernichtet, sondern ich bin darin auch aufgehoben.

Das gibt eine gewisse Demut, an die Dinge heranzugehen. Diese Demut wiederum gibt die Möglichkeit, auf die Stärken der anderen zu schauen. Wir sind zur Freiheit berufen, aber jeder ist zur Freiheit berufen, und meine Freiheit ist nicht unendlich, sondern durch die Freiheit der anderen begrenzt. Das führt zu einem Verständnis der Gesellschaft. Das zeigt sich natürlich in jeder meiner politischen Taten und in den politischen Taten anderer.

Barack Obama hat es gesagt: Die Vereinigten Staaten von Amerika bestehen nicht nur aus Christen. Genauso ist es auch in Deutschland. Wir sind zutiefst christlich geprägt, wir sind aber auch jüdisch geprägt, wir haben viele Muslime bei uns. Religion darf eins nicht tun: sich so überheben, dass zum Schluss daraus unterschiedliche Wertigkeiten des Menschen entstehen. Nicht umsonst lautet Artikel 1 unseres Grundgesetzes, dass die Würde des Menschen unteilbar, unantastbar ist. Beides ist richtig. Deshalb ist im täglichen Leben aus dem christlichen Glauben geronnen, dass ich mich für die Würde der Menschen einsetzen muss und dass es schön ist, wenn es eine gemeinsame Inspiration wie einen gemeinsamen Glauben gibt. Es ist sicherlich

schwieriger, in der Diaspora zu leben als unter vielen, die den christlichen Glauben teilen. Das gibt noch einmal zusätzliche Kraft.

Aus der Au: Von beiden habe ich jetzt gehört: Ein christlicher Glaube, der tauglich ist für die Umsetzung in einer pluralistischen Demokratie, ist das Bekenntnis zum Grundgesetz und das Eingeständnis der eigenen Beschränktheit. Der andere könnte auch Recht haben. Ist das die Quintessenz eines demokratietauglichen christlichen Glaubens?

Merkel: Ich würde sagen, das ist weitestgehend richtig.

Obama: Nun, ich denke, das ist die Herausforderung, der wir uns alle stellen müssen. Darauf gibt es keine perfekte Antwort. Wir entdecken durch unsere Handlungen, durch unser Nachdenken, wie Frau Merkel gesagt hat, dass wir motiviert sind durch unseren Glauben, unser Gewissen, die Werte und Ideale, die uns am wichtigsten sind. Wir sollten bereit sein, hierfür Risiken einzugehen und konventionelle Wahrheiten auf den Prüfstand zu stellen.

Wenn Sie sich die Vereinigten Staaten vor Augen führen, so waren es Gläubige, die sich als Erste gegen die Sklaverei erhoben haben. Das hat schon ein bisschen rechthaberische Wut erfordert, um sich gegen die Regierung zu stellen. Es war ursprünglich eine radikale Bewegung, die letztendlich das Bewusstsein der Menschen auf eine neue Ebene gehoben und diesen langen Weg zur Freiheit ermöglicht hat.

Wir müssen also aufgrund dessen handeln, was wir für wahr und richtig halten. Das Einzige, was ich dazu sagen wollte, ist: Wenn wir das machen, ist es durchaus wichtig, dass wir uns auch immer daran erinnern, dass Gott nicht zu uns allein spricht. Wenn unsere Handlungen die Freiheit und die Würde anderer oder den Respekt gegenüber anderen zu verletzen scheinen, wenn wir anderen, die nicht unserer Meinung sind, nicht mehr zuhören, wenn wir Angst haben, dass wir so schwach sind, dass wir uns dem nicht öffnen können, dass wir sofort zurückschlagen müssen, wenn jemand etwas anderes sagt als das, was wir denken, dann ist unser Glaube nicht sehr stark. Die Stärke unseres Glaubens drückt sich darin aus, wie wir mit jenen umgehen, die andere Meinungen haben. Man kann ja trotzdem gute Argumente haben. Das kann vielleicht dazu führen, dass man gemeinsam arbeiten und leben kann. Wenn man einen ausreichend starken Glauben und ausreichend starke Ideen hat und diese wirklich die Probe der Zeit bestehen, dann wird sich die Universität hin zur Gerechtigkeit neigen, wie Martin Luther gesagt hat. Manchmal ist es schon schwer, das wirklich durchzuhalten.

Bedford-Strohm: Ich möchte es konkret machen, denn das beschäftigt mich und es beschäftigt, glaube ich, uns alle. Sie haben in Ihrer Autobiografie *The*

*Audacity of Hope*² selbst Bezug auf eine bestimmte Bibelstelle genommen, die extrem herausfordernd ist. Dabei geht es darum, dass wir den Hungrigen zu essen geben, die Nackten kleiden, den Durstigen zu trinken geben. Matthäus 25, das Gleichnis vom Weltgericht. Christus sagt am Ende: »Was ihr für einen meiner geringsten Brüder« – wir ergänzen: Schwestern – »getan habt, das habt ihr für mich getan.« Christus selbst identifiziert sich mit den Menschen, die nichts zu essen haben.

Jetzt möchte ich, wenn der – jedenfalls lange Zeit – mächtigste Mann der Welt neben mir sitzt, fragen ...

Merkel: Nein. Ich habe so geschaut, weil ich erst einmal neben Ihnen sitze.

Bedford-Strohm: Das »neben« war etwas inklusiver gemeint, als Sie es verstanden haben. Ich setze noch einmal an. Zwei Plätze neben mir sitzt der Mann, der ein Land geführt hat, das einen Militäretat von 600 Milliarden US-Dollar hat. Das ist eine moralische Frage, aber wir müssen einfach darüber reden. Gleichzeitig sterben jeden Tag 24.000 Menschen, weil es nicht genügend Nahrung und nicht genügend Medizin für sie gibt, obwohl Nahrung und Medizin auf der Welt vorhanden sind. Das ist eine extreme Spannung, in der wir da leben. Wir müssen darüber reden, wie wir mit dieser Spannung umgehen. Mich interessiert einfach, wie Sie als jemand, der diese Bibelstelle als sehr wichtig für sich gesehen hat, mit diesem Widerspruch umgehen und wo Sie die Perspektiven sehen, dass wir endlich zu einer Welt kommen, in der alle Menschen in Würde leben können.

Obama: Das ist eine große Frage. Wie viel Zeit haben wir denn? Ich möchte die Frage in zwei Teile unterteilen. Ich denke, eine der wichtigsten Fragen, die sich dieser Generation und künftigen Generationen stellen wird, ist die wachsende Lücke zwischen Chancen und Möglichkeiten, die innerhalb der einzelnen Länder und zwischen den Ländern entsteht. Es gibt großartige Chancen, Konsum und Wohlstand, über die einige Wenige verfügen, im Vergleich zu der Armut, die viele Menschen auf der Welt erleiden. Das ist etwas, was meiner Meinung nach vor dem Gewissen nicht zu verantworten ist. Es gibt genug Lebensmittel für alle, es gibt genug Kleidung für alle, es gibt genug Bildung für alle, wenn wir es nur schaffen, einen Sozialvertrag zu schließen, der unsere besten Werte auch spiegelt.

Das ist nicht so einfach zu erreichen. Das ist nicht nur die Frage, einen Scheck auszustellen und Geld zu schicken, sondern es geht darum, Gesellschaften zu schaffen, die sich selbst tragen, die selbstbewusst sind. Deswegen

² Barack Obama: *The Audacity of Hope. Thoughts on Reclaiming the American Dream*, New York 2006. Deutsch: Hoffnung wagen. Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream, München 2007.

habe ich bei der Budgetierung unserer Hilfsprogramme nicht nur überlegt, wie man den Menschen Fische geben kann, sondern auch, wie man ihnen beibringen kann, selbst zu fischen, und wie man sicherstellen kann, dass Regierungen die Interessen der Menschen am unteren Ende der Gesellschaft fördern und nicht nur die Elite bedenken.

Wir sollten wirklich einmal einen Moment lang darüber nachdenken, wie viele Fortschritte wir allein schon während der Zeit meines eigenen Lebens erreicht haben. Es gibt Hunderte von Millionen Menschen in China, Indien und Afrika, die allein in den letzten paar Jahrzehnten aus ärgster Armut herausgekommen sind. Wir konzentrieren uns immer nur auf das, was noch getan werden muss. Aber um uns selbst zu motivieren, müssen wir uns einmal überlegen, was alles bereits erreicht worden ist, was schon geschafft wurde. Das ist das eine.

Der zweite Punkt ist: Hinsichtlich der Militärausgaben würde ich es sehr gern sehen, dass erst einmal die Atomwaffen aus dieser Welt verschwinden. Das ist ja eins der Ziele gewesen, die ich als Präsident verfolgt habe. Wir haben natürlich auch ein bisschen die Bedeutung der nuklearen Arsenale aufseiten der USA und der Russen zurückgedrängt. Aber ebenso, wie wir Zeit benötigen, um Menschen aus der Armut herauszuheben, wird es uns auch ständige Mühen abfordern, die Notwendigkeit der Militärbudgets zu verringern. Wir leben nun einmal in einer gefährlichen Welt, in einer Welt, in der die Vereinigten Staaten oft aufgefordert sind, irgendwo die Bruchstücke wieder zusammensetzen, wo es sonst keiner tun kann. Ich habe das aus erster Hand erfahren.

Wenn Sie sich an die Ebola-Krise in Afrika erinnern, so waren es im Wesentlichen die amerikanische Regierung und unser Militär, die dorthin gehen und die Infrastruktur aufbauen mussten, um medizinische Zentren einzurichten, um eine Krise zu bewältigen, die Hunderttausende Menschen das Leben hätte kosten können. Es gibt Zeiten, in denen man ohne derartige militärische Anstrengungen nicht weiterkommt. Ich würde sagen, dass wir im Lauf der Zeit die Diplomatie und andere Mittel stärken können. Dann können wir vielleicht die Bedeutung des Militärs zurückdrängen und unsere Ziele auf andere Weise erreichen. Das bedeutet aber, dass wir das alles als Teil unserer nationalen Sicherheit sehen. Das entsprechende Budget sollte nicht nur in militärische Hardware gehen; es sollte auch in die Diplomatie fließen und auch in die Bildung für Mädchen in kleinen Dörfern. In vielen Ländern ist es so, Sie wissen das, wo Mädchen besser gebildet sind, geht es wirtschaftlich voran, und die Neigung zu Konflikten wird zurückgedrängt.

Bedford-Strohm: Frau Bundeskanzlerin, möchten Sie zu dem Thema auch etwas sagen? Dann müssen wir schon zur Schlussfrage kommen.

Merkel: Ich möchte nur noch einmal daran erinnern: Barack Obama hat in einer Welt, in der viele militärische Auseinandersetzungen geführt werden, damals die Rede in Prag gehalten. Eine Welt ohne Nuklearwaffen sollte unser Ziel sein. Wir dürfen auch die Ziele nicht vergessen, die im Augenblick ganz unwahrscheinlich sind; denn Abrüstung muss auf der Tagesordnung bleiben. Das ist gar keine Frage. Auf der anderen Seite war ich zum Beispiel sehr dankbar, dass, als wir gesehen haben, was mit den Jesiden im Irak passiert und als das ganze Volk dort vernichtet werden sollte, die Vereinigten Staaten von Amerika zusammen mit den Kurden in der Lage waren, militärisch dorthin vorzudringen, Hilfsgüter abzuwerfen und die islamistischen Terroristen zu verjagen. Das war genau der Moment, in dem wir uns in der Großen Koalition zusammengesetzt und gefragt haben: Können wir da eigentlich zuschauen? Können wir sagen: »Schön, dass wir die Vereinigten Staaten haben!« und nichts tun? Wir tragen auch heute nicht den Löwenanteil, aber wir tun wenigstens etwas. Ehrlich gesagt, habe ich mich dabei in einer Situation gefühlt, in der ich diese Entscheidung bejahen konnte. Denn ich war dankbar, dass es militärische Fähigkeiten gab, die die Vernichtung des gesamten Volks verhindert haben. Auch das gehört dazu, aber das allein reicht natürlich nicht. Da muss Politik dazukommen, da muss Hilfe, zivile Anstrengung, dazukommen.

Aus der Au: Können wir eigentlich zuschauen? Das ist die Frage. Was können wir tun, wenn wir nicht mehr zuschauen können?

Wir setzen unser Gespräch fort und ich freue mich sehr, dass wir auf der Bühne jetzt vier Jugendliche begrüßen dürfen, die Bundeskanzlerin Merkel und Präsident Obama ihre Fragen stellen. Die vier Jugendlichen nehmen teil an einem Austauschprogramm zwischen der Trinity United Church of Christ in Chicago und der CityGemeinde Hafen-Konkordien in Mannheim. Sie haben gemeinsam ein Musical entwickelt und einstudiert, in dem es um den Kampf mit Vorurteilen geht, auch um Vorurteile, die mit Rasse und Hautfarbe zu tun haben, und um die Überwindung von schwierigen Herkunftsbedingungen. So vorbereitet, sitzen sie jetzt hier und stellen ihre Fragen.

Bedford-Strohm: Ja, ich begrüße zuerst Filiz-Marleen Kuyucu. Sie ist eine Sozialarbeiterin aus Mannheim, 25 Jahre alt; sie hat Sozialarbeit studiert und ist jetzt, in ihrem ersten Job, in der Flüchtlingsberatung in Mannheim tätig.

Filiz-Marleen Kuyucu: Meine Frage bezieht sich auf das Massensterben im Mittelmeer. Wie bereits erwähnt, arbeite ich seit längerem in der Flüchtlingsarbeit, unter anderem in einer Landeserstaufnahme für Flüchtlinge. Dort kommen immer wieder sehr viele Bootsflüchtlinge an. Mein persönlicher Eindruck ist, dass wir uns an das Sterben gewöhnt haben. Es ist zum Alltag geworden. Mir ist bewusst, dass die Politik mit verschiedenen Herkunfts-

ländern an Lösungen arbeitet, dennoch finde ich es unverantwortlich, so viele Menschen auf dem Mittelmeer sterben zu lassen. Was können Sie tun, damit jetzt weniger Menschen sterben?

Merkel: Deshalb haben wir eine militärische Mission, die Mission Sophia, die erst einmal versucht, Menschenleben zu retten. Deutsche Soldaten haben in den letzten Jahren bereits 20.000 Menschen im Mittelmeer gerettet; so haben es viele andere Nationen auch getan. Aber natürlich reicht das nicht, sondern wir müssen den Schleppern und Schleusern den Kampf ansagen. Das sind Menschenhändler in mafiotischen Strukturen, die auf Kosten von Menschen und deren Leben arbeiten. Deshalb habe ich mich, als wir in der Ägäis die Situation hatten, dass Hunderte umgekommen sind, sehr für das Abkommen mit der Türkei eingesetzt, weil wir der Türkei damit helfen, Flüchtlinge dort besser zu versorgen. Wir nehmen auch Flüchtlinge auf, aber kontrolliert zwischen Staaten. Und wir legen den Schleppern das Handwerk. Jetzt ist es die Aufgabe, in Libyen einen Staat zu erzeugen, eine staatliche Struktur. Libyen ist ein Land, in dem es Flüchtlingslager gibt, an die keine UN-Organisation herankommt. Erst wenn wir dort wieder staatliche Strukturen haben, also Menschen, mit denen wir überhaupt sprechen können, dann werden wir den geflüchteten Menschen aus Afrika, die dort in Libyen festsitzen, vernünftige Lebensbedingungen geben können. Dann können wir über kontrollierte Migration sprechen. Diese Aufgabe, in Libyen einen Staat herzustellen, erfordert unsere ganze Kraft; sie dauert viel länger, als wir uns das erhofft haben, aber wir müssen jeden Tag dafür arbeiten.

Obama: Die Tragödien, die an einem Ort wie Syrien stattfanden und stattfinden, gehören zu denen, die mich verfolgen, seit wir den Ausbruch dieses Kriegs erlebt haben. Die Situation in Afghanistan hat auch deswegen zur Flüchtlingskrise beigetragen, weil es ein ganz besonders armes Land ist, das sich mittlerweile seit über 30 Jahren im Krieg befindet. Wir werden das ganze Leid nicht über Nacht beenden können. Ziel muss sein, konstant an einer Verbesserung der Situation in diesen Ländern zu arbeiten, während wir gleichzeitig die retten, die wir retten können. Wie Frau Merkel dargelegt hat, wird die Krise um die Flüchtlinge teilweise durch wirtschaftliche Interessen von Menschenhändlern verschärft. Dieses Treiben muss beendet werden.

Ich möchte aber betonen: Wenn es uns gelingt, die Konflikte zu verringern, die diese Krisen überhaupt erst verursachen, dann ist das die effektivste Art und Weise, Leben zu retten. In Syrien und im Nahen Osten kommt es darauf an, die Kluft zu überbrücken, die derzeit zwischen Schiiten und Sunniten besteht. Vorhin haben wir über das Wesen des religiösen Glaubens gesprochen – an diesem Beispiel erlebt man, wie innerhalb ein und derselben Religion eine Feindseligkeit freigesetzt wird, die es historisch gar nicht gab, die zynischerweise aber von Anführern dafür genutzt wurde, ihre eigenen

Interessen voranzubringen. Lösungsversuche für diese unterschwelligsten Konflikte sind das Wichtigste, was wir tun können.

Wir können das nicht einfach allein von außen lösen. Die jungen Menschen und die führenden Personen in diesen Ländern selbst werden genauso daran arbeiten müssen. Es wird eine Partnerschaft sein, in der Länder wie Deutschland oder die USA sich dafür einsetzen, Hilfestellung zu geben und die Versöhnung voranzubringen. Doch die betreffenden Länder und die Menschen dort müssen erkennen, dass das Töten im Zuge der konfessionellen Konflikte Leid und Elend auf allen Seiten erzeugt. Wir selbst müssen uns daran erinnern, dass so etwas nicht nur den Nahen Osten oder den Islam betrifft, denn auch auf dem europäischen Kontinent gab es innerhalb der christlichen Religion über lange Zeit viele Konflikte. Das mag wohl mit der Erbsünde zusammenhängen und ich glaube, es gehört zu unserer Aufgabe, einen Sinn für Empathie, Solidarität und Versöhnung zu fördern, und das beginnt bei jedem und jeder Einzelnen von uns.

Aus der Au: Sierra Sims kommt aus Daughton Illinois, einer Vorstadt von Chicago, sie unterrichtet Zwölf- und Dreizehnjährige in Gesellschaftskunde und ist die Erste, die in diesem Fach einen afroamerikanischen Lehrplan eingeführt hat. Sie hat schon als Kind davon geträumt, Lehrerin zu werden, und ermutigt heute ihre Schülerinnen und Schüler, ihre Ziele und Träume zu verfolgen.

Sierra Sims: Ich unterrichte im Stadtteil South Side of Chicago in der siebten und achten Klasse. Dabei habe ich erkannt, wie wichtig es ist, dass man über gute und gut zugängliche Bildung für alle Schülerinnen und Schüler verfügt. Ich habe auch erkannt, dass diese Bildung sehr viel damit zu tun hat, zu welchen Bürgern unsere Schüler heranwachsen.

Zu welchen Schritten würden Sie sowohl Schülerinnen und Schülern als auch Lehrkräften raten, um das Leistungsgefälle auszugleichen und vor Ort und in der Welt mehr Möglichkeiten für Teilhabe zu schaffen?

Obama: Das ist eine sehr gute Frage. Zunächst einmal mein Kompliment dafür, dass Sie Lehrerin sind.

Sims: Danke.

Obama: Ich kann mir keine wichtigere Aufgabe vorstellen, als zu unterrichten. Manchmal bekommen Lehrer und Lehrerinnen nicht genug Anerkennung, sie werden nicht angemessen bezahlt und nicht angemessen geachtet. Aber ihr Anteil daran, die Denkwelt junger Menschen zu öffnen, ist beachtlich. Bleiben Sie dabei! Lassen Sie sich nicht entmutigen!

Die deutschen Bildungssysteme unterscheiden sich deutlich von den US-

amerikanischen. Ich kann am besten über die Entwicklungen in den Vereinigten Staaten sprechen. Wir verfügen über hervorragende Schulen und Lehrkräfte; wir haben wunderbare, weltweit renommierte Universitäten. Es stimmt jedoch, dass Schulen in Gemeinden wie South Side of Chicago, auf dem Land und in innerstädtischen Gemeinden oft unterfinanziert sind. Die Schülerinnen und Schüler benötigen zusätzliche Hilfe, weil sie aus armen Verhältnissen kommen und Bildung zu Hause nicht groß geschrieben wird. Aber sie bekommen diese zusätzliche Hilfe nicht. Daraus ergibt sich, was Sie erlebt haben, dass einige junge Menschen sehr schnell im Bildungssystem untergehen, während andere gut zurechtkommen. Das ist das erwähnte Leistungsgefälle. Die gute Nachricht lautet: Wir wissen, wie man dieses Gefälle ausgleicht. Wenn man in frühkindliche Bildung investiert, um einige der Nachteile zu beheben, die arme Kinder zu Beginn ihres Lebens haben, sprechen sie sofort darauf an und verbessern ihre Leistung unmittelbar. Wenn man in kleine Klassen und individuellere Betreuung investiert, können arme Kinder den Anschluss bekommen. Wenn man ein Umfeld mit hohen Standards und Erwartungen schafft und jungen Lehrkräften Mentoren zur Seite stellt, die mit ihnen die kreativsten Wege erarbeiten, um Schülerinnen und Schüler zu motivieren und zu begeistern, kann man etwas bewegen. Wir wissen, was zu tun ist.

Das Problem war in der Vergangenheit – zumindest in den USA – der fehlende politische Willen. Ich glaube, wohlhabende Eltern und Gemeinden haben manchmal die Einstellung: Wenn es bei unseren Kindern gut läuft, ist es nicht unser Problem, dass es bei Kindern anderer Leute schlecht läuft. Kein Land aber wird erfolgreich sein, wenn die Hälfte oder ein Viertel seiner Kinder ungebildet ist und am Rand steht. Wir müssen alle als unsere Kinder betrachten. Wenn Malia und Sasha gut zurechtkommen, aber die Mehrheit der Gleichaltrigen nicht, wird das letztlich ihre Leben beeinträchtigen. Kinder ohne Chancen geraten leichter mit dem Gesetz in Konflikt, lassen sich leichter auf Kriminelles ein, sind anfälliger für extremistische Ideologien, zahlen keine Steuern. Die Lebensqualität für alle wird allmählich schlechter. Das Gute ist, dass wir wissen, was wir zu tun haben. Das Schlechte ist, dass wir nicht alle von der Notwendigkeit dranzubleiben überzeugt haben. Das zu tun wird einiges an Arbeit erfordern.

Merkel: Obwohl sich unsere Bildungssysteme sicherlich sehr unterscheiden, haben auch wir in Deutschland noch viel zu tun. Wir haben auch Kinder, die aus Familien kommen, in denen die Eltern keine Arbeit haben. Das droht, sich von Generation zu Generation fortzusetzen. Ich glaube, das Wichtigste ist, ganz früh anzufangen. Wir haben inzwischen den Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz. Aber es ist noch nicht alles ideal. Wir müssen mehr Erzieher haben und auch noch mehr Plätze. Gerade diese Kinder, die von zu Hause nicht so viel mitbekommen können, müssen von Anfang an die Möglichkeit

haben, mit anderen zusammen zu sein. Barack Obama hat es gesagt: Wir wissen, was wir tun müssen. Wir müssen immer wieder dafür werben, dass auch die, die diese Probleme nicht so sehen, die selbst genug Geld, Fähigkeiten und Arbeit haben, letztlich nur in einer friedlichen Gesellschaft leben können, wenn es allen besser geht. Wir können uns nicht teilen in der Gesellschaft; und das ist es, was wir mit inklusivem Wachstum meinen. Das müssen wir verstehen und da müssen wir investieren.

Bedford-Strohm: Die nächste Frage kommt von Benedikt Wichtlhuber. Benedikt Wichtlhuber ist 21 Jahre alt, studiert Computer Science an der Universität Mannheim, engagiert sich in der Studentenvertretung und wird in Illinois studieren an der North-Eastern University in Chicago.

Benedikt Wichtlhuber: Mich beschäftigt der Einsatz von Drohnen im Krieg. In Ihrer Amtszeit, Herr Präsident, Frau Bundeskanzlerin, hat diese Technologie einen neuen Aufschwung bekommen. Zwischen 2009 und 2015 starben etwa 2.600 Terroristen durch Drohnen. Gleichzeitig starben aber auch bis zu 116 Zivilisten, manche Quellen sprechen sogar von bis zu 900 Toten. Wie gehen Sie als Mensch und Friedensnobelpreisträger mit diesen ungewollten Opfern um?

Obama: Eine der größten Herausforderungen als Präsident der Vereinigten Staaten – ich denke, das trifft auch für die deutsche Bundeskanzlerin und die Regierenden vieler Länder zu – lautet: Wie schützt man sein Land und seine Bürgerinnen und Bürger vor den Geschehnissen, die wir gerade in Manchester vor ein paar Tagen erlebt haben oder vor den Dingen, die wir in Berlin, Paris oder Nizza erlebt haben? Wie schützt man so, dass es mit den eigenen Werten und Idealen vereinbar ist? Wenn wir uns selbst herabwürdigen, indem wir genauso primitiv und Menschenleben verachtend denken wie die, die wir bekämpfen, verlieren wir uns selbst. Das ist nicht immer leicht, denn die Schlacht gegen terroristische und extremistische Ideologien ist kein Kampf zwischen zwei Staaten. Es geht um Einzelpersonen, die in Gemeinschaften leben, um Menschen, die im Schatten agieren.

Ich habe während meiner Präsidentschaft versucht, eine Rechtsstruktur und ein Gefüge zu schaffen, das mit unseren Werten im Einklang ist, mit dem Gesetz, unseren Prinzipien und unserer Menschlichkeit, das aber auch unnachgiebig diejenigen bekämpft, die unschuldige Menschen töten. Ich weiß definitiv von Fällen, in denen Maßnahmen, die ich ergriffen habe, zu zivilen Opfern führen konnten, oft infolge eines Irrtums. Ich kann aber auch sagen, dass wir in der Lage waren, ein System zu errichten, in dem es Schutzmaßnahmen gab. Wenn wir eine terroristische Vereinigung verfolgten, musste eine nahezu absolute Gewissheit darüber bestehen, was das Ziel war, dass es keine andere Möglichkeit gab, es zu erfassen, und dass keine Gefahr für

zivile Opfer bestand. Die Systeme, die eingesetzt wurden, führten dazu, dass die Zahl der tragischen zivilen Opfer ganz erheblich reduziert wurde. Den Menschen, denen dieses Thema Sorgen macht, möchte ich sagen, dass der Einsatz von Drohnen gegenüber anderen Kampfmethoden üblicherweise weniger zivile Opfer mit sich bringt und in der Regel zielgenauer ist als der Abschuss einer Langstreckenrakete von einem Schiff oder ein Raketenabschuss mit dem Flugzeug. Die Drohnen an sich sind nicht das Problem, sondern der Krieg. Krieg ist immer tragisch. Ich glaube, die Gefahr bei den Drohnen ist nicht, dass sie brutaler sind als andere Waffen. Das Gefährliche an Drohnen ist, dass die Befehlshaber selbstgefällig und gleichgültig sein können, weil sie vom Schauplatz des Kriegs entfernt sein können. Möglicherweise fangen sie an, dies als Videospiel zu empfinden und auszublenden, dass echte Menschen auf dem Boden betroffen sind. Das habe ich in meiner Regierungszeit beständig zu bekämpfen versucht, um uns daran zu erinnern, dass wir Dinge in einer Art und Weise tun müssen, die nicht unsere eigene Menschlichkeit herabsetzt. Wir müssen anerkennen: Auch wenn wir das Recht haben, eine gemeinsame Maßnahme zu ergreifen und eine terroristische Organisation zu beschießen, ist das immer noch etwas, was wir mit uns herumtragen müssen. Ich möchte die Menschen, die dies kritisieren, warnen und sie daran erinnern, dass es um Gruppen geht, die nur zu gern jetzt in dieser Veranstaltung eine Bombe hochgehen lassen würden. Wir sollten nicht zu selbstgefällig sein und erkennen, dass es notwendig ist, diese Gruppen zu bekämpfen. Hoffentlich wird daraus auf lange Sicht ein Kampf der Ideen und nicht nur ein Kampf der Waffen, damit immer weniger junge Menschen überzeugt werden können, sich mit Organisationen wie ISIS einzulassen.

Ich wollte Sie und Ihre Mitschülerinnen und Mitschüler, meine Töchter und Menschen überall auf der Welt vor sinnloser Gewalt beschützen. Wir müssen sicherstellen, dass wir das auf eine Weise tun, die langfristig nicht zu noch mehr Gewalt animiert.

Merkel: Wir stehen vor der Aufgabe, dass wir es mit Gegnern zu tun haben, die unsere Art zu leben zerstören wollen. Was im Kalten Krieg funktioniert hat, die Abschreckung – schlimm genug –, die aber im Grunde manchen Krieg verhindert hat, weil beide Seiten am Leben gegangen haben, das haben wir bei terroristischen Gruppen nicht. Diese sind bereit, ihr eigenes Leben zu opfern, um das Leben anderer zu zerstören, wie wir jetzt in Manchester gesehen haben. Auch wenn es neue Möglichkeiten wie Drohnen gibt, dürfen wir nicht vergessen, dass Krieg, militärische Auseinandersetzung, immer das letzte Mittel sein muss. Alles andere muss vorher versucht werden. Krieg bleibt immer Krieg.

Die Gefahren, die Sie auch sehen, sind Anonymität und verantwortungslose Nutzung. Deshalb sind die Werte, die uns leiten, die Barack Obama auch genannt hat, umso wichtiger. Es darf nicht irjemandem irgendetwas ent-

scheiden, weil es ja sonst keiner sieht, sondern es muss noch mehr aufgepasst, diskutiert und eine neue Institution eingerichtet werden. Ist das notwendig? Ist das verantwortbar? Wie kann ich das rechtfertigen? Sich diesen Fragen zu stellen, ist ganz wichtig, egal wie die technischen Möglichkeiten sind. Unsere Werte, nach denen wir auch schwierigste Entscheidungen treffen – gegen andere Menschen militärisch vorzugehen ist immer eine schwierige Entscheidung – müssen uns weiter und vielleicht noch stärker leiten als zuvor.

Aus der Au: Die letzte Frage kommt von Imani Abernathy aus Chicago. Sie ist Sängerin und Musikerin. Sie ist überzeugt davon, dass man, um eine gute Bürgerin zu sein, wissen muss, was in der Welt vor sich geht. Sie versucht, selbst einen Beitrag zu leisten, und das heißt, mache einen Unterschied, wo auch immer du kannst. Das macht sie nun auch hier.

Imani Abernathy: Wie Sie gehört haben, bin ich Künstlerin und habe jeden Tag mit Kunst zu tun. Mir ist aufgefallen, dass bei Künstlerinnen und Künstlern kein ausgewogenes Verhältnis darin besteht, Künstlerin zu sein und Aktivistin zu sein. Ich spüre, dass es wichtig ist, beides zu sein, denn Künstlerinnen und Künstler machen Meinungen sichtbar. Ich spüre auch, dass es wichtig ist, eine andere Sichtweise einzubringen. Wie sollten Künstlerinnen und Künstler Ihrer Ansicht nach die Kluft zwischen dem Dasein als Künstler und dem als Aktivist und engagiertem Bürger verringern?

Obama: Lassen Sie mich zunächst einmal sagen, dass Sie absolut Recht haben. Große Kunst regt das Mitgefühl der Menschen an. Sie hilft uns, über unsere eigenen begrenzten Leben hinauszugehen und die Welt um uns herum zu sehen. Dies beeinflusst unsere Kultur und unsere Politik wirklich stark. Künstlerinnen und Künstler haben unserem öffentlichen Leben also sehr viel zu geben. Ich möchte einfach nur betonen, wie beeindruckt ich von den jungen Menschen hier auf dem Podium bin. Sie sind gute Beispiele für die jungen Leute, die ich an Orten überall auf der Welt treffe, an die ich komme. Die heranwachsende Generation ist meiner Meinung nach genauso klug, anspruchsvoll, tolerant und umsichtig wie alle früheren Generationen. Ich habe die Hoffnung, dass sich diese Generation einmischt, ob als Künstler oder Künstlerin, als Geschäftsmann oder Facharbeiterin. Ich finde es unwichtig, welche Arbeit Sie tun. Wenn wir die Probleme lösen werden, über die wir hier heute geredet haben, und Sie die Gelegenheiten nutzen, die sich Ihnen bieten, müssen die Menschen einbezogen werden. Sie müssen mitmachen. Ich habe vorhin erwähnt, dass die Menschen, die in den USA gekämpft haben, die den langen Marsch zur Freiheit gingen und die Bürgerrechtsbewegung anführten, so alt waren wie Sie – und jünger. Es waren nicht die Fünfzigjährigen, nicht die Siebzigjährigen. Martin Luther King jr. war noch keine vierzig Jahre alt, als man ihn ermordete. Er hat den größten

Teil seiner Arbeit mit Ende Zwanzig, Anfang Dreißig getan. Und natürlich Jesus Christus, er war nur eine kurze Zeit hier, aber er veränderte die Welt.

Was können Sie in Ihrem Alter zuwege bringen, wenn Sie bereit sind, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen. Wenn Sie bereit sind, informiert zu sein, zu wählen, an Ihren Hochschulen aktiv zu sein, sich einzumischen, sei es beim Thema Klimawandel oder Flüchtlinge oder Armutsbekämpfung. Wie Frau Merkel gesagt hat, werden Sie mit diesen tagaus, tagein geleisteten Beiträgen nicht über Nacht die Welt verändern. Doch jeder Schritt, den Sie tun, macht die Welt besser – jedes Leben, auf das Sie positiv einwirken, jedes Mal, wenn Sie die Stimme gegen Intoleranz erheben, jedes Mal, wenn Sie jemandem klar machen, wie wichtig es ist, zur Wahl zu gehen, jedes Mal, wenn Sie sich einem Kind zuwenden und ihm Mut machen. So können Künstler und Künstlerinnen etwas bewegen. Wenn Sie Unternehmerin werden möchten oder Seelsorger, egal, welchen beruflichen Weg Sie auch wählen wollen, dass Sie sich einbringen und einmischen wird entscheidend sein, um die aktuellen Probleme zu lösen.

Merkel: Sehen Sie, Sie sind Sängerin und das ist etwas, was ich zum Beispiel überhaupt nicht sein könnte. Ich finde es wunderbar, dass der Herrgott uns so geschaffen hat, dass wir unterschiedliche Dinge tun. Wenn Sie singen und das machen, was Sie am besten können, dann helfen Sie anderen, etwas zu tun, was diese wieder am besten können. Sie tragen viel dazu bei, anderen Mut zu machen. Ich finde es schön, dass wir so unterschiedlich geworden sind – der eine kann Politik machen, der andere kann singen, der dritte zeichnen. Ohne Kunst wäre unsere Gesellschaft nicht lebendig. Seien Sie stolz!

Bedford-Strohm: Danke den jungen Leuten für diese spannenden, herausfordernden und interessanten Fragen. Nun ist noch Zeit für eine Schlussfrage an Sie beide.

Frau Bundeskanzlerin, ich bin ja auch Landesbischof von Bayern. Dort, auf dem Nockherberg, gibt es immer den Starkbieranstich. Dabei werden Politiker parodiert. Vor einigen Jahren wurden Sie zusammen mit Sigmar Gabriel parodiert. Zunächst wurde die bayerische, genüssliche Lebensart beschrieben und dann mussten Sie im Duett singen: Wir wären so gern hinterwäldlerisch modern, aber nein, aber nein, wir müssen evangelisch sein! Fühlen Sie sich damit zutreffend wiedergegeben?

Merkel: Ich habe mich auf dem Nockherberg schon manchmal zutreffend wiedergegeben gefühlt, aber mit dem Lied fühle ich mich überhaupt nicht zutreffend wiedergegeben. Das können vielleicht nur die singen, die mehrheitlich katholisch sind. Sie sollten einmal nach Franken gehen. In Franken ist völlig klar: Man darf, man kann evangelisch und fröhlich sein und muss zu nichts gezwungen werden, genauso wie wir uns freuen, dass andere katho-

lisch sind. Das macht Deutschland aus, und das macht die Ökumene aus. Ich vermute, Luther würde sich, sähe er die katholische Kirche heute, auch für Ökumene aussprechen.

Bedford-Strohm: Herr Präsident, es gibt in den USA eine Late-Night-Show mit Stephen Colbert. Die Amerikaner kennen diese satirische Late-Night-Show. Dort haben Sie sich vor einiger Zeit, manche hier in Deutschland haben das auch mitbekommen, einem Bewerbungstraining unterzogen. Sie sind in die Late-Night-Show gegangen und Stephen Colbert hat verschiedene Fähigkeiten bei Ihnen abgefragt. Sie haben antworten müssen, um zu sehen, wofür Sie qualifiziert sind. Sie haben dann noch gesagt, es sei nicht einfach, wenn jetzt die Präsidentschaft zu Ende gehe, mit 55 noch einen neuen Job zu bekommen. Mich interessiert: Haben Sie im Moment irgendeine Bewerbung laufen?

Obama: Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie irgendetwas finden, was geeignet wäre. Aber in der Zwischenzeit werde ich mich unter anderem darauf konzentrieren, die präsidentiale Stiftung voranzubringen. Über die nächsten Jahre wird es mein Fokus sein, ein Netzwerk zu schaffen, damit wir die nächste Generation der politischen und gesellschaftlichen Führer und Führerinnen ausbilden, damit junge Menschen so großartige Dinge tun können, wie sie das hier tun, dass Menschen über Grenzen hinweg zusammenkommen können, um ihnen die Fertigkeiten und Werkzeuge an die Hand zu geben, damit sie in der Zukunft weiteren Wandel voranbringen können. Ich bin sehr optimistisch. Wenn wir junge Menschen wie hier auf der Bühne und im Publikum sehen, so ist es nun meine Aufgabe, ein guter Trainer für sie zu sein. Die Menschen auszubilden, die wirklich neue Pfade beschreiten, damit wir die Welt friedlich und wohlhabend machen können, damit unsere Kinder auch alle Chancen haben.

Außerdem werde ich versuchen, weiterhin für Michelle ein guter Ehemann zu sein. Und das ist eine Vollzeitbeschäftigung.

Bedford-Strohm: Vielen Dank, Barack Obama und Angela Merkel! Ich denke, wir haben spannende eineinhalb Stunden hier verbracht.

Aus der Au: Mir bleibt die undankbare Aufgabe zu sagen: »Jetzt ist Schluss!« und die dankbare Aufgabe, ganz herzlichen Dank zu sagen. Filiz, Sierra, Benedikt und Imani, danke für eure Fragen und euer Engagement. Frau Bundeskanzlerin Merkel, herzlichen Dank, dass Sie da waren. Herr Präsident Obama, ganz herzlichen Dank fürs Hiersein. Vielen Dank.

Religionsfreiheit ist Menschenrecht

Hat die Vielfalt der Religionen im Nahen Osten eine Zukunft?

Vorträge und Gespräch¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Französische
Friedrichstadtkirche

Bishop Angaelos, General Bishop of the Coptic Orthodox Church in the United
Kingdom, Stevenage/Großbritannien

Prof. Dr. Dr. h. c. Heiner Bielefeldt, ehemaliger Sonderberichterstatter für
Religionsfreiheit der Vereinten Nationen, Erlangen

Dr. h. c. Cornelia Füllkrug-Weitzel, Präsidentin von Brot für die Welt –
Evangelischer Entwicklungsdienst, Berlin

Moderation:

Dr. Silke Lechner, stellvertretende Leiterin des Arbeitsstabs Friedensverant-
wortung der Religionen im Auswärtigen Amt, Berlin

Vortrag von Bishop Angaelos

I greet you all in the name of the Triune God – Father, Son, and Holy Spirit –
acknowledging His birth, confessing His death, and proclaiming His glorious
Resurrection. Christ is risen!

It is wonderful to be here. I will begin with a passage from the Second
Epistle to the Corinthians: »We are hard-pressed on every side, yet not
crushed; we are perplexed, but not in despair; persecuted, but not forsaken;
struck down, but not destroyed« (2 Corinthians 4:8). This is the daily witness
of Christians in the Middle East. It is a deeply complex situation which en-
compasses geopolitics, religious conflict, and minorities. I could speak to you
in a very triumphalist way, but nothing is more irritating than a triumphalist
Christian. Being fatalistic would be equally wrong, because our Christian
faith hinges upon hope, even during the darkest times.

We need to find a balance. That means understanding the Cross as a step-
ping stone towards the Resurrection, and the Resurrection as a product of the
Cross. People live that faith in their own way across the world, and Christians
in the Middle East have no problem living as citizens, remembering the
words of our Lord in Matthew 22 to »render to Caesar what is Caesar's and
God what is God's.« But they are deprived of that equal citizenship. Thirty
years ago, the proportion of Christians in the Middle East was 25 percent.

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Ver-
anstaltung.

Now, it is five percent, and four percent of those are in Egypt. So the one percent is dispersed across the rest of the Middle East; yet they remain resilient.

For Christians, until recently, the situation had begun to improve slightly. That ended suddenly with the bombings of the Church of Saint Peter in Cairo, the Cathedral in Alexandria on Palm Sunday, and in the city of Tanta. Despite this, the Church continues to advocate for others, because religious freedom is not merely enshrined in international statutes, but ultimately granted by God Himself. As Christians, we must stand for every person's freedom to believe or not believe. If God gives us the right to reject Him, who are we to impose Him on others? Equally, we must stand for those, Christians or otherwise, who are deprived of the right to worship Him. When God created us in His image, He gave us reason, choice, and freedom. We were given the right to live with dignity, in the image and likeness of God, not merely to exist as a second class citizen, or in *dhimmi*² status. It is not just about provision, but prosperity; not protection, but safety; not survival, but dignity. Whether people are dying or not should not be our benchmark. Faith is our foundation as Christians. It determines how Christians live every day, also in the Middle East. They are diligent, resilient, a source of hope and light, reconciliation and peace; but they are under immense pressure.

We heard about the Bahá'í community from our previous speaker. I work very closely with the Bahá'í community in the UK because I cannot possibly speak for the religious freedom of Christians alone while another community is suffering.

There is a wonderful monument to innocent victims in England, outside Westminster Abbey. Inscribed around its perimeter is: »Is it nothing to you all you who pass by?« We have been »passing by« the Middle East for decades. The systematic and sometimes systemic persecution of Christians has not really affected us. Now however, social media and the influx of people fleeing conflict make us feel a need to act, because we are affected locally and immediately.

If we consider ourselves children of God, we must be His children at all times. In Exodus 3:7 we read, »I have surely seen the oppression of My people [...] and know their sorrow. So I have come to deliver them [...] and bring them from that land.« We must then follow in His footsteps, in what He saw as His mission. Isaiah 61:1 reads: »The Spirit of the Lord God is upon Me, because He has anointed Me to preach the gospel to the poor; He has sent me to heal the broken-hearted, to proclaim liberty to the captives and recovery of sight to the blind, to set at liberty those who are oppressed.« Now if we can tick any of those boxes, that is good, but we must strive to accomplish them all. I have seen the direct effects of persecution and injustice in Egypt, in

² Non-Muslim (editor's note).

camps on the Greek-Macedonian border, in Erbil, Beirut, and in Jordan. Christians who escape war-torn regions are not finding safety in camps, where they still often face the same victimization from which they fled.

As Christians, we should never seek to offend, but we must also never shy away from speaking the truth, and speak for those who have no voice. In Egypt in August of 2013, we had 100 of our places of worship attacked over a 48-hour period, and yet there was not a single act of retaliation! Not one person, not one church, and not one community reacted violently. Why? I always joke and say there was no memo from central office instructing people not to act, they just lived as Christians. When local Muslims came out to protect churches, the Christians pleaded with them to go home because churches could be rebuilt, but their lives were too precious.

His Grace the Archbishop of Canterbury spoke this morning about the Coventry Cross, and I am blessed and proud to wear one daily. What happened in Coventry Cathedral and what happened in Egypt in August 2013 were exactly the same; Christians being Christians, strong, resilient, and gracious. In Libya, 21 men from poor families were slain mercilessly. Who were the real victims in that situation? Who demonstrated power, and who lived truth? Was it those 21 men kneeling with their heads raised high, proclaiming the name of their Lord graciously? Or was it the men with big knives who covered their faces from view? That, my friends, is Christian witness! That is martyrdom. That is what our churches have been built on. We are the broken body of Christ; yet we are here today because of men and women who, for the past 2000 years, have stood for that truth, lived it, proclaimed it and even died for it. We continue to walk in their footsteps, and in doing so we must always forgive.

Saint Isaac the Syrian says something wonderful: »Do not foster hatred for a sinner, for we are all guilty. Hate his sin, pray for him so that you may be made like Christ.« We pray for our persecutors. We pray that their eyes are opened, and I do not mean to be condescending. I mean that anyone who does not see the sanctity of the life before him or her, needs his or her eyes opened to see that this other person is a fellow in creation, created and loved by the one God Who created us all.

In closing, I want to say that we must look for opportunities to witness for those most vulnerable. Christianity is about victory in apparent defeat, the power of martyrdom, and our message to those who bear the brunt of persecution. In their witness we have seen their message to us, that they are not broken. What is our message to them? It is »We give thanks to God always for you all, making mention of you in our prayers, remembering without ceasing your work of faith, your labour of love« (1 Thessalonians 1:2). Thank you.

Vortrag von und Gespräch mit Heiner Bielefeldt

Religionsfreiheit ist ein Menschenrecht. So heißt die Veranstaltung und das ist schon eine starke, auch eine klare Botschaft. Religionsfreiheit ist mehr als Toleranz, das wird manchmal verwechselt. Aber Religionsfreiheit heißt: Menschen sollen nicht darum betteln müssen, ein bisschen Platz am Rand der Gesellschaft zu finden. Es geht um ein Menschenrecht, ein international verbrieftes, in der UNO. Wir wissen, die UNO ist im Moment sehr schwach. Aber sie steht immer noch für die internationale Gemeinschaft. Das haben wir garantiert. Es ist ein gleiches Recht für alle Menschen auf Augenhöhe, für Minderheiten und Mehrheiten, für Fromme unterschiedlicher Religionen, aber auch nicht so Fromme. Freiheit für Individuen, Freiheit für Gemeinschaften, Freiheit, auch öffentlich Flagge zu zeigen, öffentlich sichtbar zu sein, Zeugnis abzulegen, die Freiheit, sich abzuwenden, den Glauben zu wechseln, und zwar in alle Richtungen. Einen Partner zu heiraten, der vielleicht einer anderen Religionsgemeinschaft angehört – oder gar keiner. Kritik zu üben. Religionsfreiheit ist nicht nur ein Recht der Frommen, auch ein Recht von Skeptikerinnen und Konvertiten, also ein Freiheitsrecht im umfassenden Sinn. Soweit steht es auf dem Papier, mit Brief und Siegel und der Autorität der internationalen Gemeinschaft. Aber dennoch, auch das wissen wir alle, sieht die Realität anders aus, vor allem im Nahen Osten. Damit beschäftigen wir uns ja hier heute, mit der Religionsfreiheit im Nahen Osten. Ich will nur einen Satz vorweg sagen: Die Lage der Religionsfreiheit hat sich auch außerhalb des Nahen Ostens zum Teil dramatisch verschlechtert. Russland: Zeugen Jehovas in Russland. Die Situation in China und Vietnam findet wenig Aufmerksamkeit bei uns. Aber auch bei uns in Europa gibt es neue Verhärtungen und Verengungen.

Aber die größten Dramen der Religionsfreiheit oder der Verletzung der Religionsfreiheit finden derzeit im Nahen Osten statt. Wer ist davon betroffen? Es sind viele betroffen. Wir haben einen koptischen Bischof unter uns auf dem Podium, der insbesondere Christen aus Ägypten im Blick hat. Christliche Minderheiten gehören zu den Hauptbetroffenen. In Ägypten hat es in den letzten Jahren immer wieder furchtbare Anschläge in Kirchen gegeben, durch die Dutzende Menschen zerstückelt worden sind. Es hat übrigens schon vor zehn Jahren Anschläge auf koptische Kirchen gegeben, nur hat sich damals kaum jemand dafür interessiert.

In Mossul, das wissen Sie alle, waren, als der IS, der sogenannte Islamische Staat, die Stadt eroberte, im Vorfeld schon einige Häuser mit einem N markiert worden, N für die Nazarener, für die Christen. N bedeutet: Hier kann man richtig plündern, hier kann man straflos Sachen in die Luft sprengen. Da wurden Menschen zum Abschuss preisgegeben. Es hat Tötungen gegeben, Zwangsbekehrungen, Entführungen, Erpressungen; Menschen sind verkauft worden. Ich selbst habe in den Flüchtlingslagern in Jordanien und in

der Bekaa-Ebene im Libanon christliche Flüchtlinge erlebt, die fürchterliche Geschichten erzählt haben, beispielsweise dass junge Männer in Syrien eingesperrt und bei lebendigem Leib verbrannt worden sind. Wenn man das Elend der Menschen in den Flüchtlingslagern sieht, wobei es eine Beschönigung der Verhältnisse ist, von Lagern zu reden, kann man das Gequatsche in Talkshows nicht ertragen, vor allem wenn es dann heißt: Ja, man habe Verständnis, dass Menschen sich auf den Weg machen auf der Suche nach einem besseren Leben. Da geht es nicht um besseres Leben. Dieser generöse Tonfall ist wirklichkeitsfremd. Es sind nicht nur christliche Minderheiten; wo Christen betroffen sind, trifft es auch Jesiden und Bahá'í.

Die Jesiden sind eine kleine religiöse Minderheit, die geradezu historisch bedroht ist, weil ihre zentralen Siedlungsgebiete in einer Kriegszone liegen und die Jesiden vertrieben worden sind. Man weiß gar nicht, wie es mit dieser Religionsgemeinschaft weitergehen wird. Die Männer sind getötet worden, Frauen auf Märkten preisgegeben und Mädchen als Sexsklavinnen für Soldaten des IS. Betroffen sind auch die Bahá'í, die im Iran seit jeher stark verfolgt werden. Auch im Jemen wird es derzeit schlimmer für die Bahá'í. Auch dort haben wir eine ganz neue Verfolgungswelle.

Wie wird es weitergehen können? Vor wenigen Wochen hatte ich die Gelegenheit, mit Parlamentariern aus Bagdad im Irak zu sprechen. Mossul ist großenteils zurückerobert worden. Aber was macht man jetzt? Werden Menschen, werden Christen sich wieder ansiedeln können in den Dörfern, in denen der IS sein Schreckensregime hat? Die Parlamentarier sprachen davon, dass sie gerade erst begonnen haben, die Gesellschaft von den Trümmern des Saddam-Hussein-Regimes zu befreien. Das nennt man De-Baathifizierung³ oder Ent-Baathifizierung, das klingt wie Entnazifizierung. Kaum ist diese Aufgabe in Angriff genommen, geht es um die Ent-Daeshifizierung⁴. Da weiß man noch gar nicht, wie das funktionieren soll.

Wie wird das Zusammenleben neu organisiert? Wie wird verlorenes Vertrauen wieder hergestellt werden können? Durch die Traumatisierung ganzer Bevölkerungsgruppen wird das Generationen dauern. Die bange Frage, die sich vielen stellt, die sich uns aufdrängt ist, ob es in Zukunft einen Pluralismus in der Region geben wird. Es gibt Kräfte, die offenbar darauf abzielen, nicht nur die Zukunft für religiöse Minderheiten zu verbauen, sondern auch die Spuren der Vergangenheit, die zum Teil Jahrtausende zurückreichen, zu tilgen. Wie wird das gehen, dem entgegenzuwirken?

³ De-Baathifizierung meint die Ahndung der Verbrechen des Regimes von Saddam Hussein, ein Programm der Entfernung seiner einstigen Parteigänger, der Baath-Partei, sowie wichtige Aspekte bei der Schaffung demokratischer Grundlagen (Anm. d. Hrsg.).

⁴ Daesh (da-esch) ergibt sich aus den jeweils ersten Buchstaben der arabischen Entsprechung von »der Islamische Staat im Irak und der Levante« und hat eine stark abwertende Bedeutung durch ein ähnlich klingendes arabisches Wort, das Fanatiker, jemand, der anderen seinen Willen aufzwingt oder Zwietracht sät, bedeutet (Anm. d. Hrsg.).

Gewalt, Terror und Verletzung der Religionsfreiheit im Nahen Osten treffen nicht nur die nicht-muslimischen Minderheiten, sondern auch die Muslime selbst. Schiiten erleben im Moment eine neue Welle der Verfolgung in vielen Teilen der Welt. Also die Situation schiitischer Minderheiten wird schwierig, manchmal sogar die schiitischer Mehrheiten. Bahrain ist ein Land, das eigentlich eine schiitische Mehrheit kennt. Aber die Regierung ist mit Saudi-Arabien verbunden und stramm sunnitisch. Einer der letzten konkreten Fälle, die ich als Sonderberichterstatter zu bearbeiten hatte, war ein schiitischer Scheich, der verhaftet worden war. An einem Sonntagmorgen ruft mich der Bruder an und sagt: Wahrscheinlich wird mein Bruder gerade im Moment gefoltert. Es trifft auch Muslime: Sunniten gegen Schiiten. Schiiten gegen Sunniten. Und diejenigen, die kritisch denken, die nicht mitmachen wollen, die sich den Gewaltneigungen und Gewaltrechtfertigungen in den Weg stellen und Fragen aufwerfen.

Was sind die Ursachen? Natürlich ist eine der Ursachen religiöse Engherzigkeit, religiöser Fanatismus oder religiöser Fundamentalismus, das heißt vor allem islamischer, eine fundamentalistische Interpretation des Islams, die offenbar an Einfluss zunimmt. Davon kann man nicht abstrahieren. Das hat wirklich mit Religion zu tun. Nicht nur die Opfer sind durch religiöse Mitgliedschaft markiert. Auch die Ursachen haben, jedenfalls zum Teil, mit Religion zu tun. Chaos und Gewaltneigung aus religiösen Differenzen abzuleiten, greift zu kurz. Wir müssen das Bild ergänzen, auch durch politische Ursachen. Korruption als tägliche Erfahrung ist beispielsweise einer der Hauptgründe für Menschenrechtsverletzungen; Korruption zerstört Vertrauen. Wo Staaten durch und durch korrupt sind, haben Menschen kein Vertrauen in öffentliche Institutionen. Ohne dieses gibt es keine Institutionen, die den Namen »öffentlich« verdienen. Ohne öffentliche Institutionen gibt es keine öffentliche Debatte. Aber Menschen müssen ihr Überleben organisieren und sind auf ihre eigenen Netzwerke angewiesen; manchmal werden sie dann konfessionell definiert und dann kann das Leben eng werden, klientelistisch. Das schafft eine Mentalität von *collective narrowness*, kollektiver Engherzigkeit, weil Vertrauen nur intern investiert werden kann.

Die Menschen leben in einer feindlichen Umwelt, die sie immer weniger verstehen. In extremen Fällen kann das zu einer völligen Fragmentierung der Staatlichkeit führen, zu politischer Hysterie oder Paranoia. Diese kann sich dann mit religiöser Apokalypse verbinden. Wo Menschen kein Vertrauen haben und ihre Lebenswelt durch Angst geprägt ist, können Hassbotschaften, apokalyptische oder dämonisierende Botschaften von Religionen ganz anders Fuß fassen und ganze Milieus durchsetzen.

Wenn die Gewalt erst einmal um sich greift, dann herrscht das furchtbare Gesetz, dass der Krieg den Krieg ernährt. Da gibt es diejenigen, die im Krieg Karriere machen können, beispielsweise durch Waffenlieferungen. Wir haben gesehen, dass die Aufrüstung der konservativ sunnitischen Golfstaaten als

Beitrag zum Frieden im Nahen Osten eine absurde Idee war. Wenn man über Trump redet, darf man Putin nicht vergessen, der das kriegsverbrecherische Assad-Regime nicht nur unterstützt, sondern sich an Kriegsverbrechen direkt beteiligt.

Wir erleben den Mittleren Osten wiederum als ein Feld, in dem Stellvertreterkriege stattfinden, die die Sache weiter komplizieren und das Klima weiter vergiften. Das ist keine neue Erfahrung. Die Region leidet immer noch unter den Trümmern des völkerrechtswidrigen Irakkriegs von George W. Bush. Die Frage, die uns am meisten interessiert, ist: Wie geht es weiter? Da zitiere ich einen katholischen Priester aus Jordanien, den ich öfter erlebt habe und der immer dasselbe sagt: »Wir Katholiken, wir sind keine Minderheit.« Die Katholiken in Jordanien sind weniger als ein Prozent; als numerische Aussage wahrgenommen, wäre das absurd. Er meint: Wir wollen als Staatsbürger und Staatsbürgerinnen anerkannt sein; wir wollen mitmachen; wir wollen aus der Minderheitennische raus. Das hört man häufig in der Region. Also eine Antwort ist *citizenship*, gemeinsame Staatsbürgerschaft, mitmachen, politische Strukturen aufbauen, die verlässlich sind.

Diese Strukturen müssen mit Leben gefüllt werden. Deshalb gilt es, eine Gesprächskultur aufzubauen, durch Entgiftung der Gesellschaft und Vertrauensbildung durch neue Gesprächsformate.

Am Ende erzähle ich Ihnen eine verrückte Geschichte. Irgendwo im Norden Jordaniens habe ich eine katholische Gemeinde erlebt, deren Pfarrer mir sagte: Nach dem Mittagessen gehe ich in die Schule. Was macht er in der Schule? Die katholische Gemeinde unterrichtet ehrenamtlich Flüchtlingskinder aus Syrien, zumeist sunnitische Muslime – und hat das noch nicht einmal als interreligiöses Dialogprojekt vermarktet. Es ist ein humanitärer Impuls. Solche Beispiele müssen wir im Kopf oder auch im Herzen behalten, von denen müssen wir reden, damit wir der Region nicht zynisch oder fatalistisch den Rücken kehren, weil der Eindruck entsteht, dass sowieso nichts zu machen ist. Es gibt Oasen der Mitmenschlichkeit und des Engagements in der Wüste. Davon wissen wir wenig. Die Hoffnungen liegen bei den Menschen in der Region. Denen müssen wir beim Wiederaufbau zerstörter Strukturen helfen. Aber in erster Linie sind wir es den Menschen schuldig, überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, was sie unter irrsinnigen Bedingungen vollbringen.

Silke Lechner: Damit wir über das Gleiche reden, will ich noch etwas nachfragen. Wenn man an Religion denkt, dann denkt man auch an die Institutionen. Sie machen deutlich, dass die Religionsfreiheit das Recht einer einzelnen Person ist. Gibt es einen Unterschied zwischen Religions- und Glaubensfreiheit? Der Begriff Religionsfreiheit ist manchmal etwas verwirrend. Oder ist er immer selbsterklärend?

Bielefeldt: Also selbsterklärend ist nichts, es ist immer gut nachzufragen. Ja, Religionsfreiheit ist ein Menschenrecht; letztlich ist es jeder einzelne Mensch, der dieses Recht haben soll. Zur Religionsfreiheit zählt ganz entscheidend, dass Menschen zusammenkommen und gemeinsam ihren Glauben ausüben. Individualrecht klingt, als seien die isolierten Individuen gemeint; das wäre falsch.

Damit Gemeindeleben möglich ist, braucht man Infrastruktur. Da geht es auch um Religionsunterricht, Schulen und Wohltätigkeitsorganisationen. Die institutionelle und infrastrukturelle Komponente gehören dazu. Es geht nicht nur um Glaubensinnerlichkeit, die Menschen in Isolation erleben können. Nein, das hat ganz viel mit Öffentlichkeit, Gemeinschaft, Infrastruktur und Institutionen zu tun. Aber die Prämisse ist, dass jeder einzelne Mensch seine Würde hat und in seiner Freiheit anerkannt wird. Insofern geht es auf den Einzelnen zurück.

Lechner: Das Thema Religionsfreiheit ist immer etwas umstritten. Sie kämpfen seit vielen Jahren dafür, dass Religionsfreiheit als ein zentrales Menschenrecht angesehen wird und dass niemand mehr sagt: Ach, die anderen sind wichtiger. Sie sagen, dass alle Menschenrechte gleich wichtig sind. Wenn ein Thema so umstritten ist, dient es dann dem Frieden?

Bielefeldt: Der Friede soll ja keine Friedhofsruhe sein; das hat ja Immanuel Kant schon gesagt. Der ewige Friede, der uns als Idee vor Augen steht, muss ein einigermaßen lärmender Friede sein. Mehr Kirchentag als einsame Mediation. Regime, die den Begriff Friede immer sofort mit Harmonie ausbuchstabieren, sind mir meistens suspekt. Nein, die Religionsfreiheit will, wie auch andere Menschenrechte, zum Beispiel Meinungsfreiheit und Versammlungsfreiheit, die friedliche Auseinandersetzung oder den friedlichen Konflikt. Freiheit ist nicht ohne Auseinandersetzung möglich. Respekt vor Menschen und deren Würde heißt immer: Menschen als Subjekte wahrnehmen, die ihren eigenen Kopf und ihre eigene Überzeugung haben, deren Herz in je unterschiedlichem Takt schlagen mag.

Friede, der von den Menschenrechten her gedacht ist, wird immer ein Friede mit Störpotenzial sein. Mir ist es ganz wichtig, dass ohne die Religionsfreiheit auch der Rest der Menschenrechte nicht sinnvoll ist. Die Menschenrechte ergänzen sich wechselseitig. Ohne Meinungsfreiheit, ohne eine Gerichtsbarkeit mit fairen Prozessen kann man die ganzen Rechte vergessen. Der Rest bliebe ein abstraktes Postulat. Man kann sich Menschenrechte auch nicht vorstellen ohne Respekt vor den Grundüberzeugungen der Menschen, die unsere Identität ausmachen – und dafür steht Religionsfreiheit.

Religionsfreiheit ist ein Freiheitsrecht wie alle anderen – und die Unteilbarkeit der Menschenrechte gilt auch hier.

Gespräch mit Cornelia Füllkrug-Weitzel

Lechner: Vielleicht gibt es in einer der beiden Reden ein Thema, an dem Sie direkt einhaken wollen, das Ihnen unter den Nägeln brennt.

Cornelia Füllkrug-Weitzel: Das ist in der Tat der Fall. Ich hake ein bei der Frage, ob alles Wüste ist oder ob es Oasen gibt. Ich denke, dass es wichtig ist, uns klarzumachen, dass nicht durch Zufall die Rede vom Irak, von Syrien und Ägypten war. Wir reden von Christenverfolgung nur in genau diesen Ländern. Dass nicht mehr so viele Christen in der Region leben, hat aber nicht nur mit Verfolgung zu tun. Es gibt sogar umgekehrt ein reserviertes Recht in den palästinensisch verwalteten Gebieten. Christen stehen bestimmte Posten in der öffentlichen Verwaltung zu: In den arabischen Dörfern ist in zehn Gemeinden der Bürgermeister Christ oder die Bürgermeisterin Christin. In Jordanien sind zehn Prozent der Parlamentarier Christen bzw. Christinnen, obwohl Christen dort nur eine verschwindende Minderheit sind. Der jordanische König hat vor nicht langer Zeit der anglikanischen Kirche viel Land geschenkt, mit der Bitte, dort Kirchen zu bauen. Im Libanon steht in der Verfassung eine ausgewogene religiöse Vertretung auf allen politischen Ebenen. Ein Christ muss Präsident sein. Ob das friedensfördernd war, ist eine andere Frage.

Ich sage das nur, damit wir uns nicht in eine Schreckensdynamik hineinreden, dass alles ganz furchtbar ist und es überall Verfolgung gibt. Zumindest gibt es Ansätze, zu einer ausgewogenen Vertretung aller religiösen Gruppierungen im jeweiligen Land zu kommen. Der jordanische König hat dezidiert gesagt, dass die Präsenz von Christen, deren Schwinden er auch mit Schmerzen sieht, ein Garant ist für die Aufrechterhaltung von Demokratie, Freiheit und Toleranz. Palästinensische Christen und Christinnen haben Palästina verlassen. Das hat mit der Politik des Staats Israel zu tun, nicht zwingend damit, dass sie von Moslems verfolgt werden. Wenn wir über Religionsfreiheit sprechen, ist es wichtig, zuerst immer eine genaue Analyse des Kontextes vorzunehmen.

Auch mein zweiter Punkt geht in diese Richtung: Es ist über den IS gesprochen worden, der religiöse Motive benutzt. Ich möchte das Wort »benutzt« unterstreichen. Mit wem auch immer ich rede, in der Region oder auch in Nigeria, wo ich kürzlich gewesen bin, höre ich die Bitte, nicht die Ideologie des IS dem Islam zuzuschreiben. Redet davon, dass es ein Gewaltssystem gibt, eine Clique, die sich eine Gewaltphantasie zusammenträumt und ihrem Gewaltssystem dann einen religiösen Namen gibt, IS oder Boko Haram. Ich weiß nicht, wie viele von Ihnen sich an die *Lord's Resistance Army* in Norduganda erinnern, die eine dramatische Schreckensherrschaft ausgeübt hat. Die nannten sich Christen. Alle Kirchen in Afrika haben damals gesagt, dass diese Gruppe mit dem Christentum nichts zu tun hat – und wir haben es alle ge-

glaubt. Wenn jetzt so viele Muslime sagen, dass die IS- und Boko-Haram-Ideologie mit dem Islam nichts zu tun haben, dann möchten wir es bitte auch glauben. Das ist mir wirklich wichtig.

Lechner: Ja, ich denke, dass wir das wirklich differenziert anschauen sollten. Ich habe zum Beispiel vor einigen Tagen den Berater des marokkanischen Königs getroffen. Der ist jüdischen Glaubens, in Marokko. Das würde man ja auch nicht sofort vermuten. Ich denke, es ist immer wichtig, genau hinzuschauen. Vielleicht kommen wir noch einmal zur Situation der Christen. Sie haben im Vorgespräch gesagt: »Christen sind nur geschützt, wenn auch andere Minderheiten geschützt sind«. Das haben wir bei Herrn Bielefeldt auch durchgehört. Aber was bedeutet das für uns? Wie stark sollten wir uns, wenn wir über die Situation der Christen sprechen, auf die Situation der anderen Minderheiten beziehen. Was wollen Sie mit dem Satz sagen?

Füllkrug-Weitzel: Ich kann zwei Dinge dazu sagen, das eine allgemein und das andere dann konkreter.

Erstens: Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat 2013 eine Stellungnahme zum Thema Religionsfreiheit herausgegeben.⁵ Darin steht, dass Christinnen und Christen nur glaubwürdig in ihrem Eintreten für Religionsfreiheit sind, wenn sie ungeteilt dafür eintreten im Kontext der gesamten Menschenrechte. Sie sind gut beraten, sich einzusetzen für Religionsfreiheit aller als Gemeingut. Dieser Finger zeigt also in unsere Richtung.

Ich denke, wenn wir uns heute für Religionsfreiheit begeistern, haben wir auch eine Aufgabe im eigenen Land. Wenn Religionsfreiheit ein Gemeingut ist, dann betrifft es auch die Muslime in unserem Land. Wenn wir wollen, dass Christen überall Kirchen bauen können, dann müssen wir auch sagen, dass Muslime überall Moscheen bauen können. Obwohl ich Religionsfreiheit jetzt nicht allein auf die institutionelle Dimension beschränken will. Es ist kein Zufall, dass der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) sich nach dem Zweiten Weltkrieg intensiv eingebracht hat in die Erarbeitung der UN-Charta der Menschenrechte und den Artikel über Religionsfreiheit weitgehend entworfen hat. Das wurde getan in dem Verständnis, dass dies die Basis für friedliches Zusammenleben und für eine neue Völkerordnung ist. Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit sind globales Gemeingut.

Zweitens: Konkreter denke ich, dass es eine Frage der Akzeptanz von Christen, wie der von allen Minderheiten ist, ob und wie sehr sie sich in das Gemeinwesen einbringen und sich für das Gemeinwohl in dem Land, in dem

⁵ Deutsche Bischofskonferenz (DBK) und EKD (Hrsg.): Ökumenischer Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit. Das Recht auf Religions- und Weltanschauungsfreiheit: Bedrohungen – Einschränkungen – Verletzungen, Gemeinsame Texte Nr. 21, Juli 2013.

sie leben, einsetzen. Wenn man Christen herauspickt und sagt, dass sie am allermeisten verfolgt sind und wir unbedingt etwas für sie tun müssen, dann setzt man sie auch großen Gefahren aus. Wenn sie aber unterstützt werden darin, dass sie gleichzeitig andere unterstützen, wird allen geholfen – auch ihrer Akzeptanz. Während des Irakkriegs beispielsweise hat die Diakonie Katastrophenhilfe den Kirchen im Irak Geld gegeben, damit sie allen Menschen in Not helfen, den bedürftigen Mitgliedern der eigenen Gemeinde genau wie Menschen in Not anderer Religionsgemeinschaften. Die Kirchen haben sich in Folge zusammengetan mit den Moscheen in der Region und haben gemeinsam Hilfsgüter verteilt. Das hat den Christen im Irak enorme Anerkennung und Akzeptanz gebracht und geholfen, sie zu schützen. Sie sind dann von denselben Moscheen auch unterstützt worden, als sie sich bedroht fühlten.

Wenn die Perspektive ist, dass alle Religionsgemeinschaften in einem Land eine Zukunft haben sollen und es eine inklusive Gesellschaft gibt, in der alle die gleichen Rechte zur Mitwirkung haben, dann kann es gar nicht anders sein, als dass Christen diese Inklusion vorleben und sagen, dass es ihnen ernst ist mit Religionsfreiheit als Gemeingut und mit dem friedlichen Zusammenleben. Das ist die Basis für eine Beteiligung an den Gesprächen über die Zukunft des Irak und Syriens, die Gestaltung der Verfassung usw. Würden die Christen westliche Gelder nur für sich bekommen, wären sie sofort mit dem westlichen Ausland identifiziert, als ausländische Spione verdächtig, als antimuslimisch und darum als Gegner gesehen. Man würde dadurch einen falschen Eindruck erwecken und ein Narrativ des Kampfes der Kulturen und Religionen stärken.

Lechner: Sie haben eben schon angesprochen, dass Sie ein Projekt unterstützen. Sie vertreten ein großes kirchliches Hilfswerk. Was können Sie in ihrer Arbeit tun, um Religionsfreiheit in der Region zu erhalten und Minderheiten zu unterstützen? Was passiert schon? Bitte geben Sie uns einen kleinen Einblick.

Füllkrug-Weitzel: Ja, wir leisten über Kirchen humanitäre Hilfen, aber immer in intensiver Abstimmung und mit der Zusage, dass diese Hilfe für die ganze betroffene Bevölkerung der jeweiligen Region zur Verfügung steht. Das tun wir an vielen verschiedenen Stellen.

Ich nenne ein Beispiel aus dem Gazastreifen, wo wir mit christlichen Organisationen, durch alle Phasen der letzten, traumatischen Jahrzehnte hindurch, Berufsbildungsprogramme und Gesundheitsstrukturen fördern, vor allen Dingen Gesundheitszentren für Frauen und Kinder. In Jerusalem unterstützten wir die YWCA⁶, die sich massiv für Berufsbildung einsetzt und viele

⁶ *Young Women's Christian Association*. Deutsch: Christlicher Verein Junger Frauen (Anm. d. Hrsg.).

Berufsbildungsprogramme für junge Frauen anbietet. Perspektivlosigkeit politischer und wirtschaftlicher Art sind zwei der vielen Gründe, warum Christen und Christinnen die Region verlassen. Wir unterstützen auch Schulen. Wenn man in Bildung investiert, hat man vielleicht das Problem, dass man damit auch in Migration investiert. Wer gut gebildet ist, Englisch kann und keine Perspektive hat, hat natürlich einen guten Grund zu gehen. Aber Beschäftigungsprogramme, die auch eine Form von Bildung sind, halten manche am Ort.

Ägypten würde ich gern noch erwähnen. Wir unterstützen die Arbeit der Christen und Christinnen sowohl in der koptisch-orthodoxen als auch in der Koptischen Evangelischen Kirche von Ägypten. Das Entwicklungswerk der Koptischen Evangelischen Kirche (wahrscheinlich eine der größten Entwicklungsorganisationen in Ägypten überhaupt) ist in der ganz üblichen Entwicklungsarbeit im Bereich Landwirtschaft tätig, aber auch in einer besonderen Weise, in der sie nicht alle Projekte selbst durchführen. In den Orten auf dem Land, wo sie tätig sind, laden sie alle ein, die sich dort für Entwicklung engagieren. Sie rufen Gruppen ins Leben, unterstützen diese mit Fortbildung und führen Gespräche, um für die Dörfer gemeinsam Perspektiven zu entwickeln. Sie verwurzeln sich, sind oder werden Teil des Gemeinwesens.

Zudem gibt es ein umfangreiches Dialogprogramm, große Dialogforen mit Politikerinnen und Politikern, Journalisten, Wissenschaftlerinnen und Vertretern der Zivilgesellschaft, wo sie sich bemühen, im Blick auf Stärkung von Demokratie und Toleranz, durch gesellschaftliche Teilhabe und gemeinsamen Diskurs die demokratische Zukunft des Landes zu fördern.

Gemeinsamen Diskurs zu fördern heißt, zu lernen, wie man gewaltfrei Konflikte löst. Sie haben auch interreligiöse Notfallteams gebildet, die vor Ort gehen, wenn es gewaltsame Übergriffe gab, und versuchen, Einfluss zu nehmen auf die Bevölkerungstimmung, Verständnis füreinander zu wecken und Vorurteile abzubauen. Das sind nicht zu unterschätzende Programme.

Schließlich unterstützen wir den MECC⁷, der aus verschiedenen Konfessionen zusammengesetzt ist, darin, Kurse zur Traumabewältigung anzubieten für Pfarrer. Ein größeres Hindernis für eine friedliche Zukunft ist die Tatsache, dass so viele Menschen traumatisiert sind von der Gewalt und dass es ganz schwierig ist, deren Blick wieder zu weiten und ihre ablehnende Haltung zu überwinden, nach dem Motto: Mit denen will ich nie wieder etwas zu tun haben. Die Menschen müssen zunächst ihre eigenen Traumata bewältigen. Die Pfarrer können den Menschen in ihren Gemeinden helfen, dadurch überhaupt erst wieder bereit zu werden, Vertretern anderer ethnischen, religiösen oder kulturellen Gruppierungen zu begegnen. Offen und unbefangen wird der Kontakt wohl nie sein; aber angstfrei über eine gemeinsame Zukunft nachdenken zu können, halte ich für wichtig.

⁷ *Middle East Council of Churches*. Deutsch: Mittelöstlicher Kirchenrat (Anm. d. Hrsg.).

Lechner: Sie haben am Anfang gesagt, dass Sie Kirchen und christliche Organisationen unterstützen, unter der Bedingung, dass diese sich in ihren Projekten an die Gesamtbevölkerung wenden. Ist das die Politik von Brot für die Welt? Und halten Sie es durch zu sagen, dass es keine Projekte sein dürfen, die sich nur an eine Religion richten?

Füllkrug-Weitzel: Wir sind kein Missionswerk und kein Partnerschaftswerk, sondern ein internationales diakonisches Werk. In unseren Gründungsakten steht als Zielgruppe: alle Menschen in Not. Es ist kein Werk, das nur Christen unterstützt. Wir haben ein besonderes Augenmerk auf Christen als prioritäre Akteure von Diakonie und Weltverantwortung in ihrer Region. Aber die Zielgruppe erschöpft sich nicht in Christinnen und Christen. Das ist die Basis unseres christlichen Glaubens und die Basis der Diakonie. Darüber hinaus ist im internationalen humanitären Recht, im internationalen Völkerrecht, nicht nur die Neutralität gegenüber politischen Akteuren, sondern auch die strikte Unteilbarkeit der Hilfe als eins der Grundprinzipien verankert. Wenn man humanitäre Hilfe leistet, beispielsweise die Diakonie Katastrophenhilfe als anerkannter Partner von UN-Organisationen, ist es eine absolute Voraussetzung, dass man sagt, wir helfen den Menschen in Not gemäß ihrer Bedürftigkeit und nicht ihrer Herkunft. Dazu stehe ich, nicht nur gezwungenermaßen, sondern ich finde es richtig. In dem Moment, in dem wir anfangen, uns zur Partei zu machen und nur den einen oder anderen zu helfen, hat unsere Arbeit keine Zukunft und wir dürfen in bestimmten Staaten keine Hilfe leisten.

Es ist eine Grundüberzeugung, die sich auch in der EKD-Stellungnahme ausdrückt, dass die Glaubwürdigkeit und die Zukunft der christlichen Kirchen und christlichen Organisationen in der Region dadurch besser geschützt werden, als wenn wir sie exklusiv beschützen.

Das ist hier in Deutschland nicht immer populär. Viele von Ihnen kennen aus Ihren Gemeinden sicherlich einen Diskurs, der fragt: Warum helfen die nicht besonders den Christen? Humanitäre Hilfe hilft nach Bedarf, das ist das oberste Prinzip, nach dem Ausmaß von Not und Betroffenheit. Das heißt, ich helfe nicht Christen, weil sie Christen sind. Ich helfe Christen, weil sie von Verfolgung betroffen sind, und ihren Nachbarn, weil sie von Verfolgung betroffen sind – gemeinsam.

Sag die Wahrheit!

Zwischen Lüge, Realität und Wahrhaftigkeit

Gespräch¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Palais am Funkturm

Markus Beckedahl, Gründer von re:publica, Berlin

Ilka Brecht, Moderatorin und Redaktionsleiterin von Frontal 21 (ZDF), Berlin

Dr. Thomas de Maizière MdB, Bundesminister des Inneren, Berlin

Prof. Dr. Bernhard Pörksen, Medienwissenschaftler, Tübingen

Prof. Dr. Ulinka Rublack, Reformationshistorikerin, Cambridge/Großbritannien

Moderation:

Michael Sahr, Redakteur und Moderator im ZDF, Mainz

Michael Sahr: Was heißt hier Wahrheit? Das ist natürlich eine spannende Frage, weil der Wahrheitsbegriff im digitalen Zeitalter und in Zeiten des Internets, von Twitter, YouTube und Co. doch ein Stückchen ins Schwanken geraten ist. Denken Sie nur an Begriffe wie *Fakenews*. Da werden gezielt falsche Informationen in die Welt posaunt, die verwirren und sogar Wahlen mitentscheiden können. Was heißt das für die Republik? Wie wollen wir in Zukunft miteinander reden? Und als bürgerliche Gesellschaft miteinander umgehen?

Shitstorm ist so ein Begriff, den wir vor fünf, sechs Jahren noch nicht kannten. Inzwischen kennt ihn, glaube ich, jeder. Herr de Maizière, wie haben Sie solche *Shitstorms* erlebt?

Thomas de Maizière: Es kommen viele negative Kommentare in unterschiedlicher Weise und meistens nicht total überraschend. Man braucht ein bisschen Hornhaut.

Sahr: Ihr Vater war Soldat und stand als einer der Väter der Bundeswehr auch im Blickfeld der Öffentlichkeit. Haben Sie ein bisschen an ihn denken müssen, als Sie erfuhren, wie es ist, massenhaft beschimpft zu werden? Oder haben wir eine neue Zeit und brauchen neue Lösungsvorschläge?

de Maizière: Als mein Vater die Bundeswehr mit aufbaute, gab es eine große und breite Debatte zur Frage: Braucht Deutschland, braucht Westdeutsch-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

land überhaupt wieder Streitkräfte? Das war eine harte Auseinandersetzung, die nicht viel hinter dem zurückstand, was wir heute haben. Ich sage das, weil wir immer so tun, als wären die politischen Auseinandersetzungen heute besonders hart. Die Auseinandersetzungen zwischen Franz Josef Strauß und seinen Gegnern, die Vorwürfe gegen Willy Brandt beim Streit um die Ostpolitik, der Streit um die Kernenergie, der Streit um die Nachrüstung – das alles war ja auch knüppelhart. Was neu ist, ist die massenhafte Verbreitung von persönlichen Verunglimpfungen. Das macht mir Sorge.

Sahr: Markus Beckedahl, macht Ihnen das auch Sorge?

Markus Beckedahl: Wahrscheinlich weniger als dem Innenminister, aber ich beobachte diese Phänomene und wünsche mir, dass wir gesellschaftliche Antworten darauf finden.

Früher gab es diese Kritik auch schon, aber viele Menschen konnten sie nur mit ihrer Fernbedienung artikulieren. Heute hingegen kann jeder im Netz zum Sender werden. Wir vernetzen uns miteinander und nicht jedem ist die daraus entstehende Verantwortung bewusst. Früher machte man in der Regel eine journalistische Ausbildung. Heute bekommt man ein Smartphone verkauft. Wir haben viel zu lange gedacht, dass die Medien- und Digitalkompetenz für dessen Nutzung vom Himmel fällt. Das tut sie leider nicht. Hier ist viel mehr Anstrengung notwendig, um diese, aktuell eher negativ empfundenen Phänomene, die aber auch viel Gutes bringen können, besser zu zivilisieren.

Sahr: Ulinka Rublack, Sie sind Expertin für die Zeit von 1500 bis 1800. Gab es eine Art *Shitstorm* schon zu Luthers Zeiten?

Ulinka Rublack: Ja, natürlich. Luther war selbst jemand, der gern mal einen *Shitstorm* auslöste. Er schrieb aus Ärger heraus. Er führte einen fundamentalen Kampf mit dem Papst, den er als den Mitstreiter des Teufels ansah. Luther dachte ja auch, dass die Welt zu Ende ginge. Es ging für ihn ums Ganze. Luther war deshalb niemand, der jedes Wort auf die Goldwaage gelegt hat. Er formulierte sehr derb, gerade weil sein eigentlicher Feind der Teufel war.

Er hat eine Nonne geheiratet. Das hat die katholische Polemik genauso aufgegriffen wie die Tatsache, dass er so dick wurde. Sein Tod wurde darauf zurückgeführt, dass er wieder mal zu viel gegessen hatte. Diese Art derber Polemik auf allen Seiten durchzieht die gesamte Reformationsgeschichte.

Sahr: Ilka Brecht, wenn Sie als Leiterin der Sendung Frontal 21 so einen *Shitstorm* auf sich ziehen, wie gehen Sie damit um?

Ilka Brecht: Ich erlebe so etwas als Vertreterin einer Sendung, die Themen konfrontativ angeht, und es macht mir eigentlich keine Sorge, ich finde es nur wahnsinnig schade. Wenn wir zum Beispiel über Erdoğan berichten, dann kommt eine bestimmte Kohorte und müllt unsere Plattformen zu, auf denen wir eigentlich sehr gut in einen kritischen Dialog mit unseren Zuschauern oder anderen am Thema Interessierten treten könnten. Dann ist der Diskurs kaputt. Oder wir berichten über die AfD, dann kommt eine andere Kohorte und müllt uns ebenso zu. Ich bedaure das, hatte ich mir doch zu Beginn der Digitalisierung viel mehr Pluralismus und viel mehr Diskurs versprochen.

Sahr: Bernhard Pörksen, was würden Sie raten, wenn jemand einen *Shitstorm* erlebt? Hat es Ilka Brecht richtig gemacht?

Bernhard Pörksen: Ja, ich glaube es gibt kein universales Kommunikationsrezept. Es kann sinnvoll sein, einfach den Stecker zu ziehen und der Sache keine weitere Beachtung zu schenken. Es kann aber auch sinnvoll sein, zu versuchen, den *Shitstorm* mal anders zu betrachten. Klar, hemmungslose Empörungskommunikation, Hasskommunikation ist immer unangebracht. Aber es gibt auch die Form der ungehemmten, ungefilterten Empörungssatire mit einem relevanten gesellschaftlichen Anlass. Denken Sie beispielsweise an Angriffe auf ein Unternehmen, das *Greenwashing* betreibt, denken Sie an *Shitstorms* gegen schlechte Arbeitsbedingungen, denken Sie an rassistische oder sexistische Ausfälle. Ich glaube deshalb, dass wir uns auch darin schulen müssen, die Netzkommunikation nicht sofort pauschal zu etikettieren. Darin besteht im Moment die Gefahr. Die Trolle, der *Shitstorm*, die dumme und pöbelhafte Empörung, das ist die eine Seite. Aber ich glaube, es tut der gesellschaftlichen Debatte auch sehr gut, danach zu fragen, ob es einen berechtigten Anlass hinter dieser ungefiltert und brachial erscheinenden Wut gibt. Welche Personen oder Institutionen stehen dahinter? Kommunikationsrezepte allgemeiner Art kann es nie geben. Aber man könnte eine Strategie entwickeln, zu entscheiden, ob es sich um sinnloses Gegröle handelt oder ob da jemand, der sich vielleicht nicht richtig artikulieren kann bzw. darin nicht geübt ist, tatsächlich einen wunden Punkt getroffen hat.

de Maizière: Dem möchte ich widersprechen. Man kann als Wissenschaftler natürlich untersuchen, welches Motiv hinter solchem pöbelhaften Verhalten liegt. Aber es gibt keine Entschuldigung dafür. Es ist nicht zu viel verlangt, dass man respektvoll miteinander umgeht. Man kann hundertmal behaupten, dass es einen Grund für eine Beleidigung gibt, aber das Strafrecht sagt, dass eine Beleidigung eine Beleidigung ist. Bei der Strafzumessung kann man sagen: Der war besonders wütend, der wird nicht so hart bestraft. Aber generell müssen wir Wert darauf legen, dass es zwischen Wut und freier Mei-

nungsäußerung einerseits und Pöbelei, Gossensprache und Hass andererseits eine Grenze gibt.

Pörksen: Ich glaube, wir haben gar keinen Dissens an dieser Stelle. Ich sehe nur, dass wir in Gefahr sind, eine Medienrevolution allzu negativ zu beschreiben und begrifflich zu erfassen. Wir ringen doch um die Frage, wie die verschiedenen Realitätsinseln, die verschiedenen Sinneklaven, die verschiedenen Echokammern in Kontakt gebracht werden können. Eine Möglichkeit, Menschen garantiert nicht in Kontakt zu bringen, ist, sie negativ zu etikettieren und pauschal abzuwerten. Begriffe wie Trolle, *Shitstorm* oder *Fakenews* haben einerseits ihren guten Sinn, sind andererseits aber auch als pauschale Abwertungsvokabeln einsetzbar, die das Diskurs- und Kommunikationsklima, das von gegenseitigem Respekt getragen werden sollte, weiter ruinieren.

Brecht: Ja, ich hielt es auch für falsch, wenn man nun vollends die Hoffnung aufgeben würde, dass man unter diesen Empörten und Wütenden auch Dialogbereite findet. Wir finden bei unserer Arbeit immer wieder Beispiele dafür. Zunächst erreicht uns eine Empörungswelle, da wird dann behauptet, wir hätten etwa ein Interview verkürzt oder bestimmte Sachen nicht gesagt oder ausgelassen. Dann können wir darauf reagieren, indem wir zum Beispiel das ganze Interview ins Netz stellen. Und siehe da, es finden sich einige, Hassende nehme ich mal aus, die dann zugeben, dass sie etwas Falsches behauptet haben.

Sahr: Ich fasse als erstes Zwischenfazit zusammen, dass Digitalisierung ein Prozess ist. Wir können uns einbringen und Dinge steuern. Wir sind nicht nur Opfer einer Entwicklung, sondern aktive Mitgestalter.

de Maizière: Wenn wir schon beim Kirchentag sind, wollte ich auch gern zur Frage, ob das alles neu ist, etwas sagen. Von den zehn Geboten betrifft eins die Wahrheit: »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.« Das ist interessanterweise negativ formuliert. Da heißt es nicht »Du sollst die Wahrheit sagen«, sondern »Du sollst nicht lügen.« Es ist offenbar leichter zu bestimmen, was eine Lüge ist, als was die Wahrheit ist. »Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen« heißt im Grunde: »Bitte setze keine *Fakenews* in die Welt.« Das ist offenbar eine uralte Tendenz der Menschen und dagegen richtet sich schon sehr früh das Gebot. Ich glaube also, dass das alles nicht ganz neu ist.

Rublack: Wir denken immer, dass wir im Beschleunigungszeitalter leben. Aber genau das dachten die Menschen um 1500 auch. Sie sagten, wir leben in »geschwinden Zeiten«. Luther und seine Zeitgenossen waren sehr ambivalent gegenüber dem Buchdruck eingestellt. Sie dachten, es würden nur

Meinungen, Meinungen, Meinungen vervielfältigt. Aber war das auch die Wahrheit? Da waren sie sehr skeptisch und überlegten immer wieder, ob sie etwas druckten oder nicht. Andererseits war es eben schon eine Zeit, wo man eigentlich nur Gehör fand, wenn man sich in dieser Form einmischte. Diese Ambivalenz ist also sehr typisch.

Sahr: Herr Pörksen, haben wir heute das gleiche Prinzip wie vor 500 Jahren oder gibt es markante Unterschiede?

Pörksen: Wir sehen auf jeden Fall, dass es eine Art System von Grundängsten gibt, die uns durch die Geschichte begleiten. Alles wird schneller, alles wird hektischer, alles wird lauter und pöbelhafter. Aber ich sehe schon neue qualitative Sprünge. Man kann sich drei Fragen stellen, um zu prüfen, ob sich eine Kommunikationsrevolution vollzog: Wie ist der Zugang zur Information? Wie sind die Verbreitungswege von Information? Wie wird Information aufbewahrt? Wenn wir diese drei Fragen beantworten, dann sehen wir, dass es eine radikale Demokratisierung des Informationszugangs im digitalen Zeitalter gab. Und eine radikale Demokratisierung der Verbreitungsmöglichkeiten. Mit Blick auf heute noch erhaltene Lutherschriften auf Papier ist interessant, dass wir heute fragile Archive haben. Information taucht auf, verschwindet, diffundiert weltweit und sinkt wieder ab. In der Summe ist das eine neue Qualität. Ich glaube, dass es gut ist, das als Gesellschaft anzuerkennen und sich nicht allzu sehr von Historikern irritieren zu lassen, die sagen: Ja, das ist alles schon mal dagewesen und Menschen haben sich schon immer über Geschwindigkeit aufgeregt. Wir haben hier ein bedeutendes Phänomen. Wir leiden unter Wachstumsschmerzen der Medienevolution und müssen sehen, was gesellschaftliche Lösungsansätze für die Zivilisierung des Diskurses sein können. Da hilft es zu sagen, es sei neu und dramatisch. Das ist, wenn Sie so wollen, eine Technik zur Setzung von Relevanz.

Beckedahl: Ich will dir gerne in allem zustimmen, kann aber nicht. Ich glaube, die Chance der Demokratisierung, die ich auch sah und die ich mir immer noch erhoffe, ist nicht mehr so groß, wie sie vielleicht vor fünf oder zehn Jahren war. Das liegt unter anderem daran, dass wir uns als Gesellschaft zu abhängig machen von immer weniger Unternehmen, die uns auf ihren privatisierten neuen Öffentlichkeiten die Möglichkeit geben zu kommunizieren, die aber einseitig die Regeln bestimmen, wie wir kommunizieren können. Das schafft ein großes Problem.

Brecht: Ich finde schon, dass das Internet, durch die Verbreitung der Informationen, durch die theoretische Möglichkeit, überall irgendetwas zu finden, ein großes Demokratisierungs- und Emanzipationsmodell sein kann – aber eben nur theoretisch. Faktisch erlebe ich derzeit etwas anderes. Ich habe den

Eindruck, dass zunehmend in den einzelnen Räumen etwas passiert, was die Psychologen Bestätigungsfehler nennen. Das heißt, es wird eben nicht die andere Meinung gesucht und die eigene damit überprüft. Es wird nicht der Widerspruch gesucht und das eigene Wahrnehmen hinterfragt, sondern es wird eigentlich ständig Bestätigung gesucht. Wir Journalisten kennen das als einen Grundfehler, den wir auf keinen Fall machen dürfen: Vorurteilsbestätigungsrecherche. Und wir haben unsere Werkzeuge, um das zu verhindern, weil wir ja auch nur Menschen sind und nicht Gott. Meiner Ansicht nach sind Kommunikation in den einzelnen Räumen und mit einzelnen Freunden sowie die Spiegelungen bei Facebook eine Neigung, nur das wahrzunehmen, was ich ohnehin schon geglaubt habe, und nur das zu suchen, was ich ohnehin schon kenne. Es ist auch schwer, Menschen mit neuen Missständen und neuen Geschichten zu konfrontieren. Man kann ja bei Google nicht eingeben »Geschichte, die ich noch nicht kenne« und danach einen relevanten Bestand erhalten.

de Maizière: Zunächst bin ich erstaunlicherweise mit Herrn Beckedahl einer Meinung. Die erste Illusion beim Internet war, dass jetzt endlich ein herrschaftsfreier Diskurs zustande kommt, der völlig frei ist und aus dem sich alle heraushalten sollen, insbesondere der Staat – natürlich mit Überwachung, aber auch mit Regelungen. Dann entstehe eine neue Freiheitsdimension. Jetzt erleben wir, dass das nicht der Fall ist. Zwar erleben wir wunderbare Diskussionen im Internet. Wir leben eine Informationszugangsmöglichkeit wie nie zuvor, wir erleben aber auch Waffenhandel, wir erleben Kinderpornografie, wir erleben Hass und Meinungsmacht. In Verbindung mit der Nutzung künstlicher Intelligenz könnte das das größte Problem sein. Deswegen gilt der alte Grundsatz, dass Freiheit auch geordnet und geregelt werden muss, in der analogen wie in der digitalen Welt. Das ist hier ein bisschen komplizierter, weil wir natürlich den nationalen Gesetzgeber, den europäischen Gesetzgeber, als Regelfall haben und es mit einem weltweiten Phänomen zu tun haben. Aber mein erster Punkt ist: Ja, das Internet braucht, wie jede Freiheitsausübung, Regeln und Ordnung.

Sahr: Welche Gesetze brauchen wir, um dieses Digitale sinnvoll in Griff zu bekommen und die Möglichkeiten, die das Digitale uns bietet, weiterzuentwickeln? Jetzt wurde ein Gesetz zur Verbesserung der Rechtsdurchsetzung in sozialen Netzwerken² auf den Weg gebracht. Was ist da in Planung?

de Maizière: Das Motiv des Gesetzes ist, dass soziale Netzwerke bestimmte gesetzwidrige Inhalte löschen müssen. Viele sagen nun dazu, es könne doch nicht sein, dass etwa Facebook zum neuen Zensor wird. Das stimmt. Aber ich

² Netzwerkdurchsetzungsgesetz: NetzDG.

sage dazu auch, dass man die Anbieter von Inhalten, wie Facebook, nicht von jeder Verantwortung für das, was sie transportieren, freisprechen kann. Das Gesetz soll diesen Zielkonflikt lösen. Das ist aktuell vielleicht noch nicht der Weisheit letzter Schluss. Wir müssen noch darüber reden, wie das am besten funktioniert.

Sahr: Das sagt der Bundesinnenminister. Jetzt schau ich in Richtung Markus Beckedahl, der ja auch für die Freiheit des Netzes spricht. Ziehen Sie mit am gleichen Strang?

Beckedahl: Ich würde sagen, das Netzwerkdurchsetzungsgesetz ist gut gemeint, aber schlecht gemacht. Wir befürchten eine Privatisierung der Rechtsdurchsetzung, wenn gerade Facebook und Co. in die Rolle gedrängt werden, Richter und Henker zu spielen, eine Aufgabe, die in einem Rechtsstaat eigentlich die Gerichte und Staatsanwaltschaften erledigen sollten. Facebook und Co. sollen gesetzlich verpflichtet werden, Straftatbestände innerhalb von 24 Stunden zu löschen, bei schwierigen Fällen haben sie sieben Tage Zeit. Das tangiert nun aber alles die Meinungsfreiheit. Wir haben in Deutschland viele Fälle erlebt, wo es teilweise langwierige Prozesse gab, um festzustellen, ob etwas legitim geäußert wurde oder nicht. Aktuelles Beispiel ist der Fall Jan Böhmermann. Da ist gerade das dritte oder vierte Gericht daran zu klären, inwiefern sein Gedicht über den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan verbreitet werden kann.³ Wir befürchten, dass Facebook und Co. noch mächtiger werden, weil sie zukünftig noch mehr selbst über unsere Meinungsfreiheit herrschen können.

Es gibt natürlich noch ein paar andere Nebenwirkungen in diesem Gesetz. Sicherlich auch gut gemeint, aber schlecht gemacht, ist der sogenannte Auskunftsanspruch ohne Richtervorbehalt. Er bedeutet, dass Sie, wenn Sie sich beleidigt fühlen, über Ihren Anwalt bei Facebook die Bestandsdaten von der Person, die Sie da angeblich beleidigt hat, anfordern können. Wir hätten hier gern einen Richtervorbehalt. Denn wir befürchten, dass beispielsweise Neonazis, die wahrnehmen, dass engagierte Menschen im Schutz der Anonymität über sie berichten, dann deren Daten bekommen. Diese Menschen könnten eingeschüchtert werden und das ist das genaue Gegenteil davon, wofür das Netzwerkdurchsetzungsgesetz eigentlich gemacht wurde.

Sahr: Bernhard Pörksen, da ist ein Gesetz auf dem Weg, das versucht, diese wirklich unter der Gürtellinie laufenden, massenhaft auftretenden Anschuldigungen in den Griff zu kriegen ...

³ Jan Böhmermann trug das Gedicht über R. T. Erdoğan in seiner Sendung Neo-Royal vor. Erdoğan reichte daraufhin in Deutschland Klage gegen ihn ein (Anm. d. Hrsg.).

de Maizière: Bauanleitungen für Bomben oder Kinderpornografie und all das.

Sahr: ... indem man den Unternehmen sagt, sie sollen das selbst löschen. Ist das Ihrer Meinung nach ein guter Weg oder ist da nicht der Staat gefragt?

Pörksen: Es ist ein wichtiges Anliegen und die richtige Intention, Plattformen zu einer stärkeren Verantwortung zu zwingen. Denn die sind gewissermaßen die unsichtbaren *Gatekeeper*, die Meinungsströme algorithmisch vorfiltern. Fairerweise muss man auch sagen, dass es seitens des Bundesjustizministers Heiko Maas lange Gespräche mit Facebook, Twitter und Co. gab. Diese haben die Gespräche in unterschiedlicher Tonlage mehr oder weniger ausgesessen.

Als entscheidendes Problem sehe ich, dass wir jetzt ein Gesetz mit Schadenssummen von bis zu 50 Millionen Euro haben, das eine Art privatisiertes Anreizsystem zur Sofortlöschung darstellt. Sie müssen sich das mal aus unternehmerischer Sicht vorstellen: Sie erhalten die Meldung über eine Falschnachricht, eine sinnlose Attacke oder eine wilde Beleidigung, die gelöscht werden soll. Was machen Sie dann? Wenn diese Schadensersatzsummen drohen und diese Zeitfristen gegeben sind, dann löschen Sie unter Umständen zu schnell. Die Gefahr besteht also darin, dass falsche Anreize gesetzt werden, und dass eine Privatisierung der Rechtsdurchsetzung erfolgt. Facebook und Co. sollen an Macht verlieren, gewinnen aber paradoxerweise faktisch an Macht, weil sie zu Meinungsrichtern werden und auf einmal Entscheidungen treffen, die eigentlich von einem ordentlichen Gericht getroffen werden sollten. Das ist die Seltsamkeit dieses Gesetzesentwurfs. Aber die Intention dahinter teile ich.

Wir dürfen aber die Fragen zu *Fakenews*, Hasskommunikation und wer was sagen darf, nicht juristisch verengen. Das meiste ist ja nicht völlig eindeutige Hasskommunikation; es sind Fälle in einem Graubereich. Das heißt, der eigene Wertekompass muss scharf gestellt werden. Wie macht man das? Durch Bildung. Es muss investiert werden, in Schulen, Universitäten und dort, wo über diese Phänomene diskutiert werden kann. Das ist eine ganz elementare Aufgabe in dieser Phase der Medienevolution, in der wir uns befinden.

Sahr: Ein drängendes Problem gerade vor der kommenden Bundestagswahl am 24. September 2017 ist die Frage, wie verhindert wird, dass sehr realistisch wirkende, aber computergesteuerte Nutzerprofile und deren Nachrichten zur Manipulationsmaschine werden?

de Maizière: Das Wichtigste ist Transparenz. Wenn es einen sogenannten *Shitstorm* gegen irgendetwas gibt, und es stehen aber nicht 10.000 Menschen dahinter, sondern ein einziger, der seine Meinung durch *Bots*, also mit Hilfe

mathematischer Formeln vervielfacht, dann muss versucht werden, das offenzulegen.

Was mir mehr Sorgen macht, ist, dass, von außen oder innen gesteuert, kurz vor der Wahl Nachrichten, die sich halbwegs plausibel anhören könnten, aber falsch sind, zur Desinformation eingesetzt werden. Auch das ist nicht ganz neu. Desinformation ist ein altes Mittel. Wenn sie in der Größenordnung heutiger sogenannter *Fakenews* stattfindet, dann muss man das blitzschnell offen legen.

Sahr: Da sind auch Journalisten als Kommunikatoren gefragt. Ilka Brecht, beim sogenannten Faktencheck, der jetzt immer häufiger auftaucht, gehen die öffentlich-rechtlichen Sender quasi in Vorleistung und checken erst mal, ob eine in die Welt gesetzte Behauptung stimmt.

Brecht: Das ist richtig, ZDF und ARD haben für die Bundestagswahl einen »Faktencheck 2017« aufgelegt. Wir schauen uns im Netz um, versuchen, nicht gegenzusteuern, aber zu überprüfen und dann ggf. zu korrigieren. Aber wir sind natürlich kein staatliches Überprüfungsorgan, sondern wir machen unsere eigenen Geschichten. Da gehörte Überprüfung schon immer zum Handwerkszeug von recherchierenden Journalisten. Das, was wir am Ende senden, ist nur die Spitze des Eisbergs; dahinter steckt eine ganz lange Recherkette. Wir müssen ja von Anfang an prüfen: Wer ist die Quelle? Welches Interesse hat sie? Kann das stimmen? Gibt es andere Quellen, die etwas anderes sagen? Das braucht irre viel Zeit und ich bin sehr froh darüber, dass wir als investigative Journalisten diese Zeit bekommen. Ich glaube, es wäre sinnvoll, dass man unseren Zuschauern deutlicher macht, wie wir arbeiten, dass wir ihnen das bieten, was sie selbst im Internet nicht so einfach leisten können, nämlich die Überprüfung von Fakten und Informationen. Aus diesem Grund steigt die Wertschätzung für unsere Arbeit auch wieder an. Wir sehen, dass in Amerika die Washington Post oder die New York Times, die vorher durchaus Probleme hatten, sich mit ihrem Qualitätsjournalismus durchzusetzen, jetzt große Investitionen vorgenommen haben, denn es gibt wieder ein Interesse für unsere Art von investigativem Journalismus, weil er Orientierung bietet.

Sahr: Und da sollte man auch explizit alle Kolleginnen und Kollegen von Radio, Zeitung und Internet einbinden, die sich die Mühe machen, nicht nur schnell zu entscheiden, sondern auch gut. Das kann heißen, sich Zeit zu nehmen, bevor man urteilt.

Beckedahl: Ja, aber damit auch die Bürger sich ein Urteil bilden können, braucht es natürlich Digital- und Medienkompetenz. Ich kann es nicht so stehen lassen, wenn es darauf reduziert wird, dass es eine Frage des An-

stands sei. Wir brauchen eine gesellschaftliche Anstrengung, um genau diese 80 Prozent der Bevölkerung, die nicht mehr zur Schule gehen, zu befähigen, Debatten fair zu kommunizieren, Faktenchecks durchzuführen und die IT-Sicherheit zu beachten. Wenn man sich die Haushalte auf Landes- und Bundesebene anschaut und nach dem Stichwort Medien- und Digitalkompetenz sucht, dann möchte man fast heulen. Wenn man es überhaupt findet, wurde viel zu wenig investiert. Da müssen wir viel mehr reinstecken, um einigen negativen Phänomenen besser zu begegnen, so dass zum Beispiel Desinformation von allen besser entdeckt werden kann. Die kommt ja nicht nur von anderen Staaten und nicht nur politisch motiviert aus der Opposition, sondern auch aus der Bundesregierung, die zum Beispiel Zahlen erfindet, um die Stimmung in der Flüchtlingskrise zu beeinflussen.

Sahr: Kann uns hier der Blick in die Geschichte ein wenig weiterhelfen? Denn das scheint ja eine Herkulesaufgabe.

Rublack: Ich will mich vor allem gegen die Wahrnehmung verwahren, dass Historiker immer nur sagen, dass es früher auch schon so war. Wir sehen natürlich auch, was sich ändert. Was so faszinierend ist an der Zeit bis zum deutschen Bauernkrieg und danach, ist, dass es dieses enorme Potenzial, sich einzumischen, in ganz breiten Bevölkerungsschichten gab. Das waren zum Beispiel Handwerker, die Flugschriften und kleine Pamphlete geschrieben haben. Hans Sachs ist ja bekannt. Aber auch eine Frau, Argula von Grumbach, schrieb auf einmal an die Universität Ingolstadt. Anders als heute gab es nur ein Referenzsystem für Wahrheit, und das war die Bibel. Aber genau diese Tatsache löst sich dann auch in unheimliche Komplexität auf, weil deutlich wird, dass die Bibel unterschiedlich ausgelegt und interpretiert wurde. Da wurden auch schon Regelungsverfahren gesucht, um faktenorientiert diskutieren zu können. Heute suchen wir eben erneut nach einer nachhaltigen und gut geregelten Form des öffentlichen Austauschs.

Pörksen: Wir bewegen uns in einem Spannungsfeld. Herr de Maizière hat Anstand gefordert, Herr Beckedahl Digital- und IT-Kompetenz und Frau Brecht beschreibt mit viel Enthusiasmus die Anforderungen an die Qualität ihrer journalistischen Arbeit. Was ist der Kern journalistischer Arbeit? Was ist eine glaubwürdige Information? Wie recherchiert man? Welche Quelle ist vertrauenswürdig und relevant? Und was soll mit welchen Gründen veröffentlicht werden?

Für mich ist es sehr interessant, diese Diskussion hier zu verfolgen, denn wir sind auf der Suche nach so etwas wie einem Wertegerüst für das öffentliche Sprechen. Aus meiner Sicht liegt im Kern des guten Journalismus das Bildungsprogramm der Zukunft, nämlich die Entwicklung von einer digitalen zu einer redaktionellen Gesellschaft, in der die Grundfragen darüber, was

glaubwürdige, relevante und veröffentlichungsreife Informationen sind, zu einem Element der Allgemeinbildung werden. Das wäre doch ein Bildungsprogramm, das ich Ihnen, Herr Minister, so kurz vor dem Wahlkampf, unter der Hand, im quasi halböffentlichen Raum zuspiele, mit dem Sie wahrscheinlich weltweit punkten könnten.

de Maizière: Ich stimme Ihnen zu. Nur ist das zwar sehr schön formuliert, aber schwer gemacht. Die Nagelprobe kommt hoffentlich nicht. Das wäre nämlich zum Beispiel drei Tage vor der Bundestagswahl die Behauptung – nicht von guten Journalisten, sondern vielleicht als böswillige Aktion aus dem Ausland –, dass ein führender Politiker Steuerhinterziehung durch die Anlegung von Panama-Papieren beging. Als Beleg wird vielleicht eine verschwommene Kopie gezeigt. Der Politiker würde alles abstreiten. Dann würde sich die Frage stellen, wie unser Journalismus darauf reagieren würde. Nähme er das Thema auf oder nicht? In den sozialen Netzwerken würde es auf jeden Fall vertrieben, und zwar bevor wir beide Erfolg haben können mit unserer großen redaktionellen Gesellschaft. Statt im Verlauf von mehreren Monaten müssten wir dann in drei Tagen sehen, wie wir damit umgehen. Da müssen wir uns, glaube ich, noch ein bisschen vorbereiten, und zwar in den nächsten Wochen, nicht in den nächsten Jahren.

Der Not ein Ende machen

Wie verringern wir weltweit und wirksam die Armut?

Vorträge am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 20

Dr. Gerd Müller MdB, Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Berlin

Dr. Klaus Seitz, Abteilungsleiter Politik, Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst, Berlin

Vortrag von Gerd Müller

Die Botschaft muss sein: Frieden, Gerechtigkeit und eine Welt ohne Hunger zu schaffen – das ist möglich! Ich komme eben vom Brandenburger Tor und möchte Ihnen, der Gemeinschaft der evangelischen Christen und Christinnen, der Christen überhaupt, sagen: Wir brauchen eine bekennende und eine mutige Kirche, so wie sie sich dieser Tage hier zeigt. Wir brauchen mehr Mut, liebe Jugend hier im Saal, mehr Mut der jungen Generation. Einen Mut, wie Martin Luther ihn hatte, der die Welt verändert hat. Wir brauchen weniger Gleichmut und Gleichgültigkeit. Deshalb danke ich als Erstes Ihnen allen hier und den Kirchen insgesamt für das großartige Engagement bei der Bewältigung der Flüchtlingskrise. Als deutscher Entwicklungsminister sage ich Ihnen: Ohne die Kirche, ohne die vielen Ehrenamtlichen hier in Deutschland, aber auch weltweit, hätten wir diese humanitäre Herausforderung nicht bewältigen können. Dafür meinen herzlichen Dank.

Die Menschheit steht an einer Weggabelung. So hat es auch Präsident Obama eben am Brandenburger Tor gesagt. Gehen wir den Weg so weiter, dann führen wir den Planeten mit unserem Konsum und dem Wirtschaftsstil, den wir in den Industrieländern praktizieren, an den Rand der Apokalypse. Ein Paradigmenwechsel muss kommen. Halten wir ein und bewahren die Schöpfung für kommende Generationen! Als Christen stehen wir dazu in der Verantwortung, vor Gott und vor unseren Kindern und kommenden Generationen. Die Schöpfung bewahren, das ist die Aufgabe, und dafür bedarf es dieses Paradigmenwechsels. Wir müssen unseren Lebens- und Konsumstil ändern, wir müssen bei uns beginnen.

Die SDG-Agenda¹, der New-York-Vertrag nimmt nicht die Industrieländer allein, sondern uns alle in die Verpflichtung: Industrieländer, Schwellenländer, Sie, uns, mich. Wir leben über unsere Verhältnisse. Mit unserem Konsum und diesem Wirtschaftsstil verbrauchen wir schon heute so viele

¹ *Sustainable Development Goals*. Deutsch: Ziele für nachhaltige Entwicklung.

Ressourcen, als hätten wir 1,5 Planeten zur Verfügung. Wollten alle – in Afrika, Indien, überall auf der Welt – so leben wie wir, dann bräuchten wir drei Planeten. Aber die Antwort kann nicht sein, dass wir die Afrikaner und Afrikanerinnen, die Menschen in Indien ausschließen und sie in Armut und Dunkelheit zurücklassen. Nur ein Drittel der Menschen in Afrika hat Energie, hat Strom.

Wir müssen neu teilen lernen, das ist die Antwort! Es ist doch allen klar, dass wir ein Gerechtigkeits- und ein Verteilungsproblem haben. Wenn zehn Prozent der Weltbevölkerung 90 Prozent des Vermögens besitzen, wie Oxfam dies dargestellt hat, und wenn zehn Menschen auf der Welt so viel besitzen wie die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung, nämlich 3,5 Milliarden Menschen – dann läuft etwas schief auf diesem Planeten. Globalisierung, wie sie im Augenblick läuft, schafft auf der einen Seite Gewinner. Wir haben große Sprünge gemacht. Hunderte von Millionen von Menschen konnten sich in den letzten Jahren aus der Armut befreien, durch Handel, durch Zusammenarbeit, insbesondere in Asien. Aber es gibt auch viele, viele Millionen Verlierer. Und deshalb ist meine Botschaft, auch für meine Arbeit im Ministerium in diesen vier Jahren: Lasst uns Globalisierung gerecht gestalten für alle! Das ist möglich.

Dazu ist es notwendig, dass der freie Markt Regeln bekommt. Ein globaler Markt ohne Regeln führt zu Ausbeutung von Mensch und Natur, in Afrika, in Indien. Deshalb brauchen wir weltweit verbindliche ökologische und soziale Mindeststandards für global gehandelte Güter. Sie wissen: Ich habe das deutsche Textilbündnis beispielhaft auf den Weg gebracht, weil mir überall in der Wirtschaft gesagt wird: »Das geht nicht!«, »Das ist Idealismus, aber in einer globalen Welt Globalisierung gerecht zu gestalten, das geht nicht.«

Aber ich sage: Es ist möglich. Eine Jeans, die in Bangladesch genäht wird, geht für fünf Dollar in Bangladesch aus der Fabrik raus und hängt für hundert Dollar in Berlin in den Kaufhäusern. Wo bleiben die 95 Dollar? Nicht bei den Näherinnen. Die Näherinnen bekommen 15 Cent für 15 Stunden am Tag, in einer Sechs-Tage-Woche, und haben am Ende des Monats 50, 60 Dollar in der Tasche. Sie können ihre Kinder nicht zur Schule schicken, keine Medikamente kaufen, nur damit der Handel die Jeans für fünf Euro ein- und für 100 Euro verkaufen kann. Das kann und das muss geändert werden! Ein oder zwei Dollar mehr in Bangladesch bei den Näherinnen, heißt existenzsichernde Löhne für die Menschen, die vor Ort für uns arbeiten.

Das gilt für alle Wertschöpfungsketten. Ein Handy funktioniert beispielsweise nur, weil Coltan drin ist, aus den Minen des Kongo. Apple verkauft dieses Handy für 800 Dollar. Dann muss auch Fairness in den Minen im Kongo für die Kinder und die Arbeiter dort gewährleistet sein. Wenn einer sagt, Globalisierung gerecht gestalten »das geht nicht«, dann müssen wir aufstehen, dann müssen wir vorausgehen und sagen: »Es geht, wir müssen es nur wollen.« Denn das ist die Grundlage, um die Ursachen von Hunger, Armut

und Not, und damit auch die Ursachen des Flüchtlingselends zu bekämpfen. Lassen Sie mich zum Schluss auf die christlichen Gebote kommen. Eine der zentralen Aussagen ist doch: Wir stehen für das Leben. Da sind wir uns alle einig, katholische und evangelische Christen und Christinnen, alle Religionen der Welt. Deshalb kämpfe ich für den Dialog der Religionen. Denn es gibt ein weltweites Ethos, das uns verbindet. Ein Recht auf Leben, auf Nahrung. »Du sollst nicht töten«: Heute Nacht sind 7.000 Kinder gestorben, an Hunger, an Unterernährung. Ich war selbst in Ostafrika vor wenigen Wochen. Es ist beschämend, dass es der Welt nicht gelingt, vier Millionen Euro aufzubringen, die nötig wären, um zehn Millionen Menschen vor dem Hungertod zu retten.

Die USA und danach Deutschland sind die größten Geber der Welt im humanitären Bereich. Ich hätte mir gewünscht, dass US-Präsident Trump gesagt hätte: »Wir Amerikaner setzen ein Zeichen mit einem Zehn-Milliarden-Fonds für Afrika, für die Beseitigung der Armut in der Welt.« Stattdessen ein 100-Milliarden-Deal um Waffen. 1.700 Milliarden Dollar gibt die Welt jedes Jahr für Rüstung aus, 160 Milliarden für Entwicklungszusammenarbeit. Aber die Welt muss verstehen: Mehr Panzer schaffen nicht mehr Frieden! Eine Umkehr, ein Paradigmenwechsel ist notwendig. Wem gehört das Klima, die Atmosphäre, die Ozeane, das Wasser, der Boden, die globalen Güter in der Schöpfung? Sie gehören keinem Einzelnen, keinem Spekulanten, nicht der Wall Street und nicht den multinationalen Konzernen. Es ist unser aller Schöpfung. Jeder Mensch auf dem Planeten, ob Afrikanerin, Europäer oder Amerikanerin, hat ein Recht auf ein Leben in Würde.

Wir müssen Verantwortung übernehmen. Deshalb lassen Sie mich zum Schluss sagen: Lasst uns gemeinsam mutig vorausgehen, die Welt ein Stück gerechter gestalten, im Geiste von Martin Luther und von Papst Franziskus. Herzlichen Dank.

Vortrag von Klaus Seitz

Wie kann es sein, dass auf unserem Planeten, der ausreichend Nahrungsmittel für alle bereitstellt, noch immer Hunderte Millionen Menschen hungern? Wie kann es sein, dass in einer Welt, deren Wohlstand Jahr für Jahr wächst, so vielen Menschen das Nötigste zum Leben fehlt? Das Fortbestehen von Hunger und Armut ist ein Skandal! Diese Empörung war es, die Christinnen und Christen schon in den Fünfzigerjahren, im Jahrzehnt des deutschen Wirtschaftswunders, zum Handeln herausgefordert hat. Genau vor 60 Jahren, 1957, wurde die ökumenische »Aktionsgemeinschaft für die Hungernden« von Präses Kreyssig gegründet, mit der das Entwicklungsengagement der Kirchen seinen Anfang nahm. Die Gründung von Misereor und Brot für die Welt folgte, und wenige Jahre später nahm auch die staatliche Entwicklungspolitik ihre Arbeit auf.

Seit sechs Jahrzehnten ist die Entwicklungszusammenarbeit von Staat und Kirchen dem Auftrag verpflichtet, Armut und Hunger zu überwinden. Wenn wir heute die Bilder der Hungersnot am Horn von Afrika sehen oder von den Armutsprotesten in Ägypten oder in Griechenland lesen, müssen wir erkennen, dass diese Mission noch nicht erfüllt ist. Manche behaupten, alle Hilfe sei ohnehin vergeblich und der Zustand der Welt habe sich weiter verschlechtert. Doch das ist ein Irrtum: Die Zahl der extrem Armen ist im letzten Vierteljahrhundert deutlich gesunken, von 1,8 Milliarden auf heute 770 Millionen. Über eine Milliarde Menschen konnten seit 1990 der Armut entkommen.² Auch sank in diesem Zeitraum die Rate der Kindersterblichkeit um die Hälfte. Diese Erfolge kann man nicht nur der weltweiten Entwicklungszusammenarbeit zuschreiben, aber auch sie hat ihren Anteil daran. Es besteht also Hoffnung, dass das Ziel, das sich die Staatengemeinschaft gesetzt hat, auch tatsächlich erreichbar ist: Armut und Hunger bis zum Jahr 2030 vollständig zu überwinden. Allerdings haben die Regierungen eine solche Absicht schon mehrfach feierlich bekundet. So hieß es beim ersten Welternährungsgipfel 1974 in Rom, dass am Ende des Jahrzehnts kein Kind mehr hungrig zu Bett gehen müsse und keine Familie sich mehr um das Brot des nächsten Tages sorgen soll. Es kam ganz anders, noch im gleichen Jahrzehnt sprang die Zahl der Hungernden trotz der Grünen Revolution weiter in die Höhe.

In der Eingangshalle der Weltbankzentrale in Washington prangt seit Jahrzehnten die Inschrift im Marmor: *Our dream is a world without poverty* – ein Leitmotiv, das in den 1980er-Jahren einen zynischen Unterton annahm, als Weltbank und Währungsfonds mit ihren Strukturanpassungsprogrammen in den verschuldeten Entwicklungsländern die Armut verschlimmerten. An guten Vorsätzen mangelte es in der Geschichte der Entwicklungspolitik nicht. Aber offenbar fehlt der politische Wille, diese zu verwirklichen – oder die Strategien waren falsch. Die Politik wird sich nicht an ihren Sonntagsreden messen lassen müssen, sondern daran, was tatsächlich umgesetzt wurde.

Wie stellt sich heute die weltweite Lage der Armut dar? Rund ein Drittel der Todesfälle weltweit gehen noch immer auf armutsbedingte Ursachen zurück. Sie wären durch besseren Zugang zu Trinkwasser, Nahrung, Ärzten und durch weniger Luft- und Umweltverschmutzung vergleichsweise leicht zu vermeiden. Tag für Tag sterben fast 50.000 Menschen einen vorzeitigen Tod, weil ihre Lebensbedingungen mangelhaft sind.³ Die Landschaft der globalen Armut ist komplexer geworden. Zum einen hat sich die geografische

² Vgl. Worldbank: *Poverty and Shared Prosperity. Taking on Inequality*, Washington D.C. 2016, <https://openknowledge.worldbank.org/bitstream/handle/10986/25078/9781464809583.pdf> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

³ Vgl. Thomas Pogge: *Weltarmut und Menschenrechte: Kosmopolitische Verantwortung und Reformen*, Berlin 2011.

Verteilung verändert: Die Mehrheit der Armen lebt nicht in den ärmsten Ländern, sondern in den Ländern mit mittlerem Einkommen, in Indien, China, Indonesien, Nigeria. In den meisten wirtschaftlich erfolgreichen Ländern, die kürzlich in die höhere Liga aufgestiegen sind, bleibt die Mehrheit der Bevölkerung weiterhin arm – auch wenn das Land insgesamt reicher wird. Der Wohlstandszuwachs konzentriert sich in den Händen von wenigen Reichen.

Zum Zweiten umfasst Armut sehr viel mehr als Einkommensarmut. Menschen erfahren Armut vor allem als Diskriminierung, als Ausschluss von der Teilhabe an der Gesellschaft. Der Zugang zu Gesundheitsdiensten oder Bildung, zu Land oder Wasser bleibt ihnen versperrt. Sie sind nicht in der Lage, ihre Rechte auf gesellschaftliche Teilhabe einzuklagen. Zieht man diese Armutsfaktoren mit in Betracht, müssen weltweit gesehen rund zwei Milliarden Menschen als arm gelten. Die SDGs nehmen dieses umfassendere Armutsverständnis durchaus in den Blick, wenn im Ziel 1 die Rede ist, dass »Armut in all ihren Formen« überwunden werden soll.⁴ Die Rechte dieser Benachteiligten zur Geltung zu bringen, steht im Mittelpunkt kirchlicher Entwicklungsarbeit. Der Grundsatz »Den Armen Gerechtigkeit« steht daher auch an vorderster Stelle von fünf Kerngedanken, mit denen ich unseren Ansatz zum Umgang mit Armut charakterisieren will.

1. Es geht nicht um Almosen für die Armen, sondern um Gerechtigkeit.

Kirchliche Entwicklungsarbeit steht auf der Seite der Benachteiligten. Das hat uns schon 1973 die evangelische Entwicklungsdenkschrift ins Stammbuch geschrieben: »Für den kirchlichen Entwicklungsdienst ist eine Grundentscheidung gefallen: Er hat sich der Menschen anzunehmen, die an den Rand ihrer Gesellschaft gedrängt werden. Um ihretwillen arbeitet er mit an der Änderung gesellschaftlicher Verhältnisse.«⁵ Die Parteinahme für die Armen ist biblisch verankert, in Gottes Option für die Armen: »Schaffet Recht den Armen und den Waisen und helft den Elenden und Bedürftigen zum Recht«, heißt es in Psalm 82. Armutsbekämpfung ist so gesehen ein irreführendes Wort. Was wir brauchen, ist ein Ermächtigungsprogramm. Unsere Arbeit lässt sich von der Erkenntnis leiten, dass Menschen nicht entwickelt werden können, sondern nur sich selbst entwickeln. Alle Menschen sollen die Möglichkeit haben, ihre Rechte zu verwirklichen. Entwicklung ist ohne Teilhabe der Armen weder wünschenswert noch möglich. Das bedeutet aber auch: Nicht wir als Geber in Deutschland entscheiden, wo es lang geht, sondern

⁴ Vereinte Nationen: Transformation unserer Welt. Die Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung, 18.09.2015, <http://www.un.org/depts/german/millennium/SDG%20Bericht%202017.pdf>, S. 3 (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁵ Rat der EKD (Hrsg.): Der Entwicklungsdienst der Kirche – ein Beitrag für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt, Gütersloh 1973, S. 30.

die Partner im Süden, die ihre eigenen Ziele definieren und ihre Programme umsetzen. Sie kennen die Anliegen der Benachteiligten vor Ort und hören ihnen zuerst einmal zu, bevor sie Lösungen in Angriff nehmen.

2. Wenn wir über Armut sprechen, dürfen wir über Reichtum nicht schweigen.

In einer begrenzten Welt ist Armutsbekämpfung ohne Reichtumsbeschränkung nicht zu erreichen. In einer Welt, die am Rande der ökologischen Belastungsgrenzen operiert, kann das Versprechen, dass weiteres Wachstum auch die zurückgelassenen Armen irgendwann einmal mitnimmt, nicht mehr eingelöst werden. Nicht durch mehr Wachstum, sondern durch mehr Verteilungsgerechtigkeit muss Armut überwunden werden. Von dem in den Zielen für eine nachhaltige Entwicklung formulierten Ziel, dass die Einkommen der 40 Prozent Ärmsten in jedem Land mehr wachsen sollen als die Durchschnittseinkommen, sind wir allerdings nach wie vor noch weit entfernt. In mehr als einem Drittel der Länder hat sich die Kluft zwischen den unteren 40 Prozent und den oberen 60 Prozent der Einkommenspyramide weiter vertieft.

Was wissen wir über die wirkungsvollsten Schritte zu einer armutsmindernden Umverteilung? Jüngste Studien, auch der Weltbank, zählen auf: sozialpolitische Maßnahmen, die Stärkung sozialer Sicherung, ein kostenloses und für alle zugängliches Gesundheitssystem, Investitionen in Bildung und Ausbau öffentlicher Infrastruktur.⁶ Soziale Gerechtigkeit ist nicht zuletzt auch eine Frage der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, sind doch Frauen und Mädchen in besonderer Weise von Armut und Benachteiligung betroffen. Brot für die Welt unterstützt Partnerorganisationen darin, gegenüber ihren Regierungen steuerfinanzierte Instrumente für die soziale Sicherung durchzusetzen. Vor allem Absicherung im Krankheitsfall ist wichtig, ist doch Krankheit eine der gefährlichsten Armutsfallen.

Bereits das Alte Testament kannte eine armenorientierte Sozialgesetzgebung, die auf dem Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit ruht. Mit dem Erlassjahr wurde ein Schuldenerlass verfügt, damit niemand mehr von der Last der Schulden erdrückt wird. Wie heißt es dazu im fünften Buch Mose? »Es sollte überhaupt kein Armer mehr unter euch sein.« (Dtn 15,4) *Leave no one behind* (Deutsch: niemand darf zurückgelassen werden), dieses zentrale Leitprinzip der SDGs darf als Echo auf diesen biblischen Auftrag verstanden werden.

⁶ Vgl. Worldbank, a. a. O.

3. Gutes Leben ist gutes Leben für alle, weltweit!

In einer Zeit, in der manche darauf drängen, dass wir unseren Wohlstand verteidigen müssen gegenüber den Ansprüchen von Notleidenden oder gegenüber Flüchtlingen, ist es notwendiger denn je, an dieses Gerechtigkeitsprinzip zu erinnern. Zum Kern eines christlichen Verständnisses gehört es, dass wir nur dann von einem guten Leben sprechen können, wenn es allen zuteil wird – und das heißt, wenn auch unsere nahen und fernen Nachbarn ein gutes Leben führen können. Denen es gut geht, ginge es besser, wenn es denen besser ginge, denen es weniger gut geht. Wir können ein gutes Leben nicht nur für uns selbst haben. Wir müssen die Prüffrage stellen, inwieweit der Lebensstil, den wir pflegen, universalisierbar ist, inwieweit er weltweit verträglich ist. Die meisten Deutschen leben über die Verhältnisse unserer Erde, das heißt, wir verbrauchen mehr Ressourcen, als uns bei weltweiter Gleichverteilung zustehen würde. Wir stoßen sehr viel mehr Treibhausgase aus, als wir dürften, wir nehmen gigantische Landflächen in anderen Ländern für den Anbau von Futtermitteln in Anspruch, um unseren hohen Fleischkonsum zu ermöglichen. Es führt kein Weg daran vorbei, den ökologischen Fußabdruck unserer Lebens- und Wirtschaftsweise drastisch zu reduzieren, solange die Auswirkungen unseres Mehrverbrauchs die Lebenschancen anderer beschneiden. Dringlich sind hierzulande vor allem eine Energiewende, eine Ernährungswende und eine Mobilitätswende, um unsere Gesellschaft international verträglich und enkeltauglich aufzustellen.

4. Vorrang für integrale Ansätze statt isolierter Lösungen

Die SDGs führen vor Augen, dass die globalen Herausforderungen ver-schränkt sind: ökologische und ökonomische Probleme, sozial- und ent-wicklungspolitische, kulturelle und menschenrechtliche. Sie müssen daher auch vernetzt angegangen werden. Das ist ein wichtiger Fortschritt gegenüber dem Silodenken früherer Jahre. In den ersten Dekaden der Entwicklungspoli-tik kursierten eigentümliche Rezepte, die einseitig auf wirtschaftliches Wachstum fixiert waren, nach dem Motto »Wachstum jetzt, Demokratisie-rung später« oder »Wachstum jetzt, Umweltschutz später«. Diese Rezepte sind kläglich gescheitert. Es kommt darauf an, integrierte Ansätze zu stärken und sich nicht von der scheinbaren Effizienz technischer Lösungen blenden zu lassen, seien dies nun neue Medikamente, Hochleistungs-saatgut oder Ern-temaschinen. Nur ein Beispiel: Die unheilvolle Mischung von staatlicher Fra-gilität, von Armut, dem Fehlen einer Gesundheitsversorgung und den Kriegsfolgen waren die Ursachen, die die Ebola-Katastrophe in Westafrika erst möglich gemacht haben. Die Bekämpfung des Virus allein kann die nächste Krise nicht verhindern. Es kommt daher darauf an, Basisgesundheits-

systeme flächendeckend auszubauen und mit ländlicher Entwicklung, Frauenförderung und Friedenssicherung zu verzahnen.

5. Weniger nehmen ist seliger denn mehr geben

Die öffentlichen Entwicklungsleistungen betragen weltweit zuletzt 142 Milliarden US-Dollar, sie haben damit einen historischen Höchststand erreicht. Die Summe wirkt auf den ersten Blick enorm. Gemessen an der Größe der Aufgabe ist sie allerdings mehr als bescheiden. Allein schon der Schaden, den Naturkatastrophen anrichten, ist deutlich größer als der Umfang der weltweiten Entwicklungshilfe. Und bestürzend ist, welche Prioritäten Staaten in ihren nationalen Haushalten setzen: Die Rüstungsausgaben aller Länder der Welt beliefen sich 2015 auf 1,7 Billionen US-Dollar. Für Entwicklung geben die Regierungen nur einen Bruchteil der Summe aus, die sie für Kriegsgerät bereitstellen. Sollen die SDGs erreicht werden, müssen die Prioritäten neu ausgerichtet werden. Noch dringlicher ist es, dafür zu sorgen, dass die armen Länder nicht noch mehr ausbluten. Aus den Entwicklungsländern fließt viel mehr Geld ab, als diese durch Investitionen, Rücküberweisungen von Arbeitsmigranten und Entwicklungshilfe erhalten. Allein an illegalen Finanztransfers und durch die Steuervermeidung vieler Konzerne verlieren sie jährlich Hunderte Milliarden. Rechnet man legale Abflüsse wie Schuldenzahlungen oder Gewinntransfers hinzu, so verlieren die Entwicklungsländer mit jedem Dollar, der bei ihnen ankommt, auf der anderen Seite wieder zwei Dollar. Daher müssen Steuervermeidung bekämpft, Steueroasen ausgetrocknet und den negativen Auswirkungen unserer Handels- und Wirtschaftspolitik Einhalt geboten werden. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen fair zu gestalten und eine international verträgliche Handels-, Außen-, Wirtschafts- und Sicherheitspolitik dürften den Hauptbeitrag zur globalen Armutsbekämpfung leisten. Dabei ist auch die Wirtschaft in die Pflicht zu nehmen. Wir halten es im Unterschied zur Bundesregierung für dringend erforderlich, die menschenrechtlichen Sorgfaltspflichten der Unternehmen gesetzlich zu regeln. Denn die Respektierung menschenrechtlicher und ökologischer Standards kann nicht dem Belieben freiwilliger Selbstverpflichtungen anheim gestellt werden.

Notwendig ist zudem, dass die einzelnen politischen Ressorts kohärenter im Sinn einer nachhaltigen Entwicklung agieren. Gerade hier am Sitz der Bundesregierung hat man immer wieder den Eindruck, dass die eine Hand nicht weiß, was die andere tut. Wie geht es zusammen, dass das eine Ministerium die Einkommen kleinbäuerlicher Produzenten über deren Einbindung in regionale Wertschöpfungsketten stärken will, während ein anderes die Exportoffensive der deutschen Ernährungswirtschaft unterstützt und damit Kleinbauern von ihren regionalen Märkten in Afrika verdrängt? Und wie geht es zusammen, dass auf der einen Seite im Interesse der Migrationssteue-

rung mit diktatorischen Regimen kooperiert wird, deren Menschenrechtsverletzungen auf der anderen Seite die Zahl der Vertriebenen über kurz oder lang weiter ansteigen lassen? Mehr Kohärenz im Sinn einer armutsorientierten und nachhaltigen Gesamtpolitik der Bundesregierung wäre der wichtigste Beitrag, den sie auf dem Weg zu einer Welt ohne Hunger und Armut leisten kann. Eine sozial-ökologische Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft tut not. Aus der Agenda 2030 gehen Aufgaben für alle Länder hervor. Damit steckt auch das Entwicklungsengagement von Staat und Kirchen im Umbruch. Immer wichtiger wird die Zusammenarbeit zwischen Nord und Süd, Ost und West zur gemeinsamen Lösung der grenzüberschreitenden Probleme. Wir können nicht in erster Linie im Hilfemodus operieren, sondern müssen an die Wurzeln des Übels gehen. Bertolt Brecht hat in diesem Sinn die Grenzen der Güte vor 80 Jahren treffend zum Ausdruck gebracht: »Anstatt nur gütig zu sein, bemüht euch, einen Zustand zu schaffen, der die Güte ermöglicht, und besser, sie überflüssig macht!«⁷

⁷ Bertolt Brecht: Was nützt die Güte, in: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 4, Berlin 2005.

Du sollst nicht alles wissen!

Glaubwürdigkeit in der pluralen Gesellschaft

Vorträge am Freitag, 26. Mai 2017, Berliner Dom

Prof. Dr. Armin Nassehi, Soziologe, München
Martin Schulz, Vorsitzender der SPD, Berlin

Vortrag von Prof. Dr. Armin Nassehi

Vertrauen und Vertrauenskrisen in der modernen Welt

Der Kirchentag will sich Modellen und Visionen einer gerechteren Welt, einer Verhinderung des Klimawandels, einer angemessenen Form des Zusammenlebens, des guten Lebens nähern. Gleichzeitig sehen wir, wie widerständig die Welt ist, wie schwer es ist, eine solche Vision zu implementieren und umzusetzen. Das ist eine Erfahrung, die wir sowohl im Großen politisch als auch im Kleinen in unserer konkreten Lebensführung machen. Wie viel von dem, was wir wollen, und wie viel von dem, von dem wir denken, dass wir es wollen sollten, sind wir tatsächlich in der Lage, in konkrete Lebenspraxis umzusetzen? Relativ wenig. Spricht das gegen diese Ideen und Visionen? Ich müsste jetzt nein sagen, aber so einfach ist es nicht. Und deshalb mache ich es mir auch nicht einfach. Ich beginne zunächst einmal mit dem Begriff des Vertrauens und des Vertrauens zur Glaubwürdigkeit.

Erstens: Wie entsteht Vertrauen? Der Soziologe gibt darauf eine relativ einfache Antwort: durch Verzicht auf letztes Wissen. Versetzen Sie sich in die Situation, sich in einer Großstadt zu bewegen, in einer urbanen Struktur, in einem urbanen Alltag. Wir sind daran gewöhnt, dort viele Menschen zu treffen, von denen wir so gut wie nichts wissen. Sie sind uns unbekannt. Sie sind uns im engeren Sinn sogar fremd. Wir empfinden diese Fremdheit, unser Nichtwissen in Bezug auf diejenigen, die uns auf der Straße, in der U-Bahn, im Bus, im Restaurant, in einer Bibliothek oder wo auch immer begegnen, nicht bedrohlich, wenn wir Vertrauen in die Welt haben. Oder umgekehrt: Wenn wir Personen nicht bedrohlich finden, obwohl wir wenig über sie wissen, können wir Vertrauen in eine bestimmte Situation haben. Wenn ich genau wissen muss, wer der andere ist oder was er womöglich gleich tun wird, habe ich offenbar kein Vertrauen. Das kennen Sie aus privaten Lebensbeziehungen. Wenn Sie genau wissen wollen, was Ihr Partner in jeder Minute getan hat, in der Sie ihn nicht beobachten konnten, dann haben Sie kein Vertrauen. Vertrauen heißt, so etwas wie eine Unschärfe in der Beobachtung der

Welt aushalten zu können, nicht für alles eine letzte Antwort zu wissen – weil man sie im Moment nicht braucht.

Vertrauenskrisen kann man daran erkennen, dass Menschen kommen, die sagen: Wir wollen alles wissen, vor allem von denen, die wir nicht kennen. Deshalb ist das Migrationsthema, ist auch die Flüchtlingskrise geradezu ein Lackmestest dafür, wie wir mit dem umgehen, was uns nicht vertraut ist. Im Übrigen wollen wir über die Fremden viel Genaueres wissen als über Menschen in unserem Umfeld. Insofern sind sie uns viel weniger vertraut. Selbst wenn wir etwas Falsches wissen, wiegt uns das in einer merkwürdigen Sicherheit, die sich aber sofort auflöst, wenn wir genau hinschauen.

Zweitens: Das gilt übrigens für alles, zum Beispiel für die Bedingung von Politik. Wir vertrauen der Politik nicht deshalb, weil der gesamte politische Prozess vollständig transparent ist. Auch religiöser Glaube lebt nicht davon, genau zu wissen, was die Botschaft eigentlich sagt, sondern sie glauben zu können. Sie kennen die Kritik von religiös unmusikalischen Menschen, die sagen, es sei doch bereits naturwissenschaftlich erwiesen, molekularbiologisch, dass die Auferstehung des Fleisches in dieser Form nicht funktionieren könne. Das ist ein Satz, der mehr wissen will, als man glauben kann. Eine gute Arzt-Patienten-Beziehung lebt nicht davon, dass die Fachlichkeit des Arztes durch den Patienten eins zu eins wiedergegeben werden kann, sondern dass der Patient und die Patientin in der Lage sind, dem Arzt zu glauben, dass er weiß, was er tut. Was in der Zeitung steht, können wir nicht kontrollieren, aber wir können die Zeitung lesen und bekommen ein Gefühl dafür, ob wir die Sätze aufnehmen und mit Unschärfe umgehen können. Das gilt übrigens auch für die Wissenschaft. Wenn Sie mehrere Experten fragen, bekommen Sie mehrere Wahrheiten, und das ist keine Schwäche moderner Wissenschaft, sondern gerade ihre Stärke, weil man darauf hinweisen kann, dass es auf den Blick ankommt, mit dem wir sehen, und nicht auf das, was wir da gesehen haben. Wir können dann viel mehr Komplexität verarbeiten.

Vertrauen ist auch für den ökonomischen Bereich essentiell. Wir leben in einem Konsumkapitalismus, in dem Marken und Produkte eine große Rolle spielen. Wir vertrauen bisweilen Dingen, weil ein bestimmtes Label daran hängt. Das macht uns die Welt kalkulierbar. Vertrauen lebt von unscharfer Beobachtung, davon, dass wir nicht alles wissen wollen. Nicht nur, weil wir nicht alles wissen können, sondern in bestimmten Situationen auch nicht alles wissen müssen.

Dieses Vertrauen findet in einer komplexen Welt statt, damit komme ich zu meinem zweiten Punkt. Was ist Komplexität? Selbst wenn ich alle Informationen über die Elemente eines Systems hätte, könnte ich daraus noch nicht erschließen, was in diesem System passiert, weil die Dinge nicht kausal aufeinander bezogen werden können, sondern in komplexer Wechselwirkung zueinander stehen. Ich will Ihnen ein politisches Beispiel nennen: Sie erinnern sich an die Finanzkrise, die ja derzeit nur deshalb nicht in unserem

Kopf ist, weil sie nicht mehr die Schlagzeilen der Zeitungen bestimmt. Sie wütet nach wie vor. Aus ökonomischer Perspektive könnte es sein, dass der Grexit die richtige Entscheidung gewesen wäre. Aus politischer wäre sie aber eindeutig die falsche gewesen. An diesem Beispiel können wir sehen, dass wir in einer Welt leben, in der der gleiche Satz in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Fast alle Probleme, mit denen wir zurzeit zu tun haben, sind so gebaut. Die Frage »Gehe ich zur Vorsorgeuntersuchung – oder nicht?« haben Sie sich vielleicht alle schon mal gestellt. Es ist eine komplexe Entscheidung, weil Sie aus der einen Perspektive Ja sagen und aus der anderen Nein. Will ich jetzt schon, vielleicht 20 oder 30 Jahre vor meinem Lebensende, wie ein Sterbender sprechen, indem ich mich auf bestimmte Dinge vorbereite? Indem ich aber Nein sage, habe ich schon Ja gesagt, weil ich mich damit beschäftigt habe. Sie sehen, es ist außerordentlich komplex. In einer solchen Struktur brauchen wir eine Form von Vertrauen, die es uns ermöglicht, mit dieser Widersprüchlichkeit und Widerständigkeit der Welt umzugehen. Wenn wir dieses Vertrauen nicht aufbringen können, suchen wir nach zu viel Eindeutigkeit. Aus diesem Grund versuchen viele Verantwortliche des öffentlichen Bereichs, klare und eindeutige Kausalitäten herzustellen. Wir nennen das in der politischen Philosophie den Dezisionismus: Ich entscheide, weil ich es kann. Nehmen wir Donald Trump – das ist purer Dezisionismus.

Drittens: In einer Welt, in der wir immer mehr Eindeutigkeit wollen, die aber Eindeutigkeit strukturell ausschließt, erleben wir zurzeit einen Kulturkampf um Sagbarkeit und Unsagbarkeit. Wenn Sie sich die öffentliche Diskussion anschauen, dann finden Sie tatsächlich den Versuch, Sagbarkeiten auszuprobieren. Welche Form des Eigenen, welche Diskriminierung des Fremden, welche Art einer nicht zivilisierten Form des Konflikts kann man eigentlich ohne großen Widerspruch in der Öffentlichkeit formulieren? Man kann das übrigens nicht nur auf der Seite der »Bösen« beobachten, sondern auch auf der Seite der »Guten«. Ich stehe der Willkommenskultur, wie wir sie 2015 erlebt haben, sehr positiv gegenüber. Ich bin ein Münchner und man konnte in München von dieser Willkommenskultur viel sehen. Ich finde sie großartig. Aber es ist ganz interessant, dass auch auf dieser Seite womöglich manchmal zu viel Eindeutigkeit erwartet wird. Es ist sehr interessant, dass auf der Seite derer, die der Situation wohlgesonnen sind, eine geradezu reflexhafte Abwehr von Fragen zu Kulturkonflikten zu beobachten ist, die schon früh im Raum standen, zum Beispiel dass die meisten, die kommen, nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt landen werden – was sie übrigens nicht zu schlechteren Menschen macht. Das ist eine wichtige Information. Dass es mit manchen dieser Gruppen Kriminalitätsprobleme geben wird – warum sollte man daran vorbeisehen? Und dass es manche Gruppen in der Gesellschaft gibt, die Ungewohntes nicht so einfach aushalten können wie gebildete An-

gehörige der Mittelschicht, die auf Kirchentagen die Abweichung schätzen, sie aber im Alltag eigentlich nicht kennen.

Interessant ist daran für mich, dass auch auf dieser Seite manchmal so etwas wie zu starke Eindeutigkeit formuliert wird. Ich würde mir wünschen, dass auch diejenigen, die zum Beispiel den Flüchtlingen positiv gegenüber gesonnen sind, diese Ambivalenzen diskutieren und nicht die Falschen. Dass das so schwer ist, hängt offenbar damit zusammen, dass hier Unbedingtheiten aufeinandertreffen, die auf der einen Seite so etwas wie Natur und auf der anderen Seite Moral stark machen. Für die Rechten ist Zugehörigkeit zu einer Abstammungsgemeinschaft ein Naturphänomen. Für Wohlmeinende hingegen ist Moral womöglich manchmal zu unbeding. Dass der starke moralische Satz sich selbst genügt, weil er so viel Stärke hat, ist ein Hinweis darauf, dass auch er vor der Komplexität der Gesellschaft manchmal nicht bestehen kann.

Ein vierter Punkt heißt: Die Moderne ist anstrengend. Sie ist sehr anstrengend, weil wir feststellen können, dass wir Zugehörigkeiten immer komplizierter formulieren müssen. Wenn Sie an die politischen Parteien denken – und die Bundesrepublik Deutschland ist ein konservatives Land, in dem die politischen Parteien eine erstaunliche Kontinuität haben; in anderen europäischen Ländern hat sich viel mehr geändert –, dann haben die mal Milieus abgebildet, die es in dieser Form womöglich nicht mehr gibt. Das macht diese Gesellschaft noch anstrengender. Was sie auch anstrengend macht, ist, dass Lösungen für komplizierte Fragen fast immer nur in einer Art Gesamtvernunft gedacht werden können. Wir wissen doch alle, was man tun muss, um dem Klimawandel zu begegnen. Wir wissen darüber eine ganze Menge, aber diese Gesellschaft ist sehr widerständig. Sie ist nicht nur moralisch widerständig, sondern auch in ihren Strukturen, in ihren ökonomischen, politischen und wissenschaftlichen Strukturen, selbst in denen, die die persönliche Lebensführung angehen.

Dass es so schwer ist, etwas Grundlegendes zu ändern, liegt nicht einfach nur daran, dass wir es nicht wollten, sondern dass die Gesellschaft in sich selbst so etwas wie Selbstimmunisierung einbaut. Diese Selbstimmunisierungen können manchmal auch etwas Segensreiches haben. Man denke etwa an Donald Trumps Versuch, durchzuregieren und Entscheidungen per Dekret zu treffen. Er trifft dabei nicht nur auf Widerstand der politischen Gegner, sondern auf den Widerstand eines politischen Systems, dessen Struktur von Gewaltenteilung und *checks and balances* selbst der mächtigsten politischen Position nicht die Möglichkeit gibt, die Dinge eins zu eins durchzusetzen. Und er stößt auf eine differenzierte Gesellschaft, die nach ganz eigenen Maßgaben und sehr widersprüchlich auf politische Zumutungen reagiert. Oft beklagen wir, wie schwer die Welt zu verändern ist – in diesem Fall scheint es ein Segen zu sein!

Letzter Punkt zur Demokratie. Was ist das Wichtigste an der Demokratie?

Es ist die Opposition. Eine loyale Opposition ist das, was eine Demokratie ausmacht. Die Demokratie gerät zurzeit nicht dadurch in Gefahr, dass es zu wenig Bekenntnisse zu ihr gibt, sondern dass es eine Fundamentalopposition gegen das politische System gibt. Moderne, westliche politische Systeme haben, seit die liberalen Demokratien in den Vereinigten Staaten von Amerika entstanden sind, die Opposition mit in den Staatsapparat eingebaut und damit Politik unglaublich komplex gemacht. Montesquieu hat die Gewaltenteilung als Erster beschrieben. Dieses komplexe System der Politik muss es ermöglichen, dass diejenigen, die nicht zur Mehrheit gehören, ebenfalls loyal bleiben und damit in den politischen Prozess integriert sein können.

Man muss sich fragen, ob die politischen Akteure, vor allem die Parteien, wie wir sie kennen, womöglich Milieus anhängen, die es in dieser Form nicht mehr gibt. Ich will zwei pathetische Sätze dazu sagen. Die große Leistung der Sozialdemokratie in der Bundesrepublik bestand darin, vor allem in den 1970er-Jahren, ein Versprechen sozialen Aufstiegs einer ganz bestimmten Schicht in der Bundesrepublik nicht nur versprochen, sondern operativ ermöglicht zu haben. Kann man das in einer Welt ermöglichen, die anders als die damalige keine nationalökonomisch steuerbare Welt mehr ist? Finden sich Übersetzungsformen, die auch andere Schichten ansprechen als den vitalen Arbeiter, der in den Siebzigerjahren ansprechbar war, aber in dieser Form nicht mehr existiert? Diese Frage müssen sich Sozialdemokraten stellen. Und die Union hat die riesige Aufgabe gemeistert, nach dem Zweiten Weltkrieg das Bürgertum, das der liberalen Demokratie zum Teil sehr skeptisch gegenüberstand, mit dem Westen zu versöhnen. Das hieß, Konservatismus und liberalen Fortschritt zusammenzudenken. Kann man sich heute eine Form von Konservatismus vorstellen, die sich mit Pluralismus versöhnt und das zu Bewahrende nicht mit allzu engen Lebensformen verbindet? Die Beantwortung dieser Fragen jedenfalls dürften die Sätze sein, die das Vertrauen in Politik herstellen würde.

Vortrag von Martin Schulz

Mein Vortrag beginnt mit einem kleinen Bekenntnis. Es ist das Jahr des Reformationsjubiläums. Aber ich bin nicht nur kein Lutheraner, sondern ein Katholik – eigentlich ein passiver Katholik.

Trotzdem ist gerade der evangelische Kirchentag eine gute Gelegenheit für mich, um über Wissen nachzudenken. Im Gedenken an das, was da vor 500 Jahren geschehen ist, als ein Mönch mit aller Gewissheit das Gewusste infrage stellte, ist es spannend zu fragen: Was wissen wir eigentlich – und wer glaubt es uns?

Ich habe mich in der Vorbereitung auf diesen Tag gefragt, was Wissen ist. Als Politiker müssen Sie eigentlich ständig alles wissen. Politiker und Politi-

kerinnen müssen sich sehr schnell in viele verschiedene und komplexe Themen einarbeiten. Da sie nicht alles gleichzeitig verfolgen können, sind sie darauf angewiesen, dass sie bestimmte Ressourcen für Informationen befragen können. Ich persönlich schlage gerne in Büchern nach. Wichtig sind aber auch Experten. Was häufig passiert ist, dass zwei Experten zwei unterschiedliche Meinungen haben. Wie entscheidet man nun, welche Aussage stimmt?

Ein Beispiel: »Ich weiß, dass heute die Sonne in Berlin scheint.« Das ist einfach. Da gibt es die objektive Wahrheit des Gewussten. Man kann auf die Straße gehen und gucken, ob die Sonne scheint. Man kann also prüfen, ob das, was ich sage, stimmt. Aber wenn jemand zum Beispiel sagt: »Ich weiß, dass mein Partner mich liebt«, wird es schwieriger. »Wissen« klingt zwar objektiv, hat aber häufig ziemlich viel mit »fühlen« zu tun.

Nicht umsonst gibt es das Wort von der »gefühlten Wahrheit«. Und dann stehen wir hier im Dom und werden vielleicht auf dem Kirchentag auch darüber sprechen, wie sich Glauben zu all dem verhält. Liebe fühlt sich zwar genauso warm an wie Sonnenschein, ist allerdings viel schwieriger nachzuprüfen.

Ob ein Satz glaubwürdig ist, hängt mindestens von drei Dingen ab: Wie zuverlässig ist die Person, die ihn sagt? Wie steht es um die Wahrheit der Aussage – soweit ich das beurteilen kann? Und: Was ist mit dem Bauchgefühl, dem Zweifel? Wir Politiker verarbeiten Wissen in Entscheidungen. Das ist bei einigen Fragen einfach. Wenn ich weiß, dass Frauen seit Jahrzehnten weniger verdienen, dann ist es nicht schwer zu entscheiden: Da muss Politik ran!

Aber manchmal ist es umgekehrt: Je besser man sich auskennt, je mehr man weiß, desto schwerer fällt die Entscheidung. Goethe sagte: »Mit dem Wissen wächst der Zweifel.«¹ Das ist mir mit der Literatur auch so gegangen. Beginnt man zu lesen, freut man sich am Anfang, in den Büchern auf alte Bekannte zu stoßen. Man beginnt, Anspielungen auf andere Werke zu erkennen, und freut sich darüber. Es ist, als ob man plötzlich einen geheimen Code erkennt, der all die großen Bücher magisch verbindet. Aber je mehr man liest, desto mehr erkennt man, wie wenig man gelesen hat, wie viel man nicht wiedererkennt. Als ob man auf einer Insel steht: Am Anfang hat man die Insel erkundet und sich gefreut, sie kennenzulernen. Und dann bemerkt man plötzlich, wie groß das Meer ist, das die eigene Wissensinsel umgibt. Ich weiß, dass ich nichts weiß.

Wir leben in einer pluralen Gesellschaft, in der Wissen nebeneinander existiert. Denken Sie an die Religionen. Hier gibt es viele verschiedene Interpretationen oder nennen wir es gefühlte Wahrheiten. Die Lösung kann nicht sein, nur seine eigene für wahr zu halten und dann zu versuchen, die anderen

¹ Max Hecker (Hrsg.): Goethe. Maximen und Reflexionen. Aphorismen und Aufzeichnungen. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar 1907.

zu unterdrücken oder gar gewaltsam zu bekämpfen, wie das viele Jahrhunderte der Fall war. Der richtige Weg, ist der Weg der Begegnung. Zusammenhalt in Vielfalt. Ich arbeite mit meiner Politik an einer Gesellschaft, in der man ohne Angst verschieden sein kann. Für die Frage nach dem Wissen bedeutet das, die Zumutung zu ertragen, dass es mehr als eine Wahrheit geben kann!

Wenn es mehr als eine Wahrheit gibt, ist es leicht, die Orientierung zu verlieren. Es ist schwer, Halt zu finden. Vertrauen wird in solchen Situationen umso wichtiger.

Wir Politiker haben eine besondere Beziehung zum Vertrauen. Wenn ich das Land verändern möchte, dann muss ich den Bürgerinnen und Bürgern vortragen, was ich mir vorstelle. Ich werbe mit einem Programm um Vertrauen. Der Wähler, der mich wählt, vertraut mir, dass ich dieses Programm dann auch umsetzen werde. Das ist der Idealfall.

Leider sehen wir heute, dass nur 15 Prozent der Deutschen sagen, dass sie Politikern voll und ganz vertrauen. Pfarrern vertrauen im Vergleich über 60 Prozent. Ich finde diese Zahlen dramatisch – also die Bilanz bei den Politikern. Den Pfarrern sei das Vertrauen gegönnt.

Das Vertrauensverhältnis Bürger – Politiker hat einen klaren Bruch erlitten und ich möchte heute mit Ihnen darüber nachdenken, warum dies so ist. Denn es ist wichtig für unsere Demokratie, dass wir dieses Vertrauensverhältnis wieder hinbekommen. Ich denke, dass wir Politiker in erster Linie auf uns selbst schauen müssen. Eine solche selbstkritische Analyse findet zu selten statt.

Wie soll jemand zum Beispiel einem Politiker vertrauen, der einen Wahlkampf mit fantastischen Wahlversprechen führt, diese aber dann nicht umsetzen kann? Hier meine ich nicht den Kompromiss, den man in einem parlamentarischen Mehrparteiensystem notwendigerweise eingehen muss, wenn man über keine absolute Mehrheit verfügt.

Zwar bedeutet der Kompromiss notwendigerweise einen »Verlust an Stringenz und Konsequenz des politischen Handelns«, wie Helmut Schmidt es in seiner großen Rede zum Weltethos 2007 in Tübingen formuliert hat.² Aber ich denke, Demokraten müssen diesen Verlust an Stringenz ihrer Positionen um der Demokratie willen in Kauf nehmen.

Nein, ich rede vielmehr von denen, die ganz genau wissen, dass ihre Versprechen unrealistisch und vorgetäuscht sind. Sie kommen oft im Deckmantel von Milliardenbeträgen oder gigantischen Projekten daher. Ich hüte mich vor solchen Versprechungen, denn sie gefährden die Glaubwürdigkeit und das Vertrauen in unsere Politik.

Mich persönlich schockiert es, wie die Gewalt von politischen Auseinandersetzungen zugenommen hat. Debatten werden teilweise so heftig geführt,

² Helmut Schmidt: Siebte Rede zum Weltethos: Zum Ethos des Politikers, Tübingen, 08.05.2007.

dass sie Menschen dazu anstacheln, selbst gewalttätig zu werden. Hier werden in letzter Zeit regelmäßig Grenzen des Respekts vor der menschlichen Würde überschritten – und das in einem demokratischen Wettstreit. Deshalb habe ich mir geschworen: Auch wenn ich in der Sache hart argumentiere, ich greife meine Gegner nicht persönlich an. Deshalb habe ich meinen politischen Konkurrenten auch ein entsprechendes Angebot für den Wahlkampf gemacht, damit wir auch in harten Auseinandersetzungen bestimmte Linien nicht überschreiten. Denn was in Amerika im Wahlkampf passiert ist, darf uns nicht passieren.

Klar ist: Wir Politiker müssen uns an die eigene Nase packen und uns hinterfragen. Wir müssen uns auch fragen, ob wir das, was wir tun, immer klar genug kommunizieren.

Ich persönlich bemühe mich, das zu sagen, was ich tue, und das zu tun, was ich sage. Und das in möglichst verständlicher Sprache. Denn die Komplexität unseres politischen Systems existiert ja. Und wir müssen weiß Gott nicht noch dazu beitragen, diese Komplexität zu vergrößern.

Im Gegenteil: Wir müssen versuchen, Politik greifbarer und verständlicher zu machen. Und wir müssen zuhören, wenn uns die Bürger sagen, dass sie kein Verständnis für gewisse Entwicklungen haben. Ich möchte diese Komplexität an einem für mich erschreckenden Beispiel klarmachen: der Tötung von Menschen durch Drohnen. Viele Menschen fragen sich zu Recht, wie es sein kann, dass in einer Demokratie heutzutage Tötungen abseits jeglicher Öffentlichkeit durchgeführt werden können. Wie junge Menschen mit Computerspielen dazu trainiert werden können, auf Knopfdruck, Tausende Kilometer entfernt, Bomben über Hochzeitsfeiern abzuwerfen. Wie kann es sein, dass solche Befehle ohne jegliche parlamentarische Kontrolle erfolgen? So verliert Demokratie ihre moralische Glaubwürdigkeit und bereitet dadurch ungewollt den Boden für die, die ohnehin Politik ohne Moral betreiben. Die USA sind ein Beispiel für eine solche Entwicklung.

All diese Faktoren haben in den letzten Jahren dazu beigetragen, dass sich schleichend ein Klima des Misstrauens breit gemacht hat. Übrigens gilt dieser Vertrauensverlust nicht nur für die politische Klasse. Wissenschaftler, Experten und die freie Presse, wo sie einst als Orientierungspunkte und Leuchttürme unserer Welt Gewissheit gaben, zweifeln Menschen immer häufiger an eben dieser Glaubwürdigkeit.

Diese Entwicklung ist brandgefährlich. »Lügenpresse« schreien die Populisten. Und richten damit so viel mehr Schaden an, als sie selbst später begrenzen können. Denn aus fehlendem Vertrauen wird Ungewissheit, aus Ungewissheit wird Angst und aus Angst wird immer häufiger Hass. Und jetzt stellen Sie sich vor, dass in diese Stimmung ein paar Falschmeldungen gestreut werden, die dann belegen: »Siehst du, ich habe es gewusst, die lügen alle ...« Damit erodiert das Fundament unserer Demokratie, für das es Vertrauen braucht. Für das es Vertrauen im Vorschuss braucht.

Keine politische Kraft darf zu irgendeiner Zeit wissentlich falsche Nachrichten verbreiten. Deshalb habe ich mich schon als Präsident des Europäischen Parlaments für ein hartes Vorgehen gegen sogenannte *Fakenews* eingesetzt. Denn der generelle Zweifel an »denen da oben«, das pauschale Misstrauen »den Medien« gegenüber untergraben das Fundament unserer Demokratie. Und wer gegen unsere Demokratie vorgeht, gegen den müssen wir vorgehen.

Gerade für uns in Europa müsste doch – angesichts der Schrecken der Kriege, die unser Kontinent erlebt hat – ein absolutes Vertrauen in die Stärke der Demokratie geradezu natürlich sein. Die Kraft der Vernunft müsste demnach stark genug sein, das Fundament der Demokratie zu sichern. Warum kommt dieses Vertrauen trotzdem ins Wanken?

Ich möchte Ihnen meine Gedanken dazu nicht an gegenwärtigen Streitfragen mit der politischen Konkurrenz verdeutlichen, sondern an einem Denker der Vergangenheit, den ich sehr schätze. Stefan Zweig war ein großer Europäer, ein Künstler der Rhetorik und dazu ein kluger Analyst seiner Zeit. Im Übrigen fühle ich mich ihm, als ehemaliger Buchhändler, verbunden, weil er dem Axiom anhing, dass »gute Bücher die beste Universität ersetzen«. Stefan Zweig schreibt zur Zeit des Zweiten Weltkriegs aus dem Exil einen bedeutenden Satz: »Wir waren redlich in dem Wahn befangen, man könne mit rationalistischer Vernunft alle Konflikte lösen«³. Seine eigene Schriftstellerei in der Zeit der Kriege beschreibt er als »Kampf gegen den Verrat der Vernunft«⁴. Damals hat die Vernunft den Kampf verloren. Und auch heute zieht sie häufig den Kürzeren. Im Vereinigten Königreich hat ein emotionaler Wahlkampf des Zweifels und des Misstrauens am Ende alle rationalen Argumente für eine EU-Mitgliedschaft übertrumpft. Die Vernunft verlor gegen die Rhetorik des »Wir gegen die!«, die zudem teilweise mit Lügen und Pauschalisierungen unterfüttert wurde. Das ist die Strategie der Populisten: Verunsicherung schüren, Verschwörungstheorien verbreiten, das Vertrauen in die bestehenden Institutionen untergraben. Bis am Ende keiner mehr keinem glaubt. »Die lügen doch eh alle.«

Wir sehen in vielen Ländern, in Polen, Ungarn, Frankreich, in den Niederlanden und anderswo, dass solche populistischen Kräfte erstarken. Auch hier in Deutschland gibt es solche Kräfte, die Menschen gegeneinander aufbringen, die teilweise offen mit antidemokratischen Parolen auftreten und – was ich besonders schlimm finde – zu einer 180-Grad-Wende in der deutschen Erinnerungskultur aufrufen. Diese gefährlichen Entwicklungen müssen wir durchbrechen! Das geht nur, wenn sich alle Demokraten zusammentun.

Deshalb möchte ich zum Schluss etwas zum Glauben sagen. Ich glaube,

³ Vgl. Stefan Zweig: Die Welt von gestern – Erinnerungen eines Europäers, Stockholm 1942.

⁴ Ebd. Kap. 10: Glanz und Schatten über Europa.

wir können diese Kräfte aufhalten. Ich glaube, dass das Vertrauen in unserer Gesellschaft nach wie vor stark ist. Ich glaube an unsere Gemeinschaft.

Lassen Sie uns nur einmal an die vielen Tausend Menschen denken, die Woche für Woche mit den Pulse-of-Europe-Demonstrationen ein Zeichen für Europa setzen. Mich bestärkt der Gedanke an die junge Generation, die selbstverständlich europäische Werte von Demokratie, Toleranz und Pluralität denkt und lebt.

Mich haben die Bilder von den Bahnhöfen in Dortmund und München, wo Menschen, die Schutz suchten, mit Offenheit, Wärme und ja – Vertrauen begegnet wurde, sehr beeindruckt. Sie sind der Grund, warum mir um unsere Zukunft nicht bange ist. Trotzdem müssen wir hart daran arbeiten, das Vertrauen in die Politik wiederherzustellen. Denn dieses Vertrauen ist die Basis der Demokratie und die Demokratie ist die Basis unseres Friedens, unserer Freiheit und unseres Wohlstands. In Deutschland und in Europa.

Der wunderbare protestantische Auftrag »in Freiheit bestehen« kann nur bestehen, wenn die Freiheit gesichert ist. Das ist sie in der Demokratie. Deshalb ist es unser Auftrag, die Demokratie zu schützen. In unserer Demokratie werden wir nie alle einer Meinung sein. Doch die Idee einer versöhnten Verschiedenheit, diese geistige Idee auch von Europa, überbrückt Meinungsunterschiede.

Das erinnert uns an einen Denker der Reformationszeit, an Erasmus von Rotterdam. Über diesen Verehrer der Vernunft hat übrigens nicht zufällig auch Stefan Zweig ein Buch geschrieben.⁵ Erasmus hatte Schwierigkeiten mit jenen, die nur ihre eigene Überzeugung als absolute Wahrheit verstanden wissen wollten. Er zog die leisen Töne der Vermittlung dem lauten Konflikt vor. Und diese Töne sind es, die weiteres Zusammenwachsen in Solidarität ermöglichen. Die Töne der Brückenbauer sind die Zukunft. Sie sind die Stimmen der Vernunft. Ob mit Blick auf Erasmus vor 500 Jahren oder mit Blick auf heute, Stefan Zweig hat Recht, wenn er sagt: »Die Zeit der Vernunft kommt. Immer kommt sie wieder.«⁶ Vertrauen Sie darauf. Glauben Sie es. Sie wissen, es stimmt.

⁵ Vgl. Stefan Zweig: Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam, Wien 1934.

⁶ Ebd., Kap. 2.

Humor, Glaube, Heilung

Was tragen, Glaube, Gemeinschaft und Seelsorge zur Heilung bei?

Vortrag und Gespräch¹ am Freitag, 26. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 25

Dr. Eckart von Hirschhausen, Arzt und Gründer der Stiftung HUMOR HILFT HEILEN, Berlin

Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Eckhard Nagel, Arzt und Ethiker, Bayreuth

Impuls von Eckhard Nagel

»Dein Glaube hat dir geholfen.« Diese Redewendung findet sich in der Lutherbibel sechsmal. »Dein Glaube hat dir geholfen.« Das sind Worte, die Jesus von Nazareth laut biblischem Bericht in verschiedenen Situationen zu ganz unterschiedlichen Personen gesprochen hat. Die Konstante ist, dass es dabei immer um Heilung ging, genauer gesagt um die erfüllte Hoffnung auf Heilung. Ob in der Geschichte zum Blinden bei Jericho, zu der Sünderin, die seine Füße küsste und salbte, zu der blutflüssigen Frau, die voller Hoffnung den Saum seines Gewands berührte, die Bibel macht deutlich, dass in Jesu Wirken ein Zusammenhang zwischen Glauben und Heilung, ja zwischen Glauben und Gesundheit besteht. Nicht zuletzt deshalb finden wir in den Beschreibungen der Gründung erster sogenannter Krankenanstalten die Überschrift: »Steh uns bei, Christus, du bist unser einziger Arzt.«

Sicher, die medizinische Versorgung in diesen Zeiten, insbesondere auch der einfachen Bevölkerung, würden wir heute als katastrophal bezeichnen. Aber Christus Medicus ist mehr als nur ein Terminus, der Hoffnungslosigkeit in Hoffnung und Trauer über die eigene Gebrechlichkeit in Heilserwartung wandeln soll. Er charakterisiert die Suche, die Menschen in ihrer persönlichen Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit seit Jahrtausenden bis in unsere heutigen Tage vollziehen.

Begleiten Sie mich in den Krankenhausalltag zu einem meiner Patienten. Einbetten möchte ich diesen Besuch in eine Erzählung, die mir sehr ans Herz gewachsen ist. Diese Erzählung spielt in einem Park in den USA, genauer gesagt in Burlington im Bundesstaat Vermont in Neuengland, einige Autostunden von Boston und Montreal entfernt. Hier habe ich während meines Studiums häufig im Garten der Universität gelernt. Genau in diesem Garten stehen einige über 100 Jahre alte Ahornbäume, von denen der Autor in sei-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

nem Buch *The Fall of Freddie the Leaf*² berichtet. Am Beispiel eines Blatts an diesem Baum mit Namen Freddie können wir die Frage zum Umgang mit unserer eigenen Endlichkeit, die dem Heilungsgedanken zugrunde liegt, besonders gut nachverfolgen.

»Der Frühling ist vergangen, der Sommer auch. Wir betrachten einen alten schattenspendenden Ahornbaum und einen seiner Äste, die Heimat von Freddie – dem Ahornblatt. Es hatte sich prächtig entwickelt. Seine Mitte war groß und kraftvoll und seine fünf Spitzen waren fest und spitz. Im Frühjahr war er sich zunächst als kleine Knospe auf einem eher starken Ast eines großen Baums erschienen. Freddie umringen Hunderte von Blättern, so wie er – so schien es zunächst. Aber schon sehr bald entdeckte er, dass keine zwei Blätter gleich waren, selbst wenn sie auf demselben Baum wuchsen. Alfred war genau das Blatt neben ihm. Ben war an seiner Rechten und Clare war das einsame Blatt über ihm. Sie waren gemeinsam gewachsen. Gemeinsam hatten sie gelernt, in der Frühlingsbrise zu tanzen, faul in der Sommersonne abzuhängen und sich vom kühlenden Regen duschen zu lassen. Daniel war sein bester Freund. Er war das größte Blatt an dem Stamm und schien dort vor jedem anderen dagewesen zu sein. Freddie erschien es, als ob Daniel unter ihnen der Klügste, ja Weiseste war. Es war Daniel, der ihnen berichtete, dass sie ein Teil eines Baums waren. Es war Daniel, der ihnen sagte, dass sie in einem öffentlichen Park wuchsen. Es war Daniel, der ihnen sagte, dass der Baum tief unter der Erde starke Wurzeln hatte. Er erklärte ihnen die Vögel, die auf ihren Ästen saßen und am Morgen so schön sangen. Er erklärte die Sonne, den Mond, die Sterne und den Lauf der Jahreszeiten. Freddie genoss es, ein Blatt zu sein. Er liebte seinen Ast, seine leichten Blattfreunde und seinen Platz so weit oben im Himmel, den Wind, der ihn umschlang, und die ihn wärmenden Sonnenstrahlen, den ihn mit weißen Schatten umgebenden Mond.

Besonders der Sommer war wunderschön. Die langen heißen Tage fühlten sich wonnig an und die warmen Nächte waren friedlich und zum Träumen. Im Sommer waren viele Menschen im Park. Die kamen häufig und saßen unter Freddie's Baum. Daniel erzählte ihnen, dass Schattengeben Teil ihrer Bestimmung war. Was ist eine Bestimmung, hatte Freddie gefragt. Das ist der Grund des Daseins, hatte Daniel geantwortet. Dinge ein wenig schöner für andere zu machen, ist Teil des Sinns unseres Lebens. Schatten zu spenden für Menschen, die der Hitze ihrer Wohnungen entgehen wollen. Ein kühles Plätzchen für Kinder zu bieten, die hierher kommen und spielen. Menschen können mit ihren karierten Tischdecken unter unseren Blättern ein Picknick aufschlagen. All das sind Gründe für unser Dasein.«

² Leo Buscaglia: *The Fall of Freddie the Leaf. A Story of Life for All Ages*, New York 1982. Deutsch: Aus dem Leben von Freddie, dem Blatt. Alle folgenden Zitate sind diesem Buch entnommen.

»Was ist der Sinn meines Daseins?«, fragt mich Theo (Ich habe seinen Namen verändert.), ein heute 13 Jahre alter Junge, dessen persönliches Schicksal mich schon seit einigen Jahren bewegt, während einer Visite auf dem Ederhof, einem Spezialkrankenhaus für Kinder und Jugendliche in den Osttiroler Bergen. Theo hat bereits viel Zeit seines kurzen Lebens in Krankenhäusern und anderen medizinischen Einrichtungen verbracht. Er wurde mit einer Fehlbildung der Speiseröhre geboren, zu früh. In der 32. Schwangerschaftswoche. Die Ärztinnen und Ärzte erklärten den Eltern: keine Überlebenschance! Der Mutter merkt man den damaligen Schock bis heute an; die Angst, die sie damals erlebt hat, kann man bis heute spüren. In seinen jungen Jahren wurde Theo bereits viermal operiert. Das Brustbein musste geöffnet werden. Allein die Vorstellung, einem kleinen Kind den Brustkorb aufzusägen. Ich sage das so, wie es tatsächlich passiert: eine lebensgefährliche Prozedur, die nicht nur an den Kräften dieses kleinen Körpers zehrt. Nach jeder Operation Fortschritte und neue Komplikationen. Viel haben die besorgten Eltern erzählt. Oft saßen wir zusammen und ich selbst habe mir die Frage gestellt: Wie schafft ein so zartes und junges Wesen diesen schweren Weg? Woher kommt die Kraft?

»Freddie mochte die jungen und besonders die alten Menschen. Sie saßen so still auf dem kühlen Gras und bewegten sich kaum. Sie sprachen leise, flüsternten von der Vergangenheit. Die Kinder waren unterhaltsam, auch wenn sie manchmal Löcher in die Rinde des Baums kratzten oder ihre Namen hineinritzten. Es war lustig zu beobachten, wie sie schnell liefen und so viel lachten.

Aber Freddie's Sommer verging schnell. Er verschwand in einer Oktobernacht. Freddie hatte noch nie so gefroren. Alle Blätter zitterten vor Kälte. Sie waren mit einer dünnen Schicht von etwas Weißem bedeckt, die schnell schmolz und sie durchnässt und tröpfelnd in der Morgensonne zurückließ. Wieder war es Daniel, der ihnen erklärt, dass sie ihren ersten Frost erlebt hätten, das Zeichen, dass es nun Herbst wäre und der Winter recht bald kommen würde.

Fast auf einmal war der ganze Baum, eigentlich der ganze Park in eine rote Pracht verwandelt. Es war fast kein grünes Blatt mehr übrig. Alfred war gelb geworden und Ben war ein strahlendes Orange. Clare leuchtete hellrot, Daniel war ein dunkles Violett und Freddie war rot, golden und blau. Wie wunderschön sie waren. Freddie und seine Freunde hatten ihren Baum in einen Regenbogen verwandelt. Warum haben wir andere Farben angenommen, fragte Freddie, wenn wir doch alle an demselben Baum hängen? Jeder von uns ist anders. Wir haben unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Wir waren ganz unterschiedlich von der Sonne beschienen. Wir haben den Schatten unterschiedlich erlebt. Warum sollen wir nicht andere Farben haben, sagte Daniel. Daniel erzählte Freddie, dass diese wundervolle Jahreszeit der Herbst sei.«

Auch der modernen Medizin gelingt es immer ein Stückchen mehr, das Leben vieler Patientinnen und Patienten deutlich zu verbessern, Krankheiten zu heilen und so lebenswertes Leben zu ermöglichen. Überhaupt ist es eine wundervolle Zeit für Ärztinnen und Ärzte, in der man aktuell Krankheiten diagnostizieren und erfolgreich behandeln kann, die man während seines Studiums noch nicht kennengelernt hatte. Aber dennoch gibt es im Alltag eines jeden Patienten und seiner Angehörigen viele Situationen, in denen auf diese Errungenschaften gehofft, um ihre Wirkung gebangt wird. Wie bei unserem 13-jährigen Jungen: Er steht erneut vor einer schweren Operation. Seine fünfte in nur 13 Jahren. Kann er sich fügen? Wie geht er mit all dem um, was ihm sein Leben zugemutet hat und noch zumuten wird? Da ist die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens sehr nachvollziehbar. Was mir auffällt, ist, dass er viel gelassener in den Gesprächen wirkt als seine Eltern. Er lächelt, nicht nur innerlich. Während seine Eltern skeptisch sind und Angst haben vor der neuen technischen Behandlungsstrategie, spüre ich bei ihm Zuversicht. Als Arzt, aber vor allem auch als Vater, kenne ich das Spannungsfeld im Umgang mit Grenzsituationen. Unwillkürlich frage ich mich: Würdest du dein Kind einer erneuten Operation mit all den Gefahren, die damit einhergehen, aussetzen? Unsicherheit – auch bei mir! Was bedeutet das für das Arzt-Patient-, das Arzt-Angehörigen-Verhältnis? Aber dann sehe und spüre ich das unglaubliche Vertrauen des Jungen, der Erfolg intuitiv nicht mit Überleben gleichsetzt. Sein Vertrauen ist da, seine Anfrage an mich lautet: Glaubst du? Vertraust du?

»Eines Tages passierte etwas sehr Seltsames. Die Brise, die sie vorher zum Tanzen gebracht hatte, zog und schubste an ihren Stielen, als wäre sie ärgerlich. Einige der Blätter wurden davon von ihren Ästen gerissen und vom Wind verweht, durcheinandergewirbelt und sanft auf den Boden gedrückt.

Alle Blätter waren verängstigt. Was passiert, fragten sie einander flüsternd. Das passiert im Herbst, erklärte wieder Daniel. Jetzt kommt die Zeit, in der die Blätter ihre Heimat verändern. Einige nennen es sterben. Werden wir alle sterben, fragte Freddie. Ja, antwortete Daniel. Alles stirbt irgendwann. Egal ob es groß oder klein ist, stark oder schwach. Zunächst tun wir unsere Arbeit. Wir erfahren die Sonne und den Mond, den Wind und den Regen. Wir lernen, zu tanzen und zu lachen. Dann sterben wir. Ich will nicht sterben, sagte Freddie mit Bestimmtheit. Wirst du, Daniel? Ja, sagte Daniel, wenn meine Zeit gekommen ist. Wann ist das, fragte Freddie. Das weiß niemand so genau, entgegnete Daniel. Freddie bemerkte, dass die anderen Blätter weiter abfielen. Er dachte, ihre Zeit muss gekommen sein. Er sah, dass einige der Blätter zurückschwangen, bevor sie fielen, andere ließen einfach los und fielen leise. Schon bald war der Baum fast entblößt. Ich habe Angst zu sterben, sagte Freddie zu Daniel. Ich weiß nicht, was da unten ist. Wir fürchten uns alle vor dem, was wir nicht kennen. Das ist ganz natürlich, versicherte Daniel. Du hast dich nicht gefürchtet, als das Frühjahr sich in den Sommer

verwandelte. Du hast dich nicht gefürchtet, als der Sommer zum Herbst wurde. Warum solltest du dich vor der Jahreszeit des Sterbens fürchten?«

Ich schaue auf die Eltern von Theo. Die Angst ist ihnen ins Gesicht geschrieben, jetzt hier an dieser Stelle, ein Übergang von Denken, Spüren, sich Anvertrauen, Anvertrauen müssen. Christus als Heiland? Aber bevor sich diese Frage stellt, muss es aus Sicht der Eltern, aus Sicht des Arztes nicht zuerst heißen: Warum Gott, der du doch als der Schöpfer von uns Menschen giltst, hast du menschliche Körper geschaffen, die von Anbeginn an brüchig sind? Warum gibt es Menschen, deren Gesundheit von vornherein infrage gestellt ist? Warum wurde dieser Junge zum Beispiel mit einer Fehlbildung der Speiseröhre geboren? Ich sehe in den Augen der Eltern diese Fragen aufsteigen und spüre auch in mir, wie ich anfangs, mit dir, Gott, zu ringen. Gefühle wie Angst, Hader, Ohnmacht, Wut oder Zweifel kommen in mir hoch. Zweifel an Gottes Liebe, Zweifel an Gottes Gegenwart, Zweifel an der Zusage der Freiheit und, da kann ich den Einwand der Mutter verstehen, Zweifel sogar an Gottes Existenz.

»Stirbt der Baum auch, fragte Freddie. Eines Tages, aber da ist etwas Stärkeres als der Baum, das ist das Leben. Es hält für immer an und wir sind alle Teil des Lebens. Wohin gehen wir, wenn wir sterben? Das weiß keiner genau. Das ist das große Mysterium.«

Die Mutter bricht in Tränen aus. Es gibt keinen Gott. Wenn es einen Gott gäbe, würde er nicht zulassen, dass mein Kind, dass mein Theo leidet! Ich kann nicht mehr schlafen, ich kann nicht mehr denken, ich kann mein Leben nicht mehr bewältigen, wenn Theo stirbt. Tun Sie alles, alles Menschenmögliche, um ihn zu heilen und wenn es mein Leben kostet, so kostet es doch nichts. Denn mein Leben ist gelebt und geht zu Ende mit dem Leben von Theo. Was soll denn nur werden, was passiert mit meinem Sohn?

»Kommen wir im Frühjahr wieder? Wir nicht, aber das Leben. Aber wo liegt denn der Sinn in all diesem, führte Freddie das Fragen weiter. Warum sind wir alle hier, wenn wir doch alle fallen und sterben müssen? Daniel antwortete wieder bestimmt. Es ging um die Sonne und den Mond, um glückliche gemeinsame Tage, um den Schatten, die alten Menschen und die Kinder. Es ging um die Farbenpracht im Herbst – um die Jahreszeiten. Ist das nicht genug? An diesem Nachmittag, im goldenen Licht des Sonnenuntergangs ließ Daniel los. Er fiel ganz leicht. Er schien friedlich zu lächeln, als er fiel. Auf Wiedersehen – erst einmal, sagte er. Dann war Freddie allein, das letzte Blatt an seinem Ast. Der erste Schnee fiel am nächsten Morgen. Er war weich, weiß und zart, aber auch bitterkalt. An diesem Tag schien die Sonne nur wenig und der Tag war sehr kurz. Freddie merkte, wie er seine Farbe verlor und faltig wurde. Es blieb kalt und die Sonne lag schwer auf ihm. Als der Sonnenuntergang nahte, blies ein Wind auf und wehte Freddie von seinem Ast. Es tat nicht weh. Er fühlte, wie er sank, zart und weich. Als er fiel, sah er den Baum zum ersten Mal im Ganzen. Wie stark und fest der Baum war. Er

war sicher, der Baum würde noch lange leben, dass er Teil seines Lebens war – und das erfüllte ihn mit Stolz.

Freddie landete auf einem Haufen Schnee. Es fühlte sich irgendwie weich und warm an. In der neuen Situation fühlte er sich zufriedener als je zuvor. Er schloss seine Augen und schlief ein. Er wusste nicht, dass auf den Winter der Frühling folgen würde und dass der Schnee zu Wasser schmelzen würde. Er wusste nicht, dass, was als nutzloses, ausgetrocknetes Selbst erschien, sich mit dem Wasser verbinden und den Baum stärken würde. Vor allem wusste er nicht, dass bereits im Baum, am Grunde schlafend, neue Blätter auf den Frühling warten.«

Dürfen, können, sollten auch wir vertrauen, wenn wir im Kranksein unsere eigene Endlichkeit mit Sorge betrachten?

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Eckart von Hirschhausen: Du warst auch in Essen Klinikdirektor. Die Bergleute dort haben eine pragmatische Art, Dinge auszudrücken. Du sagst, man weiß nicht, was nach dem Tod kommt. Der Bergmann sagt dazu: »Vor der Hacke ist es dunkel.« Das drückt aus, dass man früher mit dem Thema Krankheit ganz anders umgegangen ist, weil man dachte, man könne sich nach dem Tod noch verbessern. Erst dann käme das wahre Leben. In der säkularisierten Welt wird diese Heilserwartung komplett auf die Erde, in die Gegenwart geholt. Sind wir Ärzte in irgendeiner Art und Weise dazu angeleitet oder ausgebildet, diese Aspekte, die man früher mit dem Pfarrer verhandelt hat, auch dem Patienten und der Patientin als Gegenüber zu spiegeln?

Eckhard Nagel: Ich glaube, dass wir uns verbessert haben. Aber wir kommen aus einer Tradition, in der man im Prinzip darüber gar nicht gesprochen hat. Wir haben noch Zeiten erlebt, in denen man, wenn man merkte, dass jemand eine tödliche Erkrankung hat, es für das Wichtigste hielt, es ihm nicht zu sagen. Ich kann mich noch aus meiner eigenen Pflegeausbildung daran erinnern. Alle wussten, der Mann in diesem Zimmer stirbt. Aber wenn du reingehst, solltest du lächeln und sagen: »Wie geht's denn heute? Alles gut? Es wird alles wieder besser.« Wir kommen aus dieser Negierung; aber in den letzten Jahren und Jahrzehnten hat hier langsam eine Änderung stattgefunden. Das ist auch nicht nur eine ärztliche Aufgabe. Aber ich sehe auch, dass es schwerer wird, wenn diejenigen, mit denen wir sprechen, so unsicher sind, dass sie eben nicht wissen, was auf der anderen Seite der Hacke kommt.

von Hirschhausen: Was ich spannend finde an diesem Thema, ist, dass wir die Medizin professionalisiert haben; wir haben sie wissenschaftlicher gemacht. Du warst einer der Ersten, der in Deutschland die Möglichkeit der

Transplantation, zum Beispiel einer Leber, aus dem Bereich des Exotischen quasi in einen Standardeingriff verwandelt hat. Mit dieser Professionalisierung geht aber auch eine Beobachtung einher, die ich immer so nenne: Die Wissenschaft hat die Magie aus der Medizin vertrieben, aber nicht aus uns Menschen. Und der Wunsch, wahrscheinlich auch von vielen hier im Raum, ist, dass es wieder eine Form von ganzheitlichem Sehen in der Medizin gibt. Du hast dich auch mit Theologie beschäftigt. Wie sinnvoll ist es, diese Bereiche zu trennen? Früher gab es nur einen Heilberuf, das waren die weisen Frauen oder eben archetypisch der Mediziner. Der Mediziner war in Personalunion zuständig für Krankheiten, für Kräuter und berauschende Substanzen, fürs Diesseits und fürs Jenseits, für die Familie und fürs Party-machen, für Feuer und Trommeln. Und was haben wir daraus gemacht? Arzt, Apotheker, Drogendealer, Priester, Psychotherapeut, Sozialarbeiter, DJ, Pyrotechniker, Eventmanager. Und nun sind wir enttäuscht, weil uns keiner mehr ganzheitlich sieht. Dabei haben wir auch vergessen, dass der Beginn des Krankenhauses, dies eine der schönsten Traditionen im Christentum, ein Ort der Barmherzigkeit war. Das war im Mittelalter der Grund, ein Hospital zu gründen; einen Ort zu schaffen für Menschen, die keinen hatten, der sie pflegt. Wir haben bis heute viele konfessionelle Häuser. Aber wir haben auch einen Markt von kommerziellen Anbietern, und wir haben die wissenschaftliche Betrachtung, die alles Seelische erst einmal ausblendet und sich für nicht zuständig erklärt. Siehst du Tendenzen, dass sich auch innerhalb der Ärzteschaft wieder mehr Menschen dafür interessieren, wie man Spiritualität auf eine verantwortliche Art in die Medizin integriert?

Nagel: Wenn ich von den Patienten und Patientinnen ausgehe, dann würde ich sagen, auf jeden Fall. Hier ist ein großer Bedarf, eine große Offenheit. Und vielleicht liegt es auch an der Säkularisierung, dass man noch viel stärker auf der Suche ist als früher, als man einen festgefühten Vorstellungsplan hatte, was mit mir passiert, wenn ich schwer krank bin oder sterbe. Aber die Medizin hat sich seit unserem Urvater Hippokrates immer rausgehalten, der hat gesagt, dass man sich entfernen soll, wenn man den Tod sieht. Dies hat über 2.000 Jahre dazu geführt, dass der Arzt sich entfernte, wenn er nicht mehr helfen konnte. Hier gab es eine gute Rollenteilung: der Arzt auf der einen, die barmherzigen Brüder und Schwestern auf der anderen Seite. Krankenhäuser waren ursprünglich Sterbehäuser. Dort gab es keine Ärzte. Es ist erst 25 Jahre her, dass sich die deutsche Ärzteschaft erstmalig mit Sterbegleitung als medizinischer Aufgabe auseinandergesetzt hat. Hier gibt es fraglos einen Bedarf, weil wir auch mehr auf der Suche sind. Indem das so ist, brauchen wir Veränderungen in den verschiedenen Berufszweigen, die du gerade angesprochen hast, auf jeden Fall bei denjenigen, die sich um Menschen, gerade um leidende Menschen, kümmern.

von Hirschhausen: Diese Veranstaltung heißt »Glaube, Heilung und Humor« und ich möchte noch ein paar Minuten über mein Herzensthema sprechen, nämlich dass wir die Kraft des Humors neu entdecken können, auch im Gesundheitswesen. Es gibt einen Witz, wo ein etwas übereifriger junger katholischer Priester einen Betrunknen am Straßenrand entdeckt und ihn für einen Sterbenden hält. Er geht zu ihm hin und sagt: »Darf ich Ihnen die letzte Ölung anbieten?« Und der Besoffene dreht sich um und sagt: »Nee, jetzt nichts Fettiges.«

Ich möchte mit diesem sehr geschmacklosen Witz dazu überleiten, dass, wenn wir eine frohe Botschaft haben, die da heißt, Schmerz, Tod und Alleinsein sollen nicht das letzte Wort haben, wir das auch spüren müssen. Dass es etwas Erlöstes, etwas Befreites gibt und dass uns Luther mit seinen derben Sprüchen auch das mit auf den Weg gegeben hat. Er soll gesagt haben: »Aus einem verzagten Arsch kommt kein fröhlicher Furz.« Heute würde man sagen: Verdacht auf Laktoseintoleranz. Und wir können, ähnlich wie die Hospizbewegung, seit zwanzig Jahren eine Gegenbewegung wahrnehmen gegen die industrialisierte, rein wissenschaftlich orientierte Medizin.

Eins meiner Idole ist Viktor Frankl. Er hat, nachdem er das Konzentrationslager überlebt hatte, die Psychotherapie revolutioniert, indem er in dem Buch *Trotzdem Ja zum Leben sagen* beschrieb, wie existenziell wichtig für Menschen das Gefühl von Sinn, von Zusammenhalt und von Humor ist. Der hat mit seinen Mithäftlingen verabredet, sich jeden Tag einen Witz zu erzählen, um zu zeigen, dass es die letzte Freiheit ist, die der Mensch hat, die Haltung der Situation gegenüber zu wählen. Das kann uns keiner nehmen, selbst nicht im KZ. Er ist für mich zu einem großen Vorreiter geworden, die Lebenskraft Humor ernst zu nehmen. Seine Witwe habe ich in Wien kennenlernen dürfen. Sie ist eine strahlende Frau, die, als ich sie fragte: »Wie war Viktor?«, antwortete: »Ein Komiker, ein Kaspar, jemand, der den Humor sehr geschätzt hat als Überlebenskraft.«

Es gibt im Schamanismus den Gedanken des *Broken Healers*, was heißt, dass Menschen, die selbst etwas erlebt und durchlitten haben, für andere heilsam werden können, weil sie an ihrer eigenen Verletzung nicht zerbrochen, sondern stark geworden sind. Die Frau, die auf dem Foto neben mir sitzt, ist Dagmar Marth. Sie macht am Unfallklinikum in Berlin eine tolle Arbeit *Peer-to-Peer*. Sie selbst wurde vor über 25 Jahren vor die U-Bahn geschubst, hat einen Arm und ein Bein verloren. Natürlich dachte sie als junge Frau: Ich werde nie wieder lachen, nie wieder glücklich sein, ich bin entstellt für mein Leben und werde nie einen Mann finden, geschweige denn Kinder bekommen. Ihre ganzen Träume waren scheinbar zerstört. Sie hat heute einen Mann, sie hat Kinder, sie ist einer der fröhlichsten Menschen, die ich kenne, und macht Achtsamkeitstraining und Beratung für Patienten, die vor einer Amputation stehen. Denen kann sie viel glaubwürdiger als jeder Arzt oder Psychotherapeut sagen: »Hey, es gibt ein Leben damit und trotzdem und

darüber hinaus.« Auch diese Beratung durch ehemalige Betroffene ist eine Ressource von Heilung, die wir bisher noch viel zu wenig nutzen.

Die nächste große Frage ist, was Lachen auf der körperlichen Ebene bringt. Wir haben mit meiner Stiftung HUMOR HILFT HEILEN durch Klinikclowns Kinder zu einer Operation begleitet. Wir konnten messen, dass ihre Angst abfällt und ihr Vertrauen steigt und das Bindungshormon Oxytocin im Speichel steigt. Wir haben inzwischen mit über 10.000 Pflegekräften dreistündige Workshops durchgeführt zu den Themen Selbstfürsorge, authentische Kommunikation und Achtsamkeit. Kleine Momente machen einen großen Unterschied, damit man sich beim Betreten der Klinik daran erinnern kann, seine Persönlichkeit nicht hinter einem Kittel verstecken zu müssen. Wir sind als Menschen dort wirksam. Jedes Wort, jede Geste und jede Berührung zählen.

Ich habe einmal mit einem querschnittsgelähmten Mann im Rollstuhl ein Interview geführt für die ARD-Glückswoche. Er sagte, dass er sich umbringen wollte, nachdem er durch einen Unfall querschnittsgelähmt war. Ich fragte ihn, was ihn zurückgehalten hat. Und er antwortete: »Es war ein Medizinstudent, der sich am Ende seiner Stationspflichten jeden Abend zu mir ans Bett gesetzt und kurz meine Hand genommen hat.« Warum müssen es die Anfänger sein, die diesem Menschen das Leben gerettet haben? Nur durch eine kleine Geste, nur durch dieses kleine »Ich höre dir zu« wurde ein Leben gerettet. Unterschätzt diese Kraft nicht.

Reformation und Katholizität

Was ist das Gemeinsame?

Vorträge am Freitag, 26. Mai 2017, Französische Friedrichstadtkirche

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Huber, Bischof i. R., Berlin
Prof. Dr. Johanna Rahner, Dogmatikerin und ökumenische Theologin,
Tübingen

Vortrag von Wolfgang Huber

1. Rebellisch oder entlaufen

Protestanten gelten als rebellisch oder entlaufen. Diesen Eindruck erweckt zumindest eine Anzeige, die am vergangenen Samstag im Berliner Tagesspiegel zu lesen war. In der Rubrik »Massagen« fand man dort das Angebot einer »Reformer-Massage«, speziell für rebellische oder entlaufene Protestanten.

Ich hatte keine Gelegenheit dazu, dieses besondere Massage-Angebot für durch den Kirchentag Gestresste auszuprobieren. Mir reichte das Bild vom Protestantismus, das sich in ihm spiegelt. Protestanten sind rebellisch oder entlaufen. Noch heute gilt es für sie als charakteristisch, dass sie gegen die kirchliche Autorität aufbegehren und sich ihr, wenn diese sich nicht eines Besseren besinnt, entziehen. Martin Luther, der »Rebell in einer Zeit des Umbruchs«, gilt dafür als Prototyp, die »Glaubensspaltung« als das Resultat.¹ Man kann auch noch anderes über die Protestanten sagen und beispielsweise ihren Hang zum Individualismus, ihre Weltzuwendung aus Glauben oder das Priestertum aller Getauften hervorheben. Aber eins lässt sich schon bei einer ganz oberflächlichen Betrachtungsweise deutlich sagen: Katholisch sind die Protestanten nicht. Noch vor einem halben Jahrhundert war in manchen Teilen Deutschlands deshalb alles ganz einfach: evangelische oder katholische Volksschule, evangelisches oder katholisches Krankenhaus, evangelische oder katholische Bäckerei.

Seitdem haben diese geschlossenen Milieus sich in atemberaubendem Tempo aufgelöst. Nur noch wenige fragen auf dem Weg zum Bäcker, ob die Brötchen evangelisch oder katholisch gebacken wurden. Dennoch gibt es nach wie vor milieuspezifische Prägungen. Besonders deutlich sind die Unterschiede im Verhältnis zur Kirche selbst. Evangelisch heißt: kirchendistan-

¹ Vgl. Heinz Schilling: Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs, München 2016.

ziert; katholisch heißt: kirchenverbunden. Das evangelische Verhältnis zur Kirche zeigt sich am intensivsten dann, wenn man über die Kirche klagt. »Das ist nicht mehr meine Kirche«, ist die intensivste Form, in der Evangelische ihre Kirchenbindung zum Ausdruck bringen. Katholisch ist es, auch dann an der Verbundenheit zur Kirche festzuhalten, wenn sie einem ärgerlich und beschwerlich geworden ist, ihren stellvertretenden Glauben auch dann noch in Anspruch zu nehmen, wenn man an ihm zweifelt. Die evangelische Kirche ist in einem Sinn noch immer Volkskirche, nämlich als Kirche für das Volk, das nicht zur Kirche geht. Die katholische Kirche ist darin noch immer Weltkirche, dass auch Kirchendistanzierte stolz feststellen, unter den christlichen Kirchen sei die katholische Kirche der einzige *global player*.

2. Was heißt katholisch?

Wenn das Wort katholisch einen verständlichen Sinn haben soll, dann taugt es überhaupt nicht als Konfessionsbezeichnung. Denn katholisch bedeutet allumfassend. Nicht einmal dann, wenn alle Christen auf Erden in einem einzigen Kirchenkörper vereinigt wären, hätte man einen Grund, diese Kirche als katholisch zu bezeichnen. Denn allumfassend zielt weiter, nicht nur auf alle Christen, sondern auf alle Menschen. Katholisch ist ein Verheißungswort, keine Konfessionsbezeichnung.

Genau dies hat das Wort katholisch mit dem Wort evangelisch gemeinsam. Denn evangelisch, also auf das Evangelium bezogen, kann ja niemals als eine Bezeichnung verwendet werden, die nur für eine einzige Kirche gilt. Evangelisch bezeichnet immer auch einen Abstand, den man selbstkritisch zur Kenntnis nehmen muss. Evangelische und Katholische sitzen in dieser Hinsicht im selben Boot. Wer sich evangelisch nennt, kann so wenig mit sich selbst zufrieden sein wie jemand, der sich katholisch nennt. Beide Bezeichnungen haben das Rebellische gemeinsam: So wie es ist, kann es nicht bleiben. Beide sollten sich deshalb an den Rat halten, den der deutsch-iranische Schriftsteller Navid Kermani² allen Glaubenden gegeben hat: Man kann die eigene Religion nicht selbstgerecht verteidigen. Kermani sagt: »Die Liebe zum Eigenen – zur eigenen Kultur wie zum eigenen Land und genauso zur eigenen Person – erweist sich in der Selbstkritik. Die Liebe zum anderen – zu einer anderen Person, einer anderen Kultur und selbst zu einer anderen Religion – kann viel schwärmerischer, sie kann vorbehaltlos sein. [...] Die Selbstliebe hingegen muss, damit sie nicht der Gefahr des Narzissmus, des Selbstlobs, der Selbstgefälligkeit unterliegt, eine hadernde, zweifelnde, stets

² Vgl. Navid Kermani: Über die Grenzen – Jacques Mourad und die Liebe in Syrien, in: Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2015: Navid Kermani. Ansprachen aus Anlass der Verleihung, Frankfurt/Main 2015.

fragende sein.«³ Wie wäre es, wenn wir dieses Hadern, diesen Zweifel, dieses Fragen als das Gemeinsame von evangelisch und katholisch anerkennen und auf dieser Grundlage sagen würden: Was uns eint, ist wichtiger als das, was uns trennt? Ja mehr noch, wenn wir die Kultur der Deutschen als eine Kultur der Selbstkritik und der Selbstbefragung verstehen würden – ja, dann könnte ich mich sogar mit dem Wort »Leitkultur« anfreunden.

Schauen wir unter diesem Gesichtspunkt die Worte evangelisch und katholisch noch einmal an. Das Wort evangelisch verweist auf das Evangelium Jesu Christi als den Grund der Kirche. Mit den Worten der Barmer Theologischen Erklärung von 1934: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.«⁴ Demgemäß ist die Kirche eine Gemeinschaft, »in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt«⁵. Oder noch kürzer und mit einem Ausdruck Dietrich Bonhoeffers: Die Kirche ist »Christus als Gemeinde existierend«⁶.

Das Wort katholisch verweist darauf, wie dieser Grund der Kirche sich in ihrer Gestalt Ausdruck verschaffen will. Um diese Brücke zu beschreiben, hat die frühe Christenheit Wesenseigenschaften herausgestellt, die für die Kirche in der Vielfalt ihrer Formen verpflichtende Bedeutung haben. Das Apostolische Glaubensbekenntnis hat diese Wesenseigenschaften auf zwei konzentriert: die Heiligkeit und die Katholizität. Ich glaube an die heilige katholische Kirche. Das Bekenntnis von Nicaea und Konstantinopel, von den beiden ersten ökumenischen Konzilien des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, hat ausführlicher von vier derartigen Attributen gesprochen: »Wir glauben an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.«

Ist die Kirche, zu der wir uns im Glauben bekennen, eine oder sind es mehrere? Für diese Frage ist es ein nicht nur hilfreicher, sondern aufrüttelnder Test, ob wir im Glaubensbekenntnis mit denselben Worten von der Kirche sprechen können. Das ist im deutschen Sprachbereich bis zum heutigen Tag nicht der Fall. Es gehört zu den großen ökumenischen Fortschritten des letzten halben Jahrhunderts, dass die Kirchen in Deutschland sich auf einen gemeinsamen Wortlaut des Vaterunsers verständigt haben.

Auch im Blick auf das Glaubensbekenntnis haben sie das versucht. Weit hin ist es gelungen, doch eine unüberwindbare Grenze war erreicht, als es um das Wort katholisch ging. Die evangelische Seite wollte weiterhin im Apostolischen Glaubensbekenntnis von der »heiligen, christlichen Kirche«, im Be-

³ Ebd., S. 55.

⁴ Rudolf Mau (Hrsg.): *Evangelische Bekenntnisse*, Bd. 2, Bielefeld 2008, S. 261.

⁵ Ebd.

⁶ Dietrich Bonhoeffer: *Sanctorum Communio*. Eine dogmatische Untersuchung zur Soziologie der Kirche, München 1986, S. 76.

kenntnis von Nicaea und Konstantinopel dagegen von der »einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche« sprechen. Auf der evangelischen Seite wird das Wort katholisch in beiden Bekenntnissen mit verschiedenen Worten wiedergegeben, mit christlich im einen und allgemein im anderen Fall.

Es ist nachvollziehbar, dass die evangelischen Kirchen sich mit der Katholizität schwer tun, weil das Wort ihnen vor allem als Konfessionsbezeichnung begegnet. Deshalb weichen sie ihm als Attribut der geglaubten Kirche aus. Doch es durch christlich zu ersetzen, mag historisch verständlich sein; rechtfertigen lässt es sich nach meiner Auffassung nicht. Denn das Attribut des Christlichen – also des »zu Christus Gehörens« – verweist auf den Grund der Kirche schlechthin und taugt deshalb nicht als ein Attribut unter anderen.

Die Lösung, katholisch mit allgemein wiederzugeben, ist auch nicht sehr überzeugend. Denn dadurch verschwimmt der Unterschied zwischen dem Attribut der Einheit und demjenigen der Katholizität. Manche evangelische Aussagen zur Katholizität laufen deshalb darauf hinaus, dass die Einheit der Kirche und deren Katholizität mehr oder minder in eins fallen. Es geht um die eine Kirche für (möglichst) alle. Damit aber bekommt die Einheit den eindeutigen Vorrang vor der Katholizität. Eine Spannung zwischen beiden Attributen kann gar nicht entstehen. Doch wer vom allumfassenden Charakter der Kirche redet, muss sich bewusst machen, dass auf diese Weise höchst Unterschiedliches umfasst wird. Das Katholische der Kirche nimmt also die Vielgestaltigkeit in den Blick, die in der einen Kirche Raum finden soll. Katholisch in diesem Sinn bedeutet: Respekt für die Pluralität in der Einheit. Die Vielfalt und Vielgestaltigkeit der Sprachen, Weltgegenden oder Frömmigkeitsformen, in denen die Sakramente gefeiert werden, Gottes Wort gehört und zu Gott gebetet wird, werden anerkannt. Im römisch-katholischen Bereich wurde ein Durchbruch zu einem solchen Verständnis des Katholischen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil angebahnt. Die Feier des eucharistischen Gottesdienstes in der Landessprache wurde dafür zum Symbol. Wenn das Attribut der Einheit das Verbindende in der weltumspannenden Gemeinschaft der Christenheit unterstreicht, dann dasjenige der Katholizität die Verschiedenheit, die in dieser Einheit Raum findet. Katholisch bedeutet eben nicht allgemein, sondern allumfassend.

Eigentlich müssten gerade Evangelische Sinn dafür haben, dass Katholizität die Vielfalt in der Einheit bedeutet. Neuerdings haben evangelische Kirchen auch den Mut gefasst, beherzt von der Katholizität zu sprechen. So hat die Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa im Jahr 1994 einen Vorschlag für ein gemeinsames evangelisches Verständnis der Kirche ausgearbeitet.⁷ Dabei knüpft sie ausdrücklich an die vier Wesenseigenschaften der Kirche in der frühchristlichen Bekenntnistradition an. Zur Katholizität der

⁷ Vgl. Michael Bünker, Martin Friedrich (Hrsg.): Die Kirche Jesu Christi. Der reformatorische Beitrag zum ökumenischen Dialog über die kirchliche Einheit, Leipzig 2012.

Kirche sagt sie: »Weil die Kirche ihren Ursprung im Wort Gottes als dem Heil der ganzen Welt hat, ist sie nicht durch natürliche menschliche Gemeinschaften begrenzt, sondern als von Gott geschaffene Gemeinschaft allumfassend (katholisch). Das Leben der Kirche ist Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott. Christen und Kirchen stehen damit vor der Aufgabe, diese Gabe Gottes in der Gestaltung ihres Lebens erfahrbar zu machen in der Überschreitung nationaler, rassischer, sozialer, kultureller und mit der Geschlechtszugehörigkeit gegebener Grenzen. In ihrer Katholizität ist die Kirche die Verheißung einer alle Menschen umfassenden Gemeinschaft.«⁸

Dieses Verständnis von Katholizität ist der Grund dafür, dass die Kirchen sich jeder Diskriminierung aus nationalen, rassischen, sozialen, kulturellen oder mit der Geschlechtszugehörigkeit verbundenen Gründen widersetzen. Nicht zeitgebundene *political correctness*, sondern der Vorschein einer Gemeinschaft aller Menschen in der Katholizität der Kirche ist der Grund für prophetische Einsprüche im Namen der gleichen Würde aller Menschen – wo immer diese gleiche Würde durch Worte oder Taten verletzt wird. Und das geschieht nicht nur anderswo, es geschieht auch bei uns. Alle Kirchen wissen aus ihrer eigenen Geschichte, wie oft sie sich selbst an diesem Maßstab versündigt haben. Es bleibt ihnen deshalb gar nichts anderes übrig, als ihre Sünde zu bekennen und sich zur Umkehr rufen zu lassen. Die erste von Martin Luthers 95 Thesen gilt deshalb nicht nur für die einzelnen Christen, sondern ebenso auch für die Kirche: »Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ›Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‹, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.«⁹

Die mangelnde Achtung vor der Verschiedenheit der Menschen kann, so zeigt sich, genauso ein Verstoß gegen den katholischen Charakter der Kirche sein, wie der mangelnde Wille zur Gemeinschaft einen Verstoß gegen die Einheit der Kirche bildet. Wer beide Verstöße vermeiden will, darf also Einheit nicht als Uniformität und Verschiedenheit nicht als Verzicht auf Gemeinschaft verstehen. Der ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen sagt deshalb in seinem eindrucksvollen Votum zu 500 Jahren Reformation: »Wo legitime Verschiedenheiten in einer Uniformierung zu wenig Raum erhalten oder unzulässige Ausgrenzungen geschehen, da wird die Katholizität der Kirche bedroht.«¹⁰

Ein ökumenischer Geist tritt uns in diesem Votum entgegen, der »die Pluralität der Kirchen eher als Anlass zur Wertschätzung denn als Grund zur

⁸ Ebd., S. 37f.

⁹ Martin Luther: Disputation zur Erläuterung der Kraft des Ablasses [95 Thesen], in: Karin Bornkamm, Gerhard Ebeling (Hrsg.): Aufbruch zur Reformation, Frankfurt/Main 1982, S. 28.

¹⁰ Volker Leppin, Dorothea Sattler (Hrsg.): Reformation 1517-2017. Ökumenische Perspektiven. Dialog der Kirchen, Veröffentlichungen des ökum. Arbeitskreises ev. und kath. Theologen, Bd. 16, Freiburg – Göttingen 2014, S. 53f.

Besorgnis«¹¹ wahrnimmt. Wird Katholizität als die Verpflichtung verstanden, in der Vielfalt das Verbindende zu erkennen und diese Vielfalt nicht durch Uniformität, sondern durch die Orientierung an der »sammelnden Mitte« des Glaubens zusammenzuhalten, ist der Gedanke einer evangelischen Katholizität genauso nahe wie der komplementäre Gedanke einer katholischen Pluralismusfähigkeit. Dabei wird die Orientierung an einem übergreifenden Konsens den Reichtum unterschiedlicher Prägungen nicht schwächen, sondern ihm die Richtung weisen. Wenn unsere Kirchen gemeinsam Christus als das versammelnde Zentrum bekennen, werden unterschiedliche Akzente und Profile dieses Zentrum nicht infrage stellen, sondern zum Leuchten bringen. Wer die ökumenische Gemeinschaft stärken will, ist gut beraten, das einzubringen, was ihm selbst wichtig ist, anstatt es abzuschleifen und unerkennbar zu machen. Die Summe dessen, was uns an unserem Glauben wichtig ist, macht die Gemeinschaft der Kirchen überzeugend. Allgemeine Undeutlichkeit dagegen nützt der Einheit nicht; sie verletzt die Katholizität.

3. Unverzichtbare Gemeinschaft

Mein Bild von der Gemeinschaft der Kirchen orientiert sich an einem biblischen Text, den ich gern als das Hohe Lied der Einheit bezeichne: »Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.« (Eph 4,4-6).

Dieser biblische Bekenntnissatz bezeugt eine ökumenische Wirklichkeit, die mit dem christlichen Glauben selbst mitgegeben ist. Der eine Herr lädt dazu ein, ein Leib zu sein. Der eine Glaube verpflichtet dazu, sich vom Geist der Wahrheit und der Versöhnung leiten zu lassen. Die eine Taufe macht alle Getauften zu Zeugen der einen Hoffnung.

So wie die Taufe den Anfangspunkt der christlichen Existenz bildet, so wie der Glaube den christlichen Lebensvollzug begründet, so wie der eine Herr den Glaubenden stets vorangeht, so ist es auch mit der ökumenischen Gemeinschaft. Sie steht nicht zur Disposition; sie ist nicht ins Belieben gestellt. Es handelt sich nicht um eine Entscheidung, welche die Glaubenden treffen oder unterlassen könnten. Es handelt sich auch nicht um ein Ziel, das mit größerer oder geringerer Energie angestrebt werden kann. Die Zusammengehörigkeit der Christen und der Kirchen ist vielmehr mit dem Fundament ihres Bekenntnisses selbst mitgegeben: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Deshalb spreche ich von unverzichtbarer Gemeinschaft.

Die christlichen Kirchen bringen die ökumenische Wirklichkeit nicht durch ihre eigenen Anstrengungen hervor; sie ist ihnen vielmehr vorgegeben. Sie sehen sich allerdings vor die Frage gestellt, ob sie dieser vorgegebenen

¹¹ Ebd., S. 20.

Wirklichkeit entsprechen oder sie verfehlen. In diesem Sinn spreche ich von einer Ökumene des Indikativs. Diese sagt, was die Kirchen ökumenisch sind, bevor sie fordert, was sie ökumenisch werden sollen. Durch die Erinnerung an das, was der Christenheit gemeinsam anvertraut ist, wird die Berufung dazu verdeutlicht, gemeinsam zu werden, was wir sind: Leib Christi. Es geht um die Aktualisierung einer vorgegebenen Realität. Natürlich gehört dazu auch das notwendige Maß an ökumenischer Ungeduld. Wir alle warten auf den Tag, an dem wir die uns geschenkte Gemeinschaft in eucharistischer Gastbereitschaft feiern können, wie wir schon jetzt die Taufe wechselseitig anerkennen. Auf dem Weg zum dritten Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt 2021 wird diese Erwartung hoffentlich eingelöst. Aber schon jetzt feiern wir das, was uns anvertraut ist. Ökumenische Zusammengehörigkeit kann sich nicht im kleinlichen Verharren beim Unerledigten erschöpfen. Dankbarkeit für das Erreichte ist ein besserer Ansporn zu weiteren Schritten.

Grenzüberschreitende Einheit gehört zum Wesen der Kirche. Mit ihr lässt es sich nicht vereinbaren, dass das Evangelium nur für eine Kirche in Anspruch genommen wird. Aber ebenso wenig kann die Katholizität nur für eine Kirche behauptet werden. Vielmehr müssen wir uns dafür öffnen, dass auch in anderen Kirchen auf das Evangelium gehört wird und auch andere sich darum bemühen, dass es alle Menschen erreicht. Niemand von uns muss deshalb bestreiten, dass das Katholische auch in anderen Kirchen verwirklicht werden kann. An die Stelle solcher Abgrenzungen kann vielmehr eine Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts treten.

Nicht nur in aktuellen Aussagen zu politischen Fragen oder in prominenten ökumenischen Sympathiebezeugungen zeigt sich eine solche Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts. Sie lebt in Gemeinden, Initiativgruppen, Kommunitäten und nicht zuletzt in ökumenischen Familien, die für die Ökumene der Zukunft zum Vorbild werden sollten, statt sie immer wieder zum Problemfall zu erklären. Die Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts zeigt sich aber auch in grundlegenden Verständigungen, beispielsweise über die Bedeutung der Rechtfertigung allein aus Gnade oder über die wechselseitige Anerkennung der Taufe. Vergleichbare Erfahrungen gibt es auch im praktischen Handeln der Christen. So hat die Migrationskrise ungeahnte Kräfte ökumenischen Zusammenwirkens freigesetzt. Auch dieses Erlebnis gibt Grund zu einer Ökumene der Dankbarkeit. Gerade wenn wir das Erreichte würdigen, wenn es auch kirchenamtlich rezipiert wird, können wir beherzt auf weitere Schritte hoffen.

Zur Ökumene der Dankbarkeit gehört die Einsicht: Wir sind Christen, bevor wir evangelisch oder katholisch sind. Das gemeinsam Christliche ist wichtiger als konfessionelle Trennungen. Aber Christ ist man nicht im luftleeren Raum, sondern in der bewussten Aneignung einer bestimmten Tradition. An der reformatorischen Tradition, in der ich lebe, sind mir das Vertrauen auf Gottes Gnade, die gemeinsame Verantwortung aller Getauften und die

Lebensform verantworteter Freiheit besonders wichtig. Sie möchte ich gern einbringen in eine Gemeinschaft der Kirchen, in der Vielfalt nicht als Bedrohung, sondern als Reichtum verstanden wird. Wenn wir uns um Jesus Christus versammeln und an sein Wort halten, brauchen wir vor der Vielfalt keine Angst zu haben. Wenn diese Angst vergeht, erkennen wir, dass wir in unserer Verschiedenheit zusammengehören. Dann sind wir alle – in unserer bleibenden Verschiedenheit – evangelisch und katholisch zugleich.

Vortrag von Johanna Rahner

Warum Reformation ein Grundprinzip des Katholischen ist

»Es gibt so etwas wie die Häresie der Vergesslichkeit, des Nichtbeachtens, des Aufsichberuhenlassens, die auch innerhalb der Kirche selbst in einem recht erheblichen Ausmaße möglich ist.«¹² Dieser Satz entstammt einem Beitrag Karl Rahners aus dem Jahr 1962. Es scheint mir kaum erstaunlich, dass es in der Folge gerade die ekklesiologischen Strukturfragen der Kirche sind, in denen sich dieser Typus von Häresie am häufigsten antreffen lässt. Vieles, vielleicht zu vieles in der Struktur meiner, der römisch-katholischen Kirche wird bis heute mit dem Mantel des Gottgewollten und Ewigen umgeben. Freilich, was auf den ersten Blick anmutet wie eine unverrückbare Grundsignatur des immer schon Katholischen, und sich oft auch mit dem Nimbus einer auf Ewigkeit ausgelegten, göttlich legitimierten Sakralinstitution umgibt, ist allzu häufig das Ergebnis einer historischen Entwicklung, samt ihrer menschlichen Einflussnahme. So manch typisch, gar »ewig« Katholisches entspringt letztlich den Denkmilieus des 19. und 20. Jahrhunderts und ist damit jener, sich selbst bewusst antimodern kennzeichnenden, kirchlichen Inszenierung geschuldet, deren langer Atem bis heute spürbar ist. Indes gilt, was sich historisch entwickelt hat, kann, aber muss nicht so sein und was geworden ist, kann auch wieder anders werden. Das aber setzt, so Hubert Wolf, die »Anerkennung der historischen Tatsache« voraus, »dass die Kirche in ihrer Geschichte nie ein monolithischer Block war. Vielmehr haben immer wieder unterschiedliche Katholizismen miteinander um die ideale Verwirklichung des Katholischen gerungen. [...] Auf wichtige Fragen wurden ganz unterschiedliche Antworten gegeben, ohne dass dabei zwangsläufig die Einheit der Kirche in Frage gestellt worden wäre.«¹³ Die »Traditionen der Kirche« erweisen sich, »wenn man sich ihnen ohne ideologische Scheuklappen

¹² Karl Rahner: Die sakramentale Grundlegung des Laienstandes in der Kirche, in: ders.: Sämtliche Werke, Bd. 18: Leiblichkeit der Gnade, Freiburg 2003, S. 376-391, hier S. 376.

¹³ Hubert Wolf: Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte, München 2015, S. 21 f.

und enge dogmatische Vorannahmen nähert, als ungeheuer reichhaltig und pluriform. Sie gleichen einem breiten, mächtigen Strom, der sich im Lauf der Geschichte immer wieder ein neues Bett gesucht und sich jeder Begradigung und Kanalisierung entzogen hat. Der katholische Traditionsstrom war nie auf ein enges, unveränderliches Flussbett beschränkt [...]. Es widerspräche dem Wesen des Katholischen, den mächtigen Strom in ein enges, reguliertes Bett zu zwingen und alle anderen Verläufe für falsch zu erklären. Verengungen stören den Fluss und führen früher oder später zu Katastrophen.«¹⁴ Darum gibt es, so Wolf weiter, »nach katholischem Verständnis keine ideale Phase der Geschichte mit einer mustergültigen Verwirklichung von Kirche, auch nicht in der Jerusalemer Urgemeinde oder der Kirche der ersten Jahrhunderte, der dann mehr als 1.000 Jahre Niedergang gefolgt wären. Vielmehr kommen alle Ausprägungen der Kirche, ihrer Institutionen, Ämter und Lehren, die sich im Lauf von 2.000 Jahren Kirchengeschichte entwickelt haben, als Reservoir von Ideen für eine heutige Reform der Kirche in Betracht.«¹⁵ In der Folge werden gerade Veränderbarkeit und Reform zu einem grundlegenden Strukturprinzip des Katholischen.¹⁶ Wenn es also ein Grundprinzip des Katholischen gibt, dann ist es wohl dieses: *reformatio*.

Reformatio – Purificatio oder die notwendige Konzentration auf das Eigentliche

Die Reformation beginnt lange vor Luthers Thesenanschlag 1517, ist ein überkonfessioneller Vorgang der gesamteuropäischen Geistesgeschichte und umfasst als epochales Ereignis mehr als nur einen theologischen oder frömmigkeitsgeschichtlichen Kategorienwechsel, der im Bruch der Kircheneinheit der lateinischen Kirche des Westens und in der damit einsetzenden Pluralisierung der Konfessionen endet. Die durch Luther und andere im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ins Spiel gebrachte theologische Option bringt letztlich nur eine breite, sich seit dem 15. Jahrhundert abzeichnende Veränderungsdynamik auf den Punkt. In dieser Dynamik kulminieren drei entscheidende Aspekte:¹⁷ die Hinwendung zu einer stärker verinnerlichten und intensivierten Frömmigkeit. Sie führt dazu, dass spätestens seit Mitte des 15. Jahrhunderts Frömmigkeit nicht mehr nur ein Kennzeichen religiöser Eliten, zum Beispiel der Angehörigen des Klerus oder der Orden, ist, sondern sich die religiöse Praxis ganzer Gesellschaften intensiviert. Alle sollen und wollen zu guten, das heißt überzeugten und nach ihrem Glauben lebenden Christinnen und Christen werden. Das bedingt ein wachsendes Unbehagen an den sakral-sakramentalen, mitunter ins Magische tendierenden Spiritualitätsformen,

¹⁴ Ebd., S. 199f.

¹⁵ Ebd., S. 21.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 17.

¹⁷ Vgl. Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt/Main 2012, bes. S. 112ff.

wie sie kirchlich-institutionell vermittelt werden. Sie werden nun zunehmend als äußerlich, als Ablenkung vom Eigentlichen empfunden. Als ein entscheidender theologischer Aspekt kommt hinzu, dass die Idee der Erlösung durch den Glauben wieder ins Zentrum der theologischen Spekulation tritt. Sie intensiviert und individualisiert die Gottesbeziehung und befreit zugleich von falschen Abhängigkeiten, Ängsten und Zwängen – denn Gott ist nun der Einzige, dem Ehrfurcht gebührt.

Es verwundert kaum, dass in der Folge die Institution Kirche in Kritik und vor allem unter einen vehementen Veränderungsdruck gerät. Denn dort, wo sich Glaube individualisiert, wo sich Frömmigkeitsstile pluralisieren und die Frage nach Gott primär existenziell beantwortet wird, ist eine institutionalisierte Frömmigkeit grundlegend herausgefordert. Sie muss ihre eigenen institutionellen Vorgaben kritisch hinterfragen, ihr »Angebot« auf seine Plausibilität hin prüfen und über die Adressatenfrage und sich selbst neu nachdenken. Die institutionelle Gestalt des Glaubens relativiert sich; die Idee, dass alles Institutionelle letztlich nur der individuellen Gottesbeziehung zu dienen hat, tritt in den Vordergrund. Beides verweist die Kirche als institutionalisierten Ort des Glaubensvollzugs bleibend auf den zweiten Platz. Die Kirche wird nie mehr jener primäre Bezugspunkt des Glaubens sein, den sie im mittelalterlichen Ordnungsgefüge unhinterfragt innehatte. Beides verpflichtet zur permanenten Selbstrelativierung der Kirche als Institution. Kirche hat ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern in ihrer Sendung, Werkzeug und Mittel Gottes zum Heil für alle Menschen zu sein. Katholisch ist man jetzt nicht einfach, sondern hat es erst zu werden.

Auf die damit verbundenen Herausforderungen haben nun alle religiösen Strömungen der Zeit – auch die späteren Konfessionen – zu reagieren; sie tun es auf je unterschiedliche Art und Weise. Eins ist ihnen aber gemeinsam: Der epochale Wandel, der »Grabenbruch« in der Landschaft von Glaube und Frömmigkeit, der in diesen grundlegenden Veränderungen steckt, ist nicht rückgängig zu machen und das Beben, das diese auslösen, bringt das Schiff der Kirche gewaltig ins Wanken.

Reformatio – Destructio oder der notwendige Abschied von falschen Gewissheiten

»Es würde der Logik der Inkarnation nicht gerecht, an ein monokulturelles und eintöniges Christentum zu denken. Obwohl es zutrifft, dass einige Kulturen eng mit der Verkündigung des Evangeliums und mit der Entwicklung des christlichen Denkens verbunden waren, identifiziert sich die offenbarte Botschaft mit keiner von ihnen und besitzt einen transkulturellen Inhalt. Darum kann man bei der Evangelisierung neuer Kulturen oder solcher, die die christliche Verkündigung noch nicht aufgenommen haben, darauf verzichten, zusammen mit dem Angebot des Evangeliums eine bestimmte Kultur-

form durchsetzen zu wollen, so schön und alt sie auch sein mag.«¹⁸ Papst Franziskus nimmt hier eine erkennbare Neuakzentuierung vor, die der Vielfalt mehr Raum zu geben scheint und daher auch keine Angst vor einer Binnenpluralisierung des Katholischen an den Tag legt. Er belässt es dabei nicht nur bei einer Dynamisierung des Strukturellen; der intendierte Wandel geht tiefer: »Die verschiedenen Richtungen des philosophischen, theologischen und pastoralen Denkens können, wenn sie sich vom Geist in der gegenseitigen Achtung und Liebe in Einklang bringen lassen, zur Entfaltung der Kirche beitragen, weil sie helfen, den äußerst reichen Schatz des Wortes besser deutlich zu machen. Denjenigen, die sich eine monolithische, von allen ohne Nuancierungen verteidigte Lehre erträumen, mag das als Unvollkommenheit und Zersplitterung erscheinen. Doch in Wirklichkeit hilft diese Vielfalt, die verschiedenen Aspekte des unerschöpflichen Reichtums des Evangeliums besser zu zeigen und zu entwickeln.«¹⁹ Eine veränderte Erkenntnismethode ist dabei notwendige Voraussetzung: »Indem ich daran erinnere, dass die Zeit mehr wert ist als der Raum, möchte ich erneut darauf hinweisen, dass nicht alle doktrinen, moralischen oder pastoralen Diskussionen durch ein lehramtliches Eingreifen entschieden werden müssen. Selbstverständlich ist in der Kirche eine Einheit der Lehre und der Praxis notwendig; das ist aber kein Hindernis dafür, dass verschiedene Interpretationen einiger Aspekte der Lehre oder einiger Schlussfolgerungen, die aus ihr gezogen werden, weiterbestehen. Dies wird so lange geschehen, bis der Geist uns in die ganze Wahrheit führt (vgl. Joh 16,13), das heißt bis er uns vollkommen in das Geheimnis Christi einführt und wir alles mit seinem Blick sehen können. Außerdem können in jedem Land oder jeder Region besser inkulturierte Lösungen gesucht werden, welche die örtlichen Traditionen und Herausforderungen berücksichtigen. Denn die Kulturen [sind] untereinander sehr verschieden, und jeder allgemeine Grundsatz [...] muss inkulturiert werden, wenn er beachtet und angewendet werden soll.«²⁰

Der Papst plädiert für eine Methode, die unterschiedliche Denkformen im Sinn der Gradualität und der Komplementarität fruchtbar machen will. Sie rechnet dabei die situative, historische und sprachliche Differenz, aber auch die Mentalitätsdifferenz als Faktoren ein und pflegt die Neigung, nicht von den Gegensätzen, sondern von der gemeinsamen Basis her die Unterschiede zu bestimmen. Katholizität bestimmt sich angesichts dieser Dynamik nicht mehr vom Gedanken der Einheitlichkeit her, sondern von der Idee einer Gemeinschaft von Verschiedenen. Das wusste indes schon das Zweite Vatikanische Konzil: »Das aber verlangt von uns, dass wir vor allem in der Kirche

¹⁸ Papst Franziskus: *Amoris laetitia*. Nachsynodales, apostolisches Schreiben, Rom 2016, Nr. 117. Deutsch: Die Freude der Liebe.

¹⁹ Ebd., Nr. 40.

²⁰ Ebd., Nr. 3.

selbst, bei Anerkennung aller rechtmäßigen Verschiedenheit, gegenseitige Hochachtung, Ehrfurcht und Eintracht pflegen, um ein immer fruchtbareres Gespräch zwischen allen in Gang zu bringen, die das eine Volk Gottes bilden [...]. Stärker ist, was die Gläubigen eint, als was sie trennt. Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem Liebe.«²¹ Das Veränderungspotenzial und die Sprengkraft dieses Satzes aus der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (Deutsch: Freude und Hoffnung) kann kaum überschätzt werden. Um in einer pluralen Welt heute wirklich fruchtbar zu sein, braucht es die Fähigkeit zur Unterschiedlichkeit. Der Grundsatz »das eine nicht ohne das andere« war indes immer schon ein gut katholisches Prinzip. Exklusivpartikel haben demgegenüber die charmante Eigenschaft, überzeugende Identitätsmarker zu liefern. Beide darin sichtbar werdende Grundprinzipien – abgrenzende Identität bzw. öffnende Integration – stehen indes nicht einfach gegeneinander. Sie spiegeln in ihrer unaufgebbaren und unaufhebbaren Dialektik die spannungsvolle Dynamik von Katholizität.

Reformatio – Renovatio oder die Wiederentdeckung des wahrhaft Katholischen

Es gehört wohl zu den entscheidenden Einsichten des Zweiten Vatikanischen Konzils, das Thema Kirche auf eine veränderte, neue Weise angehen zu wollen. Nicht Selbstvergewisserung durch Abgrenzung oder Rückzug nach innen, sondern Selbstfindung durch Öffnung nach draußen – so könnte man die Weichenstellung des Konzils für die Identitätssuche einer Kirche in der Welt von heute umschreiben. Gerade die Pastoralkonstitution des Konzils *Gaudium et spes* macht diese Außenperspektive zu ihrem eigentlichen Thema. Die Kirche entdeckt die Welt da draußen als relevanten *locus theologicus*.²² Kirche hat sich die Sorgen und Nöte der anderen so grundlegend zu eigen macht, dass sie zu ihren eigenen Sorgen und Nöten werden. Es gibt keinen weltlosen kirchlichen Binnenraum der ewigen Heilswahrheiten mehr; dieser Binnenraum wird aufgesprengt. Eine rein binnenkirchliche Identitätsbestimmung des Katholischen ist fürderhin ausgeschlossen.

Für eine angemessene Deutung dieser Wende des Zweiten Vatikanischen Konzils muss die sie tragende (gnaden-)theologische Grundoption ins Auge gefasst werden. Sie lässt sich sehr gut mit jenem theologischen Begriff in eins setzen, der innerhalb der katholischen Theologie bis heute untrennbar mit dem Namen Karl Rahners verbunden ist: dem übernatürlichen Existenzial. Rahner schließt sich in seiner Theorie vom übernatürlichen Existenzial dem

²¹ Zweites Vatikanisches Konzil: *Lumen gentium*. Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 92.

²² Hans-Joachim Sander: Der Ort der Ökumene für die Katholizität der Kirche – von der unmöglichen Utopie zur prekären Heterotropie, in: HThKVat II, Bd. 5: Theologische Zusammenschau und Perspektiven, Freiburg 2006, S. 186-200, hier S. 198.

traditionell scholastischen Axiom der Gnadenlehre an, wonach die Gnade ein unverdientes Geschenk Gottes ist. Aber er betrachtet diese übernatürliche Gabe zugleich als Existenzial. Das aber bedeutet: »Das Geschenk der Gnade ist jedem Menschen mit seiner Existenz immer schon gegeben. Sie wird ihm nicht durch die Sakramente und die Gnadenanstalt Kirche vermittelt, sondern sie ist von vorneherein ein integraler Bestandteil seiner konkreten weltlichen Existenz.«²³ Die theologischen wie pastoralen Konsequenzen liegen auf der Hand. Während für die traditionelle Gnadenlehre die Wirksamkeit der Gnade an die sozialen Grenzen der Kirche gebunden ist, bringt »Rahners Gnadenlehre [...] ein Vertrauen auf die Gnade Gottes zum Ausdruck, die nicht an das kirchlich Machbare gebunden ist«²⁴ und die nicht an den Grenzen der Kirche, ja nicht einmal des Christentums endet. Darin begründet sich die Rede von den »anonymen Christen« ebenso wie eine veränderte Verhältnisbestimmung von Kirche und Welt, der Konfessionen zueinander, der Religionen, bis hin zu den Nicht-Glaubenden. Sie stellt das Axiom des universalen Heilswillens Gottes, der alle Menschen umgreift, in den Mittelpunkt. Dessen äußere Kehrseite ist aber das Bekenntnis zur Religionsfreiheit als grundlegendem Menschenrecht ebenso wie ein offenes, am Dialog orientiertes Miteinander aller, gleich welcher Konfession oder Religion sie angehören.²⁵ Nur in dieser Universalität ist Katholizität nunmehr katholisch.

Semper reformanda oder Katholizität als bleibende Herausforderung

Aggiornamento – »Verheutigung« avancierte nachkonziliar zum entscheidenden Signalwort des Konzils. Zu dieser »Verheutigung« gehört es nun aber auch, die Grundsignatur der Moderne als den Ort wahrzunehmen, an dem man selbst steht. Die Welt, auf die die Katholizität der Kirche unaufgebbar hingebunden ist, und deren Zum-Glauben-Kommen sie zu dienen hat, ist eine Welt, die sich zumindest auf den ersten Blick von der Gottesfrage emanzipiert hat, der die Gottesfrage fremd geworden ist. Es ist ein Ort, an dem lange vertretene Gewissheiten des Glaubens zerfallen und an dem Glaubenssprache zur Fremdsprache geworden ist. Es ist eine Welt, in der der Glaube erst wieder seine Sprache finden muss und gehört und verstanden werden kann. All das bedeutet *aggiornamento* – im Heute ankommen. Das geht nur, wenn man die Realitäten dieser Welt als die eigenen annimmt. Die weltliche Nicht-

²³ Peter Hardt: Gnade und Freiheit. Theologie als kirchenpolitisches Statement, in: Siegfried Kleymann u. a. (Hrsg.): Die neue Lust für Gott zu streiten, Freiburg 2006, S. 168-178, hier S. 172.

²⁴ Ebd., S. 173.

²⁵ Vgl. Zweites Vatikanisches Konzil: *Dignitatis humanae*. Erklärung über die Religionsfreiheit, Nr. 2; Zweites Vatikanisches Konzil: *Lumen gentium*. Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 16; Zweites Vatikanisches Konzil: *Gaudium et spes*. Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute, Nr. 22.

Notwendigkeit Gottes und seine mangelnde Erfahrbarkeit in der Welt geben dem Gläubig-Sein und damit dem Kirche-Sein eine neue Ortbestimmung. Die religiöse Suche heute spielt sich jenseits einer bedenklichen ekklesiologischen Verschlüsselung, ja Vereinnahmung ab. Hier beunruhigt die zunehmende kirchliche Berührungsangst vor dem modernen Menschen, die allenfalls nur durch eine zeloslich angeschärfte Bekenntnissprache und eine verständigungsunfähige Militanz verbrämt wird.²⁶ Die aber übersieht, dass die Rede vom Zweifel an der Existenz Gottes, die Ablehnung, das Hadern und die ungelösten Fragen heute zur Gottesrede dazugehören. »Gott nimmt uns unsere weltlichen Probleme nicht ab, er erspart uns nicht unsere Ratlosigkeiten. Man sollte darum auch in der Kirche nicht so tun, als ob es doch so sei. Letztlich zwingt uns sogar die Berufung auf Gott in eine letzte Ratlosigkeit hinein. Denn er ist das unbegreifliche Geheimnis, das uns verbietet, irgendeine eigene Helligkeit in unserem Dasein als das ewige Licht zu betrachten. Mit dieser letzten Ratlosigkeit wird man nur fertig, indem man sich in einem heiligen ›Agnostizismus‹ der Kapitulation vor Gott hoffend und liebend diesem unbegreiflichen Gott übergibt, der niemals dafür die Garantie übernommen hat, daß, so man sich nur gut mit ihm stellt, alle Rechnungen unseres Lebens glatt aufgehen.«²⁷ Christlicher Glaube wird daher in Zukunft dort am überzeugendsten sein, wo er hinhört auf das, was Menschen zu sagen und zu fragen haben. Die unaufgebbaren Fragen, die den Menschen immer wieder dort treffen, wo er spürt, dass er in dieser Welt nicht ganz zu Hause ist, fordern heute in Gestalt der Fremdprophetie Glaube zur Antwort heraus. So wird auch der Ort von Kirche dadurch prekär. »Wo kein menschlicher Ort mehr die Kirche begründen kann, ist der Ort der Kirche«²⁸, so hat das Dietrich Bonhoeffer einmal treffend formuliert. Denn nur dort, wo »man ganz ortlos ist, wo man an der Peripherie ist, da ist die kritische Mitte der Welt.«²⁹ Nur in einer bleibenden Selbstentfremdung und Selbstentzogenheit, die die eigene Identität im Dienst am anderen bestimmen, kann Kirche heute Kirche sein. Die inkarnatorische Logik des christlichen Glaubens selbst zwingt die Kirche mitten hinein in die Ungesicherheit einer geschichtlichen Existenz, die auf jede Selbstvergewisserung verzichtet und die topologische Orts- wie kairologische Zeitgebundenheit des Glaubens ernst nimmt. Das aber entwirft ein Bild von Kirche, die aus sich herausgeht, an die Peripherie, »nicht nur an die geographischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz, die des Mysteriums, der Sünde, die des Schmerzes, der Ungerechtigkeit, die

²⁶ Vgl. Johann Baptist Metz: *Memoria passionis*. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg 2011, S. 115.

²⁷ Karl Rahner: *Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance*, Freiburg 1972, S. 75.

²⁸ Dietrich Bonhoeffer: *Das Wesen der Kirche*, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 11, Gütersloh 1994, S. 229-303, hier S. 248 f.

²⁹ Ebd.

der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends.«³⁰ Katholizität wird in dieser Perspektive nicht nur zum offenen, sondern auch zum selbst- und kirchenkritischen Reflexionsbegriff.

Dagegen steht nicht nur diesseits des konfessionellen Grabens häufig immer noch eine selbstgewisse und gesicherte Identität von verblüffungsresistenten, erschütterungsfreien und darum letztlich harmlos ungefährlichen Katechismusantworten. Solche bieten nur die Illusion einer katholischen Kirche im Haus der Welt, die so niemals existiert hat. Denn katholisch zu sein hat letztlich nie bedeutet, die Kirchen möglichst voll zu bekommen, sondern als katholisch galt immer, die Botschaft des Evangeliums bis an die Enden der Erde zu tragen.

³⁰ Jorge Mario Bergolio: Rede im Vorkonklave. Zitiert nach: <http://blog.radiovaticana.de/die-kirche-die-sich-um-sich-selber-dreht-theologischer-narzissmus/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Aufbruch ins Gemeinwohl der Zukunft

Wie gestalten wir Arbeit und Bildung?

Vortrag am Freitag, 26. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 20

Dr. Frank Appel, Vorstandsvorsitzender der Deutschen Post DHL Group, Bonn

Mein heutiger Vortrag steht unter dem Thema »Aufbruch ins Gemeinwohl der Zukunft«. Lassen Sie uns dazu zunächst einen Blick auf die Gegenwart werfen, denn unsere aktuelle Situation und unser Handeln im Jetzt entscheiden darüber, in welcher Zukunft wir leben werden.

Die Welt, in der wir leben, ist eine ambivalente Welt. Sie ist auf der einen Seite in vielen Dingen besser denn je. In weiten Teilen der Welt erleben wir mehr Frieden, Wohlstand und Teilhabe als jemals zuvor. Auf der anderen Seite erleben wir Volatilität, Unsicherheit, totale Transparenz und eine nie dagewesene Vielfalt. All dies verunsichert viele Menschen. Wenn es also um die Gestaltung der Zukunft geht, dann müssen wir beim Menschen und den elementaren Fragen, die ihn bewegen, ansetzen:

1. Was sind die Grundbedürfnisse des Menschen? Was macht uns als Menschen aus?
2. Wie entsteht Wohlstand?
3. Wie gelingt Teilhabe?

Lassen Sie uns mit der ersten Frage beginnen: Welche Bedürfnisse haben wir Menschen? Die Antwort ist in allen Zeiten und in allen Kulturen immer die gleiche geblieben: Menschen haben ein Bedürfnis nach Liebe, Sinn und Hoffnung. Wir alle suchen nach einem Partner, den wir lieben. Wir wollen einen Beitrag leisten. Und wir wollen die Hoffnung haben, dass das Morgen besser ist als das Heute. Ziel von Politik und Unternehmen muss es sein, den Menschen bei der Erfüllung dieser Bedürfnisse zu helfen und die Grundlagen für eine zukunftsfähige Gesellschaft zu legen.

Kommen wir damit zur zweiten Frage: Wie entsteht Wohlstand? Für mich gibt es zwei wichtige Treiber für den Wohlstand einer Gesellschaft: mehr Produktivität und mehr Vernetzung. Wohlstand kann natürlich aus mehr Bevölkerungswachstum, also mehr Menschen und damit mehr Konsum, erwachsen. Gerade in unserer westlichen Welt mit rückläufigen Bevölkerungszahlen entsteht Wohlstand aber vielmehr durch mehr Effizienz, weniger Kosten und daraus resultierendem Produktivitätsfortschritt. Effizienzpotenziale durch Arbeitsverdichtung sind weitestgehend ausgeschöpft. Gerade für den Dienstleistungsbereich liegt eine wesentliche Wachstumschance daher in

der Produktivitätssteigerung durch neue Technologien, die Standardtätigkeiten übernehmen und Abläufe so deutlich vereinfachen.

Darüber hinaus ist globale Vernetzung ein wesentliches Fundament für die Zukunftsfähigkeit und damit den Wohlstand einer Gesellschaft. Die Globalisierung hat enorm dazu beigetragen, dass die Lebenserwartung der Menschen sich in den letzten Jahren weltweit deutlich verbessert hat. Analphabetentum und Armut sind zurückgegangen. Mehr globaler Austausch hat vielen Menschen mehr Chancen auf Beschäftigung und damit auf ein selbstbestimmtes und erfülltes Leben gebracht. Seit einem halben Jahrhundert ist die Globalisierung ein wichtiger Motor für weltweiten Fortschritt und ein Garant für Frieden in weiten Teilen der Welt. Die Globalisierung ist damit ein wichtiger Schlüssel zur Erfüllung elementarer, menschlicher Grundbedürfnisse.

Wenn es nun um die Teilhabe möglichst vieler Menschen an Wohlstand geht, dann spielt die Anpassung an stattfindende strukturelle Veränderungen eine große Rolle. In einer Welt, in der nicht zuletzt neue Technologien das Leben und die Art, wie wir arbeiten, immer stärker verändern, ist es wichtig, die Menschen frühzeitig auf Wandel vorzubereiten und damit fit für die Zukunft zu machen. Ohne eine Verbesserung unseres Bildungssystems und mehr Investitionen in lebenslanges Lernen wird dies nicht gelingen.

Politik und Wirtschaft können und müssen eine Menge tun, wenn es um mehr Chancen und einen klaren Fahrplan für Zukunftsfähigkeit geht. Das fängt bei einem klaren strategischen Fahrplan jedes einzelnen Unternehmens an. Schauen wir uns das am Beispiel von Deutsche Post DHL Group genauer an. Das Unternehmen beschäftigt weltweit über 510.000 Mitarbeiter und trägt Verantwortung für die Zukunft dieser Menschen, ihrer Familien und ein Stück weit auch für die Gesellschaften, in denen sie leben. Als einer der größten privaten Arbeitgeber weltweit schaffen wir Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten. Dies gilt aktuell auch für viele Flüchtlinge in Deutschland, denen wir im Rahmen unserer Flüchtlingsinitiative »Gemeinsam handeln!« über Orientierungspraktika, Beschäftigungsalternativen und viele Integrationsinitiativen unserer Mitarbeiter eine echte Chance auf einen Neuanfang ermöglichen. Unser Unternehmen hat sich mit unserer Strategie 2020 einen klaren strategischen Fahrplan und unseren Mitarbeitern damit eine Perspektive gegeben. Wir verbinden Menschen und verbessern ihr Leben. Jeder Mitarbeiter weiß, welchen Wertbeitrag er dazu mit seiner täglichen Arbeit leistet. Wir wollen uns mit unserer Arbeit im Markt differenzieren – als Anbieter erster Wahl, als Arbeitgeber erster Wahl und als Investment erster Wahl. Darüber hinaus wollen wir einen aktiven Beitrag für die Zukunft unseres Planeten leisten. Unser Handeln folgt einer klaren Philosophie: Respekt und Resultate. Denn wirklich erfolgreich sind Unternehmen nur dann, wenn es ihnen gelingt, wirtschaftlich gute Ergebnisse zu erzielen und gleichzeitig gesellschaftliche Bedürfnisse angemessen zu berücksichtigen.

Die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft hängt auch von den richtigen politischen Richtungsentscheidungen ab. Mit Blick auf Deutschland scheinen mir folgende Aspekte besonders wichtig:

- Wir brauchen eine Agenda 2030.
- Wir müssen in die Verbesserung unseres Bildungssystems und in lebenslanges Lernen investieren, um den Menschen heute und morgen eine Perspektive zu geben.
- Unsere Sozial- und Steuersysteme müssen reformiert und damit zukunftsfähig gemacht werden.
- Wir müssen Wandel als Chance begreifen und in Innovation investieren.

Für mich ist die Transformation unserer heutigen Welt in vielem mit der Reformation und der durch Martin Luther geprägten Veränderung vor 500 Jahren vergleichbar. Damals erfand Johannes Gutenberg den Buchdruck; heute öffnet das Internet neue Welten. 1490 schuf die Familie Taxis (später: Thurn und Taxis) das Postwesen; heute ist die globale Logistik das Rückgrat des modernen Handels.

Damals veränderten Vordenker wie Leonardo da Vinci, Michelangelo oder Kopernikus mit ihren Forschungen und Werken grundlegend die Sicht auf die Welt; heute verändert sich diese durch die Digitalisierung mit nie dagewesener Geschwindigkeit und stellt etablierte Wahrheiten und Geschäftsmodelle auf den Kopf. Martin Luther und die Reformation setzten eine umfangreiche gesellschaftliche Entwicklung in Gang und schufen so letztlich auch wichtige Grundlagen für den Erfolg unserer heutigen Marktwirtschaft und das mündige und offene europäische Denken, das unseren Kontinent zu einem ganz besonderen Kulturraum macht.

Lassen Sie mich noch einmal kurz zusammenfassen: Wir leben in einer spannenden Zeit, in der wir die Chance haben, Gemeinwohl für die Zukunft zu schaffen. Es liegt an uns, die entscheidenden Hebel für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft zu nutzen:

- Wir brauchen eine soziale Marktwirtschaft 2.0.
- Wir brauchen Unternehmen, die sich in ihrem Handeln nicht nur an Kunden, Mitarbeitern und Investoren, sondern auch an der Gesellschaft orientieren.
- Wir brauchen ein befähigendes, lebenslanges Bildungsmodell.
- Wir müssen die Globalisierung weitertreiben.
- Wir sollten die Digitalisierung als Chance begreifen.

Unternehmen, Politik und Kirchen – wir alle stehen vor der gleichen Herausforderung: Wir müssen den Menschen von heute Orientierung und Perspektive für morgen geben. Nur so bauen wir ein Fundament, auf dem sich alle in einer Welt mit hoher Veränderungsdynamik weiterentwickeln können. Wir müssen Veränderung als Chance begreifen und die Menschen ein Leben lang für Transformation und Wandel befähigen. Wenn wir dies tun, werden wir auch das Gemeinwohl der Zukunft erfolgreich gestalten.

Der Zerfall des Nahen Ostens

Wo sind Ansätze einer Stabilisierung?

Vorträge¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Berliner Dom

Mazen Darwish, syrischer Journalist, Berlin

Prof. Dr. Volker Perthes, Direktor der Stiftung Wissenschaft und Politik, Berlin

Vortrag von Volker Perthes

Meine Damen und Herren, ich bin gebeten worden, die allgemeinen Entwicklungen im Nahen und Mittleren Osten und die Kräfteverhältnisse in der Region kurz zu skizzieren. Ich will versuchen, das in sieben kleinen Kapiteln zu machen, die vielleicht auch sieben Thesen für die Diskussion sein können.

Ordnungszерfall

Bestehende Ordnungen im Nahen und Mittleren Osten zerfallen auf verschiedenen Ebenen. Die regionale Ordnung, das System von Staaten und Grenzen, ist unter Druck geraten. Staatliche Ordnungen in Staaten wie Syrien, Jemen, Libyen und Irak sind entweder schon zerfallen oder extrem gefährdet. Besonders wichtig ist mir die normative oder moralische Ordnung des Nahen Ostens, damit meine ich die nie sehr einfache, aber gleichwohl Jahrhunderte alte Kultur der Koexistenz unterschiedlicher Konfessions- und Religionsgemeinschaften sowie Ethnien, die erheblich unter Druck geraten ist.

Nach meiner Einschätzung haben wir seit Beginn der arabischen Revolten 2011 erst die erste Phase einer tiefen Umwälzung im Nahen und Mittleren Osten erlebt. Einer tiefen Umwälzung, von der kein Land zwischen Marokko und Iran unberührt geblieben ist oder unberührt bleiben wird. Wandel findet auf verschiedene Art und Weise statt und ich kann nicht voraussehen, wie er stattfinden wird. Aber eins kann ich mit großer Sicherheit sagen, auch Staaten wie Saudi-Arabien oder Iran werden in zehn, fünfzehn Jahren nicht mehr so aussehen können, wie sie das heute tun.

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

All Politics Are Local

Alle Konflikte im Nahen und Mittleren Osten haben letztlich lokale Ursachen. Sie haben immer mit den Rechten und der Würde von Menschen zu tun, mit der Frage von Inklusivität oder Exklusion bei politischen Systemen und gesellschaftlichen Ordnungen.

Die Revolten von 2011, die manche den Arabischen Frühling genannt haben, sind weitgehend gescheitert. Aber die Themen, die die Menschen auf die Straße gebracht haben, existieren weiter. Zudem weiter vorhanden ist die Erfahrung, dass Systeme eben nicht stabil sind, wenn relevante Teile der Bevölkerung ausgeschlossen sind. Systeme sind nicht stabil, wenn nicht alle das Gefühl haben, dazuzugehören und Anteil haben zu können. Es geht dabei, das ist gerade beim Kirchentag wichtig zu sagen, nicht um Religion. Gerade da, wo Staaten zerfallen, wo gesellschaftlicher Konsens zerfällt oder wo das, was man einen *contract social*, einen Sozialvertrag nennt, nicht mehr existiert, suchen Menschen Zuflucht in älteren Identitäten, die religiös, konfessionell oder ethnisch sein können.

Diese Identitäten werden bestimmend. Sie schüren Angst, wenn kein glaubwürdiger Staat mehr da ist, der die Menschen schützt. Ich würde sagen, dass heute die meisten Unterstützer des Regimes oder der Regierung in Syrien nicht deshalb aktiv kämpfen, weil sie überzeugt sind, dass sie die beste Regierung in der Welt haben, sondern weil sie Angst vor der Alternative und zum Teil auch Angst ums Überleben haben. Wenn dann der Geist des Konfessionalismus, Sunniten gegen Schiiten oder Muslime gegen Christen, einmal aus der Flasche ist, kriegt man ihn kaum noch zurück.

Geopolitik

Die geopolitischen Kräfteverhältnisse in der Region sind fluide; sie verschieben sich ständig. Dazu gehört, dass Sie nicht glauben sollten, dass es auch so bleiben wird, wenn Ihnen im Fernsehen jemand sagt, dieser oder jener Staat sei Gewinner der Umwälzungen im arabischen Raum. Erinnern sie sich? 2011 haben ganz viele Kommentatoren, vielleicht auch ich selbst, gesagt, dass die Türkei der große geopolitische Gewinner sei. 2013/2014 hat man dann gesagt, Saudi-Arabien sei der große Gewinner der Umwälzungen. 2015/2016 hieß es dann, Iran habe sich durchgesetzt. Und heute guckt man, durch die königliche Behandlung des amerikanischen Präsidenten in Saudi-Arabien, vielleicht wieder nach Saudi-Arabien – oder an andere Orte.

Es gibt jedenfalls keine stabilen Machtbalancen in der Region. Eher gibt es ein instabiles Gleichgewicht des Misstrauens. Auch gibt es keine festen Koalitionen oder Allianzen, sondern es wird nach dem alten Prinzip gehandelt, dass der Feind meines Feindes im Zweifelsfall auch mein Feind ist.

Die für Jahrzehnte wichtigste geopolitische Auseinandersetzung in der

Region, der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern, bestimmt heute nicht mehr die Auseinandersetzung im gesamten Nahen Osten. Er ist aber nicht gelöst. Es wird weiter Gewalt geben. Eine Lösung scheint nicht in Sicht zu sein.

Bestimmend sind zwei Konflikte, der Hegemonialkonflikt, der Konflikt um Vorherrschaft zwischen Saudi-Arabien und Iran, und der Konflikt in Syrien um Syrien.

Krieg in Syrien

Es gibt mehr als einen Krieg im Nahen und Mittleren Osten; es gibt einen offenen Krieg in Libyen, im Jemen und Kleinkriege im Irak. Aber der Krieg in Syrien definiert in gewisser Weise die politische Entwicklung der Region. Man könnte sagen, dass in Syrien wie unter einem Brennglas alle sozialen und konfessionellen, politischen und ideologischen Konflikte zusammenkommen. Ursprünglich war das ein lokaler Herrschaftskonflikt, der rasch regionalisiert und internationalisiert wurde; in wachsender Anzahl nehmen externe Akteure auch direkt militärisch am Kriegsgeschehen in Syrien teil. Ich kann gar nicht alle aufzählen, aber der Iran, Saudi-Arabien, die Türkei, Russland, Katar, die USA und andere gehören dazu.

Manchmal zählen wir aus, wie viele Luftwaffen über Syrien operieren; es sind fast immer sechs oder mehr – die deutsche Luftwaffe ist da noch gar nicht eingerechnet. Die ursprünglichen Kriegsparteien in Syrien, also das sogenannte Regime und die Opposition, sind erschöpft und können sich nur noch im Kampfgeschehen halten, weil sie von außen unterstützt werden. Gleichzeitig sehen wir in Syrien die größte humanitäre Katastrophe, die das 21. Jahrhundert bisher erlebt hat. Deshalb ist es so wichtig, dass es einen verhandelten Waffenstillstand gibt, eine verhandelte politische Lösung, die eine Form von Machtteilung auf den Weg bringt.

Lösung verhandeln

Eine verhandelte Lösung zwischen den syrischen Parteien wird es nur geben, wenn die wichtigsten regionalen und internationalen Mächte dies auch aktiv unterstützen und nicht nur sagen: Es ist schön, dass ihr bei der UNO das macht. Es braucht diesen Konsens der Staatengemeinschaft, um eine echte Lösung auf den Weg zu bringen und dann auch zu unterstützen.

Derzeit gibt es keine Unterstützung, denn die meisten externen Akteure tragen entweder ihre geopolitischen Rivalitäten in Syrien aus, das gilt insbesondere für Saudi-Arabien und Iran, oder, das gilt auch für uns hier in Europa, es geht vorwiegend oder allein darum, die Folgen und Auswirkungen des Syrienkriegs auf uns einzudämmen und von uns wegzuhalten. In

erster Linie geht es dabei natürlich um Flüchtlingsbewegungen und um Terrorismus.

Terrorismus

Terrorismus ist durchaus eine Überschrift für sich. Terrorismus in der Region und aus der Region ist in der Tat eine der größten Bedrohungen, in erster Linie für die Menschen in der Region selbst. Es wäre allerdings falsch, wenn wir unsere ganze Politik gegenüber Syrien und der Region nur in den Rahmen der Terrorismusbekämpfung setzen würden, wie das auf dem Nato-Gipfel anklang.

Ich persönlich bin überzeugt, dass ein terroristisches Projekt, wie der sogenannte Islamische Staat, durchaus militärisch bekämpft und militärisch vernichtet werden muss. Aber auch ein militärischer Sieg über diesen sogenannten Islamischen Staat wird dessen Ideologie noch nicht besiegen. Ohne politische Lösungen, ohne eine inklusive Regierung in Damaskus und Bagdad, ohne eine Überwindung des hegemonialen Konflikts zwischen Saudi-Arabien und Iran werden wir früher oder später einen Islamischen Staat 2.0 erleben, kein Ende des Bürgerkriegs in Syrien, kein Ende der konfessionellen Polarisierung und auch kein Ende der Flüchtlingswellen.

Zwei Faustregeln für deutsche und europäische Politik

Ich kann hier keine Einzelheiten ausführen und vielleicht erscheinen Ihnen diese Faustregeln banal, aber die größten Fehler entstehen, wenn man Banalitäten übersieht. Die erste Faustregel besagt, dass deutsche und europäische Politik am besten beraten sind, wenn sie sich um diplomatische Lösungen mit und zwischen den Staaten der Region bemühen. Diese Bemühungen bleiben häufig für lange Jahre ohne Erfolg und verlangen deshalb das, was wir strategische Geduld nennen. Erinnern Sie sich an die Verhandlungen zwischen der internationalen Gemeinschaft und Iran? Die haben 13 Jahre gedauert. Wenn man die strategische Geduld dafür nicht aufgebracht hätte, gäbe es heute eben kein Nuklear-Abkommen mit dem Iran.

Die zweite Faustregel heißt, zu erkennen, dass wir in Regionen wie dem Nahen und Mittleren Osten oft mit Partnern zusammenarbeiten müssen, die gleichzeitig Teil der Lösung und Teil des Problems sind. Ich werde in Vorträgen oder Beratungsgesprächen häufig gefragt, wie ich eigentlich dazu käme zu empfehlen, dass man mit Staaten wie Saudi-Arabien, Iran, der Türkei oder Russland überhaupt zusammenarbeiten könne angesichts der Menschenrechtsbilanz in diesen Staaten oder angesichts des Verhaltens dieser Staaten auf der regionalen Bühne. Meine Antwort ist dann immer unbefriedigend. Aber sie ist eigentlich immer die gleiche und heißt, dass es ohne Partner eben nicht geht in der internationalen Politik.

Wenn wir die Partner ignorieren oder wenn wir sie isolieren, ändern wir sie und ihr Verhalten auch nicht. Ich arbeite deshalb letztlich lieber mit schwierigen, aber funktionierenden Partnern zusammen, als dass wir weiterhin oder zukünftig noch mehr mit gescheiterten Staaten und Bürgerkriegssituationen umgehen müssen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Vortrag² von Mazen Darwish

Herr Dr. Perthes hat ja die sehr komplizierte Situation beschrieben. Ich versuche, diese noch etwas mehr zu erläutern. Ich denke, das ist sicher schwierig für Sie, aber glauben Sie mir, die Situation in Syrien ist noch schwieriger.

Im Jahr 2011 kamen die Träume auf und die Menschen setzten sich für die Träume ein, Träume von Demokratie, Reformen, Freiheit und einem besseren Leben. Das sind Träume, die alle Menschen in der Welt haben. Wir wissen natürlich, dass solche Forderungen immer von allen Völkern in der Geschichte gestellt worden sind. Die Reformen, die in Deutschland durchgeführt worden sind, die Revolution in Frankreich, das war alles nicht leicht umzusetzen. Aber es ist natürlich auch ein teures Gut, wofür man sich einsetzt.

Wir stellten fest, dass wir in Syrien eine Diktatur haben, die sich allen Reformen entgegenstellt. Allerdings hatten wir nicht erwartet, dass sich Syrien wirklich in ein Schlachtfeld für die ganze Welt verwandelt. Wir mussten feststellen, dass es nicht bei den Forderungen, dem Willen und den Wünschen der Syrer blieb, sondern dass plötzlich in dieses Land Interessen und Ambitionen von verschiedenen Seiten einfließen. Letztendlich war es so, dass die demokratischen und liberalen Kräfte, die einen zivilen Staat, der auf Menschenrechten beruht, schaffen wollten, sich plötzlich alleingelassen gesehen haben. Das Regime sah sich plötzlich mit vielen Möglichkeiten umgeben, vielen Unterstützern und vielen Mitteln. Auch die islamistischen Kräfte wurden von verschiedenen Seiten unterstützt und gefördert. Die Demokraten im Land hatten keine echten Partner. Deswegen war es leider so, dass der Terrorismus die Oberhand gewann gegen die Aktivisten.

In der Zeit, in der ich durch das Regime verhaftet wurde und auch viele meiner Kollegen verhaftet worden sind, haben die islamistischen Armeen Menschen entführt. Auch unsere Kollegen und Mitkämpfer wurden entführt und wir standen ohne Mittel da, ohne Partner und waren einer Willkür ausgesetzt. Jetzt ist es so, dass bei den Verhandlungen Vertreter der Regierungen, verschiedene bewaffnete Kräfte und auch die Vertreter des Westens um den Verhandlungstisch sitzen – ohne dass der einfache syrische Mensch vertreten ist, der nur will, dass Schluss ist mit dem Krieg, der nur Sicherheit will im

² Übersetzung aus dem Englischen.

Land, ein demokratisches System und der möchte, dass seine Menschenwürde geachtet wird.

Wir hören ja oft, dass es einen guten Willen gibt gegenüber den einfachen Syrern und gegenüber der Zukunft Syriens. Aber es ist so, dass es keine klare Strategie gibt, insbesondere auch nicht bei unseren europäischen Partnern. Wir wollen, dass der Terrorismus verschwindet; wir wollen, dass alle terroristischen Gruppierungen wie IS oder Al-Qaida beseitigt werden. Wir sind diejenigen, die das größte Interesse daran haben, denn wir sind in erster Linie die Opfer dieser Gruppen. Glauben Sie mir, der Masse der Syrer gefällt es nicht, egal ob es Saudi-Arabien oder der Iran ist, und erst recht nicht diese Verrückten, die unter der Flagge des Terrorismus und Extremismus rumlaufen. Aber der Kampf um die Beseitigung des IS oder von Terrorismus generell erlebt eine Situation, die wir in ähnlicher Weise 2006 im Irak schon erlebt haben, nämlich militärische Bündnisse, Luftangriffe, die Tötung von Führungspersonen, aber keine politischen Lösungen und keinen demokratischen Staat, welcher alle Bürger einschließt. Die internationale Gemeinschaft hat gesagt, dass sie in der Lage ist, Al-Qaida zurückzudrängen, und dann ist der IS entstanden. Ohne eine demokratische Lösung, ohne einen demokratischen Übergang und ohne Transformationsgerechtigkeit kann man den Terrorismus nicht besiegen. Die Syrer haben das Recht auf einen Sozialvertrag, auf einen demokratischen Staat mit einer demokratischen Verfassung. Sie haben das Recht, die Einheit ihres Landes zu erhalten und das Weiterbestehen ihres Landes zu sichern. Sie haben ein Recht auf Würde und Menschenrechte für alle. Europa unterstützt die Option des demokratischen Übergangs, denn wir sind miteinander verbunden, ob wir das nun wollen oder nicht.

Ich denke, es ist wirklich an der Zeit, dass gerade ein deutsch-französisches Bündnis darauf hinwirkt, eine Strategie zu entwickeln und umzusetzen, um dann wirklich Frieden in Syrien und auch im ganzen Nahen Osten zu schaffen, Frieden, Demokratie und Gerechtigkeit.

Denn ohne Frieden, Demokratie und Gerechtigkeit ist es nicht möglich, den Terrorismus zu besiegen und Sicherheit zu schaffen – Sicherheit in dieser Region, aber auch in Europa und in der ganzen Welt. Ohne einen politischen Übergang, ohne eine demokratische und gerechte Lösung ist es auch nicht möglich, dass die Menschen wieder in ihre Länder, in ihre Heimat zurückkehren können. Wir spüren sehr große Hochachtung, auch sehr große Dankbarkeit, dass man uns hier in Deutschland und in Europa aufnimmt. Ich bin hier und wir leben hier, weil wir diese Gastfreundschaft und diese herzliche Aufnahme in Deutschland gefunden haben. Aber es ist notwendig, dass wir wieder zurückgehen nach Syrien und dass wir das, was wir an Erfahrungen gemacht haben, umsetzen, gerade als Angehörige der Mittelschicht, um einen neuen Staat, einen demokratischen Staat aufzubauen. Es ist an der Zeit, eine klare Strategie zu entwickeln, um Frieden und einen politischen Übergang zu erreichen und so den Terrorismus zu besiegen. Vielen Dank!

Ecclesia semper reformanda

Brauchen wir andere Kirchen?

Vorträge am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 20

Prof. Dr. Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin, Frauenfeld/Schweiz
Nadia Bolz-Weber, Pastorin, House for All Sinners and Saints, Denver/USA

Vortrag von Christina Aus der Au

Ecclesia semper reformanda – die Kirche ist immerfort zu reformieren. Das ist ein beliebtes Schlagwort, das aber gar nicht so alt ist, wie es zu sein scheint. Es stammt von einem niederländischen Reformierten aus dem 17. Jahrhundert. Und »reformieren ist auch kein reformatorisches Reservat«, wie es der damals junge Schweizer Katholik Hans Küng 1960 kurz vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil schrieb.¹ Die katholische Kirche hatte im Zweiten Vatikanischen Konzil Mitte des letzten Jahrhunderts ihrerseits auch für sich das Schlagwort der ewigen Reformation, der *perennis reformatio*, gefunden.²

Aber es gibt tatsächlich »wohl kaum jemanden unter uns, der den Satz nicht für eine eindeutige Beschreibung des Protestantismus hält.«³ Der Satz hat nämlich eine typisch protestantische selbstkritische Schlagseite: Die protestantische Kirche ist sich immer am Reformieren – sie muss es nämlich auch tun. Sie ist auch immer der Reform bedürftig! Sie ist nie fertig, kann sich nie zurücklehnen und sagen, so, das war's jetzt, so bleibe ich für die nächsten 1.000 Jahre. Also bedeutet »500 Jahre nach der Reformation« immer auch, sich *vor* und sogar *während* der Reformation zu befinden.

Aber wenn das so ist, dann passt der Untertitel dieser Veranstaltung gar nicht dazu – wenn wir nämlich die Kirche stets reformieren, dann brauchen wir gar keine anderen Kirchen. Dann hätten wir von selbst immer wieder eine andere Kirche, die aber gleichwohl immer dieselbe bliebe.

Wie kann sich denn etwas verändern und dennoch – oder gerade deswegen – bleiben, was es ist? Wir selbst tun es im Laufe unseres Lebens: Wir beginnen als hilflose Neugeborene, werden neugierige Kinder, trotzig Teenager, junge Erwachsene mit Träumen und Idealen, pragmatische Mittelalte mit Familien und Hypotheken und schließlich weise und gelassene Ältere

¹ Hans Küng: Konzil und Wiedervereinigung: Erneuerung als Ruf in die Einheit, Wien u. a. 1960, S. 51.

² Vgl. Emidio Campi: *Ecclesia semper reformanda*. Metamorphosen einer altehrwürdigen Formel, in: *Zwingliana* 37 (2010), S. 1-19, hier S. 2.

³ Ebd., S. 1.

und Alte. Und wir bleiben in all diesen Veränderungen trotzdem immer uns selbst.

Kirche hat keinen solchen organischen Entwicklungszyklus. Sie besteht immer aus Alten und Jungen, aus Hitzköpfen und Abgeklärten, aus solchen, die mehr, und solchen, die weniger wollen. Zwar ist sie auch Moden unterworfen, theologischen und anderen Strömungen, ist Teil ihrer Zeit, mit ihrer Struktur und ihrer Sprache. Aber sie bleibt dennoch Kirche, plurale Gemeinschaft der Heiligen, vielfältiger Leib Christi. Bis der *status confessionis* eintritt, also der Fall, in dem einer Kirche das Kirchesein abgesprochen wird, muss sehr viel geschehen.

Nun ist aber Kirche – auch im Protestantismus – mehr als die unterschiedlichen Menschen, die sie im theologischen Sinn ausmachen. Sie ist Gebäude, Struktur und Institution. Sie ist Biografie, Tradition und Kultur. Sie ist Geschöpf des Wortes und Anrede Gottes an die Menschen. Sie ist, was sie immer schon war – und soll sich doch offenbar immer wieder erneuern, ohne sich selbst zu verlieren. Das ist die Herausforderung. Aber was ist denn »Kirche selbst«? Was darf die Kirche nicht verlieren? Was macht den Wesenskern von Kirche aus?

Dazu haben die Alten eine eindeutige Antwort: »Es wird auch gelehrt, daß alle Zeit müsse eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß gereicht werden. Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtig nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und es ist nicht nötig zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht: ›Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.‹ (Eph 4,4-5).«⁴

Das Evangelium rein predigen und die heiligen Sakramente dem Evangelium gemäß reichen. Überall, wo das geschieht, ist Kirche – unabhängig von der Art und Weise, wie es geschieht. Das fortwährende Reformieren bezieht sich in diesem Sinn zunächst auf die Zeremonien, auf das von Menschen Eingesetzte, das dann tatsächlich immer wieder neu angepasst, verändert und umgeformt werden kann, ohne dass die Kirche selbst ihr Kirchesein verlieren würde. Strukturreformen, Organisationsreformen und Finanzreformen wären dann möglich, ohne dass das Wesen der Kirche angefasst würde.

Aber so einfach ist es doch nicht. Der Unterschied zwischen Reformation und Reform ist nicht so eindeutig. Auch die Reformation vom 16. Jahrhundert war nicht nur eine Strukturreform, sondern zugleich darin der Ruf an die

⁴ *Confessio augustana* – Augsburger Bekenntnis 1530, Art. VII.

Kirche zum Eigentlichen – zum reinen Predigen des Evangeliums und zur evangeliumsgemäßen Darreichung der Sakramente, nämlich nur derjenigen Sakramente, die Jesus in den Evangelien selbst eingesetzt hat: Taufe und Abendmahl.

Selbst hier war eine Einigung über das Eigentliche nicht einfach, haben sich doch Luther und Zwingli über dem Abendmahl auch gleich wieder zerstritten, so dass Luther über die Reformierten sagte: »Wir haben nicht denselben Geist.«⁵ Erst seit der Einigung auf dem schweizerischen Leuenberg 1973 können Lutheraner und Reformierte ein gemeinsames Abendmahl feiern – was allerdings nicht heißt, dass es für ein gemeinsames ökumenisches Abendmahl mit Katholikinnen und Orthodoxen auch noch einmal 450 Jahre dauern müsste.

Und über das richtige, evangeliumsgemäße Predigen streiten sich deswegen nicht nur diejenigen, welche über die Stellung der Kirche zu Homosexualität oder zu Abtreibung uneins sind, sondern – im Idealfall – die Predigthörerinnen und -hörer jeden Sonntag.

Das Wesen der Kirche zu bewahren, bei gleichzeitiger Erlaubnis, ja dem Auftrag zum beständigen Reformieren, scheint nicht so einfach zu sein. Jedenfalls nicht, wenn das Fundament der Kirche statisch verstanden wird. Nicht, wenn die Hoffnung auf die *richtige* Bibelinterpretation gesetzt wird oder die *richtige* Taufe.

Mir scheint wichtiger, was in diesem Augsburger Bekenntnis *nicht* ausdrücklich gesagt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt ist. Nicht *was* ist das Evangelium und *wann* ist *was* ein Sakrament, sondern *wem* wird das Evangelium gepredigt und *wer* wird getauft, *wer* nimmt am Abendmahl teil?

Und das sind Menschen – Menschen, die das Evangelium so hören, dass sie sich angesprochen fühlen, dass sie sich befreit wissen von diesem Gott, der vor Zeiten zu den Propheten und Jüngerinnen gesprochen hat und durch ihr Zeugnis zu uns spricht. Menschen, die erkennen: Du, Gott, siehst mich.

Dafür müssen wir allerdings dieses Evangelium nicht nur hören, sondern auch verstehen. Kirche ist nicht dort, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente evangeliumsgemäß gereicht werden, sondern dort, wo dieses Evangelium auch richtig *gehört* wird. So hat nämlich Johannes Calvin die Definition von der *Confessio Augustana* übernommen und ergänzt.⁶ Das richtige Hören setzt eben voraus, dass verstanden wird, was gepredigt und ausgeteilt wird; das hat seinerseits auch Martin Luther wohl verstanden. Deswegen seine Arbeit an der Übersetzung der Bibel. Er war nicht der Erste, der die biblischen Texte ins Deutsche übersetzte, aber der Erste, der diese nicht in erster Linie wörtlich übersetzte, sondern so, dass es »die Mutter im Hause,

⁵ Vgl. Marburger Religionsgespräch 1529, WA 30/III, 150, S. 5-9.

⁶ Vgl. Johannes Calvin: *Institutio* IV 1, S. 9.

die Kinder auf der Gasse und der einfache Mann auf dem Markt⁷ verstehen können. Weil sich Sprache aber immer wandelt, gibt es immer noch neue Bibelübersetzungen, auch solche, wie die Bibel in gerechter Sprache, die sich gegen Anfeindungen wehren musste, weil ihre Exegetinnen und Exegeten lieb gewordene Formulierungen oder Textgenauigkeit hinter sich ließen zugunsten von theologischen Überlegungen, die sie mit ebenso »rechtem, frommem, treuem, fleißigem und gottesfürchtigem Herz«⁸ angestellt haben, wie es damals Martin Luther von den Übersetzern und sich selbst forderte.

Aber das allein ist nicht die einzige Herausforderung. Wenn eine Theologin und Journalistin in einer Diskussion über die Kommunikation des Evangeliums sagt: »Für ›normale‹ Menschen ist das Evangelium eine Worthülle. Es sind schöne Worte, aber sie sind leer.«⁹ – und ihr keiner der anwesenden Pfarrer und Pfarrerrinnen widerspricht, dann haben wir doch heute nochmals ein ganz anderes und nicht minder gewichtiges Übersetzungsproblem als damals!

Wie kann Kirche hier und jetzt das Evangelium, den voraussetzungslos gnädigen und rechtfertigenden Gott verkündigen? So verkündigen, damit die Menschen heute auf der Straße, im Büro und zu Hause hören und verstehen, dass Rechtfertigung und Gnade nicht uralte Themen sind, die damals vor 500 Jahren einen Mönch in einer unaufgeklärten, von der Kirche unterdrückten Gesellschaft beschäftigt haben, sondern etwas, das heute noch gesagt werden muss. Etwas, das heute noch befreit.

Deswegen müssen wir nicht nur in der spannungsvollen Balance zwischen kritischer Wahrnehmung und dankbarer Wertschätzung von Martin Luther reden, nicht nur in der ebenso spannungsvollen Balance zwischen ökumenischer Weite und profilierter Selbstkritik von der Kirche, sondern auch von Gott. In welcher spannungsvollen Balance dieses Reden allerdings geschehen soll, lässt mich erst mal verstummen – von Gott reden, schriftgemäß und zeitgemäß, an heutige Sprache anschlussfähig, der Hörerin, dem Hörer vermittelbar, authentisch und intellektuell hochstehend, exegetisch tieferschürfend, wissenschaftlich reflektiert und existenziell relevant ...

Ich versuche es, meine Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt und an der Uni versuchen es auch – und dann sagt uns der junge Autor Erik Flügge in seinem Buch, die Kirche verrecke an ihrer Sprache.¹⁰ An ihrer unangenehmen und übergriffigen Sprache. Und er hat auch noch einen riesenhaften Erfolg mit diesem Buch. Nicht nur bei denen, die von außen her den Kopf schütteln,

⁷ Martin Luther: Ein Sendbrief vom Dolmetschen 1530, in: WA 30/II, 637, S. 19-22.

⁸ Ebd.

⁹ <https://www.ref.ch/news/herbstgespraech-teil-1-kommunikation-des-evangeliums-mission-impossible/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

¹⁰ Erik Flügge: Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt, München ⁶2016.

sondern auch von Pfarrerinnen und Pfarrern selbst wird es begeistert gelesen. Weil da endlich einmal einer sagt, was Sache ist. Endlich traut sich einer zu schreiben, dass Theologensprech unverständlich, unecht und uninteressant ist.

Wer will denn überhaupt hören, was wir zu sagen haben? Wenn die Kirche, Christinnen und Christen die Antwort haben, was ist dann die Frage? Hat überhaupt jemand da draußen noch Fragen, auf die wir Antworten zu bieten haben? Oder nur dann, wenn sich die Kirche selbst säkularisiert und auf Ethik und Diakonie reduziert?

Verstehen Sie mich nicht falsch, Ethik und Diakonie sind zentrale Elemente des Christentums – und als Reformierte bin ich weit davon entfernt, Ethik gering zu schätzen. Aber die Grundlage aller theologischen Ethik, das, was die Reformatoren als das Wesentliche in den Evangelien und der gesamten Bibel wiederentdeckt haben – die bedingungslose Zuwendung Gottes zum Menschen – versteht das heute noch jemand?

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass sich sowohl der Leitungskreis in Deutschland, welcher die Projekte der Evangelischen Kirche in Deutschland und des Kirchentages im Reformationssommer verantwortet, als auch das Reformationsjubiläumskomitee in der Schweiz schwer tun mit einer theologischen Botschaft der Reformation. Was rechtfertigt es, jenseits von touristischer und kulturhistorischer Bedeutung, dass wir dieses Ereignis millionenschwer erinnern? Was, wenn nicht die Überzeugung, dass vor etwa 500 Jahren etwas wiederentdeckt wurde, was die Menschen auch heute noch brauchen? Wenn wir es denn nur so sagen könnten, dass sie es merken: Zuspriechung, Befreiung, Gnade, die Füße auf weiten Raum gestellt.

Kommunikation des Evangeliums – wie bei Luther keine bloße Übersetzung, sondern Verlebendigung, Visualisierung und Verleiblichung des Wortes Gottes in die Probleme, Fragen und Freuden des Alltags hinein. Ein Auftrag, der an jede Einzelne von uns gestellt ist und vor allem an die Kirche als Kommunikationsgemeinschaft, welche das Evangelium nicht nur in der traditionellen Predigt und dem altehrwürdigen Sakrament, sondern auch in neue Formen und Möglichkeiten übersetzt, ansteckend vermittelt und befreiend verkündigt. Müssten wir nicht in der Nachfolge Luthers und aller Reformatoren und Reformatorinnen noch viel mutiger, fröhlicher und kreativer sein, wenn wir das Evangelium so verkündigen wollten, dass es hier und jetzt gehört und verstanden wird?

Das ist eine Aufgabe an die theologischen Fakultäten, aber auch an die Pfarrerinnen und Pfarrer, die Kirchenleitenden und alle Christinnen und Christen, die Kirche und ihre Verkündigung lebendig zu erhalten, sich nicht mit Floskeln zufrieden zu geben, sondern selbst verstehen zu wollen, um sich auch anderen verständlich machen zu können. Nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten, mit Singen, Beten, Essen und Trinken, mit fröhlichem Feiern und tröstender Verbundenheit in der Trauer.

Semper reformanda – keine immer wieder anderen Kirchen, sondern die bleibende und sich stetig wandelnde Kirche brauchen wir, die Kirche, die in vielfältigen und kreativen Formen, an vielen Orten und in aktueller, verständlicher, pointierter Sprache das Evangelium verkündet. Eine Kirche, welche die Menschen dort erreicht, wo sie sind, und nicht dort, wo die Kirchenmauern sind. Eine Kirche, deren Botschaft so gepredigt, gehört und verstanden wird, dass sie Menschen befreit und füreinander öffnet. Eine Kirche, die verkündigt und lebt, dass du, Gott, die Menschen ansiehst und wir auf diesem Boden ebenfalls die Menschen wirklich sehen können.

Vortrag von Nadia Bolz-Weber

»When our Lord and Master Jesus Christ said, ›repent‹, he willed the entire life of believers to be one of repentance.« This is the first line of Martin Luther's 95 Theses, which he nailed to the door of a church 500 years ago.

My congregation, House for all Sinners and Saints, has a logo which looks like a piece of parchment with a nail at the top. When our congregation was a couple of years old we had shirts made that had the parchment and nail logo on the front and on the back it said »Radical Protestants, nailing shit to the church door since 1517.«

I am entirely unqualified to speak about reformation history, or the political import of the Reformation, or interpreting theological documents from the 16th century. Many qualified people will be giving talks and publishing books about these important issues this year. But not me.

So, on this 500-year anniversary of the Reformation, as we wax on about history and academic theology, I realized the thing I find the most useful for us as the church today in 2017 is one simple fact. Martin Luther's work as a theologian was not primarily academic or political: it was first and foremost pastoral.

When he penned his complaints about the selling of indulgences, he did so as a result of seeing what weighed down the people in his care.

So perhaps we do not need to become more deeply political or academic in order to reform the church once again. Perhaps we need to repent and become more deeply pastoral. We need only look in our own hearts and lives, and in the hearts and lives of the people in front of us, to understand why the issue of repentance and forgiveness of sins was at the theological center of Luther's work, and why it should still be at the center of ours.

I preached a sermon last year about repentance and how trapped we get in our own thinking. After all, repentance – *metanoia* – means to snap out of it, to change direction, to think new thoughts. To me, that sounds amazing – the opportunity to think new thoughts. Because I honestly feel like I am a prisoner of about half a dozen neural grooves that just funnel the same exact

thoughts through my brain over and over year after year. And it's like I'm in bondage to this.

What if repentance offers freedom from this – freedom from the bondage of thinking the same thoughts over and over? Like the Kingdom of Heaven offers us brain spackle to fill those deeply worn neural grooves. I'd sign up for that. Because I find my mind exhausting. Like, sometimes I think I suffer from a disease called »first thought wrong«.

Anyhow, in this sermon I invited people to write the following on a post-it and stick them to the wall: What thought do you have the most often about yourself, to yourself? Take a moment and think about that for yourself. What do you say to yourself about yourself most frequently? And the things written on those post-its broke me.

The most common thought people had about themselves? »I am a failure« or »I am not enough.« I'll never be a good enough mom. Never be a good enough student. Never be a good enough spouse. And in second place was a tie between the thoughts »I will never be loved« and »I am fat and worthless.« Third place was some version of »what I have done is unforgiveable.« These are the kind of burdens people in our communities are bringing with them into church. Let me gently ask this question: are our churches places where they can speak honestly about these things? Are our churches places where the truth of this is addressed? What do people who are tortured by their failures and feelings of worthlessness hear in the sermons of our churches – interesting information about life in the first century? Some sermon illustration off the internet? Suggestions for self-improvement?

What I have seen in myself and in my parish is that, like in Luther's days, people are still in bondage to sin and still need a freedom only repentance and forgiveness of sins affords us by the Gospel.

Just parenthetically I want to say that as a catharsis we took all of those post-its and burned them outside the church after worship. We gathered around a small fire of our darkest thoughts and as we watched the flames, one of my more delightful parishioners said »we really should have brought marshmallows.«

That is what freedom looks like. Shamelessly roasting marshmallows over a fire of our darkest thoughts and sins.

Last year someone asked me for my opinion about what Jesus would think of the church if he came back today. Assuming I'd say he'd ask what was up with vestments and organ music, but instead I said he'd wonder why his church doesn't talk about forgiveness of sins nearly as much as he did.

I know it's a little awkward to talk about sin. And yes, forgiveness of sins is about us confessing and being absolved of our moral transgressions. I would never want to undersell that. In fact we have a rite in the Lutheran Church for private confession and absolution and my parishioners avail themselves of this with some regularity. As a pastor, it's one of the great hon-

ors in life to take someone's confession, but honestly it's so much more boring than you might think. I'm usually like, »nothing personal, but I'm like super unimpressed with your sin.«

But I suggest that forgiveness of sins – the thing Jesus talked about all the time, is not only something we need to live in freedom, but it is also central to our relationship with God.

Because sin – the ways in which we are turned in on ourselves and the damage and behavior that results in this – well, sin is a force in the world that robs us of the abundant life God wants for us. Sin keeps us in shame and it keeps us from the freedom that is ours in Christ.

But if sin is a force then so is grace. Grace – that thing we talk about so much but trust in so little – grace is the force that frees us.

So in order for us to preach why the Good News is good we cannot be afraid to also talk about why the bad news is bad. This might feel counter-intuitive but we cannot afford to have shame about sin. Remorse, yes. But shame? No. Because shame keeps us from just saying the truth about our need for God.

Yet it can be so hard to tell the truth about ourselves. Maybe because we don't think we should have the jagged edges to begin with. As though being humans in need of a God is a failing when in fact it is not. I think shame does this to us. Makes us hide who we are. But the truth is the truth whether we hide it or not.

One message of the Gospel that people need to hear is that the Christian faith allows for imperfection, it allows for sins that are in need of forgiveness, it allows for God to be God and for us to be they who are in need of God. Even though that's seldom how it's sold to us. I was raised in a church believing that to have a right relationship to God is to undertake the project of our own sanctification so perfectly, to make ourselves so super-duper good that we never need to bug him for help. When in fact being in right relationship to God is simply knowing how in need of God's grace we are. To be in right relationship with God is to live a life of repentance – where we are unashamed to speak the truth of being those on whom God's grace finds a place to do its thing. As Martin Luther says, from the error of not understanding what sin is, another error arises; people cannot understand what grace is.

This is a radical idea in our culture and in our churches. That we need something besides ourselves.

Because if you look for it you'll see how messages of self-improvement – financial, spiritual, physical – are everywhere in our culture. It is our modern selling of indulgences.

But as someone who stumbles through faith and life in general and who has never managed to feel spiritual for any extended period of time – which is not just a joke; I literally put up a tweet a few weeks ago that admitted that I get what can only be described as road rage when I'm stuck behind someone

walking slowly in a prayer labyrinth. That's how hopeless I am. Well, as a person like that I guess I only really feel connected to other people who are also like that. And while I might feel inspired by someone who is good, I only feel less alone when someone admits their failures with me, the things they struggle with, the parts that are more jagged than smooth. In other words, when I know what thoughts they say most often to themselves about themselves.

Yet in so much of religion and spirituality – be it evangelical purity culture or New Age yoga culture, so much of what is offered is a way to sand down the edges of ourselves. Like it's all a program for making ourselves into something less junky and more pure, as if with enough yoga or Bible study, or prayer labyrinths or organic foods, or buying indulgences, we can spiritually improve ourselves into purity of heart and mind. So much spirituality and self-improvement is nothing less than an attempt to hide our need of God, to smooth out our rough edges – and yet it just so happens that the jagged edges of our humanity are what actually connect us to God and to one another. Those wounds and failures and misconceptions and mistakes create enough texture on us that God and our fellow humans have something to grab onto.

And yet so many of us remain tormented by the distance between our ideal self and our actual self. I know I am.

It's as though there is this other version of Nadia in my head, one that has had all her defects of character removed. She's tidy and organized and selfless and can lift heavier weight than I can. She never gets angry in traffic and needs fewer hours of sleep and she can recite whole poems. She's basically nothing like me and for some reason I think that with enough spiritual practices I can be more her and less me.

It's this burden we can carry, of always knowing the difference between our ideal self and our actual self. The difference between our ideal income and our actual income, between our ideal weight and our actual weight, between our ideal hobbies and our actual hobbies.

It's like an emotional and spiritual Pinterest board always mocking us.

And we come by this little pathology honestly. Our culture colludes in this fantasy of self-improvement.

The tyranny of that space between our ideal self and our actual self is what we Lutherans call the Law. Feeling convicted by the Law looks like every feminist who in secret hates her body and every televangelist who's really addicted to porn and every social worker who doesn't actually look into the eyes of the homeless man they pass every day on the corner. They all know what the Law can do to us. They all know how cruel the distance between our ideal self and our actual self can feel. That feeling of not ever really hitting the mark, whatever mark that is, is the feeling of the Law convicting you.

Martin Luther knew what it felt like for the Law to convict him, accuse him, leave him with nowhere to rest. And what really sparked the Protestant

Reformation is the fact that while feeling this way, Luther read Paul (Rom 3:23-24): »Since all have sinned and fall short of the glory of God; they are now justified by his grace as a gift. We are saved by grace through faith and not through works of the Law.«

And Luther believed it to be true, and because he believed that God's grace is a gift he no longer accepted what the church had for so long taught: that we are really saved by fulfilling all the *shoulds* and in so doing, bridging for ourselves the gap between our ideal self and our actual self.

By the way, you can tell the Law because it is almost always an if-then proposition: *If* you follow all the rules in the Bible God *then* will love you and you will be happy. *If* you lose 20 pounds *then* you will be worthy to be loved. *If* you never have a racist or sexist or homophobic thought *then* you will be worthy of calling other people out on their racism and sexism and homophobia. The Law is always conditional and it is never anything anyone can do perfectly.

The Law can never save us because under the Law there are only two options: pride and despair. When fulfilling the *shoulds* is the only thing that determines our worthiness, we are either prideful about our ability to follow the rules compared to others or we despair at our inability to perfectly do anything. Either way, it's still bondage.

And that's why the Gospel is different. The Gospel is not an if-then proposition. The Gospel is a because-because proposition. *Because* God is our creator and *because* we rebel against the idea of being created beings and insist on trying to be God for ourselves and *because* God will not play by our rules and *because* in the fullness of time when God had had quite enough of all of that, God became human in Jesus Christ to show us who God really is. *Because* when God came to God's own, we received him not, and *because* God would not be deterred God went so far as to hang from the cross we built and did not even lift a finger to condemn but said: »Forgive them they know not what they are doing« (Luke 23:34). *Because* Jesus Christ defeated even death and the grave and rose on the third day and *because* we all sin and fall short and are forever turned in on ourselves and forget that we belong to God and that none of our successes guarantee this and none of our failures exclude this and *because* God loves God's creation and God refuses for our sin and brokenness to be the last word and *because* God came to save and not to judge, we are saved by grace as a gift and not by the works of the Law. And this truth will set you free like no self-help plan or healthy living or social justice work *shoulds* can ever do.

Because you know what? Here's a basic fact: no one has ever become their ideal self. It's a moving target. Sisyphus's rock. It's a mirage of water on a desert road that we expend our energy trying to get to and it does nothing but create more thirst.

I am definitely not saying that God can get you to the mirage – that God can make your actual self into your ideal self. I'm saying that the self that God has a relationship with *is* your actual self. God isn't waiting for you to become thinner, or less crazy, or more spiritual to love you. And I think the more we rely on our projects of self-improvement to save us, the less we really experience the love of God because we are too busy trying to earn what is already been freely given to us. So here's the deal. Your ideal self is not real. You are. You, in all your inconsistencies and beauty. You, in your sinfulness and saintliness. You – God's beloved.

So, where does this all leave the church? It's no news to anyone here that there is a lot of hand-wringing these days about the longevity of Christianity. To be sure, the place of the church used to be bigger, more significant and more impressive. Sure, we used to own more property, have more members, bring in more cash and leverage more power than we do today. It's hard to argue with numbers. But the thing is, buildings, numbers, money, power – and other aspects of worldly success – may indeed be signs of *a* kingdom, but brothers and sisters, they are not necessarily signs of *the* Kingdom. And people of God, maybe now is the time for us to take a hard look at the ways in which the church has tended to judge our success on a set of values that perhaps we had no business buying into in the first place. Namely our society's free-market corporate values of what success looks like. Perhaps Jesus wished for his church on earth to judge themselves according to something other than the categories of late-stage capitalism, something other than budgets and spreadsheets.

Truly believing that our God is a God that brings live things out of dead things means letting go of the idea that we must preserve that which once was good. Sometimes new life comes out of the death of the very things God had done in the past.

But we need not fear the changes in the church. Not really. Society will still have the Fortune 500 for profits, and non-profits for service and day care centers for children, and the ELKS Club for socializing and Starbucks for overpriced coffee and many other things the church might not ever be able to do. But we should never judge ourselves as the church according to these things because you know what the culture around us will *never* do? Preach the Gospel, administer the sacraments and proclaim forgiveness of sins. You know why? That's *our* job. That's our *main* job. That's what the church is for. We are those who have been, and continue to be, entrusted with nothing less than the Gospel.

And because of this – because *this* is what the church is really about – I'm not walking away.

At House for All Sinners and Saints, the absolution we often use goes like this: God, who is gracious and merciful, slow to anger and abounding in steadfast love, loves you as you are. As a called and ordained minister of the

church of Christ and by his authority, I therefore declare to you the entire forgiveness of all your sins, in the name of the Father and the Son and the Holy Spirit, amen.

No one says that shit to me in yoga class. And I need to hear it. So given what we've been entrusted with, we as the church cannot be distracted any longer by a corporate Western empire version of success. So when folks say the church is dying, may I suggest that we only say this when we forget what the definition of church is. And when we forgot *whose* the church is.

Because as the prophet Isaiah said, the Word will do that for which God purposes it. Regardless of what happens to institutions, and trends and property and budgets. Even if old church buildings are more often condos or nightclubs than centers for worship, God will be praised. God will continue to send forth the Word which God has always sent forth. God will raise from stones voices to praise God's name. So let us step back from the worry of how the church is dying, because long after we have gone, the *Word* will remain. Long after everything we associate with *church* is gone, the church will not be dead because people will continue to gather in the name of the Triune God, tell about the night Jesus was betrayed, hold up bread, say it is his body and that it is for the forgiveness of sins and they will hand it to their friends. Just as we will do every time we gather, so will it forever be done until the time in which we gather around the throne of the Lamb.

There's an amazing track about the end of the world on David Bowie's Ziggy Stardust album. It expresses the chaos and sentiment when an alien comes to earth and tells humanity that we've only got five years left.

And it makes me wonder: what would it be like if Ziggy Stardust came to earth and told the church we've only got five years. What if we knew that we had five years – that there was absolutely nothing we could do or not do that would change that. In five years, our congregations and denominations and colleges and camps – all gone.

Meaning, what if the church were free? What if none of our efforts were put into trying to survive – what would living look like then? Imagine for a minute what being the church would look like if we had five years. If we could leave it all on the field. What would being church look like with that kind of freedom. After all, one of Luther's favorite verses was (Gal 5:1): »For freedom Christ has set us free.«

Well, for one, if the game is over, we would have no reason to try and look good. We could wear our yoga pants all day, so to speak. We'd have no reason to keep a mortgage on a building we can't afford. We wouldn't have to meet on Sunday mornings even. I mean – who cares. Let's meet Tuesday nights or for lunch on Friday. Here's something: we could stop cozying up to toxic people just because they give more money than others. We could serve our neighbor. Sell all we have, give it to the poor. Melt all that brass and weave our expensive garments into public art. We would have no sacred cows.

Nothing to be defensive about. No reason to be offended. So we could make jokes when we pray and baptize people in carnival dunk tanks and put a chocolate fountain in the baptismal font. And you know what else? We could cancel every single committee meeting and spend time in each other's homes. I think rather than arguing about communing children we'd find that children are exactly who we want to receive bread and wine from. We'd sing together more. We'd laugh more. We'd cry more. We'd celebrate Eucharist more and in what we used to think were inappropriate places. Gas stations, bus stops, old folks' homes, anywhere but a cold old church building we can no longer afford.

Good people of God, believe this – that it is for freedom that Christ has made us free. Gospel people are free people and free people are dangerous people. Free people can't be easily controlled. Free people laugh more than others. Free people see beauty where others do not. Free people see power for what it is.

One thing about Luther is that he was willing to lose all of it for the sake of the Gospel – he believed more in the freedom of the Christian than he did in the institution of the church.

So as we look to the next 500 years – here's the irony – I believe that the church free from preserving itself, free from defending itself, free from having to promote itself would be something others would very naturally want to be a part of. Being a people who laugh and who do not think that needing God is a failure – being a people who dance unselfconsciously – being a people who are unafraid of suffering and unafraid of joy – being a people who have been freed by Christ *for* freedom – well, ironically I think this is something our world needs in a *pastoral* way. We aren't going to attract people to the project of preserving a dying institution; that might be *our* need, but it is not a pastoral need of the people in this hurt and broken and beautiful world.

I'm grateful to the Reformation. I'm grateful to the institution of the Lutheran Church for it has faithfully taken care of the sacramental practices and theological framework of grace that has saved my life.

But that institution is not that in which I place my trust, or to which I give my heart. That belongs to the Gospel.

So if I wish to leave you with anything, it is this. You have every reason to be hopeful, because the Word of God will continue to do that for which God purposes it, and forgiveness of sins is real, and people matter more than things, and Jesus is among us making peace, and nothing that really matters can be taken from us. We don't need Ziggy Stardust to tell us we've only got five years in order for us to be free. I promise you we already are because Christ has made it so. In the name of the Father and of the Son and of the Holy Spirit. Amen.

Ist die Vernunft noch zu retten?

Verantwortliches Handeln in der Gegenwart

Vorträge am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 25

Prof. Dr. Susan Neiman, Direktorin des Einstein Forums, Potsdam
Bundespräsident Dr. Dr. h. c. Frank-Walter Steinmeier, Berlin

Vortrag von Frank-Walter Steinmeier

Haben Sie das eigentlich gewusst?

Die Mondlandung hat nie stattgefunden; die ist gefilmt worden in Hollywood-Studios.

Der Klimawandel ist keinesfalls durch Menschen verursacht.

Die Kondensstreifen von Flugzeugen sind in Wirklichkeit Chemikalien, mit denen uns die Regierung langsam vergiften will.

Aids bekommt man nicht durch Ansteckung und wird am besten mit Vitamintabletten bekämpft.

Die Evolutionslehre ist Gotteslästerung und hat in Schulen nichts zu suchen.

Diese Litanei alten und neuen Unsinns könnte man beliebig verlängern. Als wären Bildung und Wissen, als wäre das europäische Erbe der Aufklärung plötzlich in Vergessenheit geraten, als sei die Emanzipation von Wissenschaft, das Ringen um Wahrheit nichts mehr wert, feiern Aberglaube, Unvernunft und Verschwörungstheorien fröhliche Urständ und dies vor allem im Netz. Schon eine knappe Stunde verbrachter Zeit im Netz genügt, sagt Susan Neiman in ihrem neuesten Buch, »um einen nachdenklichen Leser zur schieren Verzweiflung zu bringen.«¹

Vor ein paar Jahren hätte ich deshalb die Frage auf einem Kirchentag noch für vermessen gehalten, heute ist sie notwendig, und die Frage heißt: Ist die Vernunft noch zu retten? Ich finde, sie ist notwendig und die Frage gehört auf den Kirchentag! Erst recht auf einen Kirchentag, der sich der Reformationsgeschichte erinnert!

Nun werden die Kritiker sagen: Vernunft? Gerade ihr? Ihr, die ihr glaubt? Ja, müssen wir antworten: Das Verhältnis von Glaube und Vernunft war nie einfach, nie endgültig geklärt, immer spannungsgeladen. Aber vor allem immer in Veränderung! Martin Luthers häufig und gern zitierte Polemik:

¹ Vgl. Susan Neiman: Widerstand der Vernunft. Ein Manifest in postfaktischen Zeiten, Elsbethen 2017.

»Die Vernunft ist die höchste Hur'. Wer ein Christ sein will, der steche seiner Vernunft die Augen aus.«² hat er noch selbst widerlegt!

Das wundert nicht: Schon gut 1.000 Jahre vor Luther fand Augustinus diejenigen Christen »kühn«, die versuchten, wissenschaftliche Erkenntnis mit Bibelzitatzen anzufechten.

Immanuel Kant, das wissen Sie, konnte sich natürlich die Vernunft nicht ohne Glauben vorstellen. Umgekehrt, können wir uns heute Glauben ohne Vernunft vorstellen?

Wolfgang Huber hat darauf geantwortet, sicher ganz zugespitzt, aber ich finde es richtig: »Ein nicht durch Vernunft aufgehellter Glaube trägt die Gefahr in sich, barbarisch und gewalttätig zu werden.«³ Stattdessen ist es nötig, sagt Huber, die wechselseitige Verwiesenheit von Vernunft und Glauben immer wieder neu zu entfalten.

Nun wissen Sie, ich bin kein Theologe. Ich gehöre auch nicht zu denen, die mehr in die Bibel hineinlesen, als herauszulesen ist, aber ich frage mich: Gibt nicht auch die Bibel selbst hinreichend Beispiel für eigenverantwortliches Denken?

Ich gebe zu: Im Neuen Testament sind aus dem irdischen Wirken des Jesus von Nazareth sicher die Wunder geläufiger, in denen Jesus den Lahmen wieder zu gehen lehrt oder dem Blinden das Augenlicht wiedergibt.

Aber es gibt eben auch anderes, es gibt in der Überlieferung der Bibel auch die anderen Texte. Menschen werden geheilt, die nicht mehr Herr ihrer selbst sind, ihren freien Willen nicht gebrauchen können, fremdgesteuert dem Wahn ausgesetzt oder, in der Sprache des alten Orients, von bösen Geistern beherrscht sind.

Geht es nicht dort auch schon um etwas, was wir heute »Rettung der Vernunft« nennen würden? Und kann es etwas Vernünftigeres geben, als Menschen zu helfen, ihre Irrwege zu verlassen, ihren Aberglauben zu durchschauen, ihre krankhafte Angst, zum Beispiel vor dem Fremden, zu besiegen, auch vor eigener Missgunst zu erschrecken, ihre Verblendung selbst zu erkennen, ihr schwarz-weißes Weltbild zu einem farbigen und lebenswerten zu verwandeln? Von quälenden, gleichsam dämonischen Fixierungen freizukommen – etwas Vernünftigeres kann man eigentlich nicht tun!

Immanuel Kant nannte das die Fähigkeit, sich seines eigenen Verstands zu bedienen, und Sigmund Freud, dass das Ich Herr im eigenen Hause werde. Und der christliche Glaube sagt, dass die Wahrheit uns frei macht. Sozusagen alles Verbündete im Kampf für die Vernunft – auch heute und bis heute!

Viele Verbündete also, aber man fragt sich: Warum dann so wenig Vernunft? »Interessiert sich noch jemand für die Wahrheit?«, das ist die Über-

² Vgl. Martin Luther, WA 51, 126.

³ Vgl. Wolfgang Huber: Der christliche Glaube. Eine evangelische Orientierung, Gütersloh 2008.

schrift einer deutschen Tageszeitung aus der Berichterstattung über den amerikanischen Wahlkampf im letzten Jahr. Andere haben geschrieben über das »Virus des Absurden«. Andere wiederum über das Zeitalter des Postfaktischen, das angeblich angebrochen ist. Eine Bezeichnung, die für mich immer eine Nummer zu groß ist. Aber dass es auch bei uns eine zunehmend aggressive Aversion gegen Fakten und eine gleichzeitig wütende Sehnsucht nach Sündenböcken gibt, ist unbestreitbar. Die Appelle an unsere niedrigsten Instinkte, die bekanntlich nicht unsere besten sind, werden gelegentlich lauter und schriller. Und auch wir erleben, dass bei uns Politik mit der Angst der Menschen gemacht wird, statt auf ihre Hoffnungen, statt auf ihren Gestaltungswillens zu setzen. Und mancherorts wird Wahrheit nicht mehr nur absichtlich gefälscht, sondern viel schlimmer: Sie scheint gar nicht mehr zu zählen. Es war immerhin im letzten Jahr ein Kabinettsmitglied in Großbritannien, das vor dem Brexit-Referendum öffentlich gesagt hat: »Die Menschen in diesem Lande haben die Schnauze voll von Experten!«

Nun ist das nicht ganz neu: Über »Wahrheit und Lüge in der Politik« hat schon Hannah Arendt⁴ geschrieben und das vor einem halben Jahrhundert. Das Thema ist nicht neu! Aber was ist eigentlich neu? Was ist neu in der politischen Auseinandersetzung heute, anderswo vielleicht noch stärker als bei uns? Was ist neu, dass ein nach unserem gemeinsamen Gefühl doch grassierender Verlust von Vernunft stattfindet?

Ich glaube, es ist gar nicht leicht zu erklären, weil es nicht leicht ist, Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten. Ist es die Überforderung, weil die Welt so kompliziert geworden ist? Ist es die Geschwindigkeit, in der sich die Welt verändert? Ist es die Angst davor, dass wir die Kontrolle verlieren? Sind es die immer schnelleren Schübe der Informationen, die auf uns zu laufen? Vielleicht ist an allem etwas dran. Aber ich vermute, auch diese vier Gründe sind noch nicht ganz ausreichend.

Und die Tatsache, dass das so schwer zu erklären ist, hängt für mich auch damit zusammen, dass wir noch ganz am Beginn einer neuen Debatte über Globalisierung sind.

Sie erinnern sich: Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs haben eigentlich alle geglaubt, dass die grundsätzlichen Fragen, die uns bewegen, beantwortet sind; der Westen hat gewonnen – und die Globalisierung wird die anderen verändern, aber nicht uns.

Inzwischen sehen wir, anders als viele geglaubt haben, dass die Geschichte offenbar nicht zu Ende ist. Im Vierteljahrhundert der deutschen Einheit ist eben nicht nur Deutschland zusammengewachsen, sondern die ganze Welt und hat ganz neue Kraftzentren – Zentren mit mächtigem Einfluss, vor allem in Ostasien – entstehen lassen, und plötzlich ist beides entstanden: Es ist neuer Wohlstand geschaffen worden, ja, aber auch Ungleichheit auf der Welt ist

⁴ Vgl. Hannah Arendt: Wahrheit und Lüge in der Politik, München 1972.

dramatisch vergrößert worden, vor allem ist sie augenfällig für jeden sichtbar geworden.

Und natürlich ist die stärkste Triebkraft dieser Globalisierung die digitale Revolution, die nicht nur weltweite Vernetzung, sondern eben auch das Wissen voneinander, und vor allem einen weltweiten Synchronisierungsdruck erzeugt, der auf ganz unterschiedliche Lebensverhältnisse, Kulturen, Traditionen und Wahrnehmungen einwirkt. Und der immer mehr dazu neigt, die Unterschiede zwischen den Regionen der Welt und ihren Kulturen einzuebnen. Viele der Migrant*innen, die zu uns kommen, leben in ihrer Heimat in einer Zeitzone, deren Verspätung sie als unerträglich empfinden, wenn sie ihr dürftiges Dasein mit unserem Leben hier in Europa vergleichen. Und ich kann Ihnen das versichern, von meinen eigenen Reisen, dass dieser Vergleich für jeden Smartphone-Besitzer in Afrika eine tägliche Selbstverständlichkeit ist. Wen soll es wundern, schreibt Susan Neiman, dass es den jungen Mann aus Niger nicht zu Hause hält, wenn er täglich den Unterschied zwischen dem Leben von Kim Kardashian und dem eigenen sieht.

Will sagen: Hier wie dort sind die Erwartungen der Menschen mit dem Blick auf andere Welten enorm gestiegen. Aber leider hat die Fähigkeit, sich in andere Wirklichkeiten und in andere Wahrnehmungen einzufühlen, nicht Schritt gehalten. Diese Überforderung produziert Gegenreaktionen – Angst vor Identitätsverlust und Rückbesinnung auf das vermeintlich Bekannte, das uns bekannt ist oder auch nur bekannt zu sein scheint: Nation, Region, Ethnie, Religion. Ich rate uns, dass wir diese Gegenreaktionen tatsächlich auch ernst nehmen. Identität, glaube ich, ist nicht nur Nebenbei-Bedürfnis. Ich sage voraus: In dieser Entgrenzung der globalisierten Welt, über die ich rede, gewinnt sie eher noch an Bedeutung, das ist so etwas wie die Suche nach einem Ort, an dem man sich wenigstens ein bisschen auskennt. Insofern ist die Suche nicht vorwerfbar. Aber wenn diese Suche am Ende nur noch gepaart ist mit Abgrenzung, Ausgrenzung, mit Ablehnung des Fremden, erst recht mit Angst vor Zukunft und Verklärung der eigenen, angeblich großartigen Vergangenheit, dann ist diese Reaktion nicht nur unvernünftig, sondern gefährlich, weil sie den Blick für die Wirklichkeit verliert!

Es ist ja wahr: Mit der wachsenden Vernetzung ist die Komplexität unserer Welt und Umwelt erheblich gestiegen. Nationale, europäische und internationale Krisen gehen Hand in Hand, ineinander über und verstärken sich gegenseitig. Handelsüberschüsse, griechische Schuldenlast, Ukraine, Mittlerer Osten, Libyen ... Die Fähigkeit der allermeisten, mit den Instrumenten unseres Verstands diesen Nebel zu durchdringen, stößt an ihre Grenzen.

Und wen wundert es: Wenn wir schon die Unvorhersehbarkeit und Ungewissheit dieser Entwicklungen nur noch mit Mühe oder gar nicht mehr verarbeiten können, dann fällt es natürlich noch schwerer, über diese Komplexität in unseren Gesellschaften zu streiten; es fällt selbst schwer, sie zu erklären. Das ist nicht nur ein Problem der Ungeduld von Menschen oder

Medien. Ich weiß aus eigener Erfahrung, aus meiner Zeit als Außenminister: Wie soll ich die täglichen Schreckensbilder des furchtbaren Kriegs in Syrien abwägen gegen das, was es auch gibt: langfristige Fortschritte im Bereich Bildung, Gesundheit und Armutsbekämpfung in anderen Teilen der Welt?

Wie verträgt sich das in nüchternen Zahlen gezeichnete Bild, dass wir heute – historisch betrachtet jedenfalls – in der besten aller Welten leben, mit dem subjektiven Gefühl, dass wir in einer aus den Fugen geratenen Welt leben, in der eine Krise die nächste jagt? Die Komplexität, in der wir leben, ist vieldimensional; das digital vermittelte Bild darüber häufig genug eindimensional!

Das führt dann zu einer nächsten und größeren Herausforderung: die Veränderung unseres Informationsverhaltens. Das Internet, wir nutzen es alle, verschafft uns Zugang zu einer nie gekannten Fülle von Informationen aus einer Vielzahl von Quellen ganz unterschiedlicher Qualität. Wir dürfen die Flut an Informationen nicht mit Wissen verwechseln – schon gar nicht mit Weisheit. Wissen braucht nachprüfbar Fakten und gesicherte Zusammenhänge. Weisheit braucht Erfahrung und Urteilskraft. Vieles in der Informationsmaschine Internet liefert eben genau das Gegenteil: diesen Dauerregen von Informationen, die 24-Stunden-Berieselung mit Geschwätz, was entscheidende Standards der Objektivität langsam auswäscht. Studien sagen: Wo das Bedürfnis nach Selbstbestätigung in den Online-Gemeinschaften dominiert, dort wird nur noch aufgenommen, was der Nutzer ohnehin vorher schon glaubte oder vermutete. »Gefühlte Wahrheiten« drohen dauerhaft an die Stelle von überprüfbar Fakten zu treten. Wer's nicht glaubt, sollte gelegentlich einen Blick in die Kommentarspalten von Facebook werfen!

Ich möchte nicht missverstanden werden: Die Vernetzung über soziale Plattformen kann auch enorm positive politische Wirkungen haben. Gerade in repressiven Gesellschaften können Sie Gemeinsinn mobilisieren, Protest organisieren und womöglich dazu beitragen, dass »die Angst die Seite wechselt«. Für all das gibt es sogar Beispiele, eindrucksvolle Beispiele aus den letzten Jahren, etwa in Tunesien beim Sturz des Diktators Ben Ali.

In unseren demokratischen Gesellschaften sehe ich anderes: Ich befürchte, dass Häme, Hass und Härte vieler Online-Kommentare langfristig an unserer Gesellschaft und an der Art und Weise, wie wir miteinander kommunizieren, nicht spurlos vorbeigehen. Da werden dauerhafte Spuren bleiben. Es ist nicht nur so, wie Peter Strohschneider einmal formuliert hat, dass durch die Anonymität des Netzes die Grenze zwischen dem Sagbaren und dem Unsäglichen zusehends schwindet.⁵ Mir scheint, dass vor allem diejenigen Recht

⁵ Vgl. Rede des Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Peter Strohschneider anlässlich des Neujahrsempfangs der DFG Berlin, 16.01.2017, http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/170116_rede_strohschneider_neujahrsempfang_de.pdf (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

haben, die sagen, dass Zersplitterung, Selbstbestätigung und Selbstbespiegelung zunehmen, dass Menschen ihre Zweifel immer mehr ausblenden, dass sie mehr und mehr nach den einfachen Antworten suchen und die finden, die ihnen mal die Algorithmen, Twitter-Bots, Online-Freunde oder neuerdings sogar die Trolls von außen liefern. Diese Mechanismen, wir stehen noch ganz am Anfang einer Entwicklung, machen es in der digitalen Welt eben immer schwieriger, zu überprüfen, was tatsächlich wahr ist und was nicht.

Das Abbilden und Verstärken von Stimmungen, ob aus privaten Überzeugungen oder weil sie manipulativ eingesetzt werden, ist auf der einen Seite der Reiz der neuen Medien; aber in ihm steckt eben auch die Gefährdung einer aufgeklärten, demokratischen Kultur im digitalen Zeitalter. Dieser Preis ist nicht nur hoch, sondern, wie ich finde, zu hoch. Ich fürchte: Das, was die einen »postfaktisch« nennen, dieser spielerische Umgang mit »alternativen Wahrheiten«, ist nicht nur ärgerlich, wie Susan Neiman geschrieben hat, und das ist nicht nur ein flottes Label für modernes Politikentertainment, sondern, und das meine ich jetzt wirklich ernst, wenn das zur Methode wird, dann steckt darin tatsächlich eine existenzielle Gefahr für unser politisches Gemeinwesen. Auch wenn es für den einen oder anderen außerhalb dieses Saals langweilig klingen mag: Wir können auch in der digitalisierten Welt nicht auf die Vernunft verzichten. Wir können nicht auf den produktiven Zweifel verzichten, der der Suche nach besseren Lösungen immer vorausgeht. Wer Fakten, wer wissenschaftliche Forschungsergebnisse für irrelevant erklärt, macht die ernsthafte Debatte über Zukunft unmöglich. Wir wissen: Die Zersetzung der Vernunft ist der Anfang der Zersetzung der Demokratie.

Was also können wir tun? Wir müssen in unsere Urteilskraft investieren. Wir dürfen nicht alles auf den möglichst größten Holzschnitt vergrößern, sondern müssen, jenseits von Klischees, jenseits von Ressentiments, auf Unterscheidungsfähigkeit, Ernsthaftigkeit und Genauigkeit achten. Das heißt: investieren in gesellschaftliche Institutionen und Systeme, die wenigstens den Anspruch haben, »Wahrheit zu produzieren«, Schulen, Wissenschaft, Justiz.

Dazu braucht es Medien, in denen nicht nur Klickzahlen und Quoten zählen, sondern in denen Neugier und Objektivität weiterhin Antrieb journalistischer Arbeit bleiben.

Es wird Sie vielleicht erstaunen, aber damit kommen wir am Ende doch wieder bei der Reformation an. Seit Luther und der Aufklärung ist bei uns die Überzeugung gewachsen, das ist sicher in vielen Veranstaltungen hier auf dem Kirchentag berührt und diskutiert worden, dass Kultur und Bildung ein selbstbestimmtes Leben überhaupt erst möglich machen. Und jahrzehntelang haben wir alle mit der Sicherheit gelebt, dass diese Überzeugungen nie mehr infrage gestellt werden. Und tatsächlich: Deutschland ist eine stabile Demokratie mit Millionen von Menschen, die sich für die Demokratie einsetzen. Das unterscheidet uns von der ersten Demokratie auf deutschem Boden,

die vor knapp 100 Jahren begann. Aber wir sollten die Warnsignale nicht ignorieren:

Eine neue Faszination des Autoritären macht sich breit – auch in Europa. Es gibt auch bei uns das Verächtlichmachen demokratischer Institutionen. Erst vor kurzem der erneute Versuch der Wiederbelebung des Völkischen. *Fakenews* und gefühlte Wahrheiten gibt es auch bei uns als Fundament eines neuen Irrationalen.

Noch mal: Es gibt keinen Grund für Alarmismus. Aber es gibt Grund genug, dass wir wieder lernen, für das Erbe von Reformation und europäischer Aufklärung mit Haltung und Überzeugung einzutreten. Und das heißt für das Zusammenleben in der Demokratie: Erstens, sich nicht aus den Augen verlieren, Gesellschaft nicht atomisieren lassen, mit offenem Visier – wie das hier auf dem Kirchentag seit Tagen geschieht – das Gespräch, natürlich auch das Streitgespräch suchen.

Und das heißt auch: Wissen, dass niemand allein den Stein der Weisen findet. Und es heißt auch: Wissen, dass uns der allabendliche Talkshow-Wettlauf mit dem Ziel größtmöglicher Zuspitzung weder Politik ersetzen kann, noch uns der Wahrheit näher bringt. Nein, Vernunft in der Demokratie heißt, die anderen mit Argumenten überzeugen zu wollen und dabei immer in Rechnung zu stellen, dass auch der andere Recht haben könnte.

Den Anspruch einer gemeinsamen politischen Vernunft, den Anspruch von Maß und Mitte im gesellschaftlichen Diskurs, den haben wir in einer wunderschönen deutschen Redewendung eigentlich genau auf den Punkt gebracht: »Lasst uns die Kirche im Dorf lassen.« Zum Schluss meiner Einstimmung auf das Gespräch, das wir miteinander führen, steht eine These, die gleichzeitig eine Ermutigung, aber auch ein Appell sein soll. Die Frage ist nicht: Ist die Vernunft noch zu retten? Sondern die Frage ist: Was anderes soll uns denn retten als Vernunft? Vielen Dank!

Vortrag von Susan Neiman

Nichts wäre schädlicher, als dem Ruf jener Denker zu folgen, wonach Brexit und Trump beweisen, dass die Zeiten der Aufklärung und Vernunft (schon wieder) endlich vorbei sind. Sie geben der Aufklärung die Verantwortung für ein Bild der Vernunft, die aus reiner ökonomischer Zweckrationalität besteht. Der Begriff des *homo oeconomicus* wurde aber erst ein Jahrhundert *nach* der Aufklärung entworfen und im Kalten Krieg weiterentwickelt. Verhaltensökonomiker wie der Nobelpreisträger Daniel Kahnemann haben längst bewiesen, wie oft Menschen *nicht* handeln, um ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen zu maximieren; sie werden oft von anderen Motiven geleitet. Daraus könnte man schließen, dass Menschen irrational sind. Oder man könnte sich dazu entscheiden, den Vernunftbegriff zu überprüfen.

Bereits die Aufklärung entwarf einen anderen Vernunftbegriff. Vernunft

verstand sie als die Fähigkeit, sich an universellen Werten zu orientieren, vor allem an Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Werte sind in Afrika und Asien wie auch in Europa vorhanden. Der Vorwurf des Eurozentrismus wurde schließlich von Aufklärern erfunden, die immer wieder betonten, wie viel Europäer von anderen Kulturen zu lernen hätten. Dies taten sie oft unter erheblichen Gefahren. 1723 musste zum Beispiel der deutsche Philosoph Christian Wolff zwischen Tod und Exil wählen, weil er öffentlich lehrte, dass die Chinesen kein Christentum brauchten, um Moral zu haben.

Die Vernunft stellt sich auch nicht, wie die Romantiker beklagen, gegen die Natur, sondern es ist die Vernunft, welche die angebliche Natürlichkeit gewisser Zustände infrage stellen kann. Überlegen Sie sich, wie oft Sklaverei, Folter, Armut und Frauenunterdrückung als natürlich dargestellt wurden, um ihre Unabänderlichkeit zu unterstreichen. Vor allem stellt sich die Vernunft gegen eine Obrigkeit, die ihre Macht verteidigt, indem sie das Recht auf Denken einer kleinen Elite vorbehalten. Damals war die Elite eine Aristokratie, die eng mit der Kirche verbunden war. Heute besteht sie aus neoliberalen Wirtschaftsberatern, die die angebliche Natürlichkeit ihrer Ideologie mit evolutionärer Biologie untermauern. Die Aufklärer waren sich immer bewusst, dass die Vernunft auch Grenzen hat; sie waren nur nicht bereit, der Obrigkeit die Festlegung der Grenzen zu überlassen.

Ein gewisses Maß an Zweckrationalität ist bei einem solchen Vernunftbegriff gefordert, auch Begriffe der Logik; sie reichen aber bei Weitem nicht aus. Kern der Vernunft ist das Prinzip des zureichenden Grunds, nicht als Feststellung, sondern als Forderung: Finde für alles, was geschieht, den Grund, warum es so und nicht anders ist. Vieles taugt als Grund, aber anderes eben nicht: »So ist ja die Welt.« oder »Man hat es mir gesagt.« Die Fähigkeit, Gründe für das Gegebene zu suchen, ist die Grundlage aller wissenschaftlichen Forschung und sozialer Gerechtigkeit.

Jedes Kind folgt dem Prinzip des zureichenden Grunds, wenn es fragt, warum der Regen fällt, und nicht loslässt, bis die Erwachsenen jene Gründe erklären, die dazu führen – oder dem Kind sagen, es soll aufhören, so viele Fragen zu stellen. Aber jedes Kind wird auch neugierig, wenn es zum ersten Mal einen Obdachlosen oder ein syrisches Kind im Fernsehen sieht. Warum hat der Mann keinen Schlafplatz? Warum hat das Kind kein Zuhause? Wer ernsthaft versucht, dem Kind eine Antwort zu geben, wird vom Erklären zum Handeln geleitet. So verstanden, wird die Vernunft weder auf Technik beschränkt, noch gegen die Leidenschaft ausgespielt. Die Verkörperung des aufgeklärten Vernunftbegriffs ist nicht der regelbesessene Technokrat, sondern Mozarts selbstbewusster Figaro, der seinen eigenen Verstand gegen die Aristokratie einsetzt – gerade um seine Leidenschaft zu verwirklichen.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache definiert »postfaktisch« als die Bereitschaft, Tatsachen zu ignorieren, und verweist darauf, »dass es in politischen und gesellschaftlichen Diskussionen heute zunehmend um Emotionen

anstelle von Fakten geht⁶. Diese Erklärung verrät einen binären Gegensatz zwischen Fakten und Gefühlen, in dem beide zu kurz kommen. Denn Gefühle und Fakten reagieren aufeinander. Sind meine eigenen Kinder bedroht, empfinde ich Wut. Sind fremde Kinder bedroht *sollte* ich Wut empfinden. Es geht nicht darum, auf Emotionen zugunsten von Fakten zu verzichten, sondern sicherzustellen, dass beide im Einklang sind.

Politik wird entweder von Ängsten oder von Werten getrieben. Wohin die Politik der Ängste führt, haben wir nun gesehen. Sie hat viele Menschen auch deshalb angezogen, weil westliche Gesellschaften unfähig sind, die eigenen Werte zu definieren und zu verteidigen, eine Aufgabe, die heutzutage selbst von den Konservativen nur zögerlich übernommen wird. Eine Gesellschaft, die nicht in der Lage ist, Menschen das Gefühl zu vermitteln, ihr Leben habe mehr Sinn als nur Konsumgüter anzuhäufen, wird scheitern. Es geht hier um Würde. Wer nicht selbst an den Wert der Werte glaubt, wer Appelle auf Werte heimlich als Sonntagsreden abtut, kann nicht glaubhaft über Würde sprechen.

Vieles spricht dafür, Kants Werk als Quelle fortschrittlicher Politik zu betrachten. Er vermittelt uns einen Vorgeschmack auf internationales Recht wie auch auf die Sozialdemokratie. Doch keine dieser Ideen ist so bedeutend wie seine Idee von Idealen, denn ohne diese lässt sich jede Forderung nach Veränderung als utopische Fantasie absprechen. Jeder Vorschlag für eine Veränderung wird sich dem konservativen Kopfschütteln ausgesetzt sehen: Theoretisch klingen bestimmte Ideale ganz schön, doch die harten Tatsachen der Erfahrung zeigen, dass sie nicht praktikabel sind.

Schon 1793 spießte Kant dieses Klischee in einem Aufsatz auf: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.⁷ Damit stellt er die Behauptungen der selbst ernannten Realisten auf den Kopf. Natürlich widerstreiten Vernunftideen den Behauptungen der Erfahrung. Dazu sind Ideen ja da. Ideale sind nicht daran messbar, ob sie der Realität entsprechen; die Realität wird danach beurteilt, inwieweit sie den Idealen gerecht wird. Die Aufgabe der Vernunft ist es, sicherzustellen, dass die Erfahrung nicht das letzte Wort hat – und die Vernunft soll uns dazu antreiben, den Horizont unserer Erfahrung zu erweitern, indem sie uns Ideen liefert, denen die Erfahrung gehorchen soll. Wenn viele von uns es tun, wird es auch so sein. Die Welt wird verändert, wenn bestimmte Ideen als normal durchgesetzt werden.

Demokratie braucht Bürger, die in der Lage sind, ihre Wörter zu reflektie-

⁶ Gesellschaft für deutsche Sprache: GfdS wählt »postfaktisch« zum Wort des Jahres 2016, Pressemeldung vom 9.12.2016, <https://gfdS.de/wort-des-jahres-2016> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁷ Vgl. Immanuel Kant: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis (1793), Hamburg 1992.

ren. Wir schlucken oft Phrasen, ohne uns über deren Bedeutung bewusst zu werden. Mit Phrasen wie »Verantwortung gegenüber unseren Aktionären« verkleidet der Neoliberalismus seinen Grundsatz »Gewinn über alles« in schöne, moralische Farben. Wer will schon gegen »Verantwortung« klagen? Der wohlgemeinte Ruf nach Toleranz ignoriert die Tatsache, dass man im Alltag nicht nur das toleriert, was man nicht mag, sondern vielmehr das, wogegen man nichts tun kann: Schmerzen, Lärm, Gestank. Ein Rechtsnationalist, der zur Toleranz ermahnt wird, wird nur an seine Machtlosigkeit erinnert. Viel stärker wirkt ein Appell an die Solidarität, mit einem Hinweis auf die Bereicherungen, die entstehen, wenn mehrere Kulturen zusammenkommen.

Ich schreibe in einer Zeit, wo nichts einfacher wäre, als mich dem Geschichtspessimismus anzuschließen. Dem widerstrebe ich, doch nicht, weil ich Optimistin bin. Optimismus ist eine Verkennung der Tatsachen; nur die Hoffnung zielt darauf, Tatsachen zu ändern. Hoffnung als Ideal zu verstehen bedeutet, dass sie nicht einfach gegeben ist, sondern errungen werden muss.

Angst ist kein politisches Argument

Wie Demokratie Streit aushält

Vorträge am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 20

Dr. h. c. Wolfgang Thierse, Bundestagspräsident a. D., Berlin
Prof. Dr. Andreas Zick, Direktor des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Sozialforschung der Universität Bielefeld

Vortrag von Andreas Zick

Wir sehen Gewalt

Ich sehe auf das Motto des Evangelischen Kirchentages als Konflikt- und Gewaltforscher. Angriffe auf Menschen außerhalb der Flüchtlingsunterkünfte, Verletzungen, Beschädigungen und Beleidigungen sind ein Alltagsphänomen der wiedervereinigten Republik. Auch der organisierte Rechtsextremismus ist nicht rückläufig, und an vielen Orten in Ost wie West eskalieren Proteste gegen Zuwanderung in Gewalt. Ja, es gibt die starke Zivilgesellschaft, es gibt viel Ehrenamt und etwa 50 Prozent der Befragten in unseren Studien sind offen und tolerant. Nein, Deutschland ist nicht mehrheitlich rassistisch, wenn wir Studien beachten, aber daran bemisst sich nicht die Stärke von Demokratie. Sie bemisst sich am Kriterium der Gleichwertigkeit.

Wir beobachten seit vielen Jahren innergesellschaftliche Konflikte um die Gleichwertigkeit. Vor allem führen wir repräsentative Umfragen zum Ausmaß an Vorurteilen und Diskriminierungsabsichten durch. Unsere Studien sind bekannt als »Langzeitstudie gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« (GMF-Studie), »Mitte-Studie« der Friedrich-Ebert-Stiftung oder »ZuGleich-Studie« zur Zugehörigkeit und Gleichwertigkeit.¹ Wir beobachten dabei vor allem menschenfeindliche Vorurteile. Das tun wir, weil menschenfeindliche Meinungen über andere Konflikte schüren und Gewalt erzeugen können. Sie sind das Fundament antidemokratischer und fundamentalistischer Weltansichten.

¹ Vgl.: Andreas Zick, Beate Küpper, Daniela Krause: Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände: Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2016, hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Ralf Melzer, Bonn 2016.

Wir sind gut

Mit dem Blick auf einen Kirchentag habe ich zunächst eine frohe Botschaft für *die Deutschen* und noch vielmehr für Christen. Die Losung dieses Kirchentages heißt: »Du siehst mich«. Wir könnten mit Blick auf die Studie ZuGleich und die darin geäußerten Meinungen einer repräsentativ gezogenen Stichprobe an Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern ergänzen: »Du siehst, wir sind gut.« In einer Umfrage aus dem Jahr 2013/2014 meinten über 75 Prozent, sie gingen auf andere unvoreingenommen zu, fast 80 Prozent meinen von sich: »Ich akzeptiere jeden, wie er ist.« Über 80 Prozent sagen von sich: »Ich bin tolerant.« und auch über 80 Prozent sagen: »Ich stehe Fremden offen gegenüber.« Die Befragten stellen sich als tolerant und weltoffenen dar. Du siehst mich. Ich bin gut. Wo ist also das Problem?

In den GMF-Studien haben wir uns intensiver mit der Frage beschäftigt, wie tolerant sich religiöse und vor allem konfessionell gebundene Personen in Bezug auf ihre Einstellungen zu anderen Gruppen der Gesellschaft verhalten. Mit Blick auf Christen zeigt sich in mehreren Analysen unserer wie anderer Studien zum Zusammenhang von Religiosität und Vorurteilen zweierlei. Personen, die sich hoch mit ihrer Religion identifizieren und zugleich meinen, ihre Religion sei die einzig wahre, äußern überzufällig mehr abwertende Meinungen über andere Gruppen als Konfessionslose oder jene, die weniger identifiziert sind und nicht meinen, ihre Religion sei die einzig wahre. Sie sind antisemitischer, muslim- und fremdenfeindlicher, rassistischer, sexistischer und sie stimmen Abwertungen von Frauen, Obdachlosen oder Menschen mit nicht heterosexueller Orientierung stärker zu.² Zweitens zeigt der Blick auf die selbst eingeschätzte Empathie und Perspektivenübernahme, dass Befragte, die angeben, Protestanten zu sein, sich für empathischer gegenüber anderen halten als Katholiken oder Konfessionslose und genau diese Gruppe meint eher, andere Gruppen wie zum Beispiel Muslime, Juden, Immigranten seien selbst schuld, wenn man etwas gegen sie hätte. Die selbst hoch eingeschätzte Empathie entlastet davon, die eigenen Vorurteile zu erkennen, und belastet die Zielgruppen der Vorurteile.

Wenn Hass orientiert

Hass, Wut und Gewalt brauchen eine Umwelt und eine Grundlage, und diese besteht eben in den oben erwähnten menschenfeindlichen Vorurteilen gegenüber Gruppen. Zwischen den Jahren 2014 und 2016 haben wir sowohl in

² Vgl: Beate Küpper, Andreas Zick: Religion und Menschenfeindlichkeit, in: Florian Jeserich, Constantin Klein, Christian Zwingmann (Hrsg.): Religiosität – die dunkle Seite. Beiträge zur empirischen Religionsforschung, Münster 2015.

unserer Mitte-Studie als auch in der ZuGleich-Studie insbesondere beobachtet, wie die Zustimmung zu Vorurteilen gegenüber Asylsuchenden und Flüchtlingen von 44 auf 50 Prozent angestiegen sind. Fast jede zweite Person in unserer Studie stimmt negativen Aussagen über geflüchtete Menschen zu: »Flüchtlinge kommen nur ins Land, um das Sozialsystem hier auszunutzen.« Wer dies meint, wird sich nicht auf Flüchtlinge zu bewegen, sondern sich legitimiert fühlen, zu diskriminieren. Jede fünfte Person teilt eindeutig negative Meinungen gegenüber Immigranten, fast jede fünfte Person gegenüber Muslimen. Ein eindeutiger, klassischer, biologischer Rassismus ist rückläufig bei neun Prozent, aber es ist ein Rassismus, der nach Hautfarbe und Deutschsein als natürliche Gruppenzugehörigkeit teilt. Leicht rückläufig ist der Antiziganismus; er liegt bei 25 Prozent. Der Antisemitismus sinkt auf sechs Prozent, wenn es aber um Israel geht, steigt er auf 20 Prozent.

Eine übliche These ist, die aggressive Abwehr von Flüchtlingen resultiere aus Sorgen von Bürgerinnen und Bürgern. Die sozial Schwachen, die Nicht-Gehörten äußern in der Abwehr von Immigration ihre Sorgen und dies müsse verständlich sein. Ebenso erzeuge die starke Flüchtlingszuwanderung gerade Sorgen bei jenen, die eh schon Sorgen vor Verlusten haben. Unsere Analysen der Mitte-Studie zeigen, dass viele Menschen Sorgen um die Zukunft des Landes teilen, dazu gehören auch die Zuwanderung und damit verbundene Lasten. Messen wir jedoch den Einfluss der Sorgen auf das Vorurteil gegenüber Flüchtlingen und ziehen andere Meinungen dazu, dann ist nicht mehr die Sorge allein ausschlaggebend. Wir haben in unseren Studien einen Mechanismus ermittelt, der die Sorge in Menschenfeindlichkeit münden lässt: Das Gefühl, der Staat könne die Krisen nicht bewältigen, macht jene, die starke Sorgen haben, anfällig für die Abwertung von Fremden.

Wir beobachten in unseren Studien darüber hinaus, wie weite Teile der Gesellschaft orientierungslos sind und nicht wissen, nach welchen Werten und Regeln in dieser Gesellschaft gespielt wird. Schon im Jahr 2011, noch vor der sogenannten Flüchtlingskrise und vor dem Aufkommen von rechts-populistischen Bewegungen, meinten 52 Prozent: »Heute ist alles so in Unordnung geraten, dass niemand mehr weiß, wo man eigentlich steht.« 49 Prozent waren der Meinung, die Dinge seien heute so schwierig geworden, dass man nicht mehr wisse, was eigentlich los sei, und 46 Prozent waren der Meinung, dass die Leute früher besser dran waren, weil sie wussten, was sie zu tun hatten. Orientierungslosigkeit macht anfällig für soziale Einflüsse durch die Umwelt. Sind Menschen orientierungslos, anomisch und erfahren selbst wenig Einbindung in die Gesellschaft, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, gesellschaftliche Gruppen, die sie als wenig nützliche Mitglieder betrachten, abzuwerten. Die Abwertung der anderen erzeugt Orientierung.

Menschenfeindliche Vorurteile sind ebenso eng verbunden mit der Wahrnehmung von Zuwanderung als Bedrohung und einem Gefühl der relativen Deprivation, genauer der Meinung, »die bekommen mehr Unterstützung als

die Deutschen«. 25 Prozent in der Mitte-Studie 2016 sind der Meinung, der Staat tue mehr für Flüchtlinge als für einheimische Deutsche. Nicht zuletzt gehen menschenfeindliche Einstellungen einher mit einer starken Identifikation mit der Nation als homogene Volksgemeinschaft, mit der Behauptung von Macht und Vorrechten der Alteingesessenen sowie der Vorstellung, dass uns Heterogenität bedrohe. Diese Meinungen, Orientierungen und Gefühle, die das Vorurteil erzeugen, sind hochgradig populisierbar in der Mitte der Gesellschaft.

Wenn Populismus uns in den Vorurteilen abholt

Wer sind die Menschen, die Mitglieder der Gesellschaft dazu bringen, menschenfeindlichen Vorurteilen zuzustimmen und ihre Sorgen, Orientierungslosigkeit und Vorrechtsreklamationen mit einer aggressiven Abwertung von Gruppen verbinden? Wir sehen, dass insbesondere politische Leitbilder von Gesellschaft eine Rolle spielen. In den Mitte-Studien zeigt sich, dass Gruppen, die Sympathien mit der Partei AfD haben, in allen menschenfeindlichen Vorurteilen zwischen 2014 und 2016 überzufällig stärker zustimmen als andere politische Gruppierungen und insbesondere in dieser Gruppe die Vorurteile gegen Flüchtlinge sogar noch ansteigen. Die Abwertungen wurden radikaler. Die Vorurteile gegen Flüchtlinge steigen von 57 Prozent auf 74 Prozent in der Gruppe. Das Vorurteil wird zur sozialen Norm der Mehrheit und dies ist eine Folge populistischer Kommunikationsstrategien.

Wir haben gefragt, welche Elemente ein rechtspopulistisches Meinungsbild in der Mitte der Gesellschaft ausmachen. Vorurteile gegen Muslime, Zuwanderer wie auch Juden und andere Gruppen gehören dazu. Dazu gehört auch eine Anti-Eliten-Haltung. Eine Meinung, dass *die da oben* nicht nur korrupt sind, sondern auch die schon erwähnte Kontrolle verloren haben. Es gehört eine Anti-EU-Haltung dazu, wie der nationale Chauvinismus und ein massives Demokratiemisstrauen. Dazu gehört ein Kontrollversprechen, welches in einem *Law-and-Order*-Autoritarismus zum Ausdruck kommt: Fremde bestrafen, abschieben suggeriert Kontrolle und Sicherheit. Dazu gehört nicht zuletzt auch die Befreiung von sozialen Normen, die mit der Absage an zivilisatorische Emotionskontrolle gelingt. Wut und Hass sollen geäußert werden. Schluss mit politischer Korrektheit. Lass die Wut raus! Solche Meinungen werden von 21 Prozent der von uns befragten Personen im Jahr 2016 geteilt. Die Zustimmung zu rechtspopulistischen Meinungen geht einher mit einem radikalen Konservatismus, einem nostalgischen Festhalten an den alten Werten, dem Gefühl politischer Machtlosigkeit, der Meinung, man müsse Widerstand gegen die Politik zeigen, und dem Gefühl, die deutsche Wirtschaft sei durch andere bedroht. Es braucht wenig, um ein Land in Unruhe zu versetzen. Es braucht noch weniger, um mit Gewalt ein Land zu verändern. Immer stärker sehen wir in den Studien die Verbreitung von politi-

schen Meinungen, die schon jenseits eines rechtspopulistischen Weltbilds liegen und weniger auf rassistische Bilder angewiesen sind. Meinungen, die Anleihen bei sogenannten neurechten intellektuellen Zirkeln machen, fanden im Jahr 2016 bei 28 Prozent der Bevölkerung Zusppruch.

Du siehst mich und ich sehe sie

Was tun, ist oft die Frage an uns, bevor wir ermitteln können, was die Ursachen sind. Ich kann hier nicht hinreichend notwendige Interventionen und Präventionen entwickeln. Ich möchte stattdessen ein Leitbild vorschlagen, welches das Leitbild der Ungleichwertigkeit auszuhebeln vermag: Wir müssen uns den als ungleichwertig markierten Menschen und Gruppen hinwenden. Wie funktioniert das? Erstens, indem wir die Verantwortung erneuern, die wir leichtfertig abgeben. Wir haben in unseren GMF-Studien Menschen gefragt: »Wer ist eigentlich schuld an den Vorurteilen gegenüber den anderen?« Wir haben verschiedene Antwortmöglichkeiten vorgegeben, auch eine Verweigerung der Antwort war möglich, wie auch die Möglichkeit zu sagen, Ausländer, Muslime, Juden, Homosexuelle und Frauen sind selbst schuld, wenn man etwas gegen sie hat. Protestanten und Protestantinnen stehen an erster Stelle, wenn es um die Frage der Schuld der anderen an Vorurteilen gegenüber ihnen geht. Kehre ich die Schuld um, dann bin ich ja nicht verantwortlich. Sie werden gefolgt von Katholikinnen und Katholiken sowie Konfessionslosen. Hinwendung und Verantwortungsübernahme für die »Ungleichwertigen« hebeln die Schuldfrage aus.

Wir kennen viele weitere Faktoren, die das Vorurteil bremsen, wenn wir die Verantwortung übernommen haben. Gesellschaften, die Diversität in einer Gesellschaft erhöhen, Gleichwertigkeitsnormen stärken und Opfer von Abwertung, Diskriminierung und Gewalt präventiv schützen, sind besser aufgestellt. Die Gleichstellungspolitik war wichtig für die Reduktion des Sexismus, der Diskriminierung von Menschen mit Behinderung und andere Gruppen. Auch in der Bildung ist mit Blick auf die Gleichwertigkeit viel Luft nach oben. Man kann Menschen beibringen, sich kritisch und reflexiv gegenüber Populismus, Extremismus und Vorurteilen zu verhalten. Der Extremismus stellt Zugehörigkeit und Zusammenhalt über Abwendung her. Demokratien stellen Kohäsion über Hinwendung her.

Vortrag von Wolfgang Thierse

Angst ist kein Argument. Ist das so? Sind Sie sicher? Auch nach dem Terroranschlag in Manchester, dem so viele Terroranschläge an anderen Orten vorangingen? Ich bin es nicht. Und darüber will ich sprechen.

Im Herbst 2015 hat der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán ange-

sichts des Flüchtlingszuströms den Satz gesagt: »Niemand kann verlangen, dass unser Land sich ändert.«³ Ein Satz, der mir seitdem nicht aus dem Kopf geht. Ein Satz der Angst, der angstvollen Abwehr, die vermutlich viele auch in Deutschland teilen. Gesprochen wurde er ein Vierteljahrhundert nach der friedlichen Revolution, nach dem großen Umbruch, der großen Veränderung, an der übrigens Viktor Orbán in seinem Land aktiv beteiligt war. Ein Vierteljahrhundert ist es schon her, der Aufbruch in die Freiheit, die Überwindung des kommunistischen Systems – und bleibt doch das wichtigste Ereignis in meiner Biografie! Der Herbst 1989 – das war der vielfache Ausbruch aus dem Gefängnis der Angst, auch meiner. Der Angst, die die halbe Macht der Diktatur ist. Noch heute sind mir die Bilder lebendig: Wie wir uns in den Kirchen versammelten, wie wir auf die Straße gingen und unseren Mut, unseren Witz entdeckten, unsere öffentliche Sprache fanden. Und atemlos aufgeregt entdeckten, dass jetzt vielleicht und endlich Veränderung möglich sein könnte. Eine Hoffnung nach all den Enttäuschungen in den 40 Jahren zuvor. Ein Vierteljahrhundert ist das schon her, ist das erst her: die friedliche Revolution, die Überwindung des Ost-West-System-Konflikts, die Vereinigung Deutschlands und die Überwindung der Spaltung Europas. Welche Euphorie damals, welche Hoffnungen auf ein goldenes Zeitalter des Friedens! Der endgültige Siegeszug der Demokratie wurde gefeiert, das Ende der (unruhigen, beunruhigenden) Geschichte wurde verkündet.

Welcher Kontrast zur Gegenwart! Wir haben in Deutschland und in Europa in den vergangenen Jahren erlebt, wie sich durch die Flüchtlingsbewegung die politische Tagesordnung und die gesellschaftliche Stimmung heftig verändert haben. Aber nicht nur durch die Flüchtlingsbewegung. Diese ist ja selbst Teil eines umfassenderen Prozesses, den wir Globalisierung nennen!

Globalisierung, das meint die Entgrenzung und Beschleunigung der ökonomischen Entwicklung, der internationalen Arbeitsteilung, des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts, meint dramatische Veränderung insgesamt. Mit und seit der Finanzmarktkrise erleben wir die Rückseite der Globalisierung, vor allem eine Verschärfung sozialer Gegensätze der Reichtums-Armuts-Unterschiede – auch in Deutschland! Selbst das Weltwirtschaftsforum Davos beklagt die wachsende wirtschaftliche und soziale Ungleichheit als eine große Gefahr für die Welt. Viele erleben die Globalisierung als Gefährdung, ja als Verlust des Primats demokratischer Politik gegenüber den Märkten, gegenüber finanzökonomischer Macht, erleben das Schauspiel atemlosen Hinterherhetzens der Politik. Ein Gefühl des Kontrollverlusts über das eigene Schicksal, die eigene Zukunft breitet sich dramatisch aus, Abstiegsängste und Zukunftsunsicherheit nehmen, gerade auch in den so-

³ Viktor Orbán: Niemand kann verlangen, dass Ungarn sich ändert. Zitat vom 7.09.15, vgl.: <https://www.merkur.de/politik/orbans-zitate-fluechtlingskrise-problem-deutsches-problem-zr-5555480.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

genannten sozialen Mittelschichten, zu. Ein Gefühl, das verstärkt wird durch den rasanten Prozess der Digitalisierung, vor allem (aber nicht nur) der Arbeitswelt. Die weitere Entwicklung der Digitalisierung und ihre Konsequenzen sind noch nicht voll überschaubar; deren politische, rechtliche und soziale Gestaltung hinkt erklärlicherweise hinterher. Die Zukunft der Arbeit, also der Arbeitsbiografien ist fragil, ist unsicher.

Der Terrorismus, alte und neue, ungelöste und unlösbar erscheinende kriegerische Konflikte, die Schwäche der internationalen Organisationen (der UNO), die Krise der EU (der Brexit als Menetekel) runden das beunruhigende Bild ab. Das alles vermittelt den irritierenden Eindruck einer Weltunordnung. »Die Welt ist aus den Fugen«, hat Frank-Walter Steinmeier treffend bemerkt.⁴ »Die Welt wird neu vermessen«, beschreibt die Situation nur wenig freundlicher. Die Folgen: Wir erleben die Wiederkehr alter Geister – des Nationalsozialismus, des Chauvinismus, des Rassismus, der autoritären Politik. Was für eine Welt, die von Putin, Erdoğan, Xi Jinping beherrscht wird und nun von Donald Trump, der demokratische Wahlen gewonnen hat mit Chauvinismus, Rassismus und Sexismus. Schauen wir ringsum: Die liberale, offene, rechtsstaatliche und sozialstaatliche Demokratie wird immer mehr zur Ausnahme. Sie erweist sich als gefährdet, sie ist ein zerbrechliches politisches System. Aber diese Demokratie ist die politische Lebensform unserer Freiheit. Sie gilt es zu verteidigen, gerade auch in einem Wahljahr wie 2017. Gerade auch in dem, was man Krise der Parteiendemokratie, Vertrauenskrise der Volksparteien, der demokratischen Institutionen nennt. Gerade auch gegen das, was viele zu Recht als Vergröberung der kommunikativen Sitten erleben. Die Lügen halten Hof als »alternative Fakten«. Die sozialen Medien werden immer mehr zu Echoräumen der eigenen Vorurteile, der Entladung von Hass und der Steigerung von Aggressivität.

Wird sich angesichts dessen – das ist meine beunruhigte Frage – oder soll ich sagen meine Besorgnis, meine Angst – unsere Demokratie bewähren und behaupten oder sich etwa als Schönwetterdemokratie erweisen? Darum geht es in diesem Jahr, einem Jahr, das mit dem polternden Amtsantritt des neuen amerikanischen Präsidenten von Anfang an bedrohliche Züge annahm. Inzwischen haben sich überall auf der Welt schwer zu lösende Probleme und Konflikte angehäuft. Die kann und muss ich hier nicht aufzählen. Ich will mich auf eins der Probleme, eine der großen Herausforderungen konzentrieren.

Deutschland ist Einwanderungsland geworden. Wie lange ist diese Tatsache verdrängt worden. Sich auf die Veränderung, die das bedeutet, einzulassen, ist offensichtlich eine anstrengende Herausforderung, erzeugt Miss-

⁴ Frank-Walter Steinmeier: Die Welt ist aus den Fugen. Wer übernimmt Verantwortung in Krisen und Konflikten? In: Silke Lechner, Heide Stauff und Mario Zeißig (Hrsg.): Deutscher Evangelischer Kirchentag Stuttgart 2015. Dokumente, S. 249-253.

töne und Ressentiments und machten vielen (Einheimischen) Angst, vor allem unübersehbar und unüberhörbar im östlichen Deutschland. Pegida ist dafür ein schlimmes Symptom, die Wahlerfolge der AfD sind ein anderes. Vertrautes, Selbstverständliches, soziale Gewohnheiten und kulturelle Traditionen: Das alles wird unsicher, geht gar verloren. Individuelle und kollektive Identitäten werden infrage gestellt – durch das Fremde und die Fremden, die uns nahe gerückt sind – durch die Globalisierung, die offenen Grenzen, die Zuwanderer, die Flüchtlinge. Die Folge sind Entheimatungsängste, die sich in der Mobilisierung von Vorurteilen, in Wut und aggressivem Protest ausdrücken. Und eben auch in Rassismus. Genau das ist unsere demokratische Herausforderung, und sie ist eine politische und moralische Herausforderung, dem rechtspopulistischen, rechtsextremistischen Trend, der sichtbar stärker und selbstbewusster geworden ist, zu begegnen, zu widersprechen und zu widerstehen. Die Wahlergebnisse in Sachsen, Sachsen-Anhalt, Baden-Württemberg und Berlin sind Beunruhigung und Herausforderung genug. Die Wahlergebnisse im Saarland, in Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen sind keine Beruhigung. Die in Holland und Frankreich auch nicht.

Wir kennen aus unserer deutschen Geschichte diesen angstgetriebenen Mechanismus: Je komplexer und bedrohlicher die Problemfülle erscheint, umso stärker wird das Bedürfnis nach den einfachen, radikalen Antworten, umso stärker die Sehnsucht nach den schnellen Lösungen, ja nach Erlösung, nach der starken Hand. Das ist die Stunde der Populisten, der großen und kleinen Vereinfacher und Verfeinder, die Stunde der autoritären Nationalisten. Mitten in unseren Demokratien breiten sie sich aus, werden lauter, werden gehört, haben bei Wahlen Erfolg. Wir erleben sie in unserer Nachbarschaft: in Frankreich und Holland, in Polen und Ungarn, in Österreich und Italien und eben auch in Deutschland.

Ja, es gibt in der gegenwärtigen Welt Anlässe und Gründe für Besorgnisse und Ängste. Man sollte diese Besorgnisse und Ängste nicht arrogant abtun; Politiker sollten das schon gar nicht. Ängste überwindet man weder durch Beschimpfungen noch durch Schulterklopfen, sondern durch Aufklärung, durch Gespräch, durch Begegnung, durch gemeinsames Handeln, durch die Lösung der angstmachenden Probleme, was alles zeitraubend ist und demokratische Geduld verlangt. Ängste sind soziale und politische Realitäten. Andreas Zick hat eindringlich dargestellt, wie sie sich zu Vorurteilen, Abwehr und Feindlichkeiten verfestigen. Man muss jedenfalls mit ihnen rechnen, mit ihnen umgehen. Sie einfach zu bestreiten, ist kein wirklich gangbarer Weg. Harald Welzer⁵ hält die Behauptung einer »verängstigten Gesellschaft« für

⁵ Joachim Frank: Interview mit Soziologe Harald Welzer: Dieses Gerede von Angst kotzt mich an, Frankfurter Rundschau 20.09.2016, <http://www.fr.de/kultur/interview-mit-soziologe-harald-welzer-dieses-gerede-von-angst-kotzt-mich-an-a-309716> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

ein gelungenes »Marketing der Rechtspopulisten«. Ihn macht »dieses ständige Gerede inzwischen regelrecht wütend, weil es die Angst selbst erst hervorruft, die es behauptet.« Ich verstehe Welzers Ärger. Aber was soll daraus folgen? Denn es gibt ja die beschriebenen Anlässe und wirkliche, nicht nur eingebildete Gründe für Besorgnisse und Ängste. Das zu bestreiten wäre nicht nur (gefährliche) Naivität, sondern Realitätsverlust, der die Vorurteile gegenüber Politik und Politikern (»denen da oben, die die Wirklichkeit nicht kennen«) bestätigen und die Ängste eher befördern als abbauen würden.

Eine Vorlage geradezu für die Populisten à la AfD, die den Acker der Ängste eifrig bestellen und Ängste also bestärken, um sie politisch zu instrumentalisieren. So werden Ängste zu einem Machtfaktor, werden zu Ängsten, die ängstigen. Aus Ängsten, aus Verunsicherung und Besorgnissen werden verfestigte Vorurteile, wird Feindlichkeit und Rassismus bis hin zur Gewalt.

Wie also mit Ängsten umgehen? »Angst treibt man nicht aus, indem man sie für dumm und grundlos erklärt«⁶, schreibt der Journalist Heribert Prantl. Er hat Recht. »Ängste lassen sich nicht dementieren, Wut lässt sich nicht wegargumentieren«, lese ich in Melanie Amanns Buch *Angst für Deutschland – Die Wahrheit über die AfD*⁷. Das entspricht meiner Erfahrung: Der Versuch, per Sachargument den mit ihrer Angst Argumentierenden beizukommen, scheitert meist. Gegebenenfalls werden die Fakten zu den Gefühlen passgerecht gemacht. Es gibt eben auch eine Art wütender Lust an der Angst, wütender Lust, Opfer zu sein. Weil aber diskutierte Auseinandersetzung schnell an Grenzen kommt, ist trotzdem das Gegenteil nicht erlaubt, jedenfalls politisch nicht vernünftig: nämlich Anbiederung, Übernahme der Sprache der Angst, der Sprache der Populisten. Davor kann ich nur warnen, das bestätigt und stärkt diese nur. Vielmehr sollte es vor allem darum gehen, wie Heribert Prantl sagte: »Lösungen für die Probleme zu finden, in denen die Auslöser für die Zukunftsangst stecken«⁸. Darüber gemeinsam zu streiten und gemeinsam zu handeln! Das ist der Weg. Was ich damit meine, will ich in sechs Bemerkungen an einem Ausschnitt zeigen: an der Flüchtlingsherausforderung.

Erstens: Ängste überwindet man nicht durch Schulterklopfen, durch Beschimpfungen oder Verachtung. Notwendig ist daher Ehrlichkeit im Ansprechen und Aussprechen der Probleme und Herausforderungen durch die Globalisierung, insbesondere die Zuwanderung so vieler Menschen. Ohne Beschönigung, aber auch ohne Dramatisierung und ohne Hysterisierung,

⁶ Heribert Prantl: *Gebrauchsanweisung für Populisten*, München 2017. Zitiert nach: Toralf Staud: Nach dem Höhenflug, in: *Die Zeit*, 19.04.2017, <http://www.zeit.de/2017/17/afd-literatur-politische-buecher/seite-2> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁷ Vgl. Melanie Amann: *Angst für Deutschland. Die Wahrheit über die AfD: wo sie herkommt, wer sie führt, wohin sie steuert*, München 2017.

⁸ Vgl. Prantl, a. a. O.

also so sachlich wie möglich, sollten Politiker über diese Probleme sprechen, aber auch die sich hier eröffnenden Chancen benennen. Also uns verständigen über die große Aufgabe: Integration. Das heißt vor allem zu begreifen, dass Integration eine doppelte Perspektive verlangt, dass Integration eine doppelte Aufgabe ist: Die zu uns Gekommenen sollen, sofern sie hier bleiben wollen, heimisch werden im fremden Land – und den Einheimischen soll das eigene Land nicht fremd werden. Heimisch werden heißt, die gleiche Chance zur Teilhabe an den öffentlichen Gütern des Lands zu haben, also an Bildung, Arbeit, sozialer Sicherheit, Demokratie und Kultur partizipieren zu können. Es heißt auch, menschliche Sicherheit und Beheimatung zu erfahren, was mehr ist, als Politik allein zu leisten vermag, sondern Aufgabe vor allem der Zivilgesellschaft ist, ihrer Strukturen und Gesellungsformen, von deren Einladungs- oder Abweisungscharakter, also von unserem Engagement, unserer Solidarität als Bürger dieses Einwanderungslands abhängt.

Zweitens: Der Staat muss seine Handlungskraft und Gestaltungsmacht beweisen. Notwendig sind, selbstverständlich, sichtbare und erfolgreiche Anstrengungen zur praktischen Lösung der Probleme der Aufnahme so vieler Fremder. Das passiert vor allem in den Kommunen nach anfänglichen Schwierigkeiten gut. Deutschland muss sich nicht schämen, trotz vieler praktischer Probleme. Dabei wissen wir: je größer die Zahl, umso größer die Integrationsprobleme. Deshalb sind ja fast alle Politiker der Meinung, dass Begrenzungen und Regelungen der Zuwanderung unvermeidlich sind. Der Streit geht darüber, wie das politisch vernünftig, rechtlich einwandfrei und menschlich anständig gelingen kann. Dieser Streit ist notwendig und unvermeidlich. Der Streit um die »Obergrenze« aber kommt mir wie eine Inszenierung vor: Der eine verlangt, den Gessler-Hut zu grüßen, die andere weigert sich standhaft. Mit der wirklichen Integrationspolitik hat das nicht viel zu tun. Es ist verantwortungslos, Patentlösungen zu verkünden, diese wecken nur Illusionen und erzeugen umso mehr wütende Enttäuschungen. Denn wir können es ahnen, nein, wissen: Die Flüchtlingsbewegung, zumal aus Afrika, wird andauern. Europa kann keine Festung sein.

Es geht um ein ganzes Bündel von Anstrengungen und Maßnahmen gleichzeitig, die ich hier nur stichwortartig nenne: Beschleunigung der Verfahren, Rücknahmeabkommen, Verbesserung der Situation in den Flüchtlingslagern, erheblich mehr finanzielle Unterstützung für den UNHCR, um Hilfe dort zu leisten, wo die Not am größten ist. Der mühevolle Versuch, den Bürgerkrieg in Syrien zu beenden, und Verabredungen zur fairen Lastenverteilung innerhalb der Europäischen Union, aber auch im eigenen Land. Ohne große europäische Solidaritätsanstrengung wird es nicht gehen. Ohne Solidarität wäre Europa auch nicht mehr Europa. Wir brauchen unbedingt ein deutliches Einwanderungsrecht und gemeinsame europäische Einwanderungsregeln.

Drittens: Wir müssen die Mehrheit der Deutschen und der hier Lebenden

für diese Aufgabe gewinnen. Notwendig ist deshalb eine offene und offensive Debatte darüber, in welcher Gesellschaft wir leben wollen. In einer unsolidarischen, »homogenen«, eingesperrten Gesellschaft? Wir Ostdeutschen haben aber doch nicht die Mauer eingedrückt, damit wir unter uns bleiben, in einer geschlossenen, eingesperrten Gesellschaft. Wir wollten doch ins Offene und Freie. Wollen wir also jetzt das vereinigte Land und den vereinigten Kontinent als Festung verteidigen und einen Wohlstandsnationalismus oder gar Wohlstandschauvinismus pflegen? Oder wollen wir nicht vielmehr eine Gesellschaft der Grundwerte, der Menschenrechte sein? Und ein Land, das seinen humanen Verpflichtungen nachkommt? Das ist also die doppelte Aufgabe, die der Begriff Integration meint. Sie wird nur dort gelingen, wo beide Seiten, sowohl die zu uns Kommenden wie auch die Aufnahmegesellschaft, Integration wollen und das Notwendige dafür tun. Gegen die Mehrheit einer Gesellschaft kann Integration nicht gelingen und ohne die Integrationsbereitschaft und den Integrationswillen der zu uns Gekommenen auch nicht.

Viertens: Darauf müssen wir uns einstellen: Unser Land wird dauerhaft pluralistischer, also ethnisch, religiös und kulturell vielfältiger und widersprüchlicher werden. Dieser Pluralismus wird keine Idylle sein, sondern steckt voller politisch-sozialer und religiös-kultureller Konfliktpotenziale. Wir müssen lernen, damit umzugehen, und zwar friedlich. Nach den zunächst und vor allem notwendigen Anstrengungen zu unmittelbarer Hilfe und menschenfreundlicher Aufnahme muss sich unser Land diesem Konfliktpotenzial stellen, wenn Integration besser als in früheren Jahrzehnten gelingen soll. Diese Herausforderung ist nicht nur politischer, ökonomischer, finanzieller und sozialer Art, sondern ganz wesentlich auch kultureller Natur. Denn wenn in einer migrantischen Gesellschaft, die Deutschland noch mehr werden wird, Integration eine der großen Aufgaben ist und bleiben wird, dann müssen wir eine Vorstellung davon haben, wo hinein die zu uns Kommenden integriert werden sollen. Dann müssen wir die einfache und zugleich für manche unangenehme Frage beantworten, wer wir sind, was wir anzubieten haben und wozu wir einladen. Integration verlangt Anstrengung von beiden Seiten, der zu uns Kommenden, denen wir sie abverlangen müssen und dürfen, und der aufnehmenden Gesellschaft, unseres Schul- und Bildungssystems, der Arbeitgeber, der Gemeinden, die diese Anstrengungen erbringen müssen und ja auch weithin erbringen. Wenn diese Integration in und durch Bildung und Arbeit gelingt, dann wird sie unseren Wohlstand und unser friedliches Zusammenleben befördern.

Fünftens: Wenn man Vielfalt aktiv und friedlich leben will, muss man sich des Gemeinsamen, Verbindenden vergewissern, also über das bereits Benannte weitere Fragen beantworten. Das sind Fragen nach unserem kulturellen Selbst. Wer sind wir Deutsche? Was ist das Eigene? Was sind unsere Gemeinsamkeiten, die den Zusammenhalt einer vielfältiger, widersprüchlicher und konfliktreicher werdenden Gesellschaft ermöglichen und sichern? Wie

schützen wir uns vor Parallelgesellschaften und religiösem Fanatismus? Wie begegnen wir Ängsten und Vorurteilen und Entheimungsbefürchtungen? Für den Zusammenhalt einer pluralistischen Demokratie, einer widersprüchlichen, vielfältigen Gesellschaft reicht offensichtlich nicht allein das aus, auf das ganz selbstverständlich zunächst hingewiesen werden kann und muss: die gemeinsame Sprache, die Anerkennung von Recht und Gesetz, der viel gerühmte und gewiss notwendige Verfassungspatriotismus. Auch nicht die Beziehungen, die die Gesellschaftsmitglieder über den Markt und über Arbeitsprozesse miteinander eingehen, als Arbeitskräfte oder Konsumenten. Und selbstverständlich gehört auch die sichtbare Anstrengung um soziale Gerechtigkeit, also um die faire Verteilung von Chancen und Pflichten zu den elementaren Voraussetzungen gelingenden Zusammenhalts. Über all dies Selbstverständliche und Notwendige hinaus bedarf es grundlegender Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen in dem, was wir Maßstäbe, Normen, Standards oder Werte nennen. Es bedarf tendenziell gemeinsamer Orientierungen und Vorstellungen von der Freiheit und ihrer Kostbarkeit, vom Inhalt und Umfang von Gerechtigkeit, vom Wert und der Notwendigkeit von Solidarität, gemeinsamer oder wenigstens verwandter Vorstellungen von sinnvollem und gutem Leben, von der Würde jedes Menschen, von der Gleichwertigkeit aller Menschen, von der Integrität der Person, von Toleranz und Respekt und auch von Demokratie. Dieses nicht politische, sondern ethische und kulturelle Fundament gelingenden Zusammenlebens ist nicht ein für alle Mal da, sondern es ist gefährdet, umstritten und kann erodieren. Es muss immer wieder neu erarbeitet werden, es muss weitergegeben, vitalisiert, vorgelebt und erneuert werden. Das ist der Sinn des so oft zitierten Satzes des ehemaligen Verfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde: »Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er nicht selbst garantieren kann.«⁹ Die Verantwortung für dieses Fundament unseres Zusammenlebens tragen – über die Zuständigkeit des Bildungssystems hinaus – alle Bürger, insbesondere die kulturellen Kräfte einer Gesellschaft und darin in besonderer Weise Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften, auch wir Christen, und zwar im Dialog miteinander. Diese Verantwortung ist gewachsen in einer pluralistischer werdenden Gesellschaft. Neben die materiellen, ökonomischen und sozialen Anstrengungen müssen also geistige und kulturelle Bemühungen treten, damit Integration gelingt.

Sechstens: Alle – Christen, Juden, Muslime, Atheisten, Agnostiker usw., Einheimische wie zu uns Gekommene – wir alle werden uns der Debatte stellen müssen: Was ist das verpflichtend Gemeinsame? Was begrenzt kulturell-religiös-weltanschauliche Selbstbestimmung? Worauf gründen wechselseitige Anerkennung, Gesprächsfähigkeit und Gesprächsbereitschaft? Was ist

⁹ Ernst-Wolfgang Böckenförde: Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht, Frankfurt/Main 1976, S. 60.

Toleranz? Wie weit muss, darf sie gehen? Brauchen wir Verbote? Wie verwissern wir uns des Gemeinsamen, damit wir Vielfalt friedlich leben können? Darum muss es gehen – egal wie wir es nennen, ob Leitkultur (ein irgendwie belasteter, verdorbener Begriff) oder zivilbürgerliche Kultur oder, wie ich es nenne, das nicht politische, sondern ethische und kulturelle Fundament gelingenden Pluralismus, gelingender Demokratie. Um es deutlich zu sagen, Antisemitismus, Rassismus, Homophobie, Unterdrückung der Frau, religiöse Intoleranz, gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit – das sind keine Beiträge zu diesem Fundament. Sie zerstören es vielmehr. Egal ob sie von Zuwanderern aus der arabisch-islamischen Welt oder von Menschen aus dem eigenen Land (von NPD über Pegida bis AfD) ausgedrückt werden.

Das ist also unsere Aufgabe, daran haben wir miteinander zu arbeiten: an einem gemeinsamen Bürgerbewusstsein über alle kulturellen und religiös-weltanschaulichen Differenzen hinweg, an einem Wir, das Toleranz, gemeinsame Verantwortung und Solidarität begründet.

Zum Schluss: Angst und Hass sind sehr verschiedene Emotionen. Angst überwindet man nicht durch Schulterklopfen oder Beschimpfungen, sondern durch Aufklärung, Gespräch, Begegnung und durch gemeinsames Handeln. Hass (gegen Fremde, Ausländer, Juden, Demokraten) haben wir offensiv zu begegnen, zu widersprechen und zu widerstehen. Die Artikulation von Besorgnissen ist etwas gänzlich anderes als Hetze. Wir sollten sehr auf solche Unterscheidungen achten und danach handeln. »Niemand kann verlangen, dass unser Land sich ändert«, das war ein Satz der angstvollen Abwehr des ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán im Herbst 2015. Es ist aber auch ein fataler Satz. Denn wir wissen doch: Nur offene, sich verändernde Gesellschaften sind produktiv und haben Zukunft! Das ist doch auch die Erfahrung von 1989: Geschlossene, eingesperrte Gesellschaften bedeuten Stillstand; sie sind nicht überlebensfähig und müssen überwunden werden! Deshalb ist es unsere Aufgabe, gerade als Angehörige verschiedener Überzeugungsgemeinschaften, als demokratische Bürger, auch als Mitglieder demokratischer Parteien und Religionsgemeinschaften, vor allem als Christen, die Ängste bei den Vielen überwinden helfen, die Aufgabe der Integration annehmen, die »neue Völkerwanderung« gestalten. Mit menschlichem Anstand, mit Kraft und Ausdauer, mit langem Atem. »Ohne Angst und Träumerei« – so hat es der frühere Bundespräsident Johannes Rau¹⁰ einmal formuliert.

¹⁰ Vgl. Berliner Rede 2000 von Bundespräsident Johannes Rau, Haus der Kulturen der Welt, Berlin, 12. 05. 2000.

70 Jahre Teilungsplan, 50 Jahre Besatzung

Israel und Palästina – der unlösbare Konflikt?

Vorträge¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Palais am Funkturm

Prof. Dr. Eva Illouz, Soziologin, Jerusalem

Richard C. Schneider, Leiter des ARD-Studios in Rom/Italien

Dr. Munib A. Younan, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land, Jerusalem

Vortrag von Munib A. Younan

Salaam and grace to you, dear sisters and brothers. It's a pleasure to be here at the Kirchentag. I thank you for the opportunity to allow me to address this important and momentous issue. In 2017, we are celebrating the 500-year anniversary of the Reformation and the Good News of our liberation by God's grace. At the same time, in Palestine and Israel, we are marking 50 years of occupation. Fifty years of occupation is a long time. It is difficult to comprehend. I would like to tell my story, how I was living in Jerusalem when the occupation took place. I was studying near Bethlehem in the boarding section of the Lutheran Church and we had to go back home to be with our families before we ended our exams. I was 17 then, I did not finish high school. At 11 o'clock on Monday, the war started and we had, as a family living in an Orthodox convent since 1948, to live in the shelter of the church in the Christian Quarter in East Jerusalem. Certainly, when we were listening at that time to the Arab channels and radios – there were no TVs like today, no iPhones, nothing except radios – we understood that the media was informing us that Tel Aviv and Haifa were surrendered. But at the same time, when we were living there in the Old City, we heard names that were strange to us. We had never heard those names. Then we understood that Jerusalem, and East Jerusalem, was occupied. This was a frightful moment because the Israeli army at the time understood that every Palestinian young man is drafted or armed. And myself, until this moment – I'll be 67 this year – I never carried any arms or any weapon. So the army were coming to our home and asking for men and young people. My mother was afraid. She had to hide me and my brother because we never knew what would happen. At the same time, there were loudspeakers saying, »If you want to leave Jerusalem, there are buses waiting at the Jaffa Gate to take you to the bridge.« My father said, »I

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

sought refuge once. I am not ready for refuge another time. Even if it costs me my life, all the family will stay and we will not leave Jerusalem.« And it's true that we never left Jerusalem since that time. Of course, we thought, as usually is the case in our country, that the occupation would be two weeks. And we were hopeful that Jordan would come back. But, unfortunately, the two weeks never ended.

After the Six-Day War, you know, there were many interpretations. I'd like to be very brief. An American pastor from the Alliance Church on Prophet Street on the west side of Jerusalem, who was known to my parents prior to 1948, came to call on us and bring us some food. He told us, »You must believe in the Bible. You must read Daniel, Chapter 7, which says, ›The small horn will win over the other three horns.« The small horn is Israel and the big horns are Syria, Jordan and Egypt.« Of course, as a young believer, if a pastor told me something, I believed it and I thought this must be God's will. But at the same time, in my heart, I was questioning whether, really, God desired an occupation of another people. I thought to myself, »No, no, no, I must be an apostate. I must be a believer. I must not even question God.« This was a spiritual crisis for me in my life, how to read the Bible.

We are now living a new reality but people were looking to find a solution. Our relatives from Galilee, Ramallah, we could see them and meet them. They told us, »It will not be two weeks. It will be long. This is the honeymoon period for you. Just wait. We experienced the same thing in 1948.« But we didn't believe them. At the same time, I was a student. All Jerusalem schools at that time were closed. I had to go to Ramallah every day for my 12th grade matriculation. Every day, as a young man, I was searched three, four or five times. Did I get accustomed to it? Of course, as a young man, I was always afraid of the army. »What will they do? Maybe they'll imprison me. I do nothing except I carry my books and go to study.« It was a hard time.

However, when I went to study theology in Finland, I went and studied Old Testament exegesis to find out if this American pastor was right or wrong. Luckily, I found the American pastor was wrong and God is right because God does not want the oppression or the occupation of another nation. God is not a warrior, standing with one side against another. God is not a real estate broker. As Joachim Jeremias, in his explanation of the theology of the Old Testament, says, »The prevailing image of God in the Old Testament is a god of justice.« We have gone through the first intifada, where our hopes were, again, revived and we were very hopeful that the first intifada would end the occupation.

1993 was the day that I remember when Mr Rabin and Mr Arafat signed the document of principles to accept each other's nations. This was a remarkable day because I've seen with my eyes for the first time in history how Israeli soldiers were asking young boys, and Palestinian young boys and girls, to come with them on the jeeps, and singing together, laughing together,

going to eat hummus together and saying, »This is the model that we are waiting for.« And, you know, all of us, either clergy or people, had tears in their eyes. Peace based on justice was coming and many of our people changed their mind and Israelis changed their mind. That was the time for justice for both nations. Unfortunately, this was short. Rabin was killed – not by a Palestinian, was killed by a right-wing Israeli who knew what he was doing and he ended this era of coming nearer and nearer to justice. We were dining at the Ambassador Hotel and eating with World Council of Churches representatives when we heard Rabin was killed. You cannot imagine. All of us were sad: a man of peace was killed. What would be the future? We can see, where we are, what we are living today after the assassination of Mr Rabin. The second intifada came and it was a militarized one. It was not good for anybody.

And since that time until today, we see no solution. Things are going from bad to worse. People are asking, »When will it end?« Today, people's optimism is very low. The societies have turned more to extremists. And, mind you, the extremists, the right-wing people, are kidnapping peace and justice in the Middle East, and in Palestine and Israel. As long as the occupation continues, hatred will grow between the two peoples and the hope of peace will become a more distant dream. Peace, for me, equals an end to occupation. Peace means justice. Peace means liberation for both Palestinians and Israelis. None of us are free when we are ruled by a mentality of fear and hatred and insecurity. None of us are free when we believe one nation or people is superior to another. One of my Israeli friends always tells me, »Bishop, thank you for speaking on ending the occupation. You are also speaking of my own liberation.« As we meet today here, I don't ask you to be pro-Israeli or pro-Palestinian. I came here to ask you to be pro-peace, pro-justice, pro-reconciliation and pro-truth. You are living in a land of peace. Let Palestinians and Israelis enjoy the peace you are enjoying so that our children will live in dignity, as yours. Thank you.

Vortrag von Eva Illouz

Thank you very much, Bishop Younan, for this extraordinarily important testimony. I want to start in a personal way as well and say that I emigrated to Israel as a French person. I emigrated to Israel because I was a Zionist. I was a Zionist – that means that I believed, and I still believe, of course, very strongly, that few people deserve a state more than the Jews because very few people have been made more to feel as strangers wherever they were than the Jews. Jews have always lived in conditions of precariousness and vulnerability. And it was only in Israel, when I started living there, and especially after the murder of Rabin, that I started really to understand the deep tragedy of the occupation. I would like to think about what it means for these

two peoples to be in conflict. We think of conflict as enmity and we think of enmity as being about difference. But, in fact, what is so ironic, and even tragic, in this conflict are the profound similarities between the two peoples. Maybe this similarity that maybe evolved historically, maybe it is due to the geography, but there is a very deep similarity. Of course, the occupation is a deeply asymmetrical power relationship of one people controlling the life and death of others. In that respect, there can be no similarity at all. But this conflict and this domination are perhaps more tragic than others because there are deep similarities between the two peoples. And I wonder if these similarities perhaps explain why this conflict cannot come to an end.

So let me start with the first similarity. Matti Steinberg, who is a journalist, distinguishes between two kinds of trauma that peoples, nations, go through. He calls one ›positive trauma‹ and the other ›negative trauma‹. Trauma is a cataclysmic event through which people constitute their identity. A positive trauma would be, for example, the French Revolution, which is constantly recalled and remembered. A negative trauma is something that we do not want to remember, that we want to erase or that marks a very deep rupture in our lives, something that we feel threatens us deeply.

Jews and Palestinians have each, at the centre of their identity, a negative trauma. It is the Shoah for the Jews and for the Palestinians it is the Nakba – the catastrophe of 1948, which was the expulsion of Palestinians and Arabs from their lands (this piece of history is bitterly contested by both sides, but what I want to say is that for Palestinians the Nakba constitutes a deep trauma). The similarities between these two are striking. Emile Habibi, an Israeli Arab who was an early leader of the Israeli Communist Party in Israel, wrote an abundant literature in which he spoke of, I quote, »The miracle of being a survivor.« This is very reminiscent of the same sense of miracle of having survived the systematic destruction at the hands of the Nazis. Of course, I am not saying in any way that the Shoah and the Nakba are the same and, in fact, I think that anyone who would be tempted to make an analogy would disqualify himself or herself from any serious discussion. However tragic, the Nakba is not the Shoah. Rather, my point is that despite the massive objective differences between these two events, these two peoples put at the centre of their identity a catastrophe and viewed their existence as a miracle of endurance and survival. For the Jews, the Shoah is a breach forever open between the Jews and humanity at large, not only the Germans, but humanity at large. For Palestinians, the Nakba is, to quote Habibi again, the event which, »emptied our heads, erased from our mind our memories and blurred the contours of the world.« For Habibi too, it is the world that is in question. ›Nakba‹ in Arabic is a natural disaster of immense proportions and it leaves human beings unable to react to it. It makes them powerless. Maybe this is something very much like the Jews must have felt after the Shoah. Both people view the cataclysmic event as the source and justification of their current claim and

strategies. There are more similarities. Both peoples reproduce this traumatic event in the memory of their heirs. Both peoples have worked frantically to preserve this memory. For Palestinians, it is with the refugees and, as you know, the UNRWA defines a Palestinian refugee as somebody who is the son of the son of the son of a refugee. So there has been here a kind of institutionalization of the status of ›refugee‹ that Palestinians do not want to give up on. And in Israel as well, I would say that the Shoah, contrary to what you may think, has increasingly – not less, increasingly – occupied a central role in Israeli collective consciousness. And, in fact, we may even wonder sometimes if this kind of institutional perpetuation of memories is not for political purposes, on both sides. Netanyahu, for example, abundantly used the Shoah to cast Iran as the enemy who wants to destroy Jews again. And Elias Khoury, a Christian Lebanese writer, was against peace initiatives in the attempt to erase the Nakba. So here again, we see some similarities.

I see similarity in the approach to the land. The love of the land is, of course, something that all people share; it's called patriotism. But what is special about Israelis and Palestinians is that both have a longing for the land. The longing for the lost land is a deep motif of Judaism. I quote here a psalm that I'm sure you know: »By the rivers of Babylon, there we sat down, yea, we wept and we remembered Zion. We hung our harps upon the willows in the midst of it.« And the entire Jewish theology is based on this longing for the lost Zion, given that the Jews had been expelled. Then there is also a quote by Mahmoud Darwish, who also wrote beautifully of the same longing. He writes, »I walk this land before the swords turned its living body into a laden table. I come from there. I render the sky unto her mother where the sky weeps for her mother. And I weep to make myself known to a returning cloud. I have learned all the words and broke them up to make a single word: homeland.« You can see here how Mahmoud Darwish weeps in the same way that the Psalmist also weeps when he speaks about Zion. So also, for the two peoples, exile seems to be a fundamental condition of their being. For Jews, exile is inscribed in the very structure of their consciousness, first with the Assyrian exile in the 18th century BCE and then with the Babylonian exile in the sixth century. Expulsion and dispossession are fundamental to Jewish consciousness. But so also are, of course, the Palestinian and Israeli Arabs who live with the awareness of having been expelled from their land. Again, I quote Mahmoud Darwish: »Exile is so strong within me, I may bring it to the land,« he says. This could describe Zionism as well.

Both societies – this is another common point and similarity between them – deeply distrust each other. Each accuses the other of the worst forms of racism. Zionism is viewed by many Palestinians as a violent nationalist racist ideology – even, for the most extreme, equivalent to Nazism (an analogy that is utterly unacceptable in my opinion). Israelis are very worried about the many and real forms of anti-Semitism in Arab societies and connect them

directly to their very long history of anti-Semitism. For example, Netanyahu, in 2016, diffused a video about Palestinians, saying that what they wanted about settlements was – and I quote him – »a judenrein country.« So you can see how Netanyahu does not hesitate to use Nazi, even, terminology to speak about the claims of the Palestinians. Both Jews and Palestinians are persuaded that the other wants to destroy them. Today, this distress, I think, is at its highest, with the continuous Jewish settlement of the West Bank, which seems to suggest that there is no intention for Palestinians to ever have a home. The behaviour of many of the settlers and a large part of the Israeli Jewish public is one of ethnic supremacy, of treating Arabs and Palestinians as if they had no rights to their lands and history and peoplehood. So, what I'm saying is that we have, on the one hand, anti-Semitic propaganda among Arabs and Palestinians, and we have on the other hand a very powerful army that incarcerates Palestinians, searches their houses, demolishes their houses, prevents them from moving and kills them.

So what we have on both sides is a feeling not only that their identity is not recognized – it's not identity – it's about a fundamental sense that your existence wants to be erased. On both sides, the feeling is that the Palestinians or the Arab world wants to erase the Jews and the Palestinians very much feel the same way, that it is their very existence that is, in fact, threatened by Israeli domination. So, fear is pervasive in both peoples and both societies. This fear is not only about simple recognition but about the very physical possibility of continuing to exist. Of course I am aware that the fear of the Palestinian who faces guns pointed at him every day is not the same as the existential fear of a people who has a very strong army. But Israeli Jews live with the permanent sense that their existence is never quite assured.

When you think about this conflict, there is something very mysterious about it, which is that each side has consistently acted against its own interest. Just to give you a few examples, in 1937, in 1947, Arabs rejected a partition plan. In 1967, Israel did not get rid of the conquered territories, although it knew – and many people knew – already that it would be very difficult to manage, that it posed a demographic and existential threat to Israel. In 2000, Arafat rejected the offer that was put to him at Camp David of a non-militarized State containing 92 percent of the West Bank and the entire Gaza Strip and parts of East Jerusalem. He refused without any counter offer. In 2002, the Arab peace initiative proposed by Prince Abdullah of Saudi Arabia offered a general global peace, offering full normalization between Israel and retreat to the 1967 borders. But Israeli officials never seriously responded to this extraordinary offer by Saudi Arabia. And, finally, we have the »extremization« of both societies, with Hamas functioning quite often as a terrorist organization and Israeli voters and lawmakers making more and more undemocratic laws, violating international laws and conventions, attacking NGOs defending human rights and so on.

So, the tragedy of this conflict is how much these two societies, unaware of it themselves, increasingly mirror each other, but also how their consciousness is similar, with the Holocaust and the Nakba at the centre of it, with a longing for a lost and loved homeland and with a desire to overcome exile. I will conclude with a thought inspired by Mahmoud Darwish, that we should bring this conflict to a close because Palestinians and Israelis exist as if they were embracing each other like lovers. It is the embrace of two bodies fighting with each other, each, perhaps, waiting for the other to be exhausted. Let me finish with a poem by Mahmoud Darwish. He says, »He embraces his murderer. May he win his heart: Do you feel angrier if I survive? Brother ... My brother! What did I do to make you destroy me? You grew tired of my embrace and my smell. Aren't you just as tired of the fear within me? What did you do with my mother's coffee, and your mother's coffee? What crime did I commit to make you destroy me?« And Darwish says, »I will never cease embracing you.« I hope we cease to embrace each other in a hug that may suffocate each of the two sides. Thank you.

Vortrag von Richard C. Schneider

Ich werde mich im Folgenden auf die deutsche Position und die Position des Journalisten konzentrieren. Ein amerikanischer Kollege erzählte mir, als er seinen Job in Tel Aviv begonnen hatte, dass er vorhat, ein Buch über den Nahostkonflikt, also über den palästinensisch-israelischen Konflikt, zu schreiben. Nach einem halben Jahr – er hatte das Buch noch nicht geschrieben – sagte er: »Ich möchte jetzt demnächst mal einen längeren Aufsatz über den Konflikt schreiben.« Nach einem weiteren halben Jahr sagte er: »Ich werde jetzt mal ein paar Artikel schreiben.« Und kurz danach sagte er: »Ich weiß nicht, was ich schreiben soll.« Das war der Moment, als er im Nahen Osten angekommen war. Was ich damit sagen will, gilt auch für alle Anwesenden hier und gilt vor allem für das, was wir als Journalisten und Journalistinnen mit unserem Publikum zu Hause erleben. Es ist faszinierend, dass bei diesem Konflikt die Menschen, je weiter sie von ihm weg sind oder gar noch nie im Nahen Osten gewesen sind, die im Grunde also keine Ahnung von diesem Konflikt haben, ganz genau wissen, was dieser Konflikt ist, was die Lösung wäre und vor allem wissen, wer der Böse und wer der Gute ist. Und ich wünschte, es wäre so einfach. Dieser Konflikt – und ich spreche für Deutschland, aber eigentlich kann ich sagen, für ganz Europa – ist ein Konflikt, der von den meisten Beobachtern und Zuschauerinnen aus Europa durch die Brille der europäischen Geschichte betrachtet wird. In Deutschland heißt das: vor allem vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs und der Shoa. Das heißt natürlich auch mit Formen des bewussten und des unbewussten Antisemitismus. Das heißt aber auch mit bewussten oder unbewussten Formen eines »Orien-

talismus«, wie Edward Said² es nannte, mit einer der Blickweisen des Westens auf »den primitiven Barbaren«, den Araber. Ich kann mich erinnern, ich war 2001 wenige Wochen nach 9/11, nachdem der Anschlag in New York stattgefunden hatte, mit einer der ersten Maschinen, die wieder in New York landen durften, dort und machte eine Reportage über das New York unmittelbar nach dem Anschlag. Und ich kam zurück, damals lebte ich noch in München, und saß an einem Mittagstisch mit Kollegen und Freunden, Ärzten, Anwälten, Architekten, also alles gebildete Akademiker. Und ein Architekt sagte zu mir: »Es ist doch klar, dass der Mossad das gemacht hat.« Ich sagte: »Aha, ja, interessant. Warum?« »Ja, weil dabei keine Juden getötet worden sind, die sind alle vorher informiert worden.« Dieses Gerücht hielt sich hartnäckig; es hält sich übrigens bis heute auch in der arabischen Welt. Verschwörungstheorien sind beliebt. Aber dann kam noch etwas viel Interessanteres, als ich ihm klarmachte oder klarzumachen versuchte, dass er Nonsense redet, sagte er: »Ja, aber komm, glaubst du ernsthaft, ein Araber könnte so einen Anschlag organisieren?« Wir erleben in der europäischen Perspektive einen doppelten Rassismus gegenüber den Beteiligten in diesem Konflikt. Ich habe mich in meiner Zeit als Korrespondent und auch davor (Ich beschäftige mich mit dem Nahostkonflikt beruflich seit 30 Jahren und privat noch länger.) immer bemüht, mich als eine Brücke zu verstehen. Es ist so einfach zu sagen: »Die Besatzung ist schlecht, die Besatzung muss aufhören.« Ja, gut – und dann? Wie weiter? Es geht um sehr viel mehr als nur um die Frage der Besatzung. Ich glaube, wenn Sie heute in Israel mit der Mehrheit der Leute sprechen, die friedenswillig sind, werden sie alle sagen, ja, die Besatzung muss aufhören. Nur dann kommt der entscheidende Punkt: Wie soll sie aufhören? Dann hat jeder Angst. Das Thema Angst – wir haben es gerade schon bei Eva Illouz gehört – spielt auf beiden Seiten eine wichtige Rolle. Der Konflikt ist mittlerweile längst ein Konflikt, der weit über die Grenzen hinausgeht, nicht mehr nur Palästinenser und Israelis betrifft. Die Iraner spielen mit, die Türken spielen mit und die gesamte sunnitische Welt, von der internationalen Staatengemeinschaft gar nicht zu reden. Ja, auch die Europäer und die Amerikaner mischen mit und jeder kocht sein eigenes Süppchen und trägt ziemlich viel dazu bei, dass dieser Konflikt gar nicht gelöst werden kann. Die beiden Seiten allein können es sowieso nicht.

Was ich versucht habe, wenn ich eine Reportage gemacht habe und zum Beispiel nachts mit dem islamischen Dschihad, der Kassam-Raketen auf Israel abfeuerte, in Gaza unterwegs war – ich bin natürlich gegen Terror und gegen terroristische Organisationen –, war zu erklären, wie die ticken. Wenn ich dann einen Film gemacht habe über die Siedlerbewegung, dann ist es leicht zu sagen: »Die sind böse, die sind schlecht!« Aber ich habe eben versucht zu erzählen, wie auch die ticken. Und wenn Sie anfangen, sich ernsthaft

² Vgl. Edward W. Said: *Orientalism*, New York 1978.

auf den Nahen Osten und auf diesen Konflikt einzulassen, dann kommen Sie, ob Sie wollen oder nicht, auf diesen ganz alten jüdischen Witz: Zwei Juden haben einen Streit; sie kommen zum Rabbiner. Der Rabbiner hört sich das an. Der eine sagt ihm, warum der andere blöd und was alles falsch ist. Und dann sagt der Rabbiner: »Du hast recht.« Und dann sagt der andere: »Aber ich sehe das anders.« Und der Rabbiner sagt wieder: »Ja, du hast recht.« Daraufhin sagt der Assistent des Rabbiners: »Rabbi, du hast jetzt gesagt, er hat recht und der andere hat auch recht – das geht doch nicht.« Sagt der Rabbi: »Du hast auch recht.«

Das ist die faszinierende und traurige Situation, wenn man auf allen Seiten unterwegs ist. Sie sitzen bei einer Siedlerfamilie und hören zu und sagen: »Ich kann Sie aus Ihrer Sicht verstehen.« Ich sitze bei einem Hamas-Mann. Ich kann ihn aus seiner Sicht verstehen. Was nicht heißt, dass man allen und jedem zustimmen muss. Aber man lernt, dass jeder irgendwie »recht« hat, dass es keine einfachen Antworten gibt, kein schwarz-weiß. Das macht die Besatzung nicht besser. Aber wenn ich den Konflikt wirklich verstehen will, dann ist das Wichtigste, was ich tun kann, aufzuhören zu glauben, dass jemand in Berlin, Paris, London oder anderswo die Lösung parat hat. Es spielen Imponderabilien eine Rolle, die in weiten Kreisen in Europa (weniger auf dem Evangelischen Kirchentag) kaum noch nachzuvollziehen sind, nämlich die Bedeutung der Religion in der Politik, in der israelischen Politik, in der arabischen, auch in der palästinensischen. Es ist ein Konfliktpotenzial mit so vielen Ebenen, die nicht so ohne Weiteres auch aus der Ferne zu verstehen sind. Hören Sie also auf zu denken, die Israelis seien schuld und die Palästinenser die Armen. Oder hören Sie auf zu sagen, die Palästinenser seien schuld und die Israelis die Armen. Beides ist falsch, und beides ist richtig zugleich.

Hinzu kommt noch eine Situation, die ich in Bezug auf die israelische Seite noch kurz ansprechen will, weil wir uns hier in Deutschland befinden. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Konsequenz, die die Bundesrepublik Deutschland aus der Nazi-Ära gezogen hat: nie wieder Krieg. Aber die jüdische Konsequenz aus der Shoa ist nicht nie wieder Krieg, sondern: nie wieder Opfer. Es ist eine komplett andere Formel, die in Israel bis heute gilt. Auf diesen Kampf hat Eva Illouz bereits vorhin hingewiesen: Wer ist das größere Opfer? Wir, die wir die Nakba überlebt haben, oder wir, die wir die Shoa überlebt haben? Das ist ein Kampf von zwei Völkern, die im Moment noch sehr damit beschäftigt sind, selbst Opfer zu sein, anstatt sich innerlich freizumachen und woanders hinzukommen. Das ist ein langer, langer Weg. Und die Arroganz, die aus dem Westen diesem Kontinent und diesen beiden Völkern immer wieder entgegenschlägt, die sich im Besserwissen, im Moralisieren ausdrückt, ist am Ende nicht hilfreich, um den Konflikt wirklich zu lösen.

Podien und Podienreihen, Thementage und Zentren

Zentrum **Älterwerden**

Ich bin so frei

Altern zwischen Selbstbestimmung und Angewiesensein

Vortrag¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 6.2 b

Prof. Dr. Dr. Andreas Kruse, Gerontologe, Heidelberg

Ich bin so frei – Altern heute, auf dem Weg zu sich selbst

Mir geht es bei diesem Impuls vor allen Dingen um die christlich-anthropologisch bzw. theologisch bedeutsame Frage, wie wir mit der Verletzlichkeit des Lebens umgehen und wie wir Menschen darin unterstützen können, in der Auseinandersetzung mit der eigenen Verletzlichkeit entscheidende seelisch-geistige Entwicklungsschritte zu tun. Dabei ist es für mich wichtig, dass wir uns kritisch mit dominanten Altersbildern auseinandersetzen, die Gefahr laufen, darüber hinwegzusehen, dass das hohe Lebensalter seelisch-geistige Entwicklungspotenziale bietet. Voraussetzung dafür ist, dass Menschen in einer sozialen Umwelt leben, die sie nicht demütigt, indem sie den Menschen ganz auf den Körper reduziert oder versucht, das Alter zu verdrängen, und dass sich Menschen auch in einer sehr intimen, stillen Form für und um andere sorgen können.

Meine zentrale These lautet, dass wir im hohen Lebensalter zwar stärker mit der Verletzlichkeit unseres Körpers konfrontiert werden, dass es aber dem Individuum durchaus gelingen kann, trotz dieser erhöhten Verletzlichkeit, vielleicht auch in der Auseinandersetzung mit dieser, sich seelisch beziehungsweise geistig zu entwickeln. Wir beobachten das in unseren Untersuchungen zur Palliativversorgung oder in unseren Untersuchungen zur Rehabilitation von schwerkranken Menschen. Aber dazu ist es notwendig, sich nicht darauf zu reduzieren, dass Menschen Hilfe oder Pflege bekommen, sondern immer auch die Frage zu stellen, inwiefern das Motiv erkennbar ist, sich um andere zu sorgen – vielleicht auch nur im eigenen kleinen sozialen Umfeld – und in dieser Sorge zu erkennen, wie wichtig das eigene Leben ist.

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

Dabei hängt das eigene Leben nicht an dieser Sorge und wird auch nicht durch diese definiert, aber in der Sorge für den anderen kann ja durchaus wahrgenommen werden, dass ich im Kern unverzichtbar bin.

Hier sehe ich auch eine wichtige Aufgabe unserer Kirche. Lassen Sie mich mit einer Aussage von Martin Luther beginnen; in seiner wunderbaren Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« lesen wir: »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«² Es ist eine bedeutsame Aussage, die Martin Luther hier trifft und die wir mit der Selbst- und Mitverantwortung des Menschen verbinden können.

»Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge.« Das bedeutet, es ist sehr wichtig, dass wir bis ins hohe Lebensalter hinein alles dafür tun, dass Menschen ihre Selbstverantwortung und ihre Freiheit leben können. Das bedeutet auch, dass wir ihnen nicht mit einseitigen, diskriminierenden demütigenden Altersbildern begegnen, sondern dass wir sagen: Solange du Mensch bist, trägst du die Freiheit und, vor allen Dingen, die Würde in dir.

Zugleich aber wird von Martin Luther der Aspekt der Mitverantwortung angesprochen und das bedeutet, dass wir uns mit der Frage auseinandersetzen, was ich durch meine Existenz tun kann, um andere Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, auch in der Tat eine Unterstützung anzubieten.

Albert Camus kommt in seinem Essay »Der Mythos des Sisyphos«³ zu dem Schluss, dass die Sorge um sich selbst und um andere der Existenz eine neue Gestalt gibt. Meines Erachtens ist das für das Alter so bedeutsam, weil es ja um die Frage gehen muss, inwiefern wir Menschen die sozialen, logistischen und materiellen Möglichkeiten geben, für sich selbst zu sorgen, also die eben genannte Freiheit auch verwirklichen können.

Wir werden uns angesichts der zunehmenden sozialen Ungleichheit auch immer mehr fragen müssen, wie wir es eigentlich mit der Mitverantwortung halten. Wenn Menschen in prekären Lagen einen Sozialpass benötigen, dann können wir uns nicht damit zufriedengeben, dass dieser von den Kommunen finanziert wird. Sondern wir müssen uns darüber auseinandersetzen, inwiefern jene Menschen, die in der Kommune über ausreichende materielle Ressourcen verfügen, bereit sind, auf bestimmte Vergünstigungen, übrigens auch altersbezogene Vergünstigungen, zu verzichten. Oder inwiefern sie der Kommune bestimmte Hilfen anbieten können, damit diese in der Lage ist, jenen, die wenig haben, eine substanzielle Unterstützung anzubieten. Es ist für mich praktiziertes Christentum, wenn wir uns nicht nur Gedanken machen, wie die Solidarität zwischen den Generationen aussieht, sondern mehr

² Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen. Erste These, Wittenberg 1520.

³ Vgl. Albert Camus: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde, Reinbek 2000.

und mehr überlegen, wie die Solidarität innerhalb einer Generation aussieht und welchen Beitrag wir ganz individuell leisten können, um bestimmte Formen von sozialer Ungleichheit bzw. deren Folgen nicht zu stark in das Zentrum unserer Demokratie treten zu lassen. Wie hältst du es mit der Solidarität? Unsere Demokratie kann nur dann leben, wenn wir Solidarität jenen Menschen gegenüber zeigen, die materiell wenig haben, die sozial nicht integriert sind, die an den »Rändern der Gesellschaft stehen«, wie es Papst Franziskus so gut ausgedrückt hat.⁴ Dort muss Kirche hin.

Wenn wir über das hohe Lebensalter nachdenken, müssen wir insbesondere der Frage nachgehen, was wir für Menschen tun können, die in hohem Maß körperlich, aber auch kognitiv verletzlich sind. Hier geht es unter anderem darum, ein medizinisches, ein pflegebezogenes, ein sozial bezogenes Hilfesystem aufzubauen, das diesen Menschen eine angemessene Form der Versorgung sicherstellt. Wir bekommen immer und immer wieder zu hören, dass ab einer bestimmten Altersgruppe ausgewählte medizinische, rehabilitative oder pflegerische Maßnahmen nicht mehr aus den Mitteln der Kranken- bzw. Pflegeversicherung finanziert werden sollen. Diese Aussagen müssen kritisiert werden. Es kann nicht angehen, dass die Qualität der medizinischen, pflegerischen und sozialen Versorgung an das Lebensalter gebunden wird und einem Menschen ab einem gewissen Alter bestimmte Formen der Versorgung verweigert werden. Das ist eine Degradierung der Menschenwürde!

Denken Sie daran: Wenn wir über die Verletzlichkeit des hohen Alters sprechen, haben wir es vielfach mit Menschen zu tun, die keinen Anwalt ihrer Bedürfnisse, Werte und Interesse haben. Es ist mir ein großes Anliegen, dass wir uns auch als christliche Gemeinde immer wieder hinterfragen, inwiefern wir Gefahr laufen, bestimmte Formen der Verletzlichkeit im öffentlichen Diskurs nicht wahrzunehmen und jene Menschen nicht zu unterstützen, die diese Verletzlichkeit zeigen.

Wenn wir in der Altersforschung schauen, wie es Menschen gelingt, mit Grenzsituationen umzugehen, sind wir beeindruckt, vor welche Aufgaben die Psyche gestellt ist und in welchem Maß es der Psyche gelingen kann, solche Situationen zu bewältigen. Vier Qualitäten der Psyche sind für mich dabei Aspekte von Reife.

Erstens: Mit zunehmendem Lebensalter beobachten wir immer stärker eine Introversion bzw. Introspektion, das heißt für Menschen wird die Frage, wie sie ihr eigenes im Lauf des Lebens gewachsenes Selbst mit allem Positiven und allen Schattenseiten betrachten sollen, immer bedeutsamer. Das ist für den Lebensrückblick von existenzieller Bedeutung. Welche sind die Aspekte meines Selbst, die ich besonders akzeptieren kann, und welche sind die Aspekte meines Selbst, mit denen ich größere Probleme habe? Diese Introversion verbindet sich mit einer Introspektion, der zunehmenden Befragung

⁴ Vgl. Papst Franziskus: Gründonnerstagpredigt am 28.03.2013.

der eigenen Psyche danach, was von einem eigentlich Bestand haben wird, wenn man nicht mehr auf der Welt ist.

Zweitens: Es besteht eine prinzipielle Offenheit des Menschen für ganz neue Erfahrungen. Wir beobachten, vor allen Dingen, wenn wir sich über viele Jahre hinweg erstreckende Analysen durchführen, dass diese Offenheit im hohen Lebensalter noch mal eine besondere Aktualität gewinnen kann, in der Hinsicht, dass man auch für neue Erfahrungen des hohen und höchsten Lebensalters offen ist.

Drittens: Inwiefern lebe ich eigentlich auch in nachfolgenden Generationen fort bzw. kann ich nachfolgenden Generationen etwas von meinem Wissen weitergeben?

Viertens: Inwieweit bin ich eigentlich in der Lage, auch etwas für die Welt zu tun?

Das sind vier Aspekte von Reife, die wir immer wieder beobachten können, wenn alte Menschen sich angeregt fühlen, diese Qualitäten der Psyche stark zu machen. Und das gelingt nicht, wenn wir das Alter auf das *forever young* zurückführen. Das gelingt nicht, wenn das hohe Lebensalter in der Werbung nur noch mit Medikamenten verbunden wird, weil wir den Menschen nur auf seinen Körper reduzieren.

Dieses Werden zu sich selbst, das Menschen mehr und mehr realisieren lässt, wer sie sind, wie sie zu dem geworden sind, der oder die sie sind, und die Fragen danach, was davon ich anderen Menschen weitergeben kann, all das kann uns auch dazu bringen, in einer ganz anderen Art und Weise über das Leben nachzudenken. Es ist gar nicht verwunderlich, dass es viele junge Menschen gibt, die sagen, wir wollen gern einmal in ein Hospiz gehen, wir wollen gern einmal in eine Pflegeeinrichtung gehen, die gut geführt ist, um etwas von dem zu erfahren, was uns alte Menschen zu sagen haben. Wir haben damit die Möglichkeit, hinter die Welt zu schauen.

Wir müssen lernen, dass Menschen in der Auseinandersetzung mit Grenzsituationen in der Tat ganz neue seelische und geistige Qualitäten entwickeln müssen und dass die Psyche auch durchaus die Kraft hat, das zu tun. Aber es ist notwendig, dass wir in kommunikativen und sozialen Strukturen stehen, die Verletzlichkeit und Endlichkeit des Menschen nicht verdrängen, sondern diesen begleiten, weil jeder und jede weiß, dass in dem Menschen, dem man dort begegnet, in gewisser Hinsicht auch die eigene Zukunft ist.

Deswegen dürfen sich Kirche und Gesellschaft keine überkommenen Altersbilder zu eigen machen, als wäre das Alter ein *Modus deficiens*, ein Abbau auf allen Ebenen. Nein, es gilt darzulegen, dass uns das hohe Alter mit der körperlichen Verletzlichkeit, mit der Fragmentenhaftigkeit unseres Lebens konfrontiert, denn damit ist verbunden, dass der Mensch den Versuch unternehmen kann, dies anzunehmen und in dieser Annahme zu wachsen. Wir als Gemeinde dürfen hochaltrige Menschen nicht meiden, sondern sollten auf sie zugehen, sie einbinden. Und das nicht aus der Perspektive der Barmher-

zigkeit, sondern weil wir den Menschen zutiefst auch als einen politischen begreifen, der im öffentlichen Raum steht und diesen öffentlichen Raum mitgestalten will. Wir müssen ihn als jemanden ansprechen, der die gleiche Würde in sich trägt wie wir und dem wir nicht mit der Attitüde der Barmherzigkeit begegnen, sondern mit der Haltung: Es ist gut, dass es dich gibt. Wir erfahren etwas über das Leben, etwas, was wir nicht wüssten, wenn du nicht wärst.

Der CDU-Politiker Jens Spahn hat sich heute Morgen zu der Frage geäußert, wie die Kirchen im politischen Diskurs zu wirken hätten. Er kam zu der kühnen Aussage, die Kirchen sollten sich aus dem politischen Diskurs heraushalten: »Sie sollten sich mehr auf ihre Kernthemen konzentrieren – also Seelsorge, Glaubensvermittlung und auch das Karitative.«⁵ Um Gottes willen, nein! »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«⁶ Wir werden uns als Gläubige immer zu fragen haben, inwiefern jedem Menschen der Respekt vor seiner Würde sichergestellt wird, wie diese Würde gelebt werden kann und wie wir als Gesellschaft dazu beitragen, dass alle Menschen sich im öffentlichen Raum bewegen können und nicht degradiert werden. Das heißt, wir mischen uns ein und das macht mir als Christenmensch besondere Freude.

⁵ www.stimme.de/suedwesten/nachrichten/pl/Spahn-und-Hagel-kritisieren-Kirchen;art19070,3853389 (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁶ Luther: a. a. O.

Eine Lebensphase im Wandel, eine Herausforderung für den Kirchentag

Interview

Monika Bauer, Vorsitzende der Projektleitung Zentrum Älterwerden, Referentin für Altersarbeit, Lindau/Bodensee

Jens-Peter Kruse, Vorsitzender der Projektleitung Zentrum Älterwerden, Vorsitzender der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Hannover

Fragen:

Mario Zeißig, Referent für thematisches Programm des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

Mario Zeißig: Warum gibt es auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag (DEKT) ein Zentrum Älterwerden?

Monika Bauer: Das Alter ist heute eine Phase im Lebenslauf, die oft mehr Jahre umfasst als Kindheit und Jugend zusammen – eine Herausforderung für den einzelnen Menschen, für die Gesellschaft und die Kirche.

Jens-Peter Kruse: Wir leben in einer Kirche mit immer mehr älteren Menschen, die immer älter werden, sich aber nicht unbedingt alt fühlen. In dieser Hinsicht ist Kirche unserer Gesellschaft um vielleicht 40 Jahre voraus und hat damit eine einmalige Chance: Sie kann zeigen und vorleben, wie in einer »Gesellschaft des langen Lebens« die Teilhabe Älterer gefördert und die Solidarität zwischen den Generationen gestärkt werden kann.

Zeißig: Seit wann übernehmen Sie persönlich Verantwortung für die Vorbereitungen des Zentrums Älterwerden? Und wie kam es dazu?

Kruse: Ich war 2007 in Köln zum ersten Mal Mitglied der Projektleitung des Zentrums. Mein erstes Engagement für den DEKT liegt aber schon länger zurück: 1969 war ich in Stuttgart mitverantwortlich für die Halle der Jugend. Danach mehrfach in der Projektleitung für das Männerzentrum. Mein Engagement für den Kirchentag spiegelt also ein wenig meinen Lebenslauf.

Bauer: Seit dem Kirchentag in Stuttgart 1999, ich war als Referentin für Altersarbeit in der Evangelischen Landeskirche Bayern und im Vorstand der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EaFA) tätig. Vor diesem

Hintergrund wurde ich in die Projektleitung für das Zentrum Älterwerden beim Kirchentag 1999 in Stuttgart berufen.

Zeißig: Welche Entwicklungen gab es im Zentrum Älterwerden, seit Sie sich dafür engagieren?

Bauer: Das Zentrum hieß früher noch »Begegnungszentrum der Älteren«. Als es 1983 beim Kirchentag in Hannover erstmals angeboten wurde, stand für die Verantwortlichen konzeptionell das Café als Ort der Begegnung im Vordergrund. Zur Projektleitung gehörte da ganz selbstverständlich auch ein Küchenteam. Wichtig war vor allem die liebevolle Dekoration des Zentrums. Thematische Angebote wurden erst nach und nach eingeführt. Wir rangen untereinander um das richtige Konzept. Sollte es mehr Plätze im Café oder für gesellschaftsrelevante Veranstaltungen geben? 1999 schienen 50 bis 70 Plätze für Vortragsveranstaltungen noch auszureichen. Gleich die erste Veranstaltung, die ich leitete, musste dann aber aus Platzmangel ausgelagert werden. Wichtige Impulse zur Erweiterung des Zentrums gingen von den Projektleitungen der Ökumenischen Kirchentage aus. 2010 war in München das Zentrum Älterwerden bereits für etwa 1.000 Personen ausgelegt und am Samstagnachmittag trotzdem überfüllt.

Kruse: Ich habe schon 2007 nur noch die »Nachhutgefechte« dieses Ringens um ein zeitgemäßes Profil erlebt. In dieser Auseinandersetzung zeichnete sich meines Erachtens ein Wandel des Altersbilds in der Gesellschaft wie auch der kirchlichen Seniorenarbeit ab. Wurde früher in der Seniorenarbeit danach gefragt, was die Kirchengemeinde für die Alten tun kann und muss, so lautet heute die zentrale Frage: Was können die Seniorinnen und Senioren für gelingendes Zusammenleben in der Gemeinde und dem Gemeinwesen beitragen?

Zeißig: Was machte den besonderen Reiz des Zentrums im Jahr 2017 in Berlin aus?

Kruse: Der besondere Reiz des Zentrums liegt inzwischen im abgestimmten Zusammenspiel von Kunst und Aktion, Großforum und Workshop-Arbeit, Informationsständen und einem Café zur Begegnung.

Bauer: Mir war in Berlin besonders wichtig, Podien und kreative Angebote aufeinander zu beziehen. Zum Beispiel sind Ergebnisse der »Werkstatt für Zusammenkunst« in die Veranstaltung »Den Apfelbaum pflanzen – Zukunft denken in unsicheren Zeiten« eingeflossen, oder »Lebenswandel – Glaubenswandel« konnte von einer Zeitleiste des Künstlers Marc Deggeler profitieren.

Leider waren die Räumlichkeiten für ein solches Ineinandergreifen der Angebote eher ungeeignet und die Entfernung zwischen Mitmachangeboten

und Podien teilweise zu groß. Ein eigens eingerichteter »Denkraum« zur Reflexion und für Nachgespräche war sogar nur auf Umwegen zu erreichen. So konnte das, was in der Vorbereitung besonders reizvoll erschien, nicht immer die erhoffte Wirkung entfalten. Über mangelndes Interesse konnten wir uns trotzdem nicht beklagen. Vor allem das »Frühbeet der Ideen« mit der Erde aus den Komposttoiletten des Kirchentages in Stuttgart weckte Neugierde und Gesprächsbereitschaft.

Kruse: Ich sehe es ähnlich wie Monika Bauer. Dass es uns in Berlin wieder gelungen ist, auf fachlich hohem Niveau die Fragen und Herausforderungen der sozialen und demografischen Veränderungen in unserer Gesellschaft zu diskutieren, lässt manche Mühen der Vorbereitung und Durchführung vergessen. Aus den Gesprächen mit Verantwortlichen verschiedener Seniorenorganisationen weiß ich, dass dem Zentrum Älterwerden des Kirchentages auf der Fachebene eine große Aufmerksamkeit und Wertschätzung zuteil wird.

Zeißig: Welcher Moment ist Ihnen als besonders kostbar in Erinnerung geblieben?

Kruse: Es gab viele Momente, auf die ich gern zurückblicke. Da ist zunächst die Zusammenarbeit in der Projektleitung. Ich hatte während des gesamten Kirchentages immer das Gefühl, mich auf alle verlassen zu können, jeder war für den anderen da und engagierte sich über die eigenen Aufgaben hinaus für das Gelingen des Ganzen. Das war früher nicht immer so.

Gefreut hat mich auch, dass es in Berlin endlich gelungen ist, eine generationenübergreifende Veranstaltung im Zentrum Jugend durchzuführen. Ich hoffe, dass dies in Zukunft fortgesetzt werden kann. Emotional am stärksten bewegt hat mich unsere Schlussveranstaltung »Lebenswandel – Glaubenswandel«, vor allem die begeisterte Beteiligung der Besucherinnen und Besucher bei der gesungenen Zeitreise unter Anleitung von Karl Foitzik. Schade, dass die Halle hier die große Zahl der Interessierten nicht annähernd aufnehmen konnte.

Bauer: Mich hat dieser Beitrag von Karl Foitzik zu Tränen gerührt. Man muss dazu wissen, dass er etwa zehn Tage vor dem Kirchentag zusammengebrochen ist und sein Sprechen beeinträchtigt war. Viele Menschen hat es angerührt, diese Fragilität und gleichzeitig aber auch seine ungeheure Kraft zu spüren.

Für die Veranstaltung »Den Apfelbaum pflanzen – Zukunft denken in unsicheren Zeiten« hatten wir ein Konzept erarbeitet, bei dem neben kurzen Wortbeiträgen die Musik eine tragende Rolle spielte. Erst kurzfristig konnte mit Gert Anklam ein dafür geeigneter Musiker gewonnen werden. Als er zu spielen begann, spürte ich: Das passt – unser Konzept kann aufgehen. Das war ein weiterer Glücksmoment!

Als solchen empfand ich aber auch das engagierte Zupacken einer Berliner Ehrenamtlichen, die vollkommen uneigennützig einen Tag mehr als geplant unsere Mitmachaktionen betreute. Von solchen Menschen lebt der Kirchentag.

Zeißig: Das Zentrum Älterwerden ist ein Mammutprojekt. Wie erleben Sie die Vorbereitungen?

Kruse: Der Bezeichnung »Mammutprojekt« kann ich voll zustimmen. Eigentlich sind solche komplexen Formate für 15 Projektleitende, die ehrenamtlich tätig sind, in einem Jahr kaum vorzubereiten. Dass es uns trotzdem gelungen ist, das Zentrum Älterwerden als vielfältiges Großprojekt zu gestalten, und dass die Beteiligten mit einem gesunden »Produktstolz« auf den Kirchentag zurückschauen, versöhnt mich mit vielem.

Bauer: Die für die Vorbereitung Verantwortlichen schaufeln sich die Zeit tatsächlich oft sehr mühsam frei. Abstimmungen müssen langfristig geplant werden. Hier hat sich bei der Auswahl der Vorbereitenden eine gute Mischung aus Berufstätigen und Engagierten in der Nacherwerbsphase bewährt. Das Zentrum muss außerdem stärker als Gesamtprojekt gesehen werden. Man darf sich bei den Vorbereitungen und der Durchführung nicht nur auf große Podien und Workshops konzentrieren. Café, Ruheraum, der von allen Generationen genutzt wird, Gesprächsräume und kreative Mitmachangebote sind wichtiger Bestandteil des Konzepts. Dieser Komplexität sollten auch die räumlichen und personellen Ressourcen entsprechen. Da können wir noch besser werden.

Zeißig: Der Kirchentag möchte Zeitansage und gesellschaftliche Dialogplattform sein. Was braucht es dafür?

Kruse: Die vielleicht wichtigste Voraussetzung dafür ist, dass der Kirchentag und seine Gremien sich für neue Themen und Personen öffnen. Besonders der »protestantische Laie« darf ruhig wieder stärker in den Blick genommen werden. Die Kirchentagsbewegung braucht Menschen, die im Alltag dieser Welt ihre Frau bzw. ihren Mann stehen. Nur so ergibt sich eine wirkliche Unabhängigkeit des Kirchentages von der Amtskirche – eine nicht unerhebliche Voraussetzung dafür, Zeitansage zu sein.

Bauer: Ich stimme dem zu. Gerade bei Referenten, Referentinnen und Mitwirkenden, die selbstständig tätig sind, lassen sich neue Denkansätze entdecken, die es lohnen, sie ins Gespräch zu bringen. Diese Menschen leben von ihrer Forschungsarbeit und ihren Vorträgen. Zeit und Energie für den Kirchentag aufzubringen, ist dabei keine Selbstverständlichkeit, denn es gibt

keinen Arbeitgeber, der sie für den Kirchentag einfach freistellt. Solche Menschen für den Kirchentag zu gewinnen, könnte auch dabei helfen, eine Zeitansage zu erhalten, die nicht lediglich die Pluralität von Meinungen betont, sondern »agonistische Räume«¹ in den Blickpunkt rückt, in denen widerstreitende Sichtweisen aufeinandertreffen können, ohne dass immer ein Konsens entstehen muss.

Zeißig: Mit welchen Themen sollte sich das Zentrum Älterwerden beim Kirchentag 2019 in Dortmund auseinandersetzen?

Bauer: »Der Tod des Todes ist der Tod des Lebens«², diese Überschrift las ich heute in der Zürcher Zeitung. Dahinter verbirgt sich sehr viel, was uns mit dem Blick auf das Älterwerden in den nächsten Jahren beschäftigen muss: steigende Lebenserwartung, Überleben mit Krankheit, das Leben neu erfinden, die Entwicklung sorgender Gemeinschaften, Roboter und andere Assistenzsysteme in Produktion, Verwaltung, Dienstleistung und Pflege. Ich werde mich in der Präsidialversammlung dafür einsetzen, dass sich der Kirchentag insgesamt diesen hoch aktuellen Themen stellt.

Kruse: Wir werden sicherlich auch viele Themen des Kirchentages in Berlin wiederfinden. Schließlich haben wir den demografischen Wandel noch nicht bewältigt und den bereits heute zu erkennenden Pflegenotstand nicht überwunden.

Aber es sollte Akzentverschiebungen geben. In der Seniorenarbeit standen in den zurückliegenden Jahren die jungen, fitten, aktiven Alten besonders im Fokus. Das wird angesichts des Ausscheidens der Babyboomer aus dem Erwerbsleben weiterhin wichtig sein. Zugleich werden wir uns mit der am stärksten wachsenden Gruppe der Hochaltrigen intensiver beschäftigen müssen, mit der Würde, dem Wert und dem Sinn des hohen Alters. Denn leider geht die wachsende Wertschätzung der Potenziale der jungen Alten oft mit einer Abwertung des vermeintlich unproduktiven hohen Alters einher. Mir ist außerdem, wie schon erwähnt, eine noch engere Zusammenarbeit mit dem Zentrum Jugend wichtig.

Zeißig: Die Themen im Zentrum Älterwerden sind ja in der Tat generationsübergreifend relevant. Wie kann es gelingen, ein jüngeres Publikum damit anzusprechen?

¹ Vgl. Chantal Mouffe: Agonistik. Die Welt politisch neu denken, Berlin 2014.

² Pascal Bruckner: Neue Zürcher Zeitung, 08.07.2017, <https://www.nzz.ch/feuilleton/ewig-leben-der-tod-des-todes-ist-der-tod-des-lebens-ld.1304279> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Bauer: Das gelingt, wenn die Vorbereitenden der Zentren Älterwerden und Jugend ein wirkliches Interesse daran haben. Großen Anklang fand beispielsweise der Kommunikationsdesigner Frederik Mair mit seiner Ausstellung »6.322 – eine Bestandsaufnahme«, einer Dokumentation von 6.322 Gegenständen, die sich in seinem Privatbesitz befanden. Er war ständig umlagert von jungen und älteren Menschen. Eigentum, Besitz, Erben und Vererben, Ökonomie des Teilens, öffentliche Güter – das ist ein generationsübergreifender Themenkomplex. Vielleicht müssen solche Themen bei Kirchentagen aber generell noch prominenter eingebracht werden, zum Beispiel in Form von Hauptvorträgen.

Kruse: Dass ein »Zentrum Älterwerden« zunächst ältere Menschen anspricht, ist weder verwunderlich noch falsch. Konkrete Zielgruppen brauchen konkrete Angebote. Aber ich gebe Monika Bauer recht, dass der Kirchentag dem demografischen Wandel zukünftig eine veränderte und hervorgehobene Position im Programm einräumen sollte. Das ist eben kein Thema, das nur für die Alten von Bedeutung ist. Die Alterung der Gesellschaft ist in der Geschichte der Menschheit beispiellos. Sie ist, wenn auch mit Verzögerung, universell und mit tiefgreifenden Einschnitten in allen gesellschaftlichen Bereichen verbunden. Neben Globalisierung und Klimawandel ist sie die stärkste Herausforderung für das Zusammenleben auf diesem Planeten.

Zeißig: Haben Sie eine Vision von einem Zentrum Älterwerden auf dem Kirchentag in zehn Jahren – 2027?

Bauer: Richtig alt sind dann die Babyboomer, die vom Anfang ihres Lebens an immer »zu viele« waren. Das Zentrum wird also noch größere Räume brauchen.

Es wird neue Formate der Beteiligung geben, nicht nur Anwälte des Publikums, die Fragen auswählen, sondern viele können zu Wort kommen. Die älteren Kirchentagsteilnehmenden kommen nicht nur als Konsumenten. Sie sind bereit, sich zu verpflichten und zu verabreden, welche Ziele sie bis zum nächsten Kirchentag erreicht haben wollen.

Kruse: Meine Hoffnung ist, dass das Zentrum in der Wahrnehmung der Leitungsgremien größere Beachtung findet, weil die manchmal recht eindimensionale Jugendverliebtheit bei Kirchen und Kirchentag langsam abklingt. Das Zentrum Älterwerden wird dann zu einem Ort der gelebten Generativität, an dem gemeinsam über die Zukunft von Kirche und Gesellschaft gestritten und gerungen wird.

Vertraute Bibelübersetzungen in neuem Gewand

Nachgefragt: Luther- und Einheitsübersetzung 2017

Gespräch¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 11.2

Dr. Katrin Brockmüller, Direktorin des Katholischen Bibelwerks, Stuttgart
Prof. Dr. Christoph Kähler, Landesbischof i. R., Leiter des Projekts Lutherbibel 2017, Leipzig
Prof. em. Dr. Michael Theobald, Theologe und Vorsitzender des Katholischen Bibelwerks, Tübingen
Stephan Zeipelt, Pfarrer und Geschäftsführer der von Cansteinschen Bibelanstalt in Westfalen, Dortmund

Moderation:

Andreas Malessa, Journalist und Buchautor, Hochdorf

Andreas Malessa: Warum ist es nicht gelungen, wenigstens zum Reformationsjubiläum 2017 eine gemeinsame Bibelübersetzung hinzukriegen? Sie hatten doch zehn Jahre Zeit.

Michael Theobald: Mit Neuem Testament und den Psalmen wurden Teile der früheren Einheitsübersetzung bereits ökumenisch verantwortet. Die Übersetzungsgeneration der 1960er-Jahre hat da ja viel geleistet. Landesbischof Loose hat das Vorwort mit unterschrieben und wir alle waren sehr glücklich, dass es eine ökumenische Übersetzung gab – zwar nicht das gesamte Alte Testament, aber das Neue und der Psalter. In Frankreich gibt es seit 1972 die *Traduction Oecuménique de la Bible* (TOB), also eine ökumenische Vollbibel. Das hat man in Deutschland auch versucht. Es ist aber eine traurige Geschichte, dass ungefähr zwischen 2003 und 2005 die Partnerschaft zwischen den Kirchen in Sachen Bibelübersetzung zerbrach. Wir hatten vom Katholischen Bibelwerk aus bereits eine Gruppe von evangelischen und katholischen Revisorinnen und Revisoren beieinander. Das war eine Gruppe von acht Personen und die Idee war, eine Revision im Stil der Zürcher Revision durchzuführen, nämlich mit einer bewusst kleinen Gruppe, die die Einheit der Revision garan-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

tiert. Dann kam aus Rom mit *Liturgiam authenticam*² eine Instruktion, die Richtlinien für Übersetzungen liturgischer Texte in die jeweilige Landessprache vorgab – also nicht nur die Übersetzung von Schriftlesungen, sondern von Texten des Messbuchs und biblischen Antiphonen. Diese *Instructio* war nicht so schlecht, wie man ihr nachsagt. Zum Beispiel wurde mit Blick auf die Bibelübersetzung gesagt, dass bei den Übersetzungen die Metaphern, also die Bilder, zu bewahren seien und nicht wegrationalisiert werden dürften. Aber es gibt in der *Instructio* auch einen verschwommenen Paragrafen, der für die Bibelübersetzungen wohl die Orientierung an den Ursprachen einfordert, aber auch die Beachtung der lateinischen Übersetzung *Vulgata*, um den Zusammenhang der Bibelübersetzung mit den liturgischen Texten zu wahren. Unglücklicherweise wurde hier in Deutschland *Liturgiam authenticam* zum Maßstab der Revision erhoben. Das entschied nicht Rom, dafür waren die Autoritäten der katholischen Kirche hier in Deutschland verantwortlich. Vielen war klar, wenn das geschieht, dann zerbricht die ökumenische Partnerschaft. Denn man kann dem evangelischen Partner nicht zumuten, sich einer katholischen *Instructio* aus Rom zu unterwerfen. Gleichzeitig war in der Evangelischen Kirche Deutschlands die Idee gewachsen, die Lutherbibel zu revidieren; das Interesse an der Einheitsübersetzung schwand.

Katrin Brockmüller: Jetzt haben wir zwar zwei kirchenamtliche Übersetzungen, aber ich bin, je länger ich darüber nachdenke, immer mehr ein Fan davon. Verschiedene Bereiche des Lebens brauchen auch verschiedene Bibelübersetzungen, denn jeder lebt in seiner Sprachfamilie und in seinem Milieu. Da spricht man anders und so muss auch die Bibel klingen. Wenn man Luther- und Einheitsübersetzung vergleicht, dann ist es zwar offiziell im Neuen Testament und den Psalmen nicht mehr der gemeinsam verantwortete Text, es gibt aber unglaublich viele Wechselwirkungen, weil alle, die daran gearbeitet haben, jeweils die anderen Texte kannten. Um nur zwei Beispiele zu nennen: In Bezug auf die Schöpfung der Frau stand im Buch Genesis der alten Einheitsübersetzung: »... eine Hilfe, die ihm entspricht.« (Gen 2,18). Das findet sich jetzt auch in Luther 2017. Die Katholiken fanden aber inzwischen, dass dies vielleicht in den 1980er-Jahren noch nach Ebenbürtigkeit klang, man aber heute direkt sagen müsste: »... eine Hilfe, die ihm ebenbürtig ist.« Und so haben wir es jetzt in der Einheitsübersetzung 2017 auch formuliert. Ich selbst habe eine Umfrage zum Heilandsruf gemacht: »Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!« (Mt 11,28). 80 Prozent aller Menschen wünschten sich »mühselig und beladen« auch im katholischen Text. Dort stand ja: »... die ihr euch plagt und schwere Lasten tragt.« Es gibt eine verschwindende Minderheit, quasi meine Generation und jünger, die

² Vgl. *Liturgiam authenticam*. Der Gebrauch der Volkssprachen bei der Herausgabe der Bücher der römischen Liturgie, Rom 2001.

wirklich sehr bibelaffin ist, die kennt die Formulierung der alten Einheitsübersetzung. Alle anderen kennen »mühselig und beladen«, und in der neuen Einheitsübersetzung haben wir das auch übernommen. Es geht also hin und her. Der Text ist vielleicht ökumenischer, als er amtlich dokumentiert ist.

Christoph Kähler: Also diese *Instructio* war für uns wirklich eine Katastrophe, denn es gab in der Zeit auch eine Reihe anderer Signale aus Rom, die wenig ökumenisch waren, wenn man das so sagen darf. Zum Beispiel war die Rückstufung der evangelischen Kirchen auf den Status von kirchlichen Gemeinschaften³ nicht gerade freundlich. Es war leider in diesem Zusammenhang nicht mehr klar, mit welchem Ziel wir bei der Bibelübersetzung zusammenarbeiten sollten. Es gab Äußerungen, vor allem von katholischen Stimmen, die meinten, dass die Lutherbibel nach einer gemeinsamen ökumenischen Übersetzung ins Museum gehöre und nicht mehr gebraucht werden solle. Dieser Konflikt zwischen dem Nebeneinander ökumenisch orientierter Übersetzungen und dem Ziel einer einzigen kirchenamtlichen Übersetzung für alle Konfessionen, schwelt bei manchen bis heute. Doch wenn die Ersetzung der Lutherbibel in der evangelischen Kirche von irgendeinem Bischof nur halbwegs akzeptiert worden wäre, dann hätte er viel Kritik von evangelischer Seite erfahren und sich sehr warm anziehen müssen. Dieser Zielkonflikt muss also erst mal geklärt werden. Wozu wollen wir eine gemeinsame Übersetzung?

Dennoch ist aber schon eine Menge passiert. Wir hatten für unsere Arbeit nicht nur die alte Einheitsübersetzung in den Computern, sondern die katholische Seite hat uns die neue Fassung bereits 2013 als Manuskriptdruck auf den Tisch gelegt. Wir haben damit arbeiten können. Wir wussten einerseits, es wird in Genesis 2,18 »ebenbürtig« stehen. Und wir fanden diese Formulierung eine sehr schöne Lösung. Wir haben uns für eine andere entschieden, die etwas blasser ist. Mir selbst gefällt »ebenbürtig« besser. Wir haben andererseits an vielen Stellen gemerkt, wie die Lutherübersetzung nach wie vor prägt, ja wieder höher geschätzt wird. Was sagt Jesus dem Teufel bei der Versuchung? »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.« (Mt 4,4; Lk 4,4). Das steht inzwischen so auch in der neuen Einheitsübersetzung. Da ist die lutherische Formulierung einfach so klar, so vorzüglich, dass wir sie gar nicht ändern konnten. Mein Vorschlag zu einem ökumenischen Verfahren wäre an dieser Stelle: Wenn die Generation nach uns die nächste Revision der Einheitsübersetzung und der Lutherübersetzung angeht – und das wird kommen –, dann sollte es katholische Berater für die Lutherübersetzung geben und evangelische Berater für die Einheitsübersetzung. Aber keine Seite wird ihre Übersetzung als solche aufgeben können. Das kann man der katholischen Kirche

³ Bezug auf die Erklärung *Dominus Iesus* der Kongregation für Glaubenslehre aus dem Jahr 2000, Nr. 17.

nicht zumuten. Und das kann man angesichts der bleibenden Bedeutung der Lutherübersetzung in der evangelischen Kirche und in unserer Kultur schon gar nicht wollen.

Malessa: Darf ich eine Frage an Sie beide, Frau Brockmöller und Herr Theobald, stellen, weil Sie die katholischen Vertreter auf dem Podium sind? Herr Professor Kähler hat ein Buch geschrieben, das heißt: »Die Bibel verstehen und auslegen«⁴. Die Bibel auszulegen, ist das nicht nach katholischem Verständnis einzig das Amt und das Recht des Bischofs? 1844 veröffentlichte beispielsweise Papst Gregor XVI. eine Enzyklika namens *Inter praecipuas*, in der er schreibt, es sei nicht anzuraten, dass Laien die Bibel überhaupt lesen. Und jetzt bemühen Sie sich um eine möglichst laienverständliche Bibel, die möglicherweise sogar Mühselige und Beladene verstehen können. Ist die Enzyklika nicht mehr gültig oder wie interpretieren Sie Amtsverständnis und Auslegungsmonopol?

Theobald: Jetzt wollen Sie mich darauf festnageln, dass Traditionsballast besteht. In diesem Fall sind wir glücklich, ihn abgeworfen zu haben. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist es weithin Konsens, dass die Schrift in den Gemeinden vor Ort ausgelegt und interpretiert wird, in Predigt und Katechese. Es gibt kein Lehramt, das eine Interpretation vorgibt. Gleiches gilt für die biblischen Wissenschaften an unseren Fakultäten. Und ich darf das eben zur *Instructio* Gesagte noch ergänzen: Die Geschichte mit diesem Dokument ist auch deshalb so traurig für mich, weil wir als Revisoren und Revisorinnen die *Vulgata* faktisch nicht als Kriterium unserer Revision benutzt haben. Keiner hat sie uns aufgedrängt, Rom sowieso nicht und in Deutschland auch niemand. Wir haben mit unseren Kollegen, den Neutestamentlern und Alttestamentlern, mit denen wir seit Jahrzehnten zusammenarbeiten, diskutiert, wie übersetzt und revidiert werden soll. Und eigentlich ist der Prozess so abgelaufen, wie wir ihn uns vorher gedacht hatten. Das zeigt doch, dass sich an der Basis, in der Wissenschaft, in der Kirche, in Gemeinden und Gemeinschaften vieles verändert hat. Deshalb legen Sie mich bitte nicht auf diesen Gregor fest.

Malessa: Ja, ich habe schon verstanden, dass ich Sie nicht nur nicht auf Gregor, sondern auch nicht auf Benedikt festlegen darf.

Theobald: Auch das nicht.

⁴ Vgl. Christoph Kähler: Ein Buch mit sieben Siegeln? Die Bibel verstehen und auslegen, Leipzig 2016.

Brockmüller: Der Glaubenssinn der Gläubigen, das ist das eigentliche Stichwort an dieser Stelle. Ich habe ein kleines Büchlein geschrieben: »Die neue Einheitsübersetzung entdecken«⁵ und da geht es genau darum, dass alle, die wollen, die Bibel miteinander teilen. Letzte Woche hat Papst Franziskus in seiner Morgenandacht ein schönes Wort gesprochen. Ungefähr: »Häresie kann man sehr leicht erkennen. Häresie ist etwas immer dann, wenn eine Einzelentscheidung gefällt wird. Wenn es aber einen konziliaren, geistgewirkten Prozess gibt, dann ist es Lehre der Kirche.« Man kann natürlich fragen, wer entscheidet, ob der Geist dabei war. Aber immerhin.

Kähler: Wir hatten nach der *Instructio Liturgiam authenticam* Befürchtungen, dass die Einheitsübersetzung nicht mehr dem wissenschaftlichen Standard entsprechen könnte; wir haben aber, bei der eingehenden Beschäftigung mit dem Ergebnis von 2013 bis 2016, festgestellt, dass die Einheitsübersetzung solche Probleme nicht aufweist. Die Kollegen haben sehr sauber, sehr klar am biblischen Ausgangstext gearbeitet. Sie mögen zum Teil andere Lösungen gefunden haben als wir, aber das, was sie gemacht haben, entspricht dem exegetischen Standard und ist im ökumenischen Geist geschehen.

Stephan Zeipelt: Ich bin weiterhin ganz vernarrt in die BasisBibel. Dort fand ich zum Beispiel die Erklärungen in Bezug auf den Maulbeerfeigenbaum sehr schön. Ich möchte an diesem Beispiel gern noch mal den Vorteil dieser Basis-Bibel hervorheben. Sie ermöglichte mir neue exegetische Erkenntnisse, weil hier steht, dass der Maulbeerfeigenbaum sich dadurch auszeichnet, dass er eigentlich kleine und ungenießbare Früchte trägt, die drei Tage vor der Ernte behandelt werden und dann um das Zehnfache anwachsen. Zachäus selbst ist zuerst auch klein und ungenießbar und wächst dann über sich hinaus. Diese neue Perspektive ist grandios.

Brockmüller: Den Maulbeerfeigenbaum auf Zachäus zu beziehen ist eine sehr schöne Idee. Ich finde, genau aus diesem Grund sollte man immer verschiedene Bibelübersetzungen nebeneinander verwenden. Wir erarbeiten im Katholischen Bibelwerk auch eine Bibelübersetzung für Menschen mit kognitiven Einschränkungen oder Lernschwierigkeiten: »Evangelium in Leichter Sprache«⁶. Es gibt die Texte auf einer Homepage, die sich an der katholischen Leseordnung orientiert. Aber man kann auch konkrete Verse aufrufen. Dort haben wir, genau wie in der neuen Einheitsübersetzung, hinsichtlich Zachäus eine Veränderung im Lukasevangelium (Lk 19,1-10). Der Text ist nicht mehr so moralisierend. Früher wurde Zachäus als *sehr* klein und *sehr* reich be-

⁵ Vgl. Katrin Brockmüller: Die neue Einheitsübersetzung entdecken, Stuttgart 2017.

⁶ Vgl. <http://www.evangelium-in-leichter-sprache.de/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

schrieben. Das »sehr« steht aber eigentlich nicht im griechischen Text. Zachäus war halt einfach reich. Die Frage, im Vergleich zu wem er reich war, muss also offen bleiben. Und auch seine abschließende Aussage, dass er den Armen von seinem Besitz geben wird, haben wir jetzt im Präsens: »Ich gebe das Vierfache den Armen.« Wenn man es so liest, muss man sich ja eigentlich die Frage stellen: Gibt er eigentlich schon immer oder ist es ein Neuanfang? Er ist einfach reich, er will jetzt einmal Jesus sehen. Vielleicht, frage ich jetzt mal ketzerisch, ist er schon längst Jesuanhänger?

Anwalt des Publikums: Es gibt ja auch noch andere Übersetzerteams, zum Beispiel die der Bibel in gerechter Sprache, der Zürcher Bibel, der Neuen Genfer Übersetzung. Wie beurteilen Sie Ihr Verhältnis zu diesen Übersetzungen? Haben Sie beim Übersetzen vielleicht über den Tisch geschickt und verglichen, was die anderen gemacht haben? Würden Sie sagen, die Einheits- und die Lutherübersetzung sind den anderen weit voraus?

Theobald: Bei der Revision des Römerbriefs, die mir oblag, arbeitete ich mit dem griechischen Originaltext in Nestle 28⁷, mit der alten Einheitsübersetzung, der Lutherübersetzung und die Zürcher Übersetzung lag auch neben mir. Und so war das auch im Leitungsgremium. Die Vergleiche sind durchweg fruchtbar. Es gibt nicht die einzig wahre Übersetzung und wir haben gerade bei der Lutherübersetzung wirklich geniale Lösungen vorgefunden, die wir gerne übernommen haben. Das gilt auch für die Zürcher Übersetzung. Es würde sich lohnen, eine Untersuchung vorzunehmen, welchen Einfluss die Übersetzungen aufeinander haben. Das wäre ein wunderbares Dissertationsthema. Im Katholischen Bibelwerk gibt es genügend Material. Wer von Ihnen also Lust hat, kann das machen und Sie werden erstaunliche Ergebnisse feststellen.

Kähler: Wir haben bei unserer Arbeit Vorlagen in Tabellenform verwendet. Dort stand in der ersten Spalte natürlich der griechische oder hebräische Text; in der zweiten folgte die Zürcher Bibel, in der dritten kam die Einheitsübersetzung hinzu. Es schlossen sich die Spalten von Luther 1545 und die mit der Lutherbibel von 1984 an. Erst dann folgten in weiteren Spalten die Änderungsvorschläge der Bearbeiterinnen und ihre Begründungen. Von den Bearbeitern über ihre Fachgruppen bis hin zum Lenkungsausschuss waren das nochmals mehrere Spalten, die insgesamt einen schnellen Überblick für die diskutierten Formulierungen boten. Wir hatten so die Übersetzungen der großen deutschen Gebrauchsbibeln im Blick, verglichen immer wieder auch weitere deutsche Bibeln und erkannten an manchen Stellen durchaus auch,

⁷ Deutsche Bibelgesellschaft (Hrsg.): Nestle-Aland: *Novum Testamentum Graece*, Stuttgart 28²⁰¹².

dass sie Lösungen bieten, die sich nicht verbessern lassen, sondern nur noch übernommen werden können. Es gibt zum Beispiel eine berühmte Geschichte in Markus 7. Da wird von jemandem gesagt, dass er Schwierigkeiten beim Reden habe, also wahrscheinlich stotterte oder unverständlich redete. Luther hat da übersetzt: »Er war stumm.« Das ist aber nicht richtig, denn es steht so nicht da. Die Einheitsübersetzung hatte dafür eine schöne Lösung gefunden: »Er stammelte.« Das war die beste Lösung, die wir im Deutschen gesehen haben. Wir haben sie dann gern übernommen, so wie das eben an vielen anderen Stellen mit Passagen aus der Lutherbibel geschehen ist. Es gibt zwar manchmal mehrere sprachliche Möglichkeiten, die gleichwertig sind. Dann sollten und wollten wir uns an dem Traditionstext der Lutherbibel orientieren. Aber es gibt auch Lösungen, die sind so unglaublich gut, dass man zusehen muss, dass man sie gemeinsam nutzt. Hauptkriterium aber war für uns die Orientierung am hebräischen oder griechischen Ausgangstext. Was da wirklich falsch war, musste verbessert werden.

Anwalt des Publikums: Sie haben im Gespräch zwei sehr beliebte Übersetzungen ausgeblendet, die Neue Genfer Übersetzung und die Bibel in gerechter Sprache. Gerade letztere versucht, sehr wissenschaftlich und nah an den Urtexten zu sein. Welche Rolle haben diese Übersetzungen bei dem Revisionsprozess gespielt?

Kähler: Die Bibel in gerechter Sprache ist von ihren Übersetzerinnen und Übersetzern sehr unterschiedlich übertragen worden, mal wörtlich, mal sehr frei, und es hat absichtlich keine vereinheitlichende Redaktion gegeben. Das Markus- und das Matthäusevangelium sind beispielsweise völlig anders und weniger zuverlässig übersetzt als das Lukasevangelium. Die Übersetzung des Lukasevangeliums in der Bibel in gerechter Sprache schätze ich. Da gibt es gelegentlich richtig gute Lösungen. Der Schluss des Gleichnisses vom verlorenen Sohn wurde von der Schweizer Theologin Luzia Sutter Rehmann fantastisch übersetzt. Der alte Vater sagt zu dem älteren Sohn, den er für sich gewinnen will: »Nun ist es an der Zeit, sich zu freuen und fröhlich zu sein.« Das ist eine gute, moderne Lösung für eine schwierige griechische Wendung. Die Neue Genfer Übersetzung ist wortreicher und umschreibt oft Sachverhalte für den modernen Leser, die so ausdrücklich nicht im Text stehen. Manche Leute kommen damit gut zurecht und das finde ich auch in Ordnung. Wir haben sie gelegentlich für die ökumenische Bibelwoche als Vergleichsübersetzung neben der Lutherbibel verwendet. Wer sich intensiv mit der Bibel auseinandersetzen will, aber Griechisch und Hebräisch nicht beherrscht, der ist gut beraten, mit einer zweiten oder sogar wie beim Kirchentag auch mit einer dritten Übersetzung zu arbeiten. Dabei kann man die Neue Genfer und auch, weil sie an manchen Stellen sehr anders ist und sehr viel Auslegung enthält, die Bibel in gerechter Sprache verwenden. Aber bitte nicht einzig

und allein, weil sie an entscheidenden Stellen weniger übersetzt, als in einem bestimmten Sinn ausdeutet.

Anwältin des Publikums: Wir haben aus dem Publikum nicht nur Fragen, sondern auch einige Statements bekommen, die sich prinzipiell sehr für Neuübersetzung aussprechen, auch wenn man sich mitunter daran stößt, weil sie, wie Frau Brockmüller beschrieben hat, doch dazu führen, dass man sich wieder mehr mit dem Text befasst. Wie kann der Geist der Bibel vermittelt werden, nicht die einzelnen Buchstaben? Kann eine bessere Orientierung am Urtext wesentliche Neuerungen bringen? Die wichtigste Frage, die ist natürlich an uns Lutherische gerichtet: Ist es nicht völlig unlutherisch, die lebendige Bibelübersetzung zu konservieren statt lebendig Neues zu wagen? Für mich steht dahinter die Frage: Rechnen wir schon mit den nächsten Neuübersetzungen?

Brockmüller: Nach der Revision ist immer vor der Revision.

Theobald: Ja, es gibt diesen schönen Spruch von Sepp Herberger: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Wer die Geschichte der Revisionen der Lutherbibel bedenkt, wird zustimmen. Für die Einheitsübersetzung, da bin ich überzeugt, wird man in absehbarer Zeit, wenn man Erfahrungen mit der Revision gesammelt hat, zu einer ähnlichen Erkenntnis kommen. Aber diese Erfahrungen mit einer Übersetzung müssen erst gesammelt werden. Die Bibel will in einer bestimmten Übersetzung bewohnt werden. Dann merken die Leserinnen und Leser, da und dort stimmt es nicht und dann wird erneut nach einer Revision gerufen. Das ist ein lebendiger Prozess. Wir sollten also sagen: Das ist die *erste* Revision der Einheitsübersetzung, auch wenn das manche nicht gern hören wollen.

Brockmüller: Das Schöne ist, Neuübersetzungen motivieren einfach, nochmals auf den Text zu schauen. Diesen Effekt nehme ich bei sehr vielen Leuten wahr. Und die Frage ist ja unterschwellig immer da: Lohnt es sich, den Urtext immer neu zu lesen? Hat man den nicht irgendwann einmal fertig gelesen? Im Italienischen gibt es das schöne Sprichwort: »Der Übersetzer ist ein Verräter«, und das gleich im doppelten Sinn. Er wird zum Verräter, weil er beim Übersetzen nie alles transportieren kann, und gleichzeitig verrät jede Neuübersetzung etwas, was man vorher eben noch nicht wahrgenommen hat.

Zeipelt: Ich finde es sehr gut, dass wir hier einhellig der Meinung sind, dass es nicht die eine Bibelübersetzung gibt, sondern dass wir mehrere nebeneinander brauchen, gerade auch, um Gewohntes hinter sich zu lassen und Neuland zu entdecken, um vielleicht einige bekannte Bibelstellen in einer anderen Fassung wieder neu zu entdecken. Bevor also jetzt nach dieser Revi-

sion eine neue Revision kommt, sollten wir erst mal überlegen, wie wir es schaffen können, wieder gemeinschaftlich miteinander die Bibel zu lesen und Lust auf die Bibel zu machen. So wie wir das bei unserer praktischen Arbeit versuchen, indem wir kurze Textabschnitte miteinander lesen. Kinder und Jugendliche, die vorher noch nie eine Bibel in der Hand hatten, merken dann: Hey, das ist ja cool und macht Spaß. Übersetzungen klingen mal fremd und mal gewohnt. Im gemeinsamen Austausch kann man viel Neues entdecken. Vor einer neuen Revision brauchen wir in der bibelgesellschaftlichen Arbeit bibelerschließende Maßnahmen. Ich würde es auch gerne als bibelmisionarische Maßnahme denken, damit es gelingt, Menschen für die Bibel neu zu gewinnen. Ich finde es großartig, dass es die Lutherbibel als App gibt, die quasi die Senfkornbibel abgelöst hat. Toll, dass es die BasisBibel als App gibt, kostenlos – jedenfalls in der Light-Version. Und Gleiches gilt ja demnächst auch für die Einheitsübersetzung. Da sind wir schon mal up to date.

Podium **Dialog mit humanistischen Gemeinschaften**

Offene Gesellschaft

Wo sind die Grenzen der Toleranz?

Vorträge am Samstag, 27. Juni 2017, Rotes Rathaus

Prof. Dr. Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin, Frauenfeld/Schweiz
Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland, Berlin
Prof. Dr. Armin Pfahl-Traughber, Politikwissenschaftler und Soziologe, Brühl
Dr. Michael Schmidt-Salomon, Philosoph und Schriftsteller, Besslich

Impuls von Michael Schmidt-Salomon

Wer für alles offen ist, ist nicht ganz dicht; wer für nichts mehr offen ist, dogmatisch erstarrt. Die offene Gesellschaft muss sich vor beiden Gefahren schützen. Sie muss die Kunst beherrschen, sich weiterzuentwickeln, ohne ihren Wesenskern zu verlieren, offen für Veränderungen zu bleiben, ohne ihre Prinzipien aufs Spiel zu setzen, größtmögliche Freiheit zu gewähren, ohne jenen Kräften Tür und Tor zu öffnen, die darauf hinarbeiten, die Fundamente aller Freiheit zu zerstören.

Als Karl Popper sein epochales Werk über die offene Gesellschaft¹ verfasste, war Letzteres gerade geschehen, denn die Nationalsozialisten hatten die Freiheiten der Weimarer Republik genutzt, um die Demokratie von innen her zu untergraben und durch eine Diktatur zu ersetzen. Popper suchte daher nach den Prinzipien, die für eine offene Gesellschaft konstitutiv sind und daher unter keinen Umständen aufgegeben werden dürfen. Dabei geht es vor allem um vier Kernprinzipien:

Erstens das Prinzip der Liberalität, also die Orientierung am Ideal der Freiheit, zweitens das Prinzip der Egalität, die Orientierung am Ideal der Gleichheit, drittens das Prinzip der Individualität, die Orientierung am Einzelnen statt am Kollektiv, sowie viertens das Prinzip der Säkularität, die Orientierung an weltlichen Formen der Normbegründung.

Jedes dieser Prinzipien ist, für sich allein genommen, spannend genug, um darüber lang und breit zu diskutieren. Da wir uns hier auf dem Kirchentag befinden, möchte ich mich auf das letzte Prinzip, das Prinzip der Säkularität konzentrieren. Was ist damit gemeint?

¹ Vgl. Karl Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Teil 1: Der Zauber Platons, Tübingen 71992 und Teil 2: Falsche Propheten: Hegel, Marx und die Folgen, Tübingen 71992.

Nun, ein moderner Rechtsstaat muss selbstverständlich die Freiheit der Religionsausübung garantieren. Er selbst aber bedarf keiner religiösen Legitimation. Derartige Legitimationen stehen sogar im Widerspruch zu der für den Rechtsstaat zentralen Idee des Gesellschaftsvertrags. Dieser besagt, dass die Werte des Zusammenlebens nicht durch höhere religiöse Instanzen vorgegeben sind, sondern unter den Gesellschaftsmitgliedern ausgehandelt werden müssen, und zwar in einer möglichst fairen, rationalen, demokratischen Weise.

Dabei ist der Rechtsstaat zur strikten Einhaltung des Gebots der weltanschaulichen Neutralität verpflichtet, was nicht zuletzt auch pragmatische Gründe hat. Denn wenn die staatlichen Normen für alle Bürgerinnen und Bürger gleichermaßen gelten müssen, dann sollten sie auch für alle gleichermaßen einsichtig sein, weshalb sie eben nicht auf religiösen Überzeugungen gründen dürfen, die von weiten Teilen der Bevölkerung nicht akzeptiert werden.

Weltanschauliche Neutralität bedeutet auch, dass der Staat religiöse wie nicht religiöse Weltanschauungsgemeinschaften gleich behandeln muss.

Allerdings darf weltanschauliche Neutralität nicht mit Wertneutralität verwechselt werden. Selbstverständlich muss der Staat seine Normen im Notfall auch gegen die Interessen von Weltanschauungsgemeinschaften durchsetzen. Daher darf er unter keinen Umständen den Eindruck erwecken, dass die Religionen in irgendeiner Weise über dem Gesetz stünden. Wenn Rechte verletzt werden, sind für den Rechtsstaat die Grenzen der Toleranz erreicht, wobei es völlig gleichgültig ist, ob diese Rechtsverletzungen mit jahrtausendealten heiligen Traditionen begründet werden oder nicht.

Wenn wir nun diese theoretischen Prinzipien mit der gesellschaftlichen Praxis vergleichen, so fallen erhebliche Mängel auf. Dies betrifft keineswegs bloß die offenkundige Privilegierung der christlichen Kirchen gegenüber anderen Weltanschauungsgemeinschaften. Tatsächlich müssen wir feststellen, dass die Freiheiten der Bürgerinnen und Bürger aus religiösen Gründen sehr viel weitreichender beschnitten werden, und zwar von der Wiege bis zur Bahre, ja sogar darüber hinaus, nämlich vom Embryonenschutz bis hin zur Bestattungspflicht.

Denn noch immer beruhen viele Rechtsnormen in Deutschland auf christlichen Prämissen, sind also weltanschaulich nicht neutral gehalten. Diese Schiefelage hat mitunter tragische Folgen. Denken Sie nur an das verheerende Sterbehilfeverhinderungsgesetz², das im Jahr 2015 vom Deutschen Bundestag auf Druck der Kirchen und gegen das einhellige Votum der Bevölkerung beschlossen wurde.

Dennoch müssen wir festhalten, dass das eigentliche Problem hierzulande weniger bei den christlichen Kirchen selbst liegt, die im internationalen Ver-

² Gesetz zur Strafbarkeit der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung, §217 StGB.

gleich geradezu humanistische Positionen vertreten, sondern sehr viel eher bei den hier ansässigen Islamverbänden, die mit ihrer oftmals erzreaktionären Agenda ungestört im Windschatten der Kirchenprivilegien mitsegeln.

Eben hier rächt sich in besonderem Maße, dass das Prinzip der Säkularität so wenig geachtet wird; denn es sollte klar sein, dass nur ein säkularer, weltanschaulich neutraler Staat Freiheit und Gleichheit für alle Bürgerinnen und Bürger garantieren kann. Nur er besitzt die Glaubwürdigkeit, in Konfliktsfällen als unparteiischer Schiedsrichter aufzutreten und für die Einhaltung allgemein verbindlicher Regeln zu sorgen.

Aus diesem Grund sollten wir heute sehr viel mehr Säkularität wagen; denn auf Dauer wird die offene Gesellschaft nur so gegen ihre Feinde zu verteidigen sein.

Impuls von Ulrich Lilie

Ich beginne vielleicht mit dem, was mich mit Herrn Schmidt-Salomon verbindet, der Analyse, dass es in der Tat im Moment das Engagement aller Kräfte der Zivilgesellschaft braucht, die offene Gesellschaft zu verteidigen. Da sind wir ganz nah beieinander. Ich trete persönlich und auch als Präsident der Diakonie für dieses Engagement ein und bin darum einer, der sich in der Initiative »Die offene Gesellschaft«³ von Beginn an sehr engagiert.

Ich tue das ganz bewusst und werde dabei als ein Christ mit Amt immer gefragt: Kirche und offene Gesellschaft, passt das eigentlich zusammen? Dann begegne ich in manchen Diskussionen sehr oft den Grenzen der Toleranz der Nichtreligiösen. Ich bin überzeugt, so wie die Kirchen und auch die anderen Religionsgemeinschaften von der offenen Gesellschaft profitieren, so profitiert eine offene Gesellschaft auch von der gestaltenden Kraft zivilisierter Religionen – ich sage das bewusst im Plural.

Gegenseitige Toleranz öffnet den Raum für diese Erfahrung. Wenn öffentliche Religion aus dem öffentlichen Raum verschwindet, führt das zu Absurditäten, manchmal auch zu kleinen Nickeligkeiten. Vor allem aber tut es auf lange Sicht der Humanität einer Gesellschaft nicht gut. Davon bin ich überzeugt. Ich bin überzeugt, dass die Religion keinesfalls ein schwarzer Block der Intoleranz ist. Im Gegenteil, um mit Kant zu sprechen – er hat gesagt, es sollen ethisch-bürgerliche Gesellschaften sein⁴ –, ist es meine persönliche Erfahrung, dass Kirche und Diakonie in unserer Gesellschaft Orte sind, wo Freiheit, Verantwortung, Eintreten für Gerechtigkeit, für das Zusammenleben der Unterschiedlichen an ganz vielen Orten eingeübt wird. Ich selbst habe in kirchlicher Jugendarbeit gelernt, mich politisch zu engagieren, mich

³ Vgl. <https://www.die-offene-gesellschaft.de/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁴ Immanuel Kant: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Viertes Stück, Philosophische Bibliothek, Bd. 45, Hamburg 1990.

für Werte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Verantwortung einzusetzen, und ich bin froh, dass es solche Orte gibt.

Darum sage ich: Ein lupenreiner Laizismus kriegt etwas Aseptisches, er kriegt auch etwas Ahistorisches und vielleicht auch etwas Unpolitisches. Ich bin überzeugt, zivilisierte Religion ist ein Schatz für diese Zivilgesellschaft an ganz vielen Orten. Es gibt allein 700.000 Menschen, die sich neben den vielen Hauptamtlichen ehrenamtlich in der Diakonie engagieren.

Ich bin überzeugt: Kreuz, Kippa, Minarett, Kirchen, aber auch buddhistische Zentren genauso wie nicht religiöse Gemeinschaften sind Ausdruck unseres gesellschaftlichen Reichtums. Es gilt, Toleranz immer wieder gemeinsam einzuüben – und das muss man immer wieder tun – im Respekt vor der Meinung der anderen und in einem freiheitlichen, säkularen Staat, den ich sehr bejahe und in dem ich sehr gern lebe.

Impuls von Armin Pfahl-Traugber

Ich möchte in meinem Impuls erstens für das Konzept des Kulturpluralismus werben und zweitens etwas zur Rolle der Religion bei der Begründung von politischen Entscheidungen sagen.

Am Beginn steht die Definition von dem, was Kulturpluralismus als wertgebundene Form von Toleranz meint. Ich sage zunächst einmal, was Kulturpluralismus nicht ist. Kulturpluralismus ist nicht Monokulturalismus, und Kulturpluralismus ist nicht Ethnopluralismus, weil beides homogene, antipluralistische Konzepte sind, letzteres sogar einen latenten Rassismus aufweist.

Kulturpluralismus meint auch nicht Multikulturalismus und meint auch nicht Kulturrelativismus, weil das mit Relativierungen von Grundwerten einhergeht, und diese letztere Komponente prägt eben den Begriff des Kulturpluralismus.

Ich will dabei den Toleranzaspekt hervorheben und darauf hinweisen, dass Toleranz nicht ein Dulden oder ein *anything goes* meint, sondern Toleranz ein sehr komplizierter Begriff ist. Es ist ein dialektischer Begriff. Es ist ein ambivalenter Begriff. Es ist ein widersprüchlicher Begriff. Denn wenn wir über Toleranz reden, müssen wir die Frage beantworten: Warum soll ich etwas anerkennen oder dulden, was mir als falsch oder unmoralisch erscheint? Denn wenn ich eine affirmative Beziehung zu dem Tolerierten habe, dann müsste ich es anerkennen und bräuchte es nicht zu tolerieren.

Das heißt, wir müssen, wenn wir über Toleranz sprechen, über die ausschließende und einschließende Dimension von Toleranz sprechen. Genau diese Schnittstelle, wo wir aufhören, etwas zu tolerieren, oder wo wir etwas tolerieren, was wir aber irgendwie ablehnen – genau das ist der entscheidende Gesichtspunkt bei der Frage, was Toleranz konkret meinen kann.

Dies soll an einem Beispiel aus dem technischen Bereich deutlich gemacht

werden. Wenn ich einen Nagel in die Wand schlage, um ein Bild aufzuhängen, und der Nagel ist krumm und schief, und ich hänge das Bild an die Wand und es bleibt hängen, dann kann ich tolerieren, dass dieser Nagel schief ist, weil die Funktion meiner Handlung eine konkrete Wirkung hat: Das Bild bleibt hängen. Wenn es nicht hängen bleibt, sondern herunterfällt, dann ist diese Toleranzfunktion nicht erreicht.

Für die Definition von Toleranz bedarf es eines Kriteriums, das den Maßstab dafür liefert, dass ich etwas tolerieren kann. Bei diesem technischen Beispiel ist es einfach: Es ist das Kriterium, dass das Bild an der Wand hängen bleibt.

Das heißt, bei der ganzen Diskussion um Toleranz geht es ganz zentral darum, zu bestimmen, was konkret dieser Bereich ist. Dazu bedarf es in einer pluralistischen Gesellschaft eines allgemeinen Konsenses. Das heißt, wir können in einer offenen Gesellschaft sehr viele Meinungen, sehr viele Theorien, sehr viele Interessen zulassen. Das funktioniert aber nur dann, wenn das auf Basis eines allgemein anerkannten Wertekanons geschieht. Das wird in der Philosophie, zum Beispiel bei John Rawls, der »übergreifende Konsens«⁵ genannt, oder bei dem Pluralismustheoretiker Ernst Fraenkel der »nicht kontroverse Sektor«⁶.

Was meint »nicht kontroverser Sektor«? Das sind im Kern folgende Merkmale: Demokratieprinzip, Individualität, Menschenrechte, Rechtsstaatlichkeit und Säkularität.

Mit Säkularität ist hier nicht eine Einschränkung der Religionsfreiheit gemeint, auch nicht eine Behinderung des öffentlichen Wirkens von Kirchen, wie es vorhin bei meinem Vorredner angeklungen ist, sondern zum Pluralismus gehört, dass es solche Meinungsäußerungen geben kann. Aber wenn sie Einfluss auf die verbindliche Regelung des sozialen Miteinanders haben sollen, dann sollen sie sich in säkularer Form artikulieren. Das hängt mit kritikwürdigen Besonderheiten religiösen Denkens zusammen:

Erstens bezogen auf den glaubensinternen Absolutheitsanspruch, auf das Heil, zweitens die fehlende Begründbarkeit konstitutiver Aussagen – denken Sie an die Gottesbeweise –, drittens die unterschiedliche Deutbarkeit von entsprechenden Inhalten – George Bush hat mit der Berufung auf Gott den Irakkrieg gerechtfertigt, der damalige Papst hat das mit Berufung auf Gott verneint –, und viertens darauf, dass es in der Gesellschaft nur noch partiellen Konsens für solche religiösen Prägungen gibt. Da können Sie je nach Meinungsumfrage von nur zwei Dritteln der Gesellschaft oder einem wesentlich geringeren Teil ausgehen.

Von daher ist es aus demokratietheoretischer Sicht angemessen, dass religiöse Interessen, wenn sie politische Position beziehen wollen, in säkularer

⁵ Vgl. John Rawls: *Politischer Liberalismus*, Berlin 2003.

⁶ Vgl. Ernst Fraenkel: *Deutschland und die westlichen Demokratien*, Stuttgart 2011.

Form vermittelt werden sollen, damit sie für jeden nachvollziehbar, das heißt, universell verständlich sind.

Dies sei abschließend mit einem Zitat begründet, das von dem wohl bekanntesten Redner auf diesem Kirchentag stammt, von Barack Obama: »Allerdings verlangt unsere auf Diskussion ausgerichtete pluralistische Demokratie, dass religiös motivierte Politiker ihre Anliegen nicht religionspezifisch ausdrücken, sondern in universelle Werte übersetzen. Das bedeutet, dass ihre Vorschläge der Vernunft zugänglich sein und dem Diskurs unterworfen werden müssen.«⁷

Impuls von Christina Aus der Au

Wir sind – davon gehe ich aus – alle keine Fundamentalisten, weder religiöse Fundamentalisten noch säkulare Fundamentalisten. Deswegen sitzen wir hier im Gespräch. So erstaunt es wahrscheinlich auch niemanden, dass wir zunächst einmal alle das Bekenntnis zu einer offenen Gesellschaft ablegen. Was sich dann dahinter verbirgt, das unterscheidet uns dann vielleicht.

Für mich ist offene Gesellschaft kein inhaltlicher, sondern ein prozesshafter Begriff. Also nicht, *was* wir sind, sondern *wie* wir sind, macht die offene Gesellschaft aus, nämlich offen für Vielfaltigkeit und Unterschiedlichkeit, für Kontroverse und Argumente. Was diesen bunten Haufen zusammenhält, ist – erlauben Sie mir als Schweizerin, aus der Präambel der schweizerischen Bundesverfassung zu zitieren – der Wille, »in gegenseitiger Rücksichtnahme und Achtung ihre Vielfalt in der Einheit zu leben«.

Dieses Bekenntnis zu einer offenen Gesellschaft schließt Überzeugungen und Weltanschauungen aus, welche diese offene Diskussion verunmöglichen. Es schließt auch Bestrebungen aus, welche die Gesellschaft auf eine einzige Religion, Tradition oder Leitkultur verpflichten möchten. Das impliziert allerdings keine Verpflichtung zu einer laizistischen religiösen Neutralität und den Ausschluss religiöser Argumente und Überzeugungen aus dem öffentlichen Bereich.

Es ist nämlich – so behaupte ich jetzt etwas prononciert um der Streitkultur willen – unfair, von religiösen Menschen zu verlangen, dass sie ihre innersten Überzeugungen, die unhintergebar in religiöser Terminologie, in religiöser Sprache geprägt sind, in einer säkularen Weise ausdrücken müssen. Es ist unfair, religiöse Menschen dazu zu verpflichten, ihre Argumente säkular zu formulieren, damit es die unreligiösen Menschen auch verstehen können. Während diese nämlich damit in einem säkularen Staat in ihrer säkularen Muttersprache bleiben können, müssen religiöse Menschen im öffentlichen Gespräch gerade das Innerste verbergen, um zu diesem Gespräch

⁷ Barack Obama: Hoffnung wagen. Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream, München 2007, S. 282.

zugelassen zu werden.⁸ Es ist also unfair, von religiösen Menschen zu verlangen, sie sollen in Dingen, die ihr Innerstes berühren, zweisprachig sein, wenn man das umgekehrt von säkularen Menschen nicht verlangt.

Das heißt nicht, dass man sich darüber nicht verständigen können muss. Ethische Argumente religiös zu begründen, das mag für religiöse Menschen als Begründung genügen, nicht aber als Rechtfertigung gegenüber Andersdenkenden. Dieser Unterschied ist mir wichtig.⁹ Werte wie zum Beispiel der achtsame Umgang mit der Schöpfung, das Festhalten an der unverlierbaren Menschenwürde von schwerbehinderten, dementen oder komatösen Menschen oder die Solidarität mit den Schwächeren sind für mich persönlich als religiösen Menschen untrennbar mit meinem Glauben an den jüdisch-christlichen Gott verbunden.

Was ich dann aber in der Gesellschaft für alle verbindlich haben möchte, muss ich um des offenen Dialogs willen auf eine allgemein nachvollziehbare Art und Weise vertreten können. Das ist die Argumentation, die Rechtfertigung gegenüber Andersdenkenden vor dem Horizont geltender Regeln und Erwartungen. Die Begründung, das Woher meines Arguments, darf – ich will sagen: muss – religiös möglich sein. Aber die Rechtfertigung, zu welcher Gesellschaft uns das führt, wie wir so im Pluralismus miteinander umgehen können, das muss allgemein verständlich sein, darüber müssen wir uns in unserem Pluralismus in ein Verhältnis der Verständigung setzen können. Das allerdings gelingt nicht dadurch, dass wir im öffentlichen Dialog von Religion und religiöser Argumentation vollständig Abstand nehmen, sondern dadurch, dass wir uns im dialogischen Pluralismus einüben, also nicht nur dem anderen in Respekt und Offenheit zuhören, sondern davon ausgehen, dass man trotz unterschiedlicher Denk- und Glaubensvoraussetzungen, die im Innersten unterschiedlich bleiben, vom anderen noch etwas lernen kann.

⁸ Vgl. Robert Audi, Nicholas Wolterstorff: *Religion in the Public Square*, Lanham 1997.

⁹ Vgl. Johannes Fischer: *Leben aus dem Geist. Zur Grundlegung christlicher Ethik*, Zürich 1994, S. 96 ff.

Podienreihe **Ende des Wachstums**

Immer mehr, immer größer und wie weiter?

Wie das Wirtschaftswachstum in die Welt kam

Gespräch¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 25

Kerstin Andreae MdB, stellvertretende Fraktionsvorsitzende von Bündnis 90/
Die Grünen, Berlin

Prof. Dr. Dr. Andreas Barner, Mitglied im Gesellschafterausschuss von
Boehringer Ingelheim

Prof. Dr. Lorenzo Fioramonti, Politikwissenschaftler, Pretoria/Südafrika

Prof. Dr. S. Michael Northcott, Umwelttheologe, Edinburgh/Großbritannien

Moderation:

Barbara Unmüßig, Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Kerstin Andreae: Ich möchte auf die Frage eingehen, wie wir in der Politik inzwischen mit dem Bruttoinlandsprodukt (BIP) umgehen. Immer im Januar, Februar stellt die Wirtschaftsministerin bzw. der Wirtschaftsminister den Jahreswirtschaftsbericht vor. Dem geht eine große Abstimmung zwischen den verschiedenen Ressorts voraus. Der Jahreswirtschaftsbericht hat 80, 100 Seiten, aber am Ende dreht sich alles nur um eine Zahl. Alles fokussiert sich auf die Frage, ob da 1,8 Prozent oder 1,9 Prozent oder womöglich 2,0 Prozent Wachstum des BIP steht. Es ist eine sinnentleerte Debatte, die wirklich nur noch vom reinen Zuwachs der erzeugten Produkte und Leistungen handelt, es wird überhaupt nicht mehr über Qualität gesprochen und über die Frage, was mit der Wachstumszahl eigentlich abgebildet wird. Wir hatten mal einen Wirtschaftsminister, der einen Jahreswirtschaftsbericht mit dem Deckblatt »Wachstum, Wachstum, Wachstum« vorgelegt hat. Damit hat er sich gefeiert.

Eigentlich entzündet sich hieran die Diskussion. Lasst uns hinschauen, was wir tun. Natürlich gibt es Wachstumseffekte, die sinnvoll sind. Wenn die Bundesrepublik Deutschland sich entscheiden würde, mehr Pflegekräfte einzustellen, die Erzieherinnen besser zu bezahlen und einen besseren Schlüssel zwischen Schülerinnen und Lehrern an den Schulen zu realisieren. Das wäre klug. Dann hätte das Konsequenzen auf das BIP, weil der öffentliche Dienst sinnvoll mehr Gelder ausgibt.

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

Als die Ölplattform *Deep Water Horizon* im Golf von Mexiko explodiert ist, hatte dies extreme ökologische Folgen. Aber für die USA war es ein Konjunkturprogramm, weil der Reparaturaufwand folgte. Wenn Sie jedem Kind einen Fernseher ins Kinderzimmer stellen, führt das zu Wachstum, es hat aber nichts mit den sozialen Kompetenzen dieser Kinder zu tun bzw. schädigt diese eventuell sogar. Also müssen wir fragen, was wir messen. Wir haben gesagt, dass wir neben dem BIP die ökologischen und sozialen Fragestellungen berücksichtigen müssen. Ein Wachstum, das zu Lasten der Umwelt geht, kann kein Wachstum sein, das wohlförderung ist.

Andreas Barner: Die Frage des BIP ist ja eine doppelte. Die eine Frage ist: Misst das, was wir als BIP bezeichnen, wirklich das Wirtschaftswachstum heute? Es gibt begründete Zweifel, dass es das wirklich tut. Nehmen Sie zum einen Japan. Seit 20, 25 Jahren sehen Sie dort ein ganz geringes bis kein Wirtschaftswachstum gemäß BIP. Und Sie sehen, dass die Schulden dort ständig steigen, sich also die Gesellschaft eigentlich nicht bewegt. In Deutschland haben wir in den letzten Jahren auch ein ganz marginales Wirtschaftswachstum gehabt nach BIP. Trotzdem haben wir die höchste Vollbeschäftigung, die wir seit den Achtzigerjahren in der Bundesrepublik hatten. Deswegen ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass wir mit dem BIP gar nicht das wirklich wirtschaftlich Relevante erfassen.

Die zweite schwierige oder grundsätzliche Frage ist: Wie wollen wir wirtschaften? Aus der Gegend, aus der ich komme, gibt es ein ganz wunderbares Beispiel, wie Wirtschaft funktionieren kann. Nehmen Sie die Weinbauern. Die haben in Rheinland-Pfalz vor 25 Jahren enorme Quantitäten produziert. Irgendwie ist daraus dann Alkohol gemacht worden, ein Teil ist getrunken worden, keine Frage, aber der Wein war nicht gut. Dann haben die Winzer gemerkt, dass es ja viel klüger ist, weniger zu produzieren, dafür in guter Qualität. Damit ist der Mitteleinsatz deutlich heruntergegangen. Das ist die richtige Richtung. Dann haben noch einige, die zum Teil die besten Weine der Bundesrepublik herstellen, gemerkt, dass mit ökologischem Weinbau noch bessere Preise und noch bessere Qualität zu erhalten sind.

Ein anderes Beispiel ist die Generation Y. Die junge Generation, die heute viel häufiger bereit ist, sich ein Auto zu leihen, wenn sie eins braucht. Aber sie muss keins ständig besitzen. Es entsteht eine ganz neue Mentalität. Wir brauchen nicht alles. Denn die Voraussetzung für die Tatsache, dass man kein Wirtschaftswachstum mehr in dem Maß fordert, ist natürlich auch, dass wir alle, wir Einzelnen, dann letztlich unsere Maßstäbe ändern und sagen: Wir brauchen vielleicht gar nicht so viel. Wenn Sie Menschen aus der Generation Y erleben, mit welcher Intensität sie Projekte verfolgen, sich beispielsweise auch für Flüchtlinge eingesetzt haben, dann sehen Sie, dass da möglicherweise eine Veränderung in der Gesellschaft beginnt, die vielleicht die Basis dessen ist, von dem Sie sprechen.

Jetzt zur Frage aus Unternehmenssicht und auch zur Frage, wenn ich Deutschland insgesamt oder die Welt betrachte. Nehmen Sie ein Land wie China. Vor wenigen Jahrzehnten noch, vor 25, 30 Jahren – Hunderte von Millionen hungernd. Gehen Sie heute nach China, dann hat sich eine drastische Wende ergeben. Da würden Sie sagen, eigentlich ist das wunderbar. Die haben mit einem enormen Wirtschaftswachstum, sogar im BIP gemessen, zeigen können, dass das eine ganz wunderbare Methode ist, um Menschen, die vorher gehungert haben, aus dem Hunger herauszubringen. Jetzt kommt das große Aber. Wenn Sie heute nach China fliegen – die Frage, ob Sie dorthin fliegen sollen, ist eine andere – und in Beijing aus dem Flugzeug steigen, wenn Sie dann das Gebäude am Rand des Flughafens nicht sehen und vermuten, es sei Nebel, und klar wird, dass das ein festsitzender Smog wegen der Umweltverschmutzung ist, dann sehen Sie, dass der Preis extrem hoch war.

Die Frage, die China sich jetzt stellt, ist: Wie können wir Wachstum erzielen, ohne eine derartige Belastung der Umwelt akzeptieren zu müssen? Dort, wo Menschen noch unterernährt sind oder hungern, müssen wir uns überlegen, wie denen eine Chance gegeben werden kann durch bessere Arbeitsbedingungen, durch bessere Möglichkeiten, sich einzubringen, so dass sie eben auch leben können und keinen Hunger mehr haben. Diese Länder werden wahrscheinlich in Zukunft die ärmsten Länder sein; denen müssen wir die Chance des Wachstums geben.

Was müssen wir bei uns machen? Meinrad Miegel² hat einmal ausgerechnet, was bei null Prozent Wachstum passiert. Lassen wir einmal offen, was der Wachstumsparameter im wirtschaftlichen Sinn ist. Bei null Prozent Wachstum müssten sämtliche Renten, die derzeit oder in Zukunft ausgezahlt werden, neu verteilt und neu umgerechnet werden. Das gäbe vermutlich eine erhebliche Verteilungsdiskussion.

Alle hätten substanziell weniger. Bei der Diskussion, die wir heute schon über das Rentenniveau haben, wäre das wirklich schwierig. Deswegen glaube ich, dass wir aus pragmatischen Gründen, bevor wir eine Lösung haben, ein gewisses Wirtschaftswachstum brauchen, das die Effizienzgewinne irgendwie auffangen kann. Ein wunderbares Beispiel waren die Nullkosten für die Kommunikation per SMS und für die Whatsapp.

Zweitens, wenn ich jetzt für das Unternehmen spreche, dem ich verantwortlich war, ich habe mich über jedes Medikament gefreut, das wir einführen konnten, das wirklich eine substanzielle Verbesserung gebracht hat. Deswegen glaube ich, dass in diesem Sinn Anstrengung für Forschung und für Entwicklung, Anstrengung, die Welt besser zu machen, immer natürlich auch letztlich ein Impuls für Wachstum sein wird.

² Vgl. Meinhard Miegel: Exit. Wohlstand ohne Wachstum, Berlin 2010.

Barbara Unmüßig: Ist es da nicht nachgerade so, dass es unter kapitalistischer Produktionsweise gar nicht anders geht, als wettbewerbsfähig zu bleiben, sich auf dem Weltmarkt zu halten, in die Expansion zu gehen und letztlich auch Wachstum zu generieren, um im Wettbewerb zu bleiben? Die, die kein Wachstum mehr haben, fallen aus dem Markt und melden Konkurs an.

Barner: Das ist eine ganz schwierige Frage. Aber ich glaube schon, dass Unternehmen auch vernünftig bestehen können, wenn sie bisweilen einen Umsatzrückgang haben. Ich glaube nicht, dass das immer fünf oder zehn Prozent Wachstum sein müssen. Die Frage ist, wie wir solche Rückgänge im Unternehmen auffangen können. Wenn Sie sich einmal anschauen, wie viele Familienunternehmen es gibt. Ich war vor zwei Jahren in Stuttgart Präsident des Kirchentages und habe mit Freude mit vielen Familienunternehmern auch darüber gesprochen. Das heißt also, wenn man nicht nur vom Finanzmarkt getrieben ist, wenn man andere Messgrößen nimmt, wie Familienunternehmen sie typischerweise haben, wenn man also an eine Langfristigkeit denkt, dann kann man auch anders wirtschaften. Wenn Sie sich anschauen, dass manche der Unternehmen, auch auf dem Aktienmarkt befindliche, jetzt wieder deutlich beginnen, eine langfristige Perspektive einzunehmen, so stimmt dies hoffnungsvoll.

Aber ich kenne niemanden, der heute eine gute Idee hat, wie wir unser jetziges System ändern könnten, ohne dass viele den Eindruck hätten, weniger zu haben, etwas abgeben zu müssen, und ich glaube, dass es im Prinzip notwendigerweise, wie Sie sagten, ein gewisses Wachstum braucht, damit die Gesellschaft nicht durch die noch stärker zunehmende Ungleichheit auseinanderbricht. Wahrscheinlich ist die klare Botschaft: Verbraucht weniger, esst weniger Fleisch – solche elementaren Dinge sind wahrscheinlich wichtig. Aber wie wir das komplexe Thema der Abhängigkeit von Wachstum und Verteilung wirklich lösen, das wissen wir nicht.

Unmüßig: Kerstin Andreae, wenn du das alles hörst, dann geht es doch erst recht darum, sich genau an Ideen zu beteiligen, wie zum Beispiel eine Postwachstumsökonomie aussehen kann oder wie man die Entkoppelung vom Ressourcenverbrauch hinkommt. Wie kann Wirtschaft aussehen, wenn wir in den planetarischen Grenzen bleiben wollen? Welche Ideen für eine andere Wohlstandsmessung gibt es in der Bundestagsfraktion? Was steckt dahinter?

Andreae: Ich glaube, der zentrale Punkt ist tatsächlich, dass man anders misst. Dass man sich nicht mehr allein an dieser Zahl des BIP orientiert, sondern dass man die quasi bereinigt oder ergänzt. Das sind die ökonomischen und sozialen Fragen. Weil wir eben nicht stehenbleiben können damit, dass

wir Komponenten, die Menschen nicht teilhaben lassen, die einen hohen ökologischen Preis haben, nicht berücksichtigen.

Deswegen haben wir gesagt, dass wir statt dem oder zumindest neben dem Jahreswirtschaftsbericht, der diese Fixierung auf das BIP hat, einen Jahreswohlstandsbericht vorlegen müssten, der ganz andere Aspekte wie Gesundheitsfragen, Bildungsaspekte, soziale Komponenten, Einkommensverteilung und ökologische Fragestellungen berücksichtigt. Die alte Gleichung, an der man sich festhält, dass Wachstum gleich Wohlstand ist, greift ja nicht mehr. Es mag einen Wohlstand für einige bedeuten oder für wenige. Aber Wohlstand ganz anders zu messen und diesen auch anders darzustellen, wäre eben die Idee, einen Jahreswohlstandsbericht aufzulegen, jenseits des Jahreswirtschaftsberichts, damit man aus dieser Wachstumszahlfixierung herauskommt. An diesem erweiterten Wohlstandsbegriff muss sich eine Regierung dann messen lassen und das wird politische Entscheidungen befördern, die den sozialen und ökologischen Wohlstand unserer Gesellschaft stärken. Das ist die Idee dahinter. Gleichzeitig bildet ein solches Wohlstandsmaß den Fortschritt der sozial-ökologischen Transformation in unserer Gesellschaft ab und sollte auch eine internationale Vergleichbarkeit ermöglichen.

Lorenzo Fioramonti: Yes, I think the solution is within reach. I think what we know is that this understanding of economic growth is not leading us where we want to go. So why do we keep mediating it? Why do we keep saying »oh, we need growth in order to get where we want to be,« when we see we can get there directly without having to go via growth? You pointed it out. Japan is still a country that is desperately looking for growth but it has not grown in twenty years.

So the question now is, probably in the 1930s and 40s the idea of growth was seen as a necessary stage to get where we want to be. Now we know more, we can get there directly without having to go via growth. So how can we create jobs that are meaningful? We need to do things that create those jobs. If we want renewable energy transformation, let's do that. And let's invest in the companies that are really doing that. But because we are obsessed with growth we still are spending millions and billions of euros on subsidizing fossil fuel companies because we believe they create growth when they make us poor. We know that what they destroy is worth more than what they make. We keep investing money that could go into basic income or supporting small businesses, to support the big corporations that are destroying value. And that is why GDP (gross domestic product) is so confusing. GDP does not tell you the whole story. It makes the big fossil fuel company look good when it should actually look bad, because it does not add to well-being. It makes us take the wrong decisions.

This is different now. Now we know what really counts for well-being. We know which companies we should promote and which companies we should

not. The inventor of GDP, the economist Simon Kuznets, in 1937 said something that sounds visionary: politicians should always decide which sectors of the economy they want to grow and which sectors they do not want to grow. Because growth per se is not an indication of anything. You could have a terribly wrong system, a terribly unhealthy society which sees escalating growth. The United States are seen as the most developed society in the world because we have the wrong understanding of what development is. Every time I set foot in the US I am really surprised at how poor these people are. And I live in the so-called developing world, which is a misnomer, we are not developing, we are actually in many cases more advanced than European countries. We want to do better. I say to my students often, if you want to follow Europe and do what they have done you need to make sure you to colonize the rest of the planet, engage in slavery for a few centuries, rob wealth from other countries, go through two world wars and have millions of dead people, so that eventually you can have Donald Trump as your president.

Michael Northcott: I want to ask the question why are we discussing this at the 500-year anniversary of the Reformation in Germany? I want to join up this discussion at this Kirchentag with the celebration of that fifth centenary. I suggest that, though Professor Fioramonti said that the real beginning of the misunderstanding of growth is the 1930s, it actually goes back to the Reformation. The idea of unlimited economic growth is a Protestant idea. Your own teacher and philosopher Max Weber argued precisely this. The reformers said that the old law of the Old Testament, which stated that there were divine controls on the economy, on interest, on money and wealth accumulation, was for the old covenant. And they said that even the Christian idea of proscribing usury, lending money at interest, is already redundant. And of course it was the abolition of restrictions on lending money at interest in Europe after the Reformation which is a historical root of this modern idea of economic growth, it is 500 years old. It is our achievement as Protestants for better or for worse. For better, we must say that removing the limits on making and spending money and on development produced dramatic results in terms of improving human wealth and welfare. For example, I would not want to live without a modern dentist or maybe even a modern optician.

There are two people in my country that especially mediate this theological liberation of economics into the modern idea of the economic growth. The first is Adam Smith, who was born in Scotland in 1723. He was the first explicitly to say that growth in savings, growth in capital is an intrinsic good. This is the core message of Adam Smith's book, *The Wealth of Nations*. So this idea of the need for unlimited growth goes much further back than the 1930s. It goes back to that book, which some would say was one of the founding texts of modern capitalism. But of course there is another British guy, called

Thomas Malthus, born a few decades after Smith. And he disagreed with Smith and other economists. He said: No, there are natural limits to growth. Both these arguments are theological. So we have to address them, I think, at the Kirchentag, also theologically. The question is, what is growth, what is good or bad growth? How did we get to this idea of unlimited growth, especially savings, capital, and measuring it in GDP, and what can we do about it?

I want to suggest three Biblical answers. The first is Deuteronomy 29:18. »It may be that is among you a man or a woman, a family or tribe, whose heart is already turned away from the Lord, our God to serve the gods of those nations. It may be that there is among you a root sprouting poisonous and bitter growth.« This is the first use of the word »growth« in the English translation of the Hebrew Bible. It is used not positively but negatively, to describe poisonous, bitter, what we would now call cancerous, growth. For me the most obvious example of this is that if we carry on as we are, in 50 years there will be more plastic than fish by weight in the ocean. Half the plastic humanity already created in the last hundred years is already in the ocean. The plastics industry should be taxed here in Germany, which is a major hub of the global plastics industry. It must be taxed, it should be taxed tomorrow or next week, we cannot wait any longer to have continued growth in plastics without a plan for humanity to clean it up.

The second text I have for you comes from Psalm 65: »You water its furrows of the earth abundantly [you is God], settling its ridges, softening it with showers and blessing its growth.« I would rather say »you water her furrows« and »blessing her growth«. I love it that we have a pope who speaks of Mother Earth in *Laudato si*, not of the earth as a machine in a negative way but as our mother. Now this Bible verse, the third use only of the word »growth« I can find in the Old Testament, speaks of natural growth. Natural growth is good growth. We cannot be opposed to it. I am a gardener, I have one acre. I try to grow food there. When the potatoes come out of the ground, when the garlic lives through the winter, when the onions come up and the pigeons do not steal the fruit, I have growth. And I work for that growth with my wife and this is a blessing. The rain and the sun and the soil which I work create the growth. This is good growth. So we need to measure and allow for good growth; it is not just about degrowth. It is not just about saying that we can only have negative growth or zero growth. No, the measure is wrong. This is the problem. And you have to reform the measure, not the policy idea of growth. Growth is biblical.

The third example I give you is from Ephesians 4:16. St Paul says – and I read a little bit more of this, not just the one verse, I am not a fundamentalist – »But speaking the truth in love, we must grow up in every way into him who is the head, into Christ, from whom the whole body, joined and knit together by every ligament with which it is equipped as each part is working properly, promotes the body's growth in building itself up in love.« Above all, St Paul

calls us – and here Luther and Calvin were right – to growth in charity. But the Christian economy that in some ways disappeared with the Reformation was an economy of charity. It insisted that anybody who did accumulate wealth could only find redemption by giving the wealth away to the poor before they died and after they died. This of course, led to the monasteries becoming very rich and that was one of the main causes of the Reformation. We need to find a way for our societies to get growth in love onto the balance sheets of companies and governments.

Podienreihe **Ernährung und Landwirtschaft**

Lebensmittel – ihr Leben vor dem Supermarkt

Wie sollen Bauern künftig produzieren?

Gespräch¹ am Freitag, 26. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 9

Dr. Anton Hofreiter MdB, Fraktionsvorsitzender von Bündnis 90/Die Grünen,
Berlin
Christian Schmidt MdB, Bundesminister für Ernährung und Landwirtschaft,
Berlin

Moderation:

Claudia Ehrenstein, Journalistin, Berlin

Claudia Ehrenstein: Herr Hofreiter, die Grünen wollen die Landwirtschaft umgestalten. Erzählen Sie uns kurz, was wollen Sie anders machen?

Anton Hofreiter: Wir wollen die Landwirtschaft umgestalten, weil wir das jetzige System für ziemlich Irrsinn halten. Im Moment ist es so, dass in Südamerika Regenwald gerodet wird, Kleinbauern vertrieben und teilweise sogar ermordet werden, um Flächen für Soja-Anbau zu schaffen. Dieses Soja importieren wir dann nach Deutschland, um damit Tiere zu mästen, von denen wir jährlich etwa 800 Millionen schlachten. Diesen Tieren geht es in den Ställen zum Teil miserabel schlecht. Sie produzieren wiederum so viel Gülle, dass wir unser Grundwasser mit Nitrat überfluten, was Milliardenkosten bei den Wasserversorgern verursacht, und wir müssen Unmengen Antibiotika einsetzen. Die Tiere schlachten wir in Großschlachthöfen, wo Arbeiterinnen und Arbeiter ausgebeutet werden. Den Bauern geht es in Deutschland zum Teil auch schlecht, Tausende haben im letzten Jahr aufgeben müssen. Und das Fleisch, das wir nicht mal komplett hier essen, exportieren wir dann in die Welt, teilweise nach West- und Zentralafrika, wo wir damit wiederum Kleinbauern ruinieren. Diese Kleinbauern müssen dann ihre Existenz aufgeben und machen sich teilweise auf den Weg durch die Sahara und übers Mittelmeer. Wenn sie es überleben, finden wir sie dann hier bei uns, als Menschen, die als Wirtschaftsflüchtlinge diskriminiert werden. Dieses ganze Agrarsystem subventionieren wir mit über fünf Milliarden Euro Steuergeld und jede

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

dritte Tier- und Pflanzenarten steht bei uns auf der Roten Liste. Das ist doch ein absurdes System.

Wir wollen an drei Hebeln etwas verändern. Als Erstes wollen wir eine klare Kennzeichnung für tierische Produkte, wie beim unverarbeiteten Ei das »3-2-1-0-System«. Das kann man auf alle Tierarten übertragen. Kategorie 3, wenn gesetzliche Mindeststandards eingehalten werden, Kategorie 2, wenn mehr Platz zur Verfügung gestellt wird, als der Mindeststandard fordert, Kategorie 1, wenn Zugang ins Freie besteht, Kategorie 0, wenn Bio-Standards gelten. Das sollte bei allen Tierarten nach und nach eingeführt werden. Zweitens soll das Geld anders verteilt werden. Im Moment wird ein Großteil des Gelds nach Fläche verteilt. Landbesitz darf nicht das Hauptkriterium für Subventionen sein. Wir müssen die Bauern unterstützen, die besonders nachhaltig arbeiten und hohe Standards beim Tier- und Umweltschutz einhalten. Und drittens müssen Gesetze geändert werden, dass wir zum Beispiel kein Soja mehr importieren, das von Flächen stammt, von denen Menschen vertrieben oder deswegen ermordet werden.

Ehrenstein: Herr Schmidt, könnte es sein, dass manches, was die Grünen fordern, richtig ist? Muss die Landwirtschaft ökologischer, grüner werden?

Christian Schmidt: Ich habe selbst ein Grünbuch vorgelegt, das Wege und Perspektiven für die Landwirtschaft in Deutschland beschreibt. Ich habe nicht einmal den Herrn Hofreiter dazu befragen müssen, denn die Landwirtschaft ist eine grüne Branche und hat nichts mit Partei oder Politik zu tun. Ja, es muss sich in der Landwirtschaft etwas ändern, aber nicht mit der Brechstange, sondern zusammen mit den Landwirtinnen und Landwirten. Wenn wir die nicht mitnehmen, werden wir nichts erreichen.

Ich bin immer fasziniert, wie Menschen in fünf Minuten die Welt erklären können und genau wissen, was gemacht werden muss. Herr Hofreiter, das machen Sie super, so weit bin ich noch nicht. Ihr weltpolitischer Rundumschlag, den wir gerade gehört haben, wird aber nicht dazu führen, dass wir die Nahrungsmittelversorgung für jetzt sieben und zukünftig zehn Milliarden Menschen auf der Welt von heute auf morgen einfach hinkriegen. Über manche Punkte können wir gern reden, manche Punkte haben Sie falsch dargestellt, und eins haben Sie nicht angesprochen, nämlich, dass andere auch Recht haben könnten. Aber wir sind hier keine Rechthaber, mir geht es darum, dass deutsche Bauern eine Chance haben, auf dem Markt zu bestehen und nicht von anderen überrollt werden.

Ehrenstein: Aber dann sagen Sie doch mal, an welchem Punkt Sie gern mit Herrn Hofreiter diskutieren würden? Wo könnte man sich annähern?

Schmidt: Wir haben in Paris ein Klimaabkommen verabschiedet, das wichtig war, weil der Klimawandel eins der zentralen Themen auch für die Landwirtschaft ist. Wir haben als Bundesregierung, erfreulicherweise das Umwelt- und das Landwirtschaftsministerium gemeinsam, auf der Bank der Lösungsfinder und nicht auf der der Angeklagten gesessen, das ist richtig und gut. Im Bereich des Klimaschutzes muss viel passieren. Sorge habe ich, dass international die Dinge im Augenblick nicht so laufen, wie sie sollten. Wir brauchen wenigstens in Europa eine einheitliche Linie. Ich hoffe, dass heute auf dem G7-Gipfel in Sizilien und bei G20 einiges in die richtige Richtung geht.

Ja, wir müssen nicht nur bewusst und bewusster mit den Produkten umgehen, sondern sie auch so produzieren. Allerdings ist Produktion kein Selbstzweck. Deswegen bin ich dagegen, etwas zu subventionieren, was auf dem Markt nicht absetzbar ist. Und wir dürfen in der Tat die Länder, die sich nicht selbst ernähren können, nicht als Zulieferer nutzen, sondern wir müssen bei uns gut, sicher und bezahlbar produzieren können.

Ehrenstein: Herr Hofreiter, geht es wirklich nur um die Frage, ob es ökologischen oder konventionellen Landbau geben soll? Müssen wir nicht viel mehr auch das Verhältnis von regionaler und internationaler Produktion betrachten?

Hofreiter: Ja, ganz genau. Die Dinge hängen eben zusammen und Politik muss am Ende konkret sein. Für Klimaschutz sind nämlich irgendwie alle, genauso wie angeblich alle dafür sind, dass die Landwirte von ihrer Produktion leben können. Am Ende ist aber das Entscheidende, was konkret getan wird. Und deshalb fordern wir Maßnahmen wie das besagte »3-2-1-0-System« für alle tierischen Produkte. Es gibt nämlich einen großen Unterschied, ob man die Tiere entsprechend dem Mindeststandard hält oder als konventioneller Landwirt entscheidet, dass die Tiere Zugang ins Freie haben. Das System polarisiert deswegen eben nicht zwischen konventionell und ökologisch. Es gibt auch sehr viele konventionelle Bauern, die ihre Tiere anständig halten. Aber das können sie als Kunde im Moment überhaupt nicht erkennen. In einigen Supermärkten wird zum Beispiel legal Wurst vom »Gut Drei Eichen« angeboten. Da ist auf der Verpackung so ein schönes Fachwerkhaus mit drei schönen Eichen im Hintergrund, das schaut nach einer ganz wunderbaren ländlichen Idylle aus. Und wenn Sie dann fragen, wo denn dieses »Gut Drei Eichen« liegt, dann stellen Sie fest, es liegt nirgendwo, das gibt es nämlich gar nicht. Das wurde einfach als Marke erfunden. Ich nenne das Verbrauchertäuschung und da muss man gesetzlich eingreifen, wie es bei den Schaleneiern geschehen ist, als Renate Künast Ministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz war. Weiter sind wir unter Rot-Grün nicht mehr gekommen, weil dann der Regierungswechsel kam.

Und ja, die internationale Ernährung ist ein ganz entscheidender Punkt. Im Weltagrarbericht steht, dass die kleinbäuerliche Landwirtschaft weltweit die Hauptverantwortung für die Ernährung der Menschen trägt. Sie muss entsprechend gestärkt werden und nicht die Großgrundbesitzer.

Schmidt: Aber das passiert ja. Das ist die Politik der Bundesregierung. Das Thema der Eierkennzeichnung ist ein europäisches. Ich bin dabei, ein staatliches Tierschutzlabel einzuführen. Der Tierschutzbund hat bereits eins auf dem Markt platziert, übrigens mit unserer Unterstützung, das aber nicht breit am Markt verbreitet ist. Sie stellen also fest, dass es relativ wenig Menschen gibt, für die das ein Kaufanreiz ist. Mag ja sein, dass hier im Saal alle zu 100 Prozent Produkte mit solchen Labels kaufen, aber man muss auch beachten, dass das Angebot preislich noch vertretbar ist und dass ein Stück Fleisch beispielsweise nicht erst ab 20 Euro zu haben ist. Das ist für Geringverdienende zu viel. Deswegen lade ich Sie, Herr Hofreiter, gern ein, über die Dinge im Detail zu reden. Aber hören Sie mit Ihren Rundumschlägen auf; die Welt ist komplizierter, als Sie denken.

Hofreiter: Mich stört es ganz extrem, wenn man immer ausgerechnet die Ärmsten der Bevölkerung dafür benutzt, um ungerechte Verhältnisse zu rechtfertigen. Fragen Sie Menschen mit geringem Einkommen, ob sie es toll finden, dass im Stück Schweinefleisch bei uns ganz legal Sojafutter enthalten ist, für das Kleinbauern woanders vertrieben und ermordet worden sind. Die finden das überhaupt nicht toll und sie würden sich wünschen, dass es entsprechende gesetzliche Regelungen gibt, die davor schützen, dass so etwas stattfindet. Ihr wissenschaftlicher Beirat hat Ihnen 2015 ein dickes Gutachten übergeben und festgestellt, dass eine anständigere Tierhaltung am Ende zu drei bis sechs Prozent höheren Preisen führen würde. Wenn wir endlich anständig mit den Einkommensschwächeren in unserer Gesellschaft umgehen würden, zum Beispiel durch die Erhöhung des Hartz-IV-Satzes, dann könnten sie sich anständiges Fleisch für drei Prozent mehr leisten.

Ehrenstein: Herr Schmidt, kann man Verbrauchern zumuten, für gut produzierte Lebensmittel drei bis sechs Prozent mehr Geld auszugeben? Die Deutschen geben ja ungefähr zehn Prozent ihres Einkommens für Lebensmittel aus. Das ist einer der niedrigsten Werte weltweit.

Schmidt: Ja, das kann man und die meisten Verbraucher sagen, dass sie bereit sind, das zu zahlen. Trotzdem kann ich der Euphorie des Herrn Hofreiter nicht zustimmen. Nicht, weil ich ein Spielverderber bin, und schon gar nicht, weil ich Ungerechtigkeiten auf der Welt hinnehme, ich kümmere mich um diese Dinge genauso wie Sie, sondern weil Herr Hofreiter hier die schnellen Nummern darbietet. Wir müssen aber auch über die Frage reden, wie man

das auf dem Markt hinkriegt. Wollen wir denn billigere Produkte aus anderen Ländern, in denen Tierschutzstandards nicht so hoch sind? Was haben wir dann gewonnen? Dann würden wir wie Pilatus unsere Hände in Unschuld waschen, na herzlichen Dank. Die meisten Forderungen, die hier aufgestellt werden, müssen auf europäischer Ebene geklärt werden, weil nationale Lösungen zu schwach oder gar nicht zulässig wären. Das ist schon ein Stück Mehrarbeit.

Was Soja betrifft, sind wir gerade dabei, eine Eiweißstrategie für Deutschland zu erarbeiten. Das wissen Sie, Herr Hofreiter. Sie wissen auch, dass wir seit 2007 ein Sojamoratorium haben. Sie wissen, dass wir dabei sind, Soja als gentechnisch veränderten Organismus nicht zuzulassen. Also lassen Sie uns mal ganz in Ruhe über die Dinge reden, die wirklich geändert werden müssen – aber nicht nur in die Halle eines Kirchentages hinein gesprochen, sondern in konkreter, harter Arbeit. Auf europäischer Ebene werden Sie schon bei den Herkunftsbezeichnungen feststellen, dass Unterstützung dafür gar nicht einfach zu haben ist. Ich setze mich aber sehr für Herkunfts- und Qualitätskennzeichnungen ein. Der Verbraucher muss wissen, was er bekommt, und es muss auf der Verpackung draufstehen, was innen drin ist. Das ist im Augenblick nicht überall der Fall. Ich stimme auch zu, dass besser informiert werden muss, und da kommt mein Werbeblock für die Verbraucherschutzorganisationen: In dem gemeinsamen Portal »Lebensmittelklarheit«² sind viele Informationen enthalten. Der Verbraucher und die Verbraucherin haben einen Anspruch auf Information und nicht auf Vorgaukelei.

Hofreiter: Haben Sie denn irgendetwas auf der europäischen Ebene unternommen?

Schmidt: Ja, freilich, ich arbeite nicht nur, wenn ich mit Ihnen diskutiere. Es ist mir auf europäischer Ebene gelungen, dass wir zum ersten Mal eine europäische Tierschutzregelung als gemeinsame Basis vereinbart haben. Bei 27 Mitgliedsstaaten ist das gar nicht so einfach, da erwarte ich Ihre Unterstützung.

Was den Anteil der Bio-Produkte betrifft, habe ich zu Beginn dieses Jahres das 20-Prozent-Ziel in eine nationale Öko-Strategie aufgenommen. Sie haben völlig recht, wir können national mehr machen, weil mehr Bio-Produkte gekauft werden. Und da bin ich dran. Man muss bitte auch die Bereitschaft haben, Realitäten anzunehmen, wenn man sie selbst nicht geschaffen hat, Herr Hofreiter. Es ärgert mich einfach, wenn die Dinge, die ich mache und getan habe, weggewischt werden und Sie dann mit Ihren großen Nummern kommen. Wir arbeiten an diesen Zielen gemeinsam.

² Vgl. <http://www.lebensmittelklarheit.de> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Hofreiter: Zur Öko-Strategie: Die ist nicht konkret genug, weil kein Geld drin steckt.

Schmidt: Das stimmt nicht!

Hofreiter: Es stimmt. Sie können nicht 100 Prozent der Gelder nach vernünftigen Kriterien verteilen. Das können wir erst im Jahr 2020 auf europäischer Ebene wieder machen, aber Sie könnten Gelder, über die Sie frei verfügen können, entsprechend anders verteilen. Warum tun Sie es nicht? Warum haben Sie es die ganzen dreieinhalb Jahre nicht getan?

Ehrenstein: Ich weiß nicht, ob alle Zuhörer genau wissen, worum es geht. Es gibt zwei EU-Agrartöpfe. In dem einen ist sehr viel Geld, es wird direkt an die Landwirte gezahlt, und zwar nach Fläche. Je mehr Hektar ein Landwirt hat, desto mehr Geld bekommt er auch. Im zweiten Topf sind Gelder, die für Umweltprogramme und Agrarumweltmaßnahmen genutzt werden können. Da haben die Nationalstaaten die Möglichkeit, bis zu 15 Prozent der Gelder aus dem ersten Topf, der sogenannten ersten Säule, in den zweiten Topf, also die zweite Säule, umzuschichten. Deutschland schöpft diese Möglichkeit aber nur zu einem Drittel aus.

Schmidt: Der erste Topf ist letztendlich eine Einkommensstabilisierung für Bauern. Kleine und mittlere landwirtschaftliche Betriebe, Bäuerinnen und Bauern, beziehen ihr Einkommen bis zu über 60 Prozent aus diesem Topf. Wir hatten ja in den letzten beiden Jahren große Krisen, insbesondere bei der Milch, aber auch in anderen Bereichen. Wir sind noch nicht über den Berg und deswegen habe ich mich dagegen entschieden, dass wir Geld von der linken in die rechte Tasche schieben, sondern es im ersten Topf belassen. Ich bin sehr dafür, dass wir 2020, wenn die EU sich wieder einigen muss, den Blick vor allem auf die mittleren und kleineren Betriebe richten und auf die, die bei der Tierhaltung auf mehr Qualität setzen. Ich möchte, dass es für die ersten Hektare mehr gibt. Wir müssen den regional verankerten Landwirt unterstützen und nicht anonyme Landinvestoren. Die Jungbauern brauchen mehr, um investieren zu können. Wir müssen mit einem Bundesprogramm auch die Veränderungen bei den tierhaltenden Betrieben begleiten. Es hilft uns ja nichts, wenn wir immer mehr fordern und Label einführen und dem Bauer die Luft ausgeht, weil er es nicht finanzieren und seine Produktion nicht aufrecht erhalten kann. Dann kommt das Fleisch nicht mehr aus Deutschland, sondern von irgendwo anders auf der Welt her. Und ich habe große Zweifel, dass unsere richtigen Ansätze für besseren Tierschutz in diesen Ländern durchweg alle übernommen werden. Leider ist es selbst in Europa so, dass es Länder gibt, die kein großes Interesse daran haben.

Ehrenstein: Herr Hofreiter, Sie haben ausgeführt, wie Sie die Landwirtschaft verändern möchten. Wie wollen Sie denn die Landwirte mitnehmen und dazu bringen, tatsächlich anders zu produzieren?

Hofreiter: Wenn man mit Landwirten spricht, dann hört man, dass sie selbst spüren, dass vieles so nicht mehr funktioniert. Es ist doch nicht so, dass ein Milchbauer, der von 200 Kühen beim derzeit niedrigen Preis nicht mehr leben kann, glücklich ist, wenn er auf 300 Kühe aufstockt, also noch mal 100 Kühe mehr zu melken hat. Das ist doch gar nicht sein Interesse, sondern er wird im jetzigen System dazu gezwungen. Das System heißt: Wachse oder weiche! Als ersten Schritt müssen wir die Verteilung der Gelder entsprechend verändern. Im Moment bekommen drei bis vier Prozent der Betriebe, nämlich die größten, 25 Prozent des Gelds aus dem ersten Topf. Das verstärkt die Ungerechtigkeiten. Ab 2020 kann dann grundlegend etwas geändert werden.

Es ist auch nicht so, dass die EU so sehr dagegen ist. 2013 wollte Dacian Cioloș, der damalige Agrarkommissar, die Gelder gerechter verteilen und stärker auf kleine und mittlere Landwirte fokussieren. Es gab viele europäische Länder, die das gern so gemacht hätten, weil deren Betriebe im Schnitt kleiner sind. Verhindert hat das damals die deutsche Bundesregierung. Wenn 2020 die Bundesregierung auf Seite derjenigen ist, die Gelder wie beschrieben neu verteilen wollen, dann hätte man einen ganz großen Fortschritt erreicht. Es ist ja alles Steuergeld. Und dieses Steuergeld sollte nach dem Kriterium verteilt werden: öffentliches Geld für öffentliche Leistung. Öffentliche Leistungen sind in unseren Augen Tierschutz, Klimaschutz, Landschaftsschutz und Naturschutz. Dafür sollten die Landwirte Geld bekommen. Wenn dazu noch eine klare Haltungskennzeichnung eingeführt wird, ist für die Landwirte zwar noch lange nicht alles gut, aber es würden sich schon Dinge zum Positiven verändern.

Und dann muss sich noch die Handelspolitik verändern. Wir müssen am Ende dahin kommen, dass wir, wenn wir hierzulande Eier aus Käfighaltung verbieten, auch den Import solcher Eier verbieten können. Es ist nur Heuchelei, wenn wir die unanständige Produktion in andere Länder auslagern würden. Da sagen die Bauern zurecht: Ihr macht mir hier bloß das Leben schwer. Deshalb brauchen wir eine gerechtere Handelspolitik. Das ist ein ganz dickes Brett.

Schmidt: Dass wir die mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Betriebe stärker unterstützen müssen – da sind wir gar nicht weit auseinander. Ich bin auch der Meinung, und ich arbeite daran, dass nicht mehr in Produktionssteigerung investiert wird, sondern in Qualitätsverbesserung. Man kann immer mehr produzieren, aber wenn es am Markt vorbei produziert wird, wenn es keiner kauft, hat es keinen Sinn. Aber Deutschland ist das Land mit der größten Spreizung bei der Struktur von Agrarbetrieben. In meinem Heimat-

land Bayern liegt die durchschnittliche Betriebsgröße zwischen 30 und 40 Hektar. In Baden-Württemberg ist das nicht groß anders, in Mecklenburg-Vorpommern und in Brandenburg aber schon. Das hängt mit der früheren Bodenreform zusammen. Ich muss also natürlich auch die größeren Strukturen in den neuen Bundesländern, die ehemaligen LPGs im Blick haben, sonst würden sich ganze Landstriche entleeren. Das ist eine Aufgabe, die wir als Bundes- und Landespolitik haben und die parteiübergreifend eine ziemliche Herausforderung ist. Die nehmen wir aber auch an.

Ehrenstein: Gerade wir Städter haben sehr romantische Vorstellungen von der Landwirtschaft. Die sind von dem, was auf dem Land tatsächlich passiert, häufig sehr weit entfernt. Ergeben sich aus diesen etwas nostalgischen Vorstellungen zum Teil auch unrealistische Anforderungen der Verbraucher an die Bauern, Herr Hofreiter?

Hofreiter: Ich glaube, es handelt sich da um eine schwierige Kombination aus Marketing und anderen Vorstellungen. Die Lastwagen des Fleischfabrikanten Tönnies sind bedruckt mit einer glücklichen Kuh und einem glücklichen Schweinchen, die auf der Wiese stehen. Ich glaube aber, dass von den Schweinchen, die da bei Tönnies geschlachtet werden, die wenigsten jemals einen grünen Grashalm gesehen haben. Diese Mischung aus verbrauchertäuschender PR-Arbeit der Lebensmittelgroßproduzenten und den Wünschen der Verbraucher ergibt eine ganz schwierige Melange, bei der die Bauern unter die Räder kommen. Deswegen ist ja einer der ersten Punkte, die wir verändern wollen, dass durch das Markenrecht diese Verbrauchertäuschung beendet wird. Dem dient auch die Haltungskennzeichnung.

Ehrenstein: Herr Schmidt, werden wir Verbraucher getäuscht und in unserem romantischen Bild bestärkt?

Schmidt: Ich stimme zu, dass wir mit rechtlichen Vorschriften dort regulieren müssen, wo von glücklichen Kühen keine Rede mehr sein kann. Zum Beispiel hat der Bundestag am 18. Mai 2017 dem von mir vorgelegten Gesetz zum Verbot der Schlachtung trächtiger Rinder zugestimmt. Ab 1. Januar 2019 dürfen Schweine nicht mehr betäubungslos kastriert werden. Es ist eins meiner Haupt- und Kernthemen, dass wir endlich das Schreddern von Küken beenden. Dass männliche Küken getötet werden, weil sie keine Legehennen werden können, ist ethisch nicht akzeptabel. Noch in diesem Jahr werden wir technische Lösungen in der Anwendung präsentieren, die verhindern, dass männliche Eier überhaupt ausgebrütet werden. Eine weitere Alternative, das sogenannte Zweinutzungshuhn, wird auch stärker erforscht.

Podienreihe **Europa**

EU 2025 – von der Währungs- zur Sozialunion

Stabilität oder Solidarität: Was hält die EU zusammen?

Gespräch¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 18

Reiner Hoffmann, Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB),
Berlin

Dr. Wolfgang Schäuble MdB, Bundesfinanzminister, Berlin

Moderation:

Hanna Lorenzen, Bundestutorin der Evangelischen Trägergruppe für
gesellschaftspolitische Jugendbildung, Berlin

Rüdiger Noll, Evangelische Akademien Deutschland und Oikosnet Europe,
Berlin

Hanna Lorenzen: Herr Schäuble, wie ist Ihre Sicht heute, ist der Euro gerettet? Sind wir über den Berg, was die Finanz- und Wirtschaftskrise in Europa betrifft?

Wolfgang Schäuble: Der Euro wird gebraucht. Es ginge uns allen viel schlechter, wenn wir den Euro nicht hätten. Im Augenblick ist er stabil und stark. Im menschlichen Leben ist es aber nie so, dass irgendetwas für alle Ewigkeit gesichert ist. Das heißt auch: Die Bewahrung stabiler Währungsverhältnisse wird immer wieder eine Herausforderung sein, aber es ist schön, dass es heute einen so breiten Konsens für den Euro gibt, auch in Frankreich. Frau Le Pen hat vor dem zweiten Wahlgang, als sie französische Meinungsumfragen gesehen hat, die ergeben haben, dass 75 Prozent der Franzosen dagegen waren, dass Frankreich aus dem Euro ausscheidet, nicht mehr so offen gesagt, dass sie aus dem Euro raus wolle. Wir wollen den Euro stabil halten. Das ist eine große Aufgabe, aber im Augenblick gelingt uns das ganz gut.

Lorenzen: Haben wir denn schon alles getan, um den Euro stabil zu halten? Oder sehen Sie auch die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Reform der Währungsunion?

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

Schäuble: Wie ich gesagt habe, werden wir nie wirklich alles getan haben, denn wenn wir das eine getan haben, kommt die nächste Herausforderung. Das haben wir in der Weltfinanzkrise vor zehn Jahren erlebt. Da hatten wir auch gedacht, alles ist gut. Und dann war plötzlich überhaupt nichts mehr gut. Das fing im Dollarraum mit Lehman Brothers an. Das Problem beim Euro ist heute, dass derzeit 19 Mitgliedsstaaten Mitglied der gemeinsamen Währung sind. Aber wir haben in diesen 19 Staaten sehr unterschiedliche wirtschaftliche Verhältnisse. Und daraus ergeben sich Spannungen und Probleme. Deswegen muss die Hauptaufgabe sein, dass die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den einzelnen europäischen Staaten nicht größer, sondern kleiner werden, sonst ist auf Dauer der Euro gefährdet.

Das ist die große Aufgabe, die zu einem Großteil in den Mitgliedsstaaten geleistet werden muss, weil dort die Zuständigkeit nicht nur für die Sozialpolitik, sondern auch für die Wirtschaftspolitik liegt. Das Problem kann nur dadurch gelöst werden, dass die Unterschiede zwischen den Mitgliedsstaaten kleiner werden. Ich glaube aber nicht an eine Lösung, bei der ein Großteil der nördlichen Mitgliedsländer, die – wie wir – in einigermaßen geordneten Verhältnissen leben, schwächer werden sollte, sondern ich glaube, wir sollten denjenigen, die Probleme haben, helfen, dass sie besser werden. Das ist für Europa insgesamt die bessere Lösung.

Rüdiger Noll: Danke, Herr Dr. Schäuble. Sie haben es gesagt, es gibt sehr große Disparitäten, was die Wirtschaftskraft und die Möglichkeiten der einzelnen Länder in der EU und auch im Euroraum betrifft. Nun hat Frankreich gewählt. Der neue Präsident Macron setzt darauf, und viele andere mit ihm, dass es eine neue Allianz zwischen Deutschland und Frankreich gibt, die Europa nochmals nach vorne bringt. Herr Macron sagt auch, es müsse ein Europa sein, in dem die Starken den Schwachen helfen, so wie Sie es gerade gesagt haben. Wie geht das praktisch?

Schäuble: Na ja, Herr Macron sagt zunächst einmal, dass Frankreich stark ist. Aber Frankreich muss ein bisschen besser werden. Deswegen wird er eine Reihe von Reformen angehen müssen, die im Einzelnen sehr umstritten sein werden. Aber ich hoffe, dass er die Kraft hat – mit der großen Unterstützung, auf die er jetzt zählen kann. Es stehen die Wahlen zur Nationalversammlung an. Inzwischen sagen die meisten Meinungsforscher und Beobachter, dass die Chancen gut stehen, dass seine neue politische Gruppierung bei den Wahlen zur Nationalversammlung eine Mehrheit bekommen könnte, obwohl Macron vor einem Jahr gar keine Partei hatte. Wenn das eintritt, hat er die Chance, zu sagen, dass er das Mandat habe, die Reformen, die er angekündigt hat, etwa im Arbeitsmarkt und anderen Fragen, in Frankreich durchzusetzen. Dann wird Frankreich dynamischer.

Das wird sicherlich auch auf andere Länder, zum Beispiel Italien, einen

positiven Effekt haben. Wenn wir dann eine noch stärkere Dynamik in der Eurozone haben, dann werden auch die anderen Mitgliedsländer nachziehen. Wenn Sie sich zum Beispiel Spanien ansehen: Spanien war vor zehn Jahren das Land in Europa mit den größten Schwierigkeiten. Spanien ist inzwischen auf einem guten Weg. Es hat zwar immer noch eine Reihe von Problemen, zum Beispiel ist die Arbeitslosigkeit immer noch zu hoch, aber es schlägt eine gute Richtung ein. So ist im Sog der spanischen Entwicklung auch Portugal inzwischen sehr viel stärker, als wir noch vor zwei Jahren gedacht hatten. Das heißt, wenn die Starken stärker werden, ziehen sie auch die anderen mit.

Wir haben aber noch ein ganz anderes Problem in Europa und in der Eurozone, das darf man nicht unterschlagen: Wir reden jetzt nur von Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Niederlande, Belgien usw. Wenn wir uns aber Länder ansehen wie die baltischen Staaten oder Slowenien, Slowakei, ganz zu schweigen von den Ländern der EU, die noch nicht Mitglied im Euro sind: Dort ist der Lebensstandard sehr viel niedriger als in anderen Ländern. Daraus ergeben sich noch größere Spannungen. Das muss man in all den Debatten im Blick haben. Wir reden immer über Griechenland, aber wir müssen wissen, dass das Niveau von sozialer Unterstützung und Sozialleistungen – auch im Bereich der Renten – in den baltischen Staaten deutlich niedriger ist als in Griechenland. Deswegen fragen die baltischen Staaten immer wieder, warum sie Griechenland helfen sollen, um dessen Finanzstabilität zu wahren. Das wird eine der großen Herausforderungen sein: der Abbau von Unterschieden unter politisch stabilen Verhältnissen – bei gleichzeitig so großen Unterschieden in der Leistungsfähigkeit.

Noll: Aber ich höre Sie sagen, politisch wirtschaftlich stabile Verhältnisse sind das A und O.

Schäuble: Ja klar, weil es das A und O auch für *soziale* stabile Verhältnisse ist, dass Sie eine ordentliche wirtschaftliche Entwicklung haben. Ich meine, soziale Gerechtigkeit oder soziale Stabilität besteht zunächst mal unter der Voraussetzung, dass Sie überhaupt etwas haben müssen. Wenn alle gleich arm sind, haben Sie zwar keine Unterschiede, aber Sie haben das Problem nicht gelöst, sondern Sie müssen etwa dafür sorgen, dass die Menschen alle beschäftigt sind. Wir haben das in Deutschland in den letzten Jahren geschafft. Wir hatten nach der Wiedervereinigung auch ein paar Jahre lang Probleme. Heute haben wir den höchsten Beschäftigungsstand, auch wenn wir immer noch ein paar Probleme haben, aber wir sind gut voran gekommen. Vor zehn, fünfzehn Jahren war die Jugendarbeitslosigkeit eine unserer größten Sorgen. Heute ist unsere Sorge, wie wir die Ausbildungsplätze in den Betrieben besetzen können. Aber diese Sorge ist mir lieber als diejenige, dass wir für junge Leute keine Ausbildungsplätze finden. Was mich in Europa ärgert, ist die Tat-

sache, dass wir junge Leute aus Italien oder Spanien nicht in ausreichender Zahl nach Deutschland bekommen, um hier Ausbildungsplätze zu besetzen. Wir brauchen in Europa mehr Mobilität und Flexibilität.

Noll: Herzlichen Dank, Herr Schäuble, für den Moment. Herr Hoffmann, ist es so, dass wir wieder stabil sind in Europa, dass wir die Wirtschafts- und Währungskrise überwunden haben? Was sagen Sie als Gewerkschaftler dazu? Was sagen Sie Arbeitslosen, Menschen, die in prekären Arbeitssituationen sind, alleinerziehenden Elternteilen? Wir erleben doch, dass sich in der Wirtschafts- und Währungskrise die Spannungen in europäischen Gesellschaften vergrößert haben. Also ist das alles so stabil? Sind wir auf einem guten Weg der Entwicklung?

Reiner Hoffmann: Ich glaube, Europa ist in einer nach wie vor extrem herausfordernden Situation, die alles andere als stabil ist. Wir haben es mit, wie wir sagen, multiplen Krisen zu tun. Wir kämpfen immer noch mit den Kollateralschäden der internationalen Finanz- und Wirtschaftskrise 2009. Daraus ist eine veritable Wirtschaftskrise entstanden, die in vielen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union eben noch nicht überwunden ist. Wir haben häufig den Eindruck, dass wir in Deutschland auf einer Insel leben, weil die wirtschaftliche Situation in Deutschland sehr stabil ist. Der Arbeitsmarkt ist robust, bei allen Schwierigkeiten, die wir haben. Aber in vielen anderen Mitgliedsstaaten, gerade im Süden, ist die Situation außerordentlich prekär.

Ich teile vieles in der Analyse von Herrn Schäuble, bin aber gänzlich anderer Auffassung, was die Therapie betrifft, die wir brauchen, um Europa wieder auf den Pfad von nachhaltigem Wachstum und Beschäftigung zu kriegen. Mit über 25 Millionen Arbeitslosen in der Europäischen Union, mit einer Jugendarbeitslosigkeit von bis 50 Prozent in einigen südeuropäischen Regionen, ist es überhaupt kein Zeichen, dass wir aus der Krise raus sind, sondern es besteht, nach meiner Auffassung, eine Gefährdung der sozialen Demokratie in Europa, eine Gefährdung der Währungsunion und eine Gefährdung der europäischen Integration insgesamt, wenn es uns nicht gelingt, die Arbeitslosigkeit und die zum Teil prekären Beschäftigungsverhältnisse in Europa zu überwinden. Wir müssen den Menschen, insbesondere den jungen Menschen, eine Perspektive geben. Dafür brauchen wir in allererster Linie ein wirklich ambitioniertes Zukunftsinvestitionsprogramm. Die Grundlagen hierfür sind, denke ich, geschaffen. Die Politik muss diese letztendlich mit einer Reform der Wirtschafts- und Währungsunion umsetzen. Mit Sparen allein wird das nicht gelingen. Wir müssen die Webfehler der Europäischen Währungsunion, die ja auch schon vor der internationalen Finanzmarktkrise bekannt waren, wirklich dringend überwinden, um zur Stabilität in Europa zurückzukommen und damit auch einen Beitrag zu leisten gegen die globalen Instabilitäten, mit denen wir konfrontiert sind. Dazu gehören in allerers-

ter Linie ein ambitioniertes Zukunftsinvestitionsprogramm und eine wesentlich stärkere Betrachtung der sozialen Dimension.

Wir haben beispielsweise in Deutschland in Folge der internationalen Finanzmarktkrise 2009 zwei veritable Konjunkturprogramme aufgelegt, die uns sehr geholfen haben. Eins dieser Programme ist Ihnen noch unter dem Titel der Abwrackprämie bekannt. Wir hatten in Deutschland einen Einbruch des Bruttoinlandsprodukts von über fünf Prozent – das war der größte Einbruch nach dem Zweiten Weltkrieg. Und wir hatten zugleich, mit Instrumenten der Arbeitsmarktpolitik wie Verlängerung des Kurzarbeitergelds oder mit Instrumenten der Tarifpolitik, also Öffnungsklauseln, den Effekt, dass Menschen gegen Lohnverzicht weniger gearbeitet haben, dafür aber nicht entlassen werden konnten. Wie haben also Beschäftigung stabilisiert.

In den südeuropäischen Krisenländern erleben wir gerade, dass eine völlig andere Therapie verschrieben wird: keine Konjunkturprogramme, keine stabilisierenden Maßnahmen über Tarifpolitik oder Arbeitsmarktpolitik. Gerade in Griechenland, wo ich in den letzten Jahren häufig war, ist das Tarifsystem mehr oder weniger völlig außer Kraft gesetzt worden. Es gelten nur noch für 20 Prozent der dort arbeitenden Bevölkerung tarifvertragliche Regelungen. Damit wird man aus der Krise nicht herauskommen. Ich glaube, wir müssen anspruchsvoller sein. Wir haben doch reichlich Felder für zukunftsweisende, intelligente Investitionen, nicht nur vor dem Hintergrund der internationalen Finanzmarktkrise: Ob ich das Thema Klimawandel nehme, das Thema Flüchtlinge oder das Thema Energiewende, also den Einstieg in ein regeneratives Zeitalter ohne fossile Brennstoffe, hier kann klug investiert werden, um Menschen eine Perspektive zu geben, indem neue Beschäftigung geschaffen werden.

Noll: Sie haben ein Stichwort genannt: Investitionsprogramme. Jean Claude Juncker ist als Präsident der Europäischen Kommission ins Amt gekommen und hat gesagt, dass er ein 300-Milliarden-Investitionsprogramm in der EU auflegen will. Letztes Jahr hat er gesagt, dass er das Finanzvolumen dieses Programms verdoppeln will. Kommt das bei den Menschen an? Spielt Europa eine Rolle bei Investitionen?

Hoffmann: Aber selbstverständlich kommt das an. Nur müssen wir hier sagen, dass es nach wie vor mit Problemen behaftet ist, weil es nicht schnell genug zielgerichtet an den Orten ankommt, wo es dringend benötigt wird. Wir haben hier bürokratische Hindernisse und in den Krisenländern durchaus, Herr Schäuble weiß das, Defizite in einer ordentlichen Verwaltung, die dann auch letztendlich diese Gelder für sinnvolle Projekte nutzen kann. Aber insgesamt ist das europäische Vorgehen aus unserer Sicht nicht ambitioniert genug, um dem Bedarf, den wir haben, wirklich gerecht zu werden. Wir haben als Deutscher Gewerkschaftsbund schon vor sechs Jahren einen

Vorschlag für einen europäischen Marshallplan gemacht. Dabei sind wir davon ausgegangen, und das ist eigentlich gar nicht so wahnsinnig viel, dass wir zusätzliche Investitionen in der Größenordnung von einem Prozent des Bruttoinlandsprodukts brauchen – auch Geld ist dafür reichlich vorhanden. Das Problem ist eine der anderen großen Baustellen innerhalb der europäischen Währungsunion: Das Geld vagabundiert nach wie vor in viel zu großem Maße auf internationalen Kapitalmärkten und steht der Realökonomie, also dort, wo produziert wird, wo Dienstleistungen erbracht werden, nicht zur Verfügung. Deshalb brauchen wir neben Investitionen vor allen Dingen eine Steuerpolitik, die Steuerflucht verhindert, Steuerschlupflöcher schließt und auch zu einer Harmonisierung insbesondere bei der Unternehmenssteuer beiträgt, weil wir dann die Ressourcen hätten, die wir brauchen, um wirklich anspruchsvolle Investitionen auf den Weg bringen zu können. Natürlich wird das alles nicht von heute auf morgen gehen, aber wenn wir einmal anfangen und der Zug in die richtige Richtung in Bewegung gesetzt wird, dann merken Menschen, dass sich hier etwas tut, dass es tolle Projekte gibt und es sich lohnt, sich zu engagieren.

Lorenzen: Herr Schäuble, wenn ich jetzt Herrn Hoffmann richtig verstanden habe, dann haben wir hier verschiedene Therapiemöglichkeiten für die Finanz- und Wirtschaftskrise und wir haben den Krisenländern andere Therapien angebotehen lassen, als wir sie uns selbst in der Situation wünschen würden. Wie sehen Sie das?

Schäuble: Wir sehen hier den Grundbefund, dass in Europa die Wirtschafts-, Sozial- und Finanzpolitik weitestgehend Sache der Mitgliedsstaaten ist und nicht Europas. Deswegen die junge Initiative, also diese 350 Milliarden, die wir auf 500 Milliarden aufstocken. Das wirkt auch, aber langsam. Im Übrigen, bevor wir andere kritisieren, dass es zu langsam ginge: Langsamer als in Deutschland geht es kaum irgendwo zu bei der Umsetzung von Investitionen. Es liegt nicht am Geld, dass wir zum Beispiel keinen Flughafen in Berlin haben, der was taugt, sondern es liegt an irgendetwas anderem, dass wir da nach zwanzig Jahren jetzt immer noch nicht fertig werden. Wenn nun Herr Hoffmann sagt, in Griechenland funktioniere die Tarifautonomie nicht: Mit allem Respekt – die hat in Griechenland noch nie funktioniert, die haben dort eine völlig andere Tradition. Die Erfahrungen, die wir mit Partnerschaften, Tarifpartnerschaft und Ähnlichem gemacht haben, haben andere in diesem Maß nun mal nicht. Die soziale Marktwirtschaft war unsere Stärke bei der Überwindung der Wirtschaftskrise, die vor zehn Jahren durch die Finanzkrise entstanden ist, und sie hat sich ja auch bewährt. Seitdem spottet man etwa in Großbritannien oder in Amerika nicht mehr über unsere soziale Marktwirtschaft. Die soziale Marktwirtschaft versuchen wir auch in Europa umzusetzen, aber wir können dies nur in dem Rahmen, in dem es die Länder

selbst machen. Insgesamt müssen wir die Beweglichkeit in Europa verstärken, damit die Dynamik, die von großen Wirtschaftsländern wie Frankreich und Deutschland ausgeht, andere mitziehen kann. Wenn wir in Deutschland weniger Wachstum hätten, wäre es für die anderen nicht besser – deswegen ist auch diese Debatte über unsere Überschüsse so idiotisch, mit allem Respekt: Wenn wir weniger leistungsfähig wären, würden wir anderen nicht helfen können, wir müssen ja andere mitziehen. Und wir müssen die Bedingungen so gestalten, dass die Länder das Notwendige tun. Jetzt will ich es noch einmal sagen: Die Programme, mit denen wir in den langen schlaflosen Nächten seit 2010 die Eurokrise in Irland, Portugal, Spanien, Zypern, auch in Griechenland bekämpft haben, waren ja zumindest in vier Ländern so erfolgreich, dass man heute gar nicht mehr davon redet. Als Bundesregierung mussten wir uns beim Verfassungsgericht mit der Frage auseinandersetzen, ob wir in den nötigen Größenordnungen überhaupt die Verantwortung für diese Länder, auch im Hinblick auf Haftungsfragen, übernehmen können, auch für künftige Generationen, künftige Steuerzahlerinnen und -zahler.

Die ganze Debatte über die Schulden in Griechenland hat mit den wirklichen Problemen nichts zu tun. Das tatsächliche Problem liegt darin, dass man durch Reformen die Wettbewerbsfähigkeit verstärken muss – das weiß übrigens auch Herr Macron und das sagt er auch immer wieder in seinem Land, und wir müssen dabei, wo immer wir können, helfen. Im Übrigen bin ich auch dafür, dass wir die Regeln in Europa so gestalten, dass wir vorher darüber reden, was wir besser vergemeinschaften können. Aber wollen wir die Sozialsysteme in Europa stärker vergemeinschaften, solange in Europa das Lebenshaltungsniveau so unterschiedlich ist? Wollen wir wirklich alles vergemeinschaften? Laufen wir dann nicht Gefahr, dass sich jeder nicht mehr selbst kümmert, sich selbst anstrengt, sondern dass wir sagen, wir können auf andere vertrauen. Die Bereitschaft derjenigen, die schon ein Stück besser sind, an andere abzugeben, ist auch begrenzt. Wir müssen darauf achten, dass wir die Unterstützung für das europäische Projekt behalten. Im Übrigen sind Sozialsysteme, wenn sie richtig verstanden sind, nach meiner Überzeugung immer auch mit der Tradition einer Gesellschaft verbunden. Hier ist es wie im Familienverband: Gibt es auch Subsidiarität oder schieben wir alles nur noch auf den Staat ab? Sind nicht auch noch Eltern für Kinder und Enkel für Großeltern gegenseitig verantwortlich? Da die Tradition zum Beispiel in Skandinavien eine völlig andere ist als im Mittelmeerraum, der Familienverband und der Zusammenhalt in den Mittelmeerländern viel stärker als in Nordeuropa sind, erscheint es mir nicht ganz so einfach, die Sozialsysteme in Europa zu vereinheitlichen. Ich bin seit vielen Jahrzehnten ein überzeugter Europäer, aber ich rate ab, alles in Europa über einen Leisten schlagen zu wollen. Damit würden wir Europa zerstören. Der Reichtum in Europa ist die richtige Balance zwischen den Verschiedenheiten, dem Respekt vor den Unterschieden und der Solidarität.

Anwalt des Publikums: An Herrn Schäuble gehen folgende Fragen: Ist die EU vorrangig eine Wertegemeinschaft oder eine Wirtschaftsgemeinschaft? Wie wird es weitergehen mit dem Euro? Wie sehen Sie das mit dem Brexit? Wenn Sie sagen, man sollte in Europa den Schwächeren helfen, stellt sich die Frage, inwiefern man Staaten, die sich tot sparen, noch helfen kann.

Schäuble: Ich weiß nicht, wer sich tot spart in Deutschland oder in Europa. Unser Staat hat ungefähr 2.000 Milliarden Euro Schulden, dies umfasst 70 Prozent unserer jährlichen Wirtschaftsleistung. Dies nur, damit man die Realitäten nicht vor lauter Sprüchen aus dem Auge verliert. Ich würde aber gern eine Bemerkung machen zu der Frage zur Werte- oder Wirtschaftsgemeinschaft, weil sie viel mit dem Verständnis der europäischen Einigung zu tun hat. Nach meinem Verständnis ist Europa eine Wertegemeinschaft und wir sehen dies heute vielleicht mehr noch als früher. Wir haben immerhin unsere Erfahrungen, aus denen heraus wir sagen, dass Demokratie, die Würde jedes Menschen, die Herrschaft des Rechts, der soziale Zusammenhalt und die ökologische Nachhaltigkeit für uns nicht verhandelbar sind. Das sind unsere Werte. Und die meisten Menschen auf der Welt beneiden uns darum und möchten gern auch nach diesen Werten leben. Deswegen sind Diktatoren überall auf der Welt so nervös, vom Nahen und Mittleren Osten über die Türkei bis nach China, weil sie Angst haben, dass diese Werte ausgesprochen ansteckend sind.

Deswegen haben wir Europäerinnen und Europäer die Verantwortung zu zeigen, dass man mit diesen Werten eine nachhaltige und stabile Ordnung entwickeln kann. Dabei muss man die Unterschiede zwischen den Menschen im Blick behalten – auch die Bereitschaft, sich europäischen Entscheidungen anzuvertrauen. Und diese Bereitschaft ist begrenzt. Es klingt immer so schön, aber in Wahrheit wollen auch wir Deutschen nicht, dass eine Mehrheit Entscheidungen trifft, die wir dann akzeptieren müssen, auch wenn sie uns so nicht gefallen. Wir haben zum Beispiel mehr als andere eine relativ gute Partnerschaft zwischen den Tarifpartnern, Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, zwischen betrieblicher Mitbestimmung und Regelungen auf dem Arbeitsmarkt. Das ist übrigens nicht unser Verdienst, sondern wir haben aus den Erfahrungen mit der größten europäischen Katastrophe – mit Nazi-Deutschland – die richtigen Lehren nach dem Zweiten Weltkrieg gezogen. Deswegen braucht man gar nicht arrogant gegenüber anderen zu sein, aber wir müssen verstehen, dass andere einen anderen Weg gehen.

Europa wird im Übrigen hoffentlich niemals so sein wie Deutschland. Wir sollten uns die Vielfalt in Europa erhalten und das Beste daraus machen. Historisch betrachtet war die Bereitschaft der Menschen, sich Europa anzuvertrauen, in Fragen der wirtschaftlichen Gemeinschaft am größten. Deswegen sieht es so aus, als wäre Europa in erster Linie eine Wirtschaftsgemeinschaft.

Ich finde, wir müssen in Zukunft sehr viel mehr eine Wertegemeinschaft und auch eine politische Gemeinschaft werden. Und wenn wir uns nicht gemeinsam um unsere Nachbarschaft kümmern – im Osten, in der Ukraine, in Afrika, im Nahen und Mittleren Osten –, dann wird Europa keine gute Zukunft haben. Aber dafür müssen wir mehr in und für Europa und durch Europa tun, als wir bisher getan haben.

Anwalt des Publikums: Eine weitere kurze, konkrete Frage an Herrn Schäuble: Werden wir, wie von Herrn Präsidenten Macron vorgeschlagen, 2025 einen europäischen Finanzminister haben?

Schäuble: Das hoffe ich sehr, weil – ich sagte es bereits – das Problem dieser Währungsunion ist, dass wir eine gemeinsame Währung, eine gemeinsame Geldpolitik, aber keine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik haben. Je schneller wir das ändern können, umso besser. Ich mache allerdings darauf aufmerksam, dass wir dazu die europäischen Verträge ändern müssen und das ist leichter gesagt als getan. Das geht in Europa nur einstimmig – alle Mitgliedsstaaten müssen dies ratifizieren und viele sagen, dass es zurzeit nicht die besten Chancen dafür gebe. Das Problem in Europa ist das gleiche wie überall in der Politik: Wir wissen genau, was wir eigentlich sollten, aber wir wissen zugleich, wie groß die Schwierigkeiten sind, um dahin zu kommen.

Podienreihe **Flucht, Migration, Integration**

Wir sind längst bunt

Wie verwandelt uns die Einwanderungsgesellschaft?

Vortrag und Gespräch¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, CityCube, Halle B

Austen Peter Brandt, Pfarrer und Vorsitzender von Phoenix, Duisburg
Tahir Della, Mitglied im Bundesvorstand der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), Berlin

Dr. Sergey Lagodinsky, Rechtsanwalt und Publizist, Berlin

Dr. Mark Terkessidis, Psychologe, Migrationsforscher und Autor, Berlin

Moderation:

Sabrina N'Diaye, Journalistin, Berlin

Impuls von Mark Terkessidis

Heute Morgen gab es in der taz einen schönen Artikel von Wirtschaftsredakteur Hannes Koch², wo er darüber berichtet, dass er, wie viele andere Leute, im Jahr 2015 »einen Syrer« aufgenommen hat. Jetzt hat er allerdings einen Konflikt. Da ist ein 19-jähriger Mensch bei ihm in die Wohnung gekommen, angeschleppt von seiner Tochter. Er ist traumatisiert, aber er ist vor allen Dingen jung und in einem fremden Land. Er hat alle möglichen Probleme, und nach allen Maßgaben ist er auch noch faul. Soll vorkommen. Nun bekommt er aber von Koch nicht mehr den Bonus, dass er einfach jung, faul und damit menschlich, allzu menschlich ist, sondern der Konflikt wird auf eine andere Ebene transportiert, wo er zu einem Konflikt zwischen dem Verhalten des jungen Mannes und der deutschen Leitkultur wird. Hannes Koch hatte gerade die Thesen von Thomas de Maizière gelesen, der sagt, wir Deutschen haben eine besondere Beziehung zur Bildung und wir Deutschen leben in einer Leistungsgesellschaft. Und dann wird »unser Syrer« plötzlich zum Exempel eines Menschen, der nach Deutschland gekommen ist und offenbar diese besondere Beziehung, die wir untereinander zu Bildung und Leistung haben, nicht mitbringt.

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

² Vgl. Hannes Koch: Karim, ich muss dich abschieben, in: die tageszeitung, 27.05.2017, <http://www.taz.de/!5409436/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Diese Übertragung des Konflikts zeigt auch, wie schwierig das Verhältnis zur Normalität der Einwanderungsgesellschaft in Deutschland ist. Die Normalität der Einwanderungsgesellschaft bedeutet auch, dass man sagen muss: Ein Blödmann mit Migrationshintergrund ist eben auch nur ein Blödmann. Um die Flucht der letzten Jahre zu akzeptieren, wurde oft so getan, als seien die Geflüchteten alle gut, arme Verfolgte, moralisch völlig unambivalent. Und am Ende lernt man eben Leute kennen, die menschlich, allzu menschlich sind. Sie sind auch ambivalent und widersprüchlich, sie machen Fehler und Schwierigkeiten. Sie sind Menschen. Und dann geht die Reise halt von einer von imaginären Bildern gesteuerten »Willkommenskultur« zu einer von ebenso imaginären Bildern gesteuerten schlechten Laune: »Nach Köln« war die Stimmung dann plötzlich schlecht. Mit Normalität hat das wenig zu tun.

Im Grunde ist es so, dass die Einwanderungsgesellschaft in Deutschland immer im Ausnahmezustand konzipiert wird. Wenn Sie sich mal die Diskussion über Einwanderung im deutschen Bildungsbetrieb angucken, dann haben wir in den 1970er-Jahren über die »Gastarbeiterkinder« diskutiert, die als Quereinsteiger in die Schule kamen. Die wurden dann in den 1980ern zu den »Ausländerkindern«. In den 1990ern waren dann die »Flüchtlingskinder« die neuen Quereinsteiger, dicht gefolgt von den Kindern mit Migrationshintergrund. Und jetzt geht es wieder über die Kinder mit Fluchtgeschichte. Warum diskutieren wir nicht einfach über Kinder? Und warum wird nicht jedes Kind als Quereinsteiger betrachtet? Ja, das wäre das Einfachste. Stattdessen suchen wir immer wieder aufs Neue irgendwelche »Problemkinder«.

Wenn Sie sich die Zahlen für Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland des Statistischen Bundesamts angucken, dann werden Sie sehen, dass zwischen 1965 und 2014 etwa 71 Millionen Leute die Bundesrepublik verlassen haben oder in die Bundesrepublik hineingezogen sind. Und wenn Sie sich die Situation vor 1965 ansehen: Da waren zwölf Millionen »Ostflüchtlinge« nach Deutschland gekommen. Jedenfalls ist das eine Fluktuation von 1,5 Millionen Menschen im Jahr. 2015 sind sicher sehr viele Menschen nach Deutschland gekommen. Dennoch waren auch die eine Million Geflüchteten in dem Jahr durchaus Teil der Normalität eines Einwanderungsgeschehens.

In der Soziologie verwenden wir für diese Normalität mittlerweile den Begriff postmigrantisch. Die Bedeutung von postmigrantisch geht in zwei Richtungen. Auf der einen Seite ist es so, dass wir schon immer »nach der Migration« sind, und auch wenn 2015 eine Million Menschen gekommen sind, hat die Migration schon längst stattgefunden. Wenn Sie zum Beispiel die Zahlen im Bereich der Kinder ansehen, dann können Sie feststellen, dass in allen Städten Westdeutschlands bei den Unter-Sechsjährigen die Kinder mit Migrationshintergrund in der Mehrheit sind. Für Frankfurt und Stuttgart ergeben sich da Zahlen von etwa 75 Prozent, das heißt drei Viertel der Kinder, die demnächst in deutschen Wirtschaftsmetropolen in die Schule gehen wer-

den, haben mindestens ein Elternteil, das selbst noch in die Bundesrepublik eingewandert ist. Das ist ein dramatischer demografischer Wandel, vor dem wir stehen und den wir uns häufig nicht klar machen.

Die zweite Bedeutung von postmigrantisch ist, dass Migration eben kein gesellschaftliches Randthema mehr ist, sondern es überhaupt kein Feld und keinen gesellschaftlichen Prozess mehr gibt, die dieser Tage nicht auf die eine oder andere Weise von Migration betroffen sind. Damit ist das Thema ein zentrales Anliegen für die Gesellschaft. Und ich glaube, das haben wir noch nicht begriffen. Vor allem verkauft sich die negative Sichtweise sehr gut. Wenn man also die Apokalypse verkündet und sagt, wegen der Migration würde alles den Bach runtergehen, dann strömen die Massen in den Saal. Wenn man aber versucht, die Normalität abzubilden und darüber zu reden, wie man mit der Einwanderungsgesellschaft umgeht, dann ist der Zuspruch oft eher bescheiden. Die »Professionellen« interessieren sich dafür.

Unsere Politikerinnen und Politiker sind manchmal auch nicht ganz auf der Höhe, etwa wenn die Bildungsministerin im Bund, Johanna Wanka, fordert, es solle in Schulklassen eine »Migrantenquote« von 35 Prozent geben. Da kann man nur für Frankfurt, Stuttgart und andere wirtschaftlich erfolgreiche Städte der Bundesrepublik zurückfragen: Wie stellen Sie sich das vor? Wollen Sie Kinder aufs Land verschicken? In diesem Sinn entwirft auch Thomas de Maizières Vorstellung von »Leitkultur« ein ziemlich schiefes Bild. Zur »Leitkultur«, so der Innenminister, gehöre, dass Deutschland eine Leistungsgesellschaft sei. Aber ist das so? Sind wir eine Leistungsgesellschaft? Wenn ich mir das Schulsystem in der Bundesrepublik angucke und alle Untersuchungen, die es seit 20 Jahren dazu gibt, kann ich sagen, dass es kaum ein Land gibt, in dem der Hintergrund der Eltern so sehr darüber entscheidet, was ein Kind später in seinem Leben wird.

Dazu kommt, dass es Diskriminierung in Deutschland gibt. Zwar gibt es das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz, aber das ist doch eine recht weichgespülte Version der europäischen Antidiskriminierungsrichtlinie. Damit können wir nicht zufrieden sein. Untersuchungen haben klar gezeigt, dass in Deutschland die Wahrscheinlichkeit, zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden, signifikant sinkt, wenn Sie einen türkischen Nachnamen haben. Es reicht doch nicht aus, die Leistungsgesellschaft zu behaupten, sondern man muss auch die Voraussetzungen herstellen, um eben das Fortkommen nach Leistung zu organisieren. Das wissen wir ja auch aus der Genderdebatte.

Es gibt eine Untersuchung der Universität Oldenburg, in der das Lehrpersonal an Schulen danach gefragt worden ist, was bestimmte Vornamen auslösen. Interessant war, dass offenbar der Name »Kevin« fast durchweg die Assoziation verhaltensauffällig auslöst. Nun mögen Lehrer die eine oder andere Erfahrung mit Kevins gemacht haben und man hat auch gar nicht gefragt, was Namen wie »Mehmet« oder »Vasili« auslösen. Nur stellen Sie sich

vor, was das für Kevin bedeutet, dass er in ein Schulsystem eingespeist wird, in dem die Personen, die ihn ausbilden sollen, zuerst denken: Okay, dieser Junge könnte verhaltensauffällig sein. Wenn man mit Lehrpersonal spricht, dann heißt es immer: Kann sein, dass wir das denken, aber das hat für Kevin sicher keine Auswirkungen. Aber wie wird das in der Organisation garantiert?

Mit dem Begriff Integration kommen wir nicht weiter. Das ist der Begriff, der sich eingebürgert hat für den Umgang mit der Einwanderungsgesellschaft. Aber ich glaube, dass Integration, auch wenn er dieser Tage pragmatischer verstanden wird, meistens weiterhin eine normative Vorstellung beinhaltet: Hier gibt es uns und wir sind hier die Richtigen, und da gibt es die und sie haben Defizite und wir müssen dafür sorgen, dass diese Defizite kompensiert werden. Und das machen wir in Sonderklassen und Sondermaßnahmen neben dem Regelbetrieb unserer Institutionen, Organisationen und Einrichtungen.

Zudem ist es so, dass zur gleichen Zeit, wo alle von Integration reden, der politische Bereich die Voraussetzungen dafür unterläuft. Die Anerkennungsquote für Asylbewerber aus Syrien ist von 80 auf 30 Prozent gesunken. Die Leute, die jetzt kommen, erhalten nur subsidiären Schutz, was bedeutet, dass sie für ein Jahr bleiben dürfen und kein Recht auf Familiennachzug besitzen. Das ist ja keine Basis für ein Ankommen in der Gesellschaft. Auch das neue Integrationsgesetz koppelt den Aufenthalt letztlich an eine Art Wohlverhalten: Am Ende des »Integrationsprozesses« soll dann der feste Aufenthaltstitel stehen. Dabei ist Aufenthaltssicherheit die allererste Voraussetzung für sinnvolles Zusammenleben. Wenn man das nicht begreift, dann unterläuft man die Voraussetzungen für die eigenen Forderungen nach Integration.

Ich glaube, wir sollten die Perspektive ändern und die Institutionen, Organisationen und Einrichtungen – vom Bildungsbetrieb zum Krankenhaus, von der Verwaltung zu den sozialen Einrichtungen, von Kulturbetrieben zu den Vereinen – prüfen und uns fragen, ob sie eigentlich im Sinn von Demokratie für alle funktionieren und »fit« für die Vielheit der Gesellschaft sind. Bei diesem Perspektivwechsel sind zwei Bereiche wichtig, einmal das Personal und zum Zweiten die Organisationskultur. Zum Personal: Wenn Sie heute an eine Grundschule etwa im Westen von Berlin gehen, dann springt ihnen die Vielheit ins Auge. Wenn Sie aber an der gleichen Schule ins Lehrerzimmer wechseln, dann ist oft von Vielheit keine Spur mehr. Da ist Homogenität, da stammen die Leute aus einer bestimmten Schicht, haben eine bestimmte Hautfarbe und eine bestimmte Herkunft, da kann von Heterogenität keine Rede sein. Es sind aber die Lehrerzimmer, die dieser Tage der Vielheit der Gesellschaft nicht mehr entsprechen, die eine »Parallelgesellschaft« sind, und daran muss man etwas ändern. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich mache die Lehrer und Lehrerinnen nicht dafür verantwortlich und sage auch

nicht, dass sie gut oder schlecht sind. Ich sage nur, dass ihre Mischung nicht mehr die Vielheit der Gesellschaft, in der wir leben, repräsentiert.

Allein den Personalbestand zu verändern reicht aber nicht, man muss auch an die Organisationskultur dieser Einrichtungen ran. Nehmen wir hierzu das Beispiel nationalsozialistischer Untergrund (NSU): Polizei und Sicherheitsbehörden haben angesichts einer Mordserie an Personen mit Migrationshintergrund praktisch ausschließlich in Richtung organisierter »Ausländerkriminalität« ermittelt. Im Fall Theodoros Boulgarides, der in München vom NSU erschossen wurde, hat die Polizei schon gearbeitet und 600 Leute befragt. Die ersten 200 Leute haben alle gesagt, der Theo war ein netter Kerl. Warum mussten dann noch 400 weitere Leute befragt werden, die dann alle gesagt haben: Der Theo war ein netter Kerl?

Es gab also einen Moment, wo man die Richtung hätte ändern können und es nicht getan hat. Dies hatte offenbar damit zu tun, dass man das Bild hatte, das Umfeld der Opfer müsse verwickelt sein in Drogenhandel, Inkassokriminalität oder Ähnliches. Es haben sich hier Wahrnehmungs- und Handlungsroutrinen bei den deutschen Sicherheitsbehörden gezeigt, die dazu geführt haben, dass diese Fälle nicht entsprechend aufgeklärt wurden. Nach dem Bekanntwerden der Probleme hat aber keine entsprechende Organisationsentwicklung stattgefunden, um diese Fehler zu beheben. Dabei geht es nicht einmal nur um ein moralisches Problem, sondern schlicht auch darum, dass eine Behörde ihren Job nicht gut erledigt hat. Es ist im Interesse aller, nicht nur der Bürger mit Migrationshintergrund, dass die Polizei daraus etwas lernt und das nächste Mal ihre Arbeit insgesamt besser machen kann. Dafür ist die Öffnung dieser Institutionen notwendig.

Ich glaube, dass diese Institutionen das brauchen, was ich einen Vielheitsplan nenne. Und ich möchte gleich dazu sagen, dass dieser Plan nicht daraus besteht, dass alle »Kulturen« akzeptiert werden. Die Vielheitspläne stehen auf dem Boden des Grundgesetzes und bestimmte Dinge können daher auch nicht verhandelt werden. Deswegen brauche ich auch keine Leitkulturdebatten, die zu irgendeinem geheimen »Volks«-Konsens vor oder hinter das Grundgesetz zurück wollen. Aber was das Grundgesetz betrifft, so lohnt sich ein Blick auf die Geschichte. Das Grundgesetz war ja kein Ergebnis der »Leitkultur« und es war auch nicht immer »unser Grundgesetz«. Das Grundgesetz wurde geschrieben vom »Parlamentarischen Rat«, der damals in den späten Vierzigerjahren aus Leuten bestand, die vorher unter den Nationalsozialisten als »Volksverräter« gegolten hatten. Dieses Grundgesetz ist unter der bewaffneten Aufsicht der Alliierten entstanden und dem deutschen Volk nicht zur Abstimmung vorgelegt worden, weil befürchtet werden musste, dass dieses deutsche Volk, nationalsozialistisch ausgerichtet, dieses Gesetz ablehnen würde. Das heißt, wir alle sind in den folgenden Jahrzehnten von diesem Grundgesetz überzeugt worden, weil es funktioniert hat. Das Grundgesetz war ein Lernprozess. Und wenn wir heute davon reden, dass sehr viele Ge-

flüchtete aus Syrien da sind und dass sie andere kulturelle Vorstellungen haben, die mit »unserem Grundgesetz« nicht übereinstimmen, dann sollten wir daran denken, dass die Deutschen selbst die Demokratie lernen mussten. Warum also sollte dieser Lernprozess nicht fortgesetzt werden können, ein Lernprozess, in dem das Grundgesetz angenommen wird, weil es in seinem Funktionieren überzeugt?

Es gibt ein interessantes Buch von einem US-Forscher namens Elijah Anderson mit dem Titel *The Cosmopolitan Canopy*, also der Kosmopolitische Baldachin. Der Autor hat für seine Heimatstadt Philadelphia in einer Art ethnografischer Forschung eruiert, dass es einen öffentlichen Raum gibt, Schulen, Plätze, Parks oder Einkaufszentren, in denen Differenz nicht nur toleriert, sondern sogar wertgeschätzt wird. Das heißt, es gibt einen großen Raum des *getting along* oder des Zusammenlebens, in dem Leute durchaus kommod miteinander auskommen. Ich lebe in Kreuzberg und kann Ihnen sagen, dass es alle möglichen Formen von Problemen gibt. Aber es gibt auch den Raum des kommoden Zusammenlebens, und ich glaube, viele Leute haben in ihrer Stadt die gleiche Erfahrung gemacht. Im Namen von »Integration« kommt oft die Vorstellung auf, dass die Dinge in Ordnung kommen, wenn wir alle wieder eine große monoethnische Familie werden. Nein, das werden wir nicht, wir werden keine traditionelle Familie mehr werden (und wir waren es auch nie). Ich habe also keine Apokalypse zu verkünden. Die globalisierte Welt ist zweifellos komplex und manchmal auch unsicher, darüber kann kein Zweifel bestehen. Aber warum soll etwas, das komplex und manchmal auch unsicher ist, eigentlich nicht funktionieren können?

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Sergey Lagodinsky: Ich möchte jetzt ungern Wasser in den Wein gießen. Aber ich glaube, die Hauptinstitution, über die wir jetzt sprechen sollten und müssen, ist das deutsche Volk. Wir können ändern, was wir wollen, wir können eine größere Vielfalt bei Beamten anstreben oder Ähnliches. Aber ich glaube, was nicht geschehen ist, ist eine Selbstverständigung unter uns. Denn diese Diskussion, die wir führen, ist eine typische Berliner Blasendiskussion. Ja, wir haben in Berlin Vielfalt, wir haben in großen Städten Vielfalt. Aber es gibt sehr viele Leute in Ostdeutschland und in den Provinzstädten, für die diese Vielfalt nicht selbstverständlich und für die, das ist das Wichtigste, Vielfalt nicht erstrebenswert ist. Ist es erstrebenswert, noch bunter zu werden? Noch vielfältiger zu werden? Noch mehr Konflikte austragen zu müssen?

Tahir Della: Ich denke auch, dass es richtig ist, dass es einen Wandel in den Strukturen braucht, in den Institutionen, und ich glaube auch, dass in den Großstädten eine gewisse Normalität der Vielheit schon da ist. Und trotzdem glaube ich, wir müssen uns von dem Konzept verabschieden, dass Deutsch-

land eine weiße Gesellschaft ist. Also diese Frage: »Wo kommst du wirklich her?«, die mir als Kind gestellt wurde, die kriegen meine Kinder immer noch gestellt. Wir haben dieses festgefügte Bild einer einheitlichen Gesellschaft im Kopf, auch in Bezug auf den Leistungsgedanken. Tatsächlich stimmt er nicht, weil dabei immer noch Konzepte mit sich rumgetragen werden, die mit Vielheit nichts zu tun haben. Und hier fehlen genau die Debatten.

Sabrina N'Diaye: Herr Lagodinsky, Sie sagen, dass in bestimmten Teilen der Gesellschaft oder gerade in bestimmten Städten diese Vielheit in der Realität nicht da ist. Wie würden Sie denn diese Menschen mitnehmen für die Vielheit, die in anderen Realitäten vorhanden ist?

Lagodinsky: Ich glaube, wir müssen mit diesen Menschen reden, und zwar so, dass wir ihnen das Gefühl vermitteln, ihre Verunsicherung ernst zu nehmen. Ich glaube, dass wir jetzt in einer transformatorischen Phase der Gesellschaft sind, in der wir die Wahl haben, auf Biegen und Brechen das zu machen, was wir für eine bessere, vielfältige Gesellschaft halten, und dann all diejenigen, die ein bisschen Bauchschmerzen mit dieser neuen kulturellen Vielfalt haben, als ewig Gestrige zu brandmarken.

Dabei denke ich nicht an einen Dialog mit Rechtsradikalen, sondern mit Menschen, die einfach ihr Leben lang in einer weißen Umgebung gelebt und das für Normalität gehalten haben. Es gibt Menschen, für die ich der erste Jude bin. Die wissen nicht, wie sie mit mir umgehen sollen. Manche wollen mich berühren, weil sonst immer nur über tote Juden gesprochen wird.

Die Frage ist, wie ich damit umgehe. Bin ich beleidigt, weil ich nicht als Person wahrgenommen werde? Obwohl ich 40 Jahre auf dieser Erde bin, spricht mir jetzt jemand mit seiner Lebenserfahrung sozusagen mein Existenzrecht ab. Oder lasse ich mich darauf ein und versuche, mit diesen Leuten zu sprechen? Es gibt eine gewisse Verunsicherung, die auch sozial bedingt ist. Unsere Welt wird nicht nur bunter, sie wird auch globaler. Wir müssen uns alle darauf einstellen, dass wir miteinander sprechen müssen.

N'Diaye: Könnte das auch Aufgabe der Kirche sein? Könnte sie dort, wo diese Vielheit noch nicht Realität ist, dafür sorgen, Brücken zu schlagen?

Austen Peter Brandt: Ja, ich denke gerade darüber nach, dass das eine der maßgeblichen Chancen von Kirche ist. Ich glaube, es gibt keine Institution in Deutschland, die dermaßen mit der Basis verankert ist wie wir als Kirche. Wir reichen überall hin. Wir haben enorme Ressourcen.

Ich mache mir bewusst, dass hier viele sitzen, die in Gemeinden aktiv sind. Wie könnt ihr Träger und Trägerinnen von Vielfalt werden? Wenn ihr nach Hause geht, ob ihr aus Niederlinxweiler im Saarland kommt oder aus

Frankfurt/Oder, könnt ihr sagen, dass Vielfalt eine wunderbare Kraft ist. Wie können wir unser Dorf vielfältiger machen?

Dann frage ich mich, welche Ressourcen ihr braucht, bevor ihr nach Hause geht. Mit welchen Möglichkeiten müsst ihr ausgestattet werden, dass ihr wirklich sagen könnt: Ich habe jetzt die Kraft, dass ich vor Ort genau dieses Gespräch führen kann? Was ich selbst in meiner Arbeit als Gemeindepfarrer erlebe, ist, dass der Großteil unserer Gemeinden, oft auch kirchlich geprägte Menschen, die Freiheit, von der Jesus spricht, nicht unbedingt in sich tragen.

Es gibt eine gewisse Freiheitsdifferenz. Wie können wir unsere Menschen diese Freiheit spüren lassen? Und welche, um mal kirchlich-christlich zu sprechen, welche Dämonen sind in den einzelnen Menschen, dass sie nicht an Vielfalt glauben können? Welche Scheinbilder sind da gegenüber Muslimen, Menschen mit dunkler Hautfarbe oder Juden?

Es sind Scheinbilder in den Menschen. Was können wir machen, damit diese Scheinbilder verringert werden und wir einfach Spaß bekommen an Vielfalt? Ich wohne in Marxloh³; das ist nicht unbedingt das, was mensch »Leben in einer Blase« nennen würde, aber total schön. Marxloh ist eine tägliche Erfahrung von Vielfalt. Eine tägliche Erfahrung, welche Chancen wir miteinander aufbauen können, gerade interreligiös. Zum Beispiel im Ramadan: Tagsüber fasten meine muslimischen Freunde und Freundinnen, abends laden sie mich zum Essen ein. Das ist Vielfalt.

³ Stadtteil von Duisburg (Anm. d. Hrsg.).

Podienreihe **Folgen des Klimawandels**

Sind wir noch zu retten?

Klimaschutz nach Paris

Vortrag am Freitag, 26. Mai 2017, Nikolaikirche, Potsdam

Prof. Dr. Ottmar Edenhofer, Direktor des Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change (MCC), stellvertretender Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung, Potsdam

Koordinierte CO₂-Preise: zur Weiterentwicklung des Pariser Abkommens

Das Pariser Abkommen ist ein Meilenstein für die internationale Klimadiplomatie, aber noch kein Durchbruch für eine ambitionierte globale Klimapolitik. Die Staatengemeinschaft hat sich nach dem Misserfolg der Klimakonferenz von Kopenhagen im Jahr 2009 nun endlich auf ein globales Klimaschutzziel und den institutionellen Grundriss eines neuen Klimaregimes einigen können. Statt verbindlicher nationalstaatlicher Emissionsziele wie im Kyoto-Protokoll wurde in Paris aber nur ein System aus freiwilligen Selbstverpflichtungen vereinbart, bei dem die mangelhafte Überprüfbarkeit und Glaubwürdigkeit zentrale Probleme sind. In den nächsten Jahren muss die institutionelle Struktur des internationalen Klimaregimes so weiterentwickelt werden, dass die fragile Kooperation zwischen den Staaten schrittweise stabilisiert und ausgeweitet werden kann und dass ambitionierte Emissionsreduktionen tatsächlich umgesetzt werden.

Das Pariser Abkommen ruht auf drei Säulen: der Formulierung eines Langfristziels, freiwilligen nationalen Selbstverpflichtungen und der Vereinbarung mehrerer multilateraler Instrumente.

Zentral ist das ambitionierte Langfristziel, den Anstieg der globalen Mitteltemperatur auf zwei Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Niveau zu begrenzen. Darüber hinaus wurde versprochen, die Anstrengungen zu intensivieren, um nach Möglichkeit die 1,5-Grad-Grenze zu halten. Zweitens verpflichtet das Abkommen – anders als das Kyoto-Protokoll – alle Vertragsstaaten dazu, selbstgewählte nationale klimapolitische Pläne vorzulegen – *Nationally Determined Contributions* (NDCs). Diese Pläne basieren allerdings nicht auf einer gemeinsamen Aufteilung des beim Zwei-Grad-Ziel zulässigen globalen Kohlenstoffbudgets auf die einzelnen Staaten. Stattdessen legt jedes Land seine eigenen Ziele und Maßnahmen fest und es bleibt unklar, wer zur Verantwortung gezogen werden kann, wenn das globale Ziel nicht erreicht wird. Vor Paris haben die Staaten bereits erste Klimaschutz-

pläne vorgelegt – *Intended Nationally Determined Contributions* (INDCs). Es wird in den kommenden Jahren darum gehen, das Ambitionsniveau dieser nationalen Pläne schrittweise zu erhöhen. Grundlage für den anvisierten Mechanismus des *ratcheting-up*, also das schrittweise Anheben der klimapolitischen Ambitionen, sind dabei die noch festzulegenden Regeln über die Vergleichbarkeit und Überprüfbarkeit der NDCs sowie der *global stocktake*. Im *global stocktake* werden ab 2023 die geplanten Anstrengungen der NDCs aufaddiert und alle fünf Jahre mit dem globalen Ziel verglichen. Durch transparente Berichterstattung und regelmäßige Überprüfung der Einhaltung der NDCs soll das notwendige zwischenstaatliche Vertrauen aufgebaut werden, das eine langfristige Kooperation für das Erreichen des globalen Ziels ermöglicht. Wenn Länder wenig ambitionierte NDCs vorlegen oder ihre Versprechen nicht umsetzen, verbleibt als einziger Sanktionsmechanismus aber nur informelles *naming and shaming* – formale Sanktionen waren in Paris nicht durchsetzbar.

Als dritte Säule wurden in Paris eine Reihe multilateraler klimapolitischer Instrumente vereinbart, die für einen globalen Lastenausgleich genutzt werden könnten: Die Klimafinanzierung von jährlich mindestens 100 Milliarden US-Dollar sowie flexible Mechanismen, etwa ein internationaler Emissionshandel zur Reduktion der Vermeidungskosten, gehören zu den wichtigsten Instrumenten. Ihre genaue Ausgestaltung ist aber noch weitgehend offen.

Dieser Gestaltungsspielraum muss nun genutzt werden, um Paris zu einem Erfolg werden zu lassen. Denn das neue Abkommen bietet zwar einen Grundriss für das neue Klimaregime – eine tragfähige statische Konzeption wurde aber noch nicht vereinbart.

Leider sind die NDCs noch nicht geeignet, die Kooperation zwischen den Staaten aufrechtzuerhalten und zu vertiefen. Es mangelt ihnen aus drei Gründen an Glaubwürdigkeit: Erstens verschieben sie die Hauptlast der für das Zwei-Grad-Ziel erforderlichen Emissionsreduktionen auf die Zeit nach 2030. Zweitens handelt es sich um Versprechungen auf internationalem Parkett, die sich in den nationalen wirtschaftspolitischen Strategien der Regierungen bisher noch kaum wiederfinden. Drittens lassen sich die derzeitigen NDCs noch nicht transparent überprüfen und vergleichen.

Die Bedeutung der NDCs für ambitionierten Klimaschutz

Die ambitionierten Temperaturziele im Pariser Abkommen erfordern, dass die Weltwirtschaft bis zum Ende des Jahrhunderts emissionsneutral sein muss. Weil aber beispielsweise der Transportsektor sowie bestimmte industrielle Prozesse wahrscheinlich nicht vollständig ohne Treibhausgasemissionen auskommen, wird der Einsatz von Techniken für negative Emissionen

notwendig – der Atmosphäre muss wieder CO₂ entzogen werden.¹ Diese negativen Emissionen können zum Beispiel durch Aufforstung oder durch die Nutzung von Bioenergie in Verbindung mit Kohlenstoffabscheidung und -einlagerung erbracht werden. In der wissenschaftlichen Literatur wird intensiv darüber diskutiert, in welchem Umfang dies möglich ist, wenn gleichzeitig andere Nachhaltigkeitsziele erreicht werden sollen.²

So erlaubt das Zwei-Grad-Ziel, bis zum Jahr 2100 noch kumulativ 390 bis 940 Gigatonnen CO₂ netto in der Atmosphäre zu deponieren. Beim 1,5-Grad-Ziel schrumpft dieser kumulative Spielraum. Um wie viel das der Fall ist, wird Gegenstand des Sonderberichts des Weltklimaberichts zum 1,5-Grad-Ziel sein, der im Oktober 2018 veröffentlicht wird. Dagegen führt die Summe aller NDCs schon zu weit mehr als 500 Gigatonnen CO₂ an kumulierten Emissionen bis zum Jahr 2030. Bleiben die NDCs bis 2030 unverändert, werden danach also drastische Emissionsreduktionen und negative Emissionen nötig sein, um das Zwei-Grad-Ziel noch zu erreichen. Für das 1,5-Grad-Ziel sind die Anforderungen entsprechend verschärft.³ Technologisch könnte dies prinzipiell möglich sein. Die ökonomischen Kosten sowie die gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen der erforderlichen Emissionsreduktionen lassen aber daran zweifeln, dass künftige Regierungen und Gesellschaften diese Last auch schultern werden. Derzeit ist noch nicht einmal gewährleistet, dass alle Regierungen die vorgelegten NDCs in ihren nationalen Energiepolitiken umsetzen. Nach wie vor setzen sie auf den Ausbau von Kohlekraftwerken in der Stromversorgung.⁴ Kohle ist reichlich vorhanden und trotz aller klimapolitischen Anstrengungen und Kostensenkungen der erneuerbaren Energien in den meisten Regionen auf absehbare Zeit die billigste Form der Stromerzeugung. Sie spielt daher in den energiepolitischen Planungen der Wirtschaftsminister eine wichtige Rolle. Allein die im Jahr 2015 weltweit vorhandenen und geplanten Kohlekraftwerke führen zu kumulativ etwa 330 Gigatonnen CO₂ – damit wäre bereits ein großer Teil des Zwei-Grad-Budgets verbraucht. Dabei ist zu beachten, dass die NDCs und die Kohleausbaupläne unterschiedliche Zeiträume betrachten. Erste detailliertere Analysen auf nationaler Ebene zeigen allerdings, dass bei den gegen-

¹ Vgl. Ottmar Edenhofer u. a.: *Technical Summary*, in: *Climate Change 2014. Mitigation of Climate Change. Contribution of Working Group III to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*, 2014.

² Vgl. Sabine Fuss u. a.: *Betting on Negative Emissions*, in: *Nature Climate Change*, 2014, Nr. 4, S. 850-853.

³ Vgl. Felix Creutzig, Ottmar Edenhofer, Jan C. Minx: *Climate Goals Require Fast Learning in Negative Emission Technologies*, 2016. *Working Paper*.

⁴ Vgl. Jan Christoph Steckel, Michael Jakob, Christian Flachsland, Ulrike Kornek, Kai Lessmann, Ottmar Edenhofer: *Towards Sustainable Development Finance*, 2016. *Working Paper*.

wärtigen expansiven Kohleausbauplänen in zahlreichen Ländern zur Einhaltung der NDCs erhebliche Vermeidungsanstrengungen außerhalb des Stromsektors erforderlich wären.⁵ Im Transportsektor oder im Gebäudesektor sind aber die Kosten für diese Vermeidung deutlich höher als im Stromsektor. Offenbar planen diese Regierungen entweder, ihre Vermeidungsanstrengungen unter hohen Kosten zu erbringen oder ihre freiwilligen Selbstverpflichtungen sind nicht glaubwürdig. Die NDCs sind daher in vielen Ländern offenbar noch nicht mit den nationalen energiepolitischen Plänen harmonisiert: Die Regierungen haben nicht mehr viel Zeit, ihre Ausbaupläne für die Kohlekraft zu revidieren.

Neben der Konsistenz der NDCs mit dem globalen Temperaturziel und nationaler Energiepolitik ist für eine erfolgreiche internationale Kooperation entscheidend, dass die nationalen Pläne zukünftig vergleichbar und überprüfbar sind. Die Nationalstaaten werden nur dann ambitionierte Politiken vorlegen, wenn sie darauf vertrauen können, dass andere Staaten ebenfalls akzeptable Anstrengungen unternehmen.⁶ Die derzeitigen NDCs sind allerdings kaum miteinander vergleichbar. China und Indien etwa haben eine Reduktion der CO₂-Intensität ihrer Wirtschaft versprochen. Ihr absoluter Beitrag zur globalen Emissionsminderung kann daher nur mit Hilfe von unsicheren und umstrittenen Annahmen über das künftige Wachstum ihrer Wirtschaft und Emissionen ermittelt werden. Damit bleibt unklar, was China und Indien tatsächlich zum Erreichen des globalen Ziels beitragen.

Internationale Verhandlungen über CO₂-Preise

Internationale Kooperation erfordert glaubwürdige gegenseitige Verpflichtungen und stabile Anreizstrukturen – und genau daran droht das Pariser System der freiwilligen Selbstverpflichtungen zu scheitern. Beobachten nämlich die Länder, dass ihre eigenen Anstrengungen nicht durch entsprechende Klimapolitik in anderen Ländern erwidert werden, könnte das erhoffte *ratcheting-up* der NDCs sich auch zu einem *ratcheting-down* entwickeln. Einsichten aus der experimentellen Spieltheorie zeigen, dass für ein erfolgreiches *ratcheting-up* gegenseitige Verpflichtungen mit wirksamen Sanktionen erforderlich sind.⁷

⁵ Vgl. Ottmar Edenhofer u. a.: *Reading the Writing on the Wall: Coal and the Paris Agreement*, 2016. *Working Paper*.

⁶ Vgl. Joseph E. Aldy, Keigo Akimoto, William A. Pizer: *Comparing Emissions Mitigation Efforts Across Countries*, *Climate Policy*, <http://www.rff.org/files/document/file/RFF-DP-15-32.pdf> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁷ Vgl. Elinor Ostrom, James Walker: *Trust and Reciprocity: Interdisciplinary Lessons for Experimental Research*, New York 2005.

Ein ausreichend hoher und langfristig steigender, nationaler CO₂-Preis ist hier ein sinnvolles klimapolitisches Instrument.⁸ Erstens sind CO₂-Preise einfach miteinander zu vergleichen. Sie zeigen wenigstens näherungsweise das klimapolitische Ambitionsniveau und die Vermeidungskosten der Länder. Die energiepolitische Umsetzung von CO₂-Preisen ist klar. Emissionshandelssysteme, CO₂-Steuern oder fossile Energiesteuern, aber auch Hybridinstrumente, die Elemente der Mengensteuerung mit denen der Preissteuerung verbinden, sind Möglichkeiten der Implementierung.

In bestehenden (Europa) und neuen (China) Emissionshandelssystemen sollte ein steigender Mindestpreis festgelegt werden, um glaubwürdige internationale Versprechen eingehen zu können.⁹ Im kalifornischen Emissionshandelssystem wurde solch ein steigender Mindestpreis bereits durch einen Reservepreis in den Zertifikatsauktionen eingeführt. Der seit Jahren geringe Zertifikatspreis des europäischen Emissionshandelssystems (EU ETS) würde im Zuge einer solchen Reform nach oben korrigiert werden können und müssen. Damit könnte die dynamische Ineffizienz im EU ETS – also der Aufbau einer langlebigen emissionsintensiven Infrastruktur bei den derzeitigen niedrigen Zertifikatspreisen – korrigiert werden.¹⁰ Zweitens werden durch einen CO₂-Preis die Kosten für den Ausstoß aller CO₂-Emissionen erhöht und Emittenten zahlen für ihre Verschmutzung. Es werden also insbesondere emissionsintensive Produktionsformen wie die Energiegewinnung aus Kohle verteuert und bei einem ausreichend hohen und steigenden Preis unrentabel. Damit kann der Renaissance der Kohle wirksam entgegengewirkt werden. Mittel- bis langfristig gibt es kaum ein anderes kosteneffizientes Klimaschutzinstrument, das die Kohle weltweit aus dem Markt treiben könnte. Eine Verdrängung der Kohle durch die Subventionierung erneuerbarer Energien, wie sie etwa im deutschen Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) verankert ist, wird sich aufgrund der großen Verfügbarkeit und geringen Kosten der Kohle mittel- bis langfristig als sehr teure Strategie und damit als politisch kaum durchsetzbar erweisen.¹¹ Im Gegensatz dazu wird durch einen CO₂-Preis ein glaubwürdiger und kosteneffizienter Pfad der Dekarbonisierung eingeleitet. Erneuerbare Energien wie Wind- und Solarkraft werden wettbewerbsfähig und Investitionen in Entwicklung und Aufbau emissionsarmer Technologien und Infrastrukturen profitabel.

⁸ Vgl. David McKay u.a.: *Price Carbon — I Will if You Will*, in: *Nature*, 2015, Nr. 7573, S. 315-316.

⁹ Ottmar Edenhofer, Axel Ockenfels: Ein Ausweg aus der Klima-Sackgasse, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 246/2015.

¹⁰ Vgl. Ottmar Edenhofer, Bo Normark, Bernard Tardieu: *Euro-CASE Policy Position Paper. Reform Options for the European Emissions Trading System (EU ETS)*, Paris 2014.

¹¹ Vgl. Ottmar Edenhofer, Matthias Kalkuhl, Kai Lessmann: *Renewable Energy Subsidies: Second-best Policy or Fatal Aberration for Mitigation?* In: *Resource and Energy Economics*, Nr. 3/2013, S. 217-234.

Die historischen und gegenwärtigen Schwankungen des Ölpreises illustrieren eindrucksvoll die transformative Kraft von Energiepreisen. Angesichts der vielen potenziellen Veto-Spieler (insbesondere Länder mit großen fossilen Ressourcenvorkommen) und dem konsensbasierten Verfahren in der UN-Klimarahmenkonvention stellt sich die Frage, ob es nicht effektivere Foren gibt, um über ambitionierte CO₂-Preise zu verhandeln. Das Abkommen von Paris ermöglicht und ermutigt solche Verhandlungen auch in anderen multilateralen Kontexten.

Wie könnten diese Verhandlungen aussehen? Einzelne Länder würden sich verpflichten, zunächst nationale CO₂-Preise entweder als Steuer oder als Mindestpreis in Emissionshandelssystemen einzuführen. Die nationalen CO₂-Preise könnten dann konditional formuliert werden. Länder würden nur dann hohe Preise einführen, wenn andere Staaten dies ebenfalls tun. Mit dieser Strategie könnten Befürchtungen über Wettbewerbsnachteile durch CO₂-Bepreisung entkräftet werden. Es wird zudem ein Sanktionsmechanismus etabliert, wenn Länder als Reaktion auf die Senkung von CO₂-Preisen in anderen Regionen ebenfalls ihre Preise senken. Mit Blick auf das Erreichen des Zwei-Grad-Ziels müssten dann regelmäßig die durch CO₂-Preise erreichten und erwarteten Emissionsreduktionen mit den Anforderungen des Langfristziels verglichen und die Preise entsprechend angepasst werden. Bei dieser Strategie könnten zunächst die größten Emittenten vorangehen. Die angekündigten nationalen CO₂-Preispläne könnten auch Teil der formalen NDCs im Rahmen der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen – *United Nations Framework Convention on Climate Change* (UNFCCC) werden. Zusätzliche Länder könnten dann schrittweise einer solchen CO₂-Preiskoalition beitreten. Weitere Forschung sollte die Wirksamkeit und Details der Ausgestaltung dieser Strategie untersuchen.

Strategische Klimafinanzierung

Zu einer weltweiten Koordination und Anhebung der CO₂-Preise wird es angesichts der großen Unterschiede zwischen Ländern jedoch nur dann kommen können, wenn ein Lastenausgleich zwischen Arm und Reich erfolgt. Die Transferzahlungen sollten an ärmere Länder allerdings unter der Bedingung gezahlt werden, dass sie einen Mindestpreis für Emissionen akzeptieren.¹² Vorstellbar wäre ein System von zunächst je nach Ländergruppen differenzierten, aber ansteigenden und mittelfristig konvergierenden Mindestpreisen. Die in Paris vereinbarte Bereitstellung von 100 Milliarden US-Dollar als Klimafinanzierung könnte ein Stützpfeiler dieser Politik werden. Die Höhe

¹² Vgl. Peter Cramton, Axel Ockenfels, Steven Stoft: *An International Carbon-Price Commitment Promotes Cooperation*, in: *Economics of Energy and Environmental Policy*, Nr. 2/2015, S. 51-64.

der Zahlungen aus einem internationalen Topf wie dem *Green Climate Fund* (GCF) müsste dann mit dem Ambitionsniveau der nationalen Klimapolitik verknüpft werden.¹³ Ein Land mit einem vergleichsweise hohen CO₂-Preisniveau würde für seine höheren Vermeidungskosten kompensiert werden – und hätte somit einen Anreiz, in seinem NDC ambitioniertere Klimapolitik festzulegen. Konditionale Transferzahlungen würden das Anreizproblem der freiwilligen Selbstverpflichtungen teilweise auflösen, weil eine Senkung des Ambitionsniveaus zum Verlust der internationalen Unterstützung führen würde. Die Geberländer, die in den internationalen Fonds einzahlen, profitieren ebenfalls vom Bereitstellen der Klimafinanzierung, da die Konditionalität der Zahlungen zu ambitionierteren Emissionsreduktionen in den Empfängerländern führt, wodurch global mehr Klimaschutz erreicht wird. Jedes einzelne Land kann von der Konditionalität profitieren, weil sich damit die Gewissheit erhöht, dass auch andere Länder ambitionierten Klimaschutz unternehmen werden und der eigene Beitrag Teil eines Systems der institutionellen Koordination ambitionierter Klimapolitiken ist. Ein System der konditionalen Transferzahlungen hat jedoch nur dann eine Chance, wenn die Entwicklungsländer die Kapazität und Expertise zur Einführung von CO₂-Steuern besitzen. Ein Teil der versprochenen 100 Milliarden US-Dollar kann zunächst dazu genutzt werden, diese Kapazitäten aufzubauen.

Sorgen über regressive Wirkungen von CO₂-Steuern ließen sich durch die Entwicklung sozial verträglicher und länderspezifischer Steuermodelle verringern. Der GCF könnte etwa Steuererleichterungen und Kompensationszahlungen für ärmere Bevölkerungsgruppen bei der Einführung von CO₂-Preisen vorfinanzieren, um regressive Effekte zu vermeiden und die soziale Akzeptanz zu erhöhen.¹⁴

Diese vorgeschlagene strategische Klimafinanzierung wird jedoch kaum diskutiert. Bislang zielt der GCF auf die Förderung einzelner Projekte ab. Mit Blick auf das selbstgesteckte Ziel einer Unterstützung der Transformation der Weltwirtschaft greift der projektbasierte Ansatz des GCF allerdings zu kurz. Im Vergleich dazu setzt ein durch Klimafinanzierung unterstützter steigender nationaler CO₂-Preis einen strukturellen Anreiz zur Dekarbonisierung und wird bei entsprechender Höhe auch den Ausbau der Kohlenutzung begrenzen. Die zusätzlichen Mittel für die Klimafinanzierung müssen aber auch bereitgestellt werden. Bisher ist das Volumen der Klimafinanzierung aus öffentlichen Geldern noch unklar. Für die kommenden Jahre sind nur zehn Milliarden US-Dollar für den GCF zugesagt, 6,8 Milliarden sind bislang freigegeben. Es besteht zudem die Gefahr, dass die Industrieländer durch kreative Buchführung ihren zusätzlichen Beitrag zur Klimafinanzierung sehr viel

¹³ Vgl. Ottmar Edenhofer, Ulrike Kornek: *The Strategic Dimension of Financing Global Public Goods*, 2016. *Working Paper*.

¹⁴ Vgl. Steckel u. a.: *Towards ...*, a. a. O.

höher erscheinen lassen, als er ist. Bereits bestehende Verpflichtungen aus der Entwicklungshilfe könnten umetikettiert oder private Investitionen, die ohnehin getätigt würden, als internationale Klimafinanzierung angerechnet werden.

Fazit

In der Zukunft müssen institutionelle Mechanismen geschaffen werden, mit denen die Koordination nationaler Klimapolitiken vereinfacht und ambitionierte nationale NDCs international belohnt werden. Es kommt nun darauf an, die Diskussion über koordinierte CO₂-Mindestpreise und konditionale Klimafinanzierung so voranzutreiben, dass die Chancen internationaler Kooperationen steigen und die NDCs das erforderliche Ambitionsniveau erreichen, um das langfristige Temperaturziel zu erreichen. Die G20-Länder sind im Hinblick auf diesen Prozess ein vielversprechendes Verhandlungsforum, immerhin repräsentieren sie 76 Prozent der gegenwärtigen globalen Emissionen. Einige G20-Länder haben bereits CO₂-Preise eingeführt oder prüfen Möglichkeiten ihrer Einführung. Innerhalb der G20 wurde bereits ein Prozess zur Abschaffung fossiler Subventionen (negativer CO₂-Preise) initiiert. Das Pariser Abkommen bietet einen neuen Grundriss für das internationale Klimaregime – eine tragfähige institutionelle Statik hat es aber noch nicht. Die bislang unvermindert anhaltende Renaissance der Kohle lässt nicht mehr viel Zeit für die Verhandlungen. Denn sind die Kohlekraftwerke erst gebaut, wird die Tür zum Verbleiben unterhalb der Zwei-Grad-Grenze krachend zugeschlagen.

Podienreihe **Frieden**

Wie viel Krieg braucht der Frieden?

Gewalt und Gewaltfreiheit im Umgang mit Konflikten

Vortrag am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, CityCube, Halle B

Prof. Dr. Véronique Zanetti, Philosophin, Bielefeld

Wie viel Krieg braucht der Frieden? Der Satz ist eine Anspielung auf das berühmte Sprichwort von Cicero: »Wenn du Frieden willst, rüste zum Krieg.«¹ Ich werde einen ganz anderen Akzent setzen: Wenn du Frieden willst, schaffe die Gründe des Kriegs ab. In Anlehnung an den größten deutschen Philosophen Kant werde ich zeigen, dass ein innerstaatlicher Friede ohne einen globalen Frieden instabil ist. Und ein globaler Friede braucht globale, verbindliche, aber gerechte Institutionen.

Unsere Welt scheint wieder einmal aus den Fugen zu sein: Syrien, Jemen, Afghanistan, Sudan, Libyen – um nur einige akute Kriegsschauplätze beim Namen zu nennen – Millionen Menschen sind dort die Geiseln fortwährend der Kämpfe. Längst haben diese Konflikte Europa erreicht. Völkermigrationen und terroristische Angriffe erschüttern die Grundlage unserer Gesellschaften.

Wir, auf unserer privilegierten Insel, sind fleißig damit beschäftigt, aufzugeben, was die Nachkriegsgeneration nach den traumatisierenden Erlebnissen zweier Weltkriege mühsam aufgebaut hatte. Nationale Egoismen werden wieder hoffähig. Der Ruf nach Polizeischutz und Grenzsicherung wird lauter. Ressentiments gegenüber Fremden nehmen zu. Der Erhalt einer toleranten, demokratischen, postnationalen Europäischen Union ist in Gefahr. Es ist gegenwärtig um den Frieden nicht sonderlich gut bestellt – weder um den äußeren, noch um den inneren. Da ich heute hier als Philosophin stehe, möchte ich auf diese beiden Aspekte eingehen: auf die gesellschaftliche Rechtsordnung, die für Frieden innerhalb eines Gemeinwesens sorgt, und auf die internationale Rechtsordnung, die Frieden zwischen den Staaten verbürgt. Ich werde mich dabei auf zwei bedeutende Philosophen stützen, auf Thomas

¹ Marcus Tullius Cicero: *Qui desiderat pacem, praeparet bellum*. 7. *Philippicae orationes* 19. Als lateinisches Sprichwort überliefert: *Si vis pacem para bellum*. Wörtlich: Wenn du (den) Frieden willst, bereite (den) Krieg vor. Bei dem Sprichwort handelt es sich um die Quintessenz einer nach allen Regeln der Rhetorik gehaltenen Grundsatzrede von Mitte Januar 43 n. Chr.

Hobbes und auf Immanuel Kant. 1651 veröffentlichte Thomas Hobbes seine berühmte Schrift *Leviathan*.² Es ist ein Schlüsseltext der modernen politischen Philosophie. Das Werk ist von der Grundsatzfrage getrieben und beseelt: Wie lässt sich das kriegerische Naturell der Menschen durch Regeln zügeln? Und zwar durch Regeln, die die Menschen nicht von oben empfangen, sondern die sie sich selbst geben. Während er sein überragendes Werk schrieb, wurde Europa durch den Dreißigjährigen Religionskrieg zwischen Katholiken und Protestanten erschüttert. Und als Kant 1795 *Zum ewigen Frieden* verfasste, tobten die Revolutionskriege.

Die gesellschaftliche Ordnung und der innerstaatliche Friede

Es ist ein wesentlicher Gedanke der politischen Philosophie der Moderne, dass die individuelle Freiheit sich selbst vernichtet, wenn ihr nicht durch die Rechtsordnung Schranken auferlegt werden. Die Rechtsordnung besteht in nichts anderem als in der Begrenzung der Einzelfreiheit durch die Freiheit aller anderen. Kant hat dafür die berühmte Formel vorgeschlagen: Handle so, dass deine Freiheit mit der Freiheit von jedermann nach einem allgemeinen Gesetz bestehen kann. Das ist ein Paradox werden Sie sagen, denn die Gesetze schränken die individuellen Freiheiten doch ein.

Noch einmal: Sowohl der gesellschaftliche Friede wie die individuelle Freiheit lassen sich nur durch eine gesetzliche Ordnung konkretisieren und garantieren. Aber nicht durch irgendeine beliebige Ordnung. Hobbes und Kant sind darum so beeindruckend modern, weil sie Folgendes klarstellten: Gesetze sind dann – und nur dann – legitim, wenn sie das Ergebnis einer Entscheidung sind, an der alle Betroffenen gleichberechtigt teilhaben. Solange eine gerechte Ordnung die Interessen aller berücksichtigt, gibt sie niemandem Anlass, seine Ansprüche gewalttätig durchzusetzen.

Nun, werden einige sagen: Damit eine Demokratie gut funktioniert, müssen die Staatsgrenzen zunächst einmal klar bestimmt sein, und das Interesse der Staatsbürger muss den Vorrang vor dem von Ausländern haben. Tatsächlich neigen Staaten dazu, den Kreis derjenigen, deren Interesse zählt, auf die eigenen Bürger einzuschränken. Demokratien tendieren sogar strukturell zum Egoismus: Um gewählt zu werden, müssen sich die Politiker ihren Wählern als »Volksvertreter« beweisen, denen das Interesse der eigenen Bevölkerung am Herzen liegt. Diese Verbindlichkeit gegenüber dem eigenen Staat ist verständlich und berechtigt. Es war allerdings eine weitere großartige Einsicht Kants, dass das Band zwischen Frieden und Gerechtigkeit im Inneren ohne eine entsprechende Geltung im Außenbereich instabil ist.

² Vgl. Thomas Hobbes: *Leviathan or the Matter, Forme, and Power of an Commonwealth, Ecclesiasticall and Civill*, London 1651.

Die äußere Dimension des Friedens und die Herausforderungen an die internationale Friedensordnung

Hobbes und Kant geben uns eine unübertroffen aktuelle Deutung des Begriffs Friede. Wir können darunter nämlich zweierlei verstehen: Mit Blick auf die Außenpolitik meinen wir zum einen die Beendigung eines Konflikts mit Hilfe eines Friedensvertrags. In diesem Kontext hat Friede eine negative Bedeutung. Gemeint ist die Abwesenheit von Gewalt. Und so verstand es Hobbes: Friede herrscht, wenn die Kanonen schweigen, wenn Gewalttätigkeit durch öffentliche Ordnung bezwungen wird. Ein von der internationalen Politik bevorzugtes Mittel, dies zu erreichen, ist das Bedrohungs-gleichgewicht. Es ist uns allen vertraut aus der Zeit des Kalten Kriegs. Und es hat nach einer kurzen Ära der internationalen Entspannung seinen privilegierten Platz im strategischen Denken der Außenpolitik zurückerobert. Denken Sie nur an den in diesen Tagen unterzeichneten Aufrüstungsvertrag zwischen USA und Saudi-Arabien. Hunderte von Milliarden für Waffen, um Iran in Schach zu halten. Kann das eine Lösung zum dauerhaften Frieden sein? Vielleicht werden Sie sagen: Was ist verkehrt am Gedanken des Bedrohungs-gleichgewichts? Wäre ein militärisches Gleichgewicht nicht besser für Millionen von Menschen, die Tag für Tag direkt oder indirekt unter Waffenbeschuss leben? Mag sein.

Vielleicht sollten wir den Korb nicht zu hoch hängen und uns mit einem Ziel bescheiden, das inzwischen selbst schon wie eine Utopie erscheint, nämlich der gewaltfreien Koexistenz. Dabei dürfen wir aber eine Erkenntnis nicht ignorieren, eine bittere Lehre aus den Migrationsströmen der letzten Jahre: Die Instabilität auf Erden gründet wesentlich in der enormen Kluft zwischen Reich und Arm. Damit bin ich bei der anderen Dimension des Begriffs Friede. Friede meint nicht nur die Abwesenheit von Gewalt, sondern auch die Herrschaft einer gerechten politischen und sozialen Ordnung. Ein Friede, auf den wieder ein Krieg folgt – so Kant – ist lediglich ein Waffenstillstand. Friede im strengen Sinn bedeutet aber das Ende aller Feindseligkeiten. Damit der Friede also kein Interimszustand bis zum nächsten Krieg ist, müssen – so Kant – alle objektiv vorhandenen Gründe zum künftigen Krieg beseitigt sein.

Während der Begriff »negativer Friede« also die Abwesenheit direkter Gewalt bezeichnet, setzt seine positive Auslegung auf das Ende von fundamentaler Ungerechtigkeit. Ohne gut funktionierende, verbindliche, aber gerechte internationale Institutionen, gibt es keinen stabilen Frieden zwischen Staaten. Innerstaatlicher Friede und interstaatlicher Friede bedingen einander. Was sind aber nun die objektiv vorhandenen Gründe für künftige Kriege?

Neben den altbekannten Konfliktmechanismen, bei denen schon immer ideologische und religiöse Differenzen eine Rolle gespielt haben, bilden extreme Armut und die wachsende Kluft zwischen Armen und Reichen das größte Pulverfass, auf dem wir sitzen.

Bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat kaum ein Philosoph über Armut nachgedacht, von Marx abgesehen, der im Klassenkonflikt den Ursprung aller Kriege sah. Dieser Blick muss erweitert werden. Und sei es auch nur aus pragmatischen – ja sogar egoistischen – Gründen, weil wir im Interesse des eigenen Überlebens gar keine Wahl haben. Niemand weiß es besser als wir hier in Deutschland, dass sich ein Staat und eine Gesellschaft nicht einmauern können. Man kann Europa nicht durch eine hohe Mauer abschirmen. Man kann es nicht. Und man darf es nicht wollen. Nun investieren liberale Nationen massiv Geld in ihre innere und äußere Sicherheit sowie in humanitäre Interventionen. Aber das sind einseitige Antworten auf unkontrollierbar gewordene Krisen – Krisen und Konflikte, die von den westlichen Mächten oft sogar provoziert oder zumindest mitverantwortet worden sind.

Ich will in diesem Zusammenhang lediglich auf zwei Mechanismen verweisen: zum einen auf die ökonomisch-strukturelle Ausbeutung, zum anderen auf die Ausbeutung durch Interventionen.

Zur strukturellen Ausbeutung nur ein Beispiel: Die Architektur des internationalen Rechts besteht aus Konventionen und Abkommen für Handel, geistiges Eigentum, Arbeitsbedingungen und vieles mehr. Diese Regelungen haben einen bedeutenden Einfluss auf den Lebensstandard der betroffenen Personen und Länder. Sie werden allerdings vor allem von reichen Nationen ausgehandelt und dienen in erster Linie deren Interessen. Den afrikanischen Ländern zum Beispiel gehen durch Exportsubventionen aus den EU-Ländern oder durch den Verlust an Exportgelegenheiten aufgrund des Zoll-Protektionismus der reichen Länder jährlich Hunderte von Milliarden Dollar an Exporteinkünften verloren. Jeder Einspruch gegen die unfairen WTO-Regeln würde scheitern, denn eine Klage gegen die USA oder EU hat keinerlei Chancen auf Erfolg.

Der Aspekt Ausbeutung durch Intervention ist noch komplexer: Für das Entstehen gewalttätiger Konflikte ist in vielen Fällen der Zusammenhang zwischen den Aktionen reicher Länder und den Re-Aktionen armer Länder unstrittig. Genügend Anschauungsmaterial bietet die interventionistische Politik des Westens im Nahen Osten – angefangen beim Sturz des demokratisch gewählten iranischen Präsidenten Mossadegh 1953, provoziert durch die Allianz zwischen England und den USA, bis hin zur Beseitigung des libyschen Diktators Gaddafi 2011. Der Interventionismus des Westens hat zum Zerfall von Staaten geführt, zum Erstarken radikaler islamistischer Bewegungen und nicht zuletzt zur Flucht von Millionen Heimat- und Hoffnungsloser. Es ist ein politischer Skandal und eine moralische Bankrotterklärung, dass in der gegenwärtig dramatischen Situation weder die USA, noch Großbritannien Flüchtlinge aus Syrien, Afghanistan oder Irak in nennenswerter Anzahl aufnehmen. Jahrzehntlang haben sie dort, wie nahezu überall, interveniert. Und jetzt isolieren sie sich mit Parolen wie *America first* und *Leave EU*.

Ich will abschließend noch einmal betonen, dass ein stabiler Friede inner-

halb von Staaten wie auch zwischen Staaten, Regeln des Zusammenlebens und der Kooperation verlangt. Funktionieren kann so ein Regelwerk nur, wenn die Interessen aller Betroffenen berücksichtigt, wenn die Konditionen für alle gleichermaßen fair sind. Demokratien dürfen sich nicht auf die Schultern klopfen, weil sie die Menschenrechte so hochhalten, wenn sie es zugleich völlig in Ordnung finden, dass ihre politischen Vertreter auf internationalem Schauplatz einseitig die Interessen ihrer Gemeinschaft gegen andere durchsetzen, und das sogar mit Gewalt. Wo immer Schädigungen identifiziert werden, an denen wir aktiv beteiligt sind, gebietet die Moral unser Gegensteuern. Das gebietet sogar die bloße Klugheit; denn die Zeiten, in denen es uns egal sein konnte, was in den weniger entwickelten Ländern passiert, sind ein für alle Mal vorbei. Ich hoffe, liebe Zuhörer und Zuhörerinnen, Sie denken nun nicht, dass ich mit der Arroganz derjenigen spreche, die in einem philosophischen Lehnstuhl sitzen und sich in akademische Betrachtungen flüchten.

Ich bekenne freimütig, dass ich nicht in der Haut von politischen Entscheidungen stecken möchte, die das letzte Wort in Sachen Aufrüstung, Abrüstung oder humanitärer Intervention sprechen müssen. Es gibt nämlich moralische Konflikte, die nicht zu lösen sind, ohne dass man sich dabei die Hände schmutzig macht. Aber wir haben gesehen: Für einen Teil des Weltelends sind wir wenigstens mitverantwortlich. Und Friede ist eine globale Verpflichtung. Es gibt keine Entschuldigung fürs Einigeln in die nationale Nische. Und schon gar keinen Grund, sich die Hände in Unschuld zu waschen.

Geistliches Zentrum

Und brannte nicht unser Herz?

Vom Geheimnis des Pilgerns

Vortrag am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 10.2

Dr. Cordula Dietrich, Psychotherapeutin, Berlin

Vor 15 Jahren habe ich das Pilgern entdeckt und als eine große Kraftquelle zu schätzen gelernt. Ich erlebte damals meinen erst kürzlich pensionierten Vater, als er von einem seiner ersten Pilgerwege zurückkehrte: keinesfalls erschöpft oder genervt von einem einwöchigen Fußmarsch von ungefähr 150 Kilometern, den die Gruppe von etwa 50 bis 60 Pilgerinnen und Pilgern in der Woche gemeinsam zurückgelegt hatte, sondern erfüllt von der Freude einer, wie mir schien, ganz besonderen Zeit. Das Besondere daran konnte er mir damals nur bedingt vermitteln und deshalb beschloss ich, im kommenden Jahr einmal selbst mitzugehen. Mich sprach der ökumenische Pilgerweg mit Ziel des Franziskanerklosters Hülfensberg im Eichsfeld auch darum so an, weil er über die ehemalige innerdeutsche Grenze führte. Ich war zu dem Zeitpunkt gerade nach Berlin umgezogen und auch dadurch stärker mit der deutschen Geschichte konfrontiert. Außerdem war auch meine Familie von der deutschen Teilung betroffen, und ich war von Kindheit an mit der Grenze vertraut, die wir während jährlicher Familienbesuche regelmäßig passierten.

Die Eindrücke meines ersten Pilgerwegs waren so tief und erfüllend, dass ich in den folgenden Jahren dabei blieb und nun auf die Erfahrung von 16 Pilgerwegen zurückblicke. Ich werde versuchen, für Sie die wesentlichen Aspekte der therapeutischen Wirkung des Pilgerns zusammenzufassen.

Der Pilger entscheidet sich bewusst dazu, eine Woche völlig anders als in seinem Alltag zu verbringen. Während dieser Woche lebt er ganz einfach, verzichtet auf Genussmittel und reduziert das Gepäck auf das Wesentliche. Die Strecken von 15 bis 30 Kilometer täglich legt er zu Fuß zurück, ist dabei der Erde nah und kann Erdung auf besondere Weise erleben, während er gehend den Kontakt zu den Wurzeln menschlichen Lebens sucht. Im einfachen Leben in dieser Zeit besinnt er sich vertieft auf Gott und kann diese Zeit zum Anlass nehmen, während des Pilgerns auch den eigenen Lebensweg zu bedenken. Ein Bus übernimmt den Transport des Gepäcks der ganzen Gruppe zum Nachtlager. Entschleunigung und Erdung passieren dadurch ganz automatisch und selbstverständlich in einer Zeit, wo es leicht und günstig ist, mit dem Flugzeug ferne Länder zu erreichen und das schnelle Reisen

vielen zur Verfügung steht. Entschleunigung und ein einfaches Leben immer mit Ausrichtung auf Gott, der Ziel der gemeinsamen Pilgerreise ist, erwarten den Pilger auf dem Pilgerweg mit einer festgelegten Tagesstruktur, die auch genügend Zeit für Stille lässt, wenn man sie sucht und braucht.

So eröffnet sich für den Pilger auf dem Weg allmählich ein neuer Raum für den ganz persönlichen Aufbruch und Umbruch, für innere und äußere Bewegung und Veränderung. In der Stille kann er sich dem inneren Schweigen annähern, sich anschauen, welche Gedanken und Gefühle auftauchen, und kann auch lernen, sich von ihnen zu distanzieren und sie loszulassen. Im Gehen setzt er diesen Prozess körperlich um, indem er gehend nach vorne ausgreift, einen neuen Raum gewinnt und anderes zurücklässt. Gedanken können losgelassen werden, aber auch Gefühle wie Bitterkeit und Zorn, Belastung und Kummer. Die inneren Stürme finden an manchen Tagen in der Natur eine Entsprechung. Da peitscht der Regen und der Sturm braust. Und dann wird es allmählich still, wenn der Pilger seinem inneren Sturm begegnen lernt, die quälenden Gedanken rauszuwerfen im Stande ist und wieder Herr wird im eigenen Haus. Dann wird inneres und äußeres Schweigen erlebbar, mit dem beglückenden Gefühl, der eigenen Mitte, dem wahren Selbst, dem Göttlichen im Menschen ein Stück näher zu kommen. Sören Kierkegaard zum Beispiel sagte sogar einmal, er kenne keinen Kummer, von dem er sich nicht habe »frei gehen«¹ können. Auch von psychologischer Seite her ist bekannt, dass neben dem reinen Aussprechen das körperliche Ausagieren noch besser von Ärger, Unzufriedenheit und anderen negativen Gefühlen befreien kann. Im Gehen kann der Pilger immer wieder das Loslassen üben, Schritt für Schritt. Ein ganzheitlicher Reinigungs- und Befreiungsprozess kann in Gang kommen. Während des Gehens kann sich der Pilger auch mit dem eigenen Lebensweg, seinen Niederlagen und Enttäuschungen, seinen Umwegen und Sackgassen auseinandersetzen und auch sein Lebensziel neu bedenken. Das Ziel nicht nur auf dem Pilgerweg ist die Suche nach Gott, ganz besonders auch in diesem Leben schon seine Nähe zu erleben und offener zu werden für seine Gegenwart. Auf dem Pilgerweg vollzieht sich dieses »durchlässig werden für Gott« ganz allmählich. Es ist zum Beispiel in der Gastfreundschaft der Menschen am Weg, in der Geschwisterlichkeit der Pilgerinnen und Pilger untereinander und nicht zuletzt in einer tragenden Gemeinschaft erlebbar.

Der Pilger verbringt eine Woche in einer Gemeinschaft unterschiedlicher

¹ Vgl. Sören Kierkegaard: Brief an Jette 1847. »Verlieren Sie vor allem nicht die Lust dazu, zu gehen: ich laufe mir jeden Tag das tägliche Wohlbefinden an und entlaufe so jeder Krankheit; ich habe mir meine besten Gedanken angelaufen, und ich kenne keinen, der so schwer wäre, daß man ihn nicht beim Gehen loswürde [...] beim Stillsitzen aber und je mehr man stillsitzt, kommt einem das Übelbefinden nur umso näher [...] Bleibt man so am Gehen, so geht es schon.«

Menschen verschiedenster Altersgruppen. Auf unseren Wegen waren der jüngste Pilger zwölf und der älteste 80 Jahre alt. Die Pilgergemeinschaft formt sich auf jedem Weg neu. Zu Beginn des gemeinsamen Wegs werden einige Aufgaben verteilt, die das Zusammenleben regeln helfen: angefangen von Küchenpersonal, über den Fahrdienst, das Reinigungsteam, die musikalischen Gestalter, den Kreuzträger ... um nur einige zu nennen. Jeder und jede übernimmt ein Stück Verantwortung für die Gruppe und ihre Gestaltung. Alltagsrollen können für eine Woche abgelegt werden; es gibt viele Möglichkeiten, sich innerhalb der Pilgergemeinschaft neu zu erleben und vor allem eins, nämlich Mensch sein zu dürfen. Auch wird bald deutlich, dass trotz der Reduzierung auf das Nötige im jeweiligen Gepäck in der Summe immer mehr als genug für alle da ist, und meist wird schnell geteilt und ausgetauscht. Die Erfahrung, dass die Gemeinschaft von jedem mitgeformt wird, dass sich der Reichtum der Gruppe erst im respektvollen Für- und Miteinander und im Teilen aller Pilgerinnen und Pilger entfalten kann, ist etwas sehr Kostbares. Der Reichtum der Gruppe zeigt sich vor allem in ihrer Vielseitigkeit, im Zusammenspiel der Gruppe mit dem Beitrag jedes Einzelnen. Sie drückt sich am Ende des Wegs dann in einem herzlichen Dank von allen an alle aus.

Im Unterschied zum Wandern wird beim Pilgern Gott, der den Weg begleitet und das gemeinsame Ziel ist, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Den Tag nach der Stille der Nacht gemeinsam mit einem Gebet zu beginnen, am Abend nach einem gemeinsamen Tagesrückblick mit einem gemeinsamen Gebet in die Stille der Nacht einzutauchen, tägliche musikalisch gestaltete Gottesdienste, abwechselnd mit Eucharistie oder Abendmahlsfeier, das Teilen der Heiligen Schrift am Nachmittag sowie Möglichkeiten, entweder das Rosenkranzgebet oder das Herzensgebet kennenzulernen oder nur die Natur in der Stille zu erleben sind einige der vielen spirituellen Angebote. Aber auch in der körperlichen Erschöpfung und in auf dem Weg aufbrechenden Schmerzen, in plötzlich auftretenden Herausforderungen und Grenzsituationen kann die Nähe Gottes auf dem Weg besonders tröstend und direkt erfahren werden. Da wacht der Pilger morgens von einem sanft gesungenen Lied auf oder er spürt einen stillen Händedruck in einem Moment, wo sich Schmerzhaftes zeigt, oder jemand übernimmt den schwerer gewordenen Rucksack für eine Weile während des Aufstiegs am Berg oder da öffnet ein freundlicher Mensch am Wegrand großzügig seine privaten Räume, um den Pilgern im Regen einen trockenen Platz anzubieten. Oder die Natur wirkt in manchen Momenten besonders lebendig: Der Wind erzählt ein sanftes Lied, die Zweige wirken wie ein zärtliches Winken, die Bäume am Wegrand verschenken ihre überreifen Früchte großzügig, Brombeer- und Himbeersträucher erinnern an süße, sonnige und unbeschwerte Kindertage. Stille Zeit, gemeinschaftlicher Gesang und Gebete an geschichtsträchtigen Orten wie beispielsweise einer KZ-Gedenkstätte oder dem ehemaligen

Grenzstreifen können zu tieferer Auseinandersetzung mit der Geschichte, zur Heilung seelischer Wunden und zu Tröstung beitragen.

Die Altersunterschiede der teilnehmenden Pilgerinnen und Pilger bieten Gelegenheiten zum Erfahrungsaustausch und der Auseinandersetzung mit einer anderen Generation. Nicht selten entstehen Freundschaften, die über die gemeinsame Pilgerzeit hinaus bestehen bleiben. Für manche ist die Pilgergemeinschaft wichtiger als die eigene Familie im Sinn einer verlässlichen Größe, die Halt gibt und trägt. Auf Pilgerwegen gibt es nicht selten die Möglichkeit, körperlich fitten und geistig jung geblieben älteren Menschen zu begegnen und sich durch ihre Gegenwart bereichern zu lassen. Da gab es zum Beispiel den 80-jährigen Kreuzträger, der in einem Jahr 1.000 Kilometer auf unterschiedlichen Wegen pilgert und dem das Kreuz, das er auf unserem Pilgerweg trug, keinesfalls eine Last, sondern Leitung und Richtung war. Nach Matthäus 11,29 ist das Kreuz kein drückendes Joch, sondern vielmehr eine leichte Last und weist auch den Weg, den wir im Leben immer wieder neu suchen müssen. Es geht um das Sterben und Loslassenmüssen schon während des Lebens, damit sich immer wieder Auferstehung ereignen kann.

Wer sich speziell zu einem Pilgerweg entschließt, hat es sich vorher meist gut überlegt. So sind einschneidende Lebensereignisse wie ein Umbruch im Leben durch eine Trennung, der Übergang in den Ruhestand, erlittene Verluste durch Krankheit und Tod, die Sehnsucht nach einer spirituellen Gemeinschaft oder die Sehnsucht, Gott neu zu erfahren und eingefahrene Spuren zu verlassen, wesentliche Gründe, das eigene Leben für eine Woche auf einem Pilgerweg betend unter die Füße zu nehmen. Mit der Entscheidung für einen Pilgerweg setzt sich der Pilger in Bewegung, vielleicht zunächst zaghaft und auch skeptisch. Er übernimmt Verantwortung und macht sich auf die Suche nach etwas Neuem. Die tägliche körperliche Bewegung an der frischen Luft belebt Körper, Geist und Seele gleichermaßen. Der Atem kann sich vertiefen und weiten und damit auch der innere und äußere Horizont. Der Pilger kann behutsam auch nach innen gehen und im Schweigen Abstand nehmen von belastenden Gedanken und Emotionen und sich sehr lebendig in der Gegenwart erleben. Die Erde reinigt, das Licht der Sonne kann zu einer positiven Stimmung beitragen, die von Freude und Klarheit geprägt ist. Die Erfahrung, dass auch im Regen Wegstrecken zurückgelegt werden können, kann helfen, innere Hürden zu überwinden, die allein im Alltag als nicht zu bewältigen erlebt werden. Dem Wind können belastende Gedanken überlassen werden und seine Kraft kann helfen, das Innere zu reinigen und wieder, wenn nötig, Herr im eigenen Haus zu werden.

Für den Pilger gibt es auch die Möglichkeit zu geistlichen Gesprächen mit den begleitenden Seelsorgern. Besondere Gebetsanliegen der Pilger werden in einer Gebetstasche am Kreuz mitgeführt und am Ende des Wegs in einer feierlichen Zeremonie verbrannt. Das Pilgerkreuz, aus zwei stärkeren Ästen zusammengefügt, wird jeden Tag mit Feldblumen neu geschmückt. Als Sym-

bol zeigt es Außenstehenden, dass hier nicht eine Wander-, sondern eine Pilgergruppe unterwegs ist. Der Pilger kann frei entscheiden, ob er sich mit seinen Sorgen und Nöten auf dem Weg den Seelsorgern und/oder seinen Pilgergeschwistern oder auch nur Gott allein in der Stille anvertrauen möchte. Er hat die Chance, spirituelle Grenzen zu überschreiten und in mehr spirituelle Eigenständigkeit und Freiheit hineinzuwachsen. Im Sinn der altgriechischen Bezeichnung von *Therapeia* als Dienst, Pflege und Heilung hat das Pilgern besondere therapeutische Wirkung. Im Gehen auf dem Weg kann der Pilger bald Erdung und Entschleunigung erleben, im einfachen Leben und in der Gemeinschaft für Gott durchlässiger werden und seine Gegenwart immer wieder in vielen Augenblicken, zum Beispiel in einer tragfähigen Gemeinschaft aufblitzen sehen.

Ein Pilgerweg kann dem Pilger individuell die Möglichkeit bieten, einen ganzheitlichen Reinigungs- und Befreiungsprozess zu beginnen, den er vielleicht erst einige Wochen und Monate nach seiner Rückkehr in den Alltag spürt. Menschlich und besonders auf spiritueller Ebene haben das die beiden Emmausjünger auch schon vor 2.000 Jahren erlebt, als der auferstandene Jesus unerkannt eine Wegstrecke mit ihnen ging. Rückblickend stellten sie damals erstaunt fest: »Brannte nicht unser Herz, als er auf dem Weg zu uns redete?« (Lk 24,32). Das Pilgern hilft und lädt ein zu beglückenden und befreienden persönlichen Erfahrungen. Wir brauchen uns nur ein wenig zu bewegen.

Genderzentrum

Genderrolle rückwärts?

Geschlechterbilder vor und nach der Kölner Silvesternacht

Vortrag und Gespräch¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Kosmos

Dr. Katarina Barley MdB, Generalsekretärin der SPD, Berlin
Kazim Erdoğan, Psychologe, Initiator des Projekts »Aufbruch Neukölln«, Berlin
Kübra Gümüşay, Journalistin und Bloggerin, Hamburg

Moderation:

Helga Lukoschat, Vorsitzende der Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft, Berlin

Impuls von Katarina Barley

Als ich den Titel dieser Veranstaltung las, habe ich sofort zugesagt, denn diese Silvesternacht in Köln hat, glaube ich, jede Frau tief erschüttert. Köln ist meine Heimatstadt, ich bin dort geboren und aufgewachsen. An diesen Schauplätzen bin ich tausendmal vorbeigelaufen. Und wie die meisten anderen Frauen auch, war ich erst einmal tief betroffen von den Erfahrungen, die diese Frauen gemacht haben und mit denen sie jetzt ihr Leben lang umgehen müssen. Ich war aber auch erschüttert davon, dass es sehr schnell eigentlich nicht mehr um diese Frauen ging. Es setzte sehr bald eine Diskussion ein, bei der die Taten, die dort geschehen waren, und die Anliegen von Frauen in den Hintergrund geraten sind. Wir erleben häufig, dass Vorkommnisse instrumentalisiert werden, nicht in dieser Intensität, aber vom Grundmuster her gleich. Zum Beispiel, wenn das Thema Sicherheit mit Migration vermischt wird und innerhalb einer Debatte Migrationsaspekte und Sicherheitsaspekte auf einmal völlig durcheinanderlaufen und so getan wird, als wäre das deckungsgleich. Das erleben wir hier bei Frauen- und Migrationsthemen. Und deswegen wäre mir so wichtig, dass man die einzelnen Punkte getrennt betrachtet – das mag auch an meiner Juristinnenidentität liegen. Denn Gewalt gegen Frauen ist ja nichts, was es vorher noch nicht gegeben hätte und was es danach nicht mehr gibt. Gewalt gegen Frauen ist ein strukturelles Problem. Man sagt, jede dritte Frau macht die Erfahrung sexualisierter Gewalt, meis-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

tens im häuslichen Umfeld, aber natürlich nicht nur. Dann muss man die Frage aufwerfen, wie man damit umgeht, wenn eine größere Zahl Menschen in unser Land kommt, die ein ganz anderes Frauenbild haben als das, was hier Common Sense ist? Wobei »Common Sense« möchte ich dann gleich schon mal wieder infrage stellen. Wie gehen wir eigentlich damit um, dass Frauenrechte generell unter Druck geraten? Das ist ja ein Phänomen, was wir nicht nur in diesem Zusammenhang sehen und was wir auch nicht nur in Deutschland kennen.

Ich bin Feministin. Und für mich war immer klar: Der Zug der Gleichberechtigung fährt in eine Richtung. Das geht mal langsamer und mal schneller, aber es entwickelt sich nach vorne, zumindest in diesem Land. Und festzustellen, dass das alles andere als selbstverständlich ist, dass es wirklich Menschen gibt, die diese Errungenschaften, die mir selbstverständlich erscheinen, wieder infrage stellen, das ist für mich eine ganz bittere Erkenntnis. Es gibt viele Aspekte, durch die Frauenrechte unter Druck kommen: Das ist die Machokultur, viel krasser ist natürlich der Islamismus. Es ist natürlich auch der Rechtspopulismus. In den Ländern, wo Rechtspopulisten an die Macht kommen, geht es immer den selben an den Kragen: der freien Presse, unabhängigen Justiz, kritischen Kultur und den Rechten der Frauen. Ich nehme jetzt einmal das Beispiel Polen: Es ist dort im Parlament so, als würde die AfD regieren und die CSU wäre die einzige Oppositionspartei. Da gibt es keinerlei linke Parteien mehr im Parlament. Eine Frau regiert und es schockiert mich, dass das nicht davor schützt, dass Frauenrechte erodieren. Da werden auf einmal alle Maßnahmen, die irgendetwas mit Gleichstellung und Frauenförderung und vor allem mit Gleichberechtigung zu tun haben, gestrichen. Abtreibung nach Vergewaltigung wird wieder strafbar. Aber da haben sich die Frauen in Polen gewehrt, sind aufgestanden und haben Druck gemacht. Das passiert aus meiner Sicht viel zu selten. Ich frage mich im politischen Alltag immer, warum das so ist. Ich meine, wir sind die Hälfte der Welt, wir sind die Hälfte Deutschlands. Aber wenn es um Frauenthemen geht, dann ist da irgendwie immer so wenig »Wumms« dahinter, sage ich mal ganz profan. Die meisten Taten in der Kölner Silversternacht waren bis vor kurzem juristisch gesehen gar keine Sexualstraftaten; sie waren juristisch nur als Beleidigung zu fassen. Wenn man zum Beispiel unsittlich angefasst wurde, war das keine Sexualstraftat. Heiko Maas hat bereits 2015 einen Vorschlag für eine Gesetzesänderung² eingebracht, mit dem Ziel, dass solche Delikte wie in Köln als Sexualstraftat angesehen und entsprechend auch härter bestraft werden. Und dieser Gesetzentwurf lag ein Dreivierteljahr im Innenministerium und im Kanzleramt. Ein Dreivierteljahr! Dann kam die Silversternacht, und dann ging es auf einmal ganz schnell. Ähnliche Gefechte führen wir auch bei anderen Punkten.

² Neufassung § 177 und § 179 Strafgesetzbuch.

Wir Frauen sind die Hälfte der Welt. Und warum ist es so schwer? Ich glaube, es ist deswegen so schwer, weil die Diskussion um Rollenverständnisse eben auch etwas sehr Persönliches, etwas sehr Intimes ist, im Grunde genommen jeden an seiner persönlichen Lebenswirklichkeit anpackt. Und sie hat etwas mit Identität zu tun und bei uns in Deutschland auch viel mit Tradition. Wenn es um Gleichberechtigung geht, müssen wir einen noch längeren Weg gehen als andere. Und ich glaube, es ist deswegen auch kein Wunder, dass die Partei, die sich jetzt am rechten Rand ausbreitet, die AfD, gerade auch mit diesem Thema Wahlkampf macht. Damit, dass jede Frau drei Kinder bekommen solle, um den Fortbestand des Volks zu sichern. Und damit, dass Berufstätigkeit nicht zuträglich sei für das Wohl kleiner Kinder. Noch viel krasser finde ich die Forderung, dass Bevölkerungsentwicklung sich an wissenschaftlichen Kriterien orientieren sollte.³ Da gehen wir zurück in Zeiten und zu einem Gedankengut, die wir längst überwunden glaubten. Und es ist kein Wunder, dass weit überdurchschnittlich viele ältere Männer in der Wählerschaft dieser Partei zu finden sind. Denn es gibt eben auch in Deutschland Leute, die damit, dass hier starke Frauen leben, die genau die gleichen Rechte haben wie sie, eben nicht so selbstverständlich umgehen, wie wir das vielleicht gern hätten. Und ich war, ehrlich gesagt, auch der Meinung, dass es von diesen Menschen deutlich weniger gibt, als es offensichtlich der Wirklichkeit entspricht. Deswegen müssen wir die einzelnen Felder wirklich getrennt anschauen und deswegen passen die beiden Überschriften der Veranstaltung nur bedingt zueinander. Die Genderrolle rückwärts ist etwas, was sich vollzieht. Und das passiert völlig unabhängig von der Silvesternacht von Köln. Was wir seit der Silversternacht von Köln stärker benennen als vorher, ist der Einfluss, den Religion, den muslimische Vorstellungen oder muslimische Traditionen auf das Genderbild haben.

Ich würde mir wünschen, dass Frauen sich stärker vernetzen. Ich würde mir wünschen, dass Frauen stärker zueinander stehen. Wir haben ja nicht nur das Thema Sexualstrafrecht, wir haben viele, viele andere Themen: Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt, Gleichberechtigung in der Wissenschaft, Gleichberechtigung bei Familienarbeit und darüber hinaus. Und es ist in der politischen Praxis ein wahnsinnig mühsames Geschäft, weil eben keiner da ist, der so richtig gewillt ist, es anzupacken. Wir hatten mal die Frauenbewegung, die das getan hat, und ich würde mir wünschen, dass wir ein bisschen von dem Schwung, den die Frauenbewegung einmal hatte, wieder aufbringen können, wenn es um solche wichtigen Themen geht wie Genderrollen rückwärts, oder besser noch: vorwärts.

³ Vgl. Programm für Deutschland. Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum Deutschen Bundestag am 24. September 2017. Kap. 7.2.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Helga Lukoschat: Frau Gümüsay, Sie sind Journalistin, Bloggerin, Netzaktivistin. Sie repräsentieren eine neue Generation von Feminismus. Sie sind Politikwissenschaftlerin. Sie haben den *Hashtag* »ausnahmslos« vor anderthalb Jahren gestartet. Was hat Sie da bewegt, was war Ihr Kernanliegen?

Kübra Gümüsay: Es waren verschiedene Feministinnen beteiligt, die schon länger zu diesem Thema arbeiten. Wir haben den *Hashtag* zusammen gestartet. In den ersten Tagen nach der Silvesternacht herrschte natürlich ein großer Schock – insbesondere für diejenigen, die sich mit diesen Themen beschäftigen und selbst sexuelle Gewalt erfahren haben –, denn hierdurch entstehen Traumata, die Menschen ein Leben lang mit sich tragen. Doch relativ schnell ist die Stimmung und auch die Diskussion in eine rassistische Richtung umgeschwungen, bei der plötzlich solche, die sich bisher nur selten als Frauenrechtlerinnen hervorgetan hatten, im Namen aller deutschen Frauen sprechen wollten und ein ganz klares Feindbild formulierten: den Sexismus der anderen – ohne dabei den allgemeinen Sexismus zu thematisieren. Es wurde so getan, als sei Sexismus ein Importprodukt, und an einigen Stellen entstand der Eindruck, Sexismus gebe es ausschließlich bedingt durch sogenannte islamische Kulturen. Das hat bei vielen zu einem großen Unmut geführt, weil die Debatte oberflächlich, populistisch und zugespitzt verlaufen ist.

Selbstverständlich muss man über den Sexismus in bestimmten Communities oder bestimmten Kulturkreisen sprechen, und auch gesondert darüber sprechen. Die Gesamtdebatte hatte aber rassistische Züge erhalten. Normalerweise reguliert sich so etwas von selbst, aber nach der Silvesternacht in Köln haben wir erlebt, wie diese angespannte, populistische und rassistische Stimmung anhielt, und viele von uns hatten das Gefühl, intervenieren zu müssen.

Innerhalb von 24 Stunden sammelten die Initiatorinnen und Initiatoren von #ausnahmslos 3.000 Unterschriften von verschiedenen Organisationen, Individuen und Aktivistinnen. Dabei erhielten wir auch globale Unterstützung. Die ganze Welt schaute darauf, was in Deutschland passiert. Deutschland hatte sich im Jahr zuvor als ein Land hervorgetan, das mit offenen Armen Geflüchtete empfängt, und nun passiert das. Deshalb gab es die globale Aufmerksamkeit und auch den globalen Support für unsere Aktion.

Mein Ziel war nicht, dass wir nicht über Sexismus sprechen, der von Menschen mit Migrationshintergrund oder von Geflüchteten ausgeht, sondern auf die Schieflage in der Debatte hinzuweisen. Es wurde so getan, als seien muslimische Männer oder Männer mit Migrationshintergrund per se dazu programmiert. Diese Stigmatisierung einer Bevölkerungsgruppe war das Problem. Der Erfolg unserer Aktion wurde auch dadurch ersichtlich, dass aus vielen verschiedenen Kreisen, insbesondere aus der Politik, eine gewisse

Erleichterung darüber zu vernehmen war, dass es nun eine zivilgesellschaftliche Stimme gab, die sehr laut Differenzierung einforderte und diese zugespitzte, polarisierende und vereinfachte Diskussionskultur nicht mehr hinnehmen wollte.

Ich glaube, meine Lernerfahrung aus dieser Aktion war, dass die Politik Interventionen aus der Zivilgesellschaft bei solchen Themen dringend braucht, um darauf verweisen zu können, dass die Bevölkerung Differenzierung einfordert und in der Lage ist, die Komplexität dieser Welt, dieser Gesellschaft zu verstehen. Dass die Bevölkerung nicht nur mit populistischen Thesen unterhalten werden kann, sondern sich bewusst ist, dass Gesellschaft, Politik und Welt komplex sind, und auch eine entsprechende politische Debatte wünscht – also eine nachhaltige Debatte, die nicht nur Emotionen hochkochen lässt, sondern an Lösungen arbeitet, die in die Zukunft gerichtet sind, die bei Menschen nicht nur Angstgefühle hinterlässt, sondern ihnen zeigt, dass etwas getan wird, und sie darin bestärkt, selbst etwas zu tun.

Lukoschat: Ich finde es sehr spannend, dass Sie betonen, wie wichtig das Zusammenspiel zwischen zivilgesellschaftlichen Organisationen und Politik ist. Ich glaube, das wird uns die nächsten Jahre noch stärker begleiten. Haben Sie heute, anderthalb Jahre später, den Eindruck, das hat sich doch etwas beruhigt? Oder erleben Sie eher eine Zunahme von Islamfeindlichkeit und im Denken in Stereotypen?

Gümüşay: Ich habe das Gefühl, als sei das, was damals in der Kölner Silvesternacht geschehen ist, und die Debatte, die darauf folgte, eine Art Trauma für die Gesellschaft. Im Nachgang haben wir große Schwierigkeiten entwickelt, über diese Themen zu sprechen, weil man große Angst davor hat, dass es von rechts außen instrumentalisiert werden könnte. Das ist eins der Hauptprobleme, das wir in unserer Gesellschaft aktuell haben, nicht nur im Bezug auf die Kölner Silvesternacht, sondern generell. Diese Wut, die Häme, auch der Hass, der von rechts außen ständig in unsere Gesellschaft hineingetragen wird, führt zu Gegenreaktionen. Und die verursachen, dass wir eigene Debatten nicht mehr führen. Wir sind zum Beispiel nicht mehr in der Lage, darüber zu sprechen, wie wir mit dem Sexismus in unterschiedlichen islamischen Gemeinden gesamtgesellschaftlich umgehen können, weil wir derart große Angst haben davor, dass es von rechts außen instrumentalisiert wird. Wenn ich mich mit Redakteurinnen oder Aktivistinnen unterhalte, spüre ich diese Angst bzw. die Angst davor, selbst diesen Fehler zu machen. Und das erschwert das Sprechen, das erschwert die Debatte. Interessanterweise wird uns genau das von der AfD vorgeworfen, nämlich, dass wir diese Debatten unterschlagen. Und dadurch, dass sie ständig mit diesem Vorwurf kommen und wir ständig auf diesen Vorwurf reagieren, verpassen wir es als

Gesamtgesellschaft, tatsächlich diese Debatten zu führen. Es ist so eine Art selbsterfüllende Prophezeiung.

Zum Vergleich und damit besser nachvollziehbar wird, was für eine Dynamik genau dahinter steckt: Muslimische Gemeinschaften haben als politisierte Gemeinschaft eben dieses Problem 2001 erlebt.⁴ Da ist man auf sie mit sehr vielen globalen Problemen zugekommen und sie mussten darauf reagieren. Die intelligentesten, engagiertesten, gebildetsten Personen aus der muslimischen Zivilgesellschaft wurden hinausgeschickt, um entstandene Zerrbilder zu korrigieren, um etwa deutlich zu machen, dass nicht alle Muslime Terroristen sind. Diese reaktive Haltung hat über die Jahre dazu geführt, dass es immer schwerer wurde, innerhalb von muslimischen Gemeinschaften eigene Themen zu diskutieren. Und irgendwann waren es dann die Islamkritikerinnen und -kritiker, die die innermuslimischen Probleme öffentlich debattiert haben. Ich sehe, wie sich dieses Muster wiederholt und wir uns in der Mehrheitsgesellschaft von dieser aufgezwungenen, reaktiven Haltung gefangen nehmen lassen und es verpassen, eigene Themen zu diskutieren. Ich sage damit nicht, dass wir jetzt alle AfD-Themen diskutieren müssen, im Gegenteil. Eigentlich müssten wir eigene Themen setzen. Wir müssen durchaus über den Sexismus in der Gesamtgesellschaft und im Bezug auf bestimmte Communities diskutieren, aber unter eigenen Fragestellungen und im von uns selbst gesetzten Rahmen, um Lösungen zu entwickeln. Von dieser Diktatur der Themen und Formate von rechts außen müssen wir uns befreien.

Lukoschat: Herr Erdoğan, Sie haben den Verein »Aufbruch Neukölln« gegründet. Neukölln hat in der Republik einen ganz besonderen Ruf, gilt bei vielen eher als Problemviertel. Es ist vielleicht auch ein gesellschaftliches Laboratorium.

Herr Erdoğan, Sie machen dort sehr viel Elternarbeit, haben in Ihrem Verein aber auch Männer- und Vätergruppen. Wie wurden die Ereignisse von Köln in Ihrem Umfeld erlebt und diskutiert?

Kazim Erdoğan: Wir sind mittlerweile Weltmeister, was Pauschalisierung und Verallgemeinerung angeht. Aber wir haben gelernt, damit umzugehen. Natürlich war der Vorfall ein Schock und in den ersten Tagen danach waren viele Teilnehmer der Vätergruppe, die ja auch als Multiplikatoren in Neukölln und ganz Berlin unterwegs sind, komplett irritiert. Manche sagten, sie schämten sich, in das Gesicht von deutschen Frauen zu schauen, weil sie nicht wissen, was in deren Köpfen vorgeht. Das ist das Resultat einer Kommunikations- und Sprachlosigkeit. Wenn man 50, 60 Jahre lang statt einem Miteinander ein Durcheinander, Nebeneinander und Übereinander erlebt,

⁴ Gemeint ist der Zeitraum nach den Terroranschlägen des 11. September 2001 in New York und Washington (Anm. d. Hrsg.).

dann bekommt man das serviert. Aber die Irritation dauerte nicht lange. Wir haben als kleiner Verein am 16. Januar 2016 eine Demonstration organisiert und haben öffentlich die Gewalt geächtet. Mein Wunsch wäre gewesen, wir hätten dort 40.000, 50.000 Männer, auch mit Zuwanderungsgeschichte, gesehen, die demonstriert hätten. Aber wir haben die sexuelle Gewalt nicht hingenommen, haben gekämpft. Leider gab es keine rechtzeitigen präventiven Maßnahmen. Als ob ich geahnt hätte, dass Entwicklungen wie in Köln, Stuttgart oder Hamburg auf uns zukommen werden, habe ich angeregt, schon an der Grenze Flugblätter in verschiedenen Sprachen zu verteilen und über Sitten und Bräuche in Deutschland zu informieren. Was bedeutet es, wenn ich mit einer Frau ein Fest feiere oder wenn eine Frau mich anlächelt? Wir waren darauf gar nicht vorbereitet. Aber wir sollten jetzt nicht mehr jammern, wir müssen so schnell wie möglich, auch präventiv, handeln. Alle gesellschaftlichen Kräfte müssen ihre Kräfte bündeln, damit wir zu besseren Ergebnissen kommen. Ich schäme mich als Mensch, nicht als Mann, dass ich im 21. Jahrhundert Frauenrechte verteidigen muss, die selbstverständlich sein sollten.

Lukoschat: Das ist ein starkes Plädoyer dafür, zu informieren, miteinander zu sprechen und aufzuklären. Ich habe aber oft den Eindruck, dass das immer noch zu wenig passiert. Auch die Vielfalt des muslimischen Lebens in Deutschland ist vielen nicht bewusst. Wie kann es gelingen, besser hinzuschauen und zu differenzieren? Wie gelingt Ihnen das in Ihrer eigenen Initiative?

Erdoğan: Wenn wir nicht weiterkommen, liegt die Schuld auch bei uns. Wir meckern, fluchen und schimpfen; verändern sollen sich die anderen. Das kann nicht funktionieren. Jeder von uns muss kleinere Brötchen backen. Auch wenn die Politik Milliarden von Geldern ausgäbe – ohne Unterstützung der Bevölkerung, der Betroffenen wird es nicht gehen. Wir müssen alle Menschen mit den richtigen Werkzeugen und den dazugehörigen Ersatzteilen einladen, mitzuwirken. Ich habe vier Werkzeuge ständig in meinen Hosentaschen: gleiche Augenhöhe, eine verständliche Sprache, die Menschen dort abholen, wo sie sind, unabhängig davon, was sie verursacht haben. Und viertens: aufsuchende Arbeit. Ich meine damit, dass die schönsten Flyer, die schönsten Broschüren der Welt keine Garantiescheine dafür sein können, mehr Menschen mitzunehmen. Wir müssen mit Menschen reden und kommunizieren, denn 90 Prozent der Probleme in unserem schönen Land sind Resultate der Kommunikations- und Sprachlosigkeit. Mit diesem ersten Schritt sollten wir beginnen, denn jede Veränderung beginnt doch mit einem ersten Schritt.

Gümüşay: Es gibt einen sehr schönen TED-Talk von der nigerianischen Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie mit dem Titel »Die Gefahr der

einzig Geschichte⁵. Sie ist Dozentin in den USA. Ein Student hatte einen Roman von ihr gelesen, der in Nigeria spielte und in dem es eine gewalttätige Vaterfigur gab. Dann sagt der Student zu ihr, er fände das Buch sehr schön, aber es sei schade, dass afrikanische Männer so gewalttätig seien. Und sie antwortete, ja, sie habe kürzlich auch ein Buch gelesen, »American Psycho«, und es sei so traurig, dass amerikanische Männer alle zu Serienmördern werden würden. So zeigt sie sehr schön auf, was es mit einem macht, wenn eine Bevölkerungsgruppe, insbesondere eine marginalisierte Bevölkerungsgruppe immer nur über eine Geschichte und Erzählung wahrgenommen wird. Und wenn wir von Afrika, diesem riesengroßen Kontinent, nur die Erzählung von Gewalt, Armut, Krieg usw. kennen, dann reduzieren wir die Menschen genau auf diese Erzählebene. Wir würden aber niemals von »American Psycho« ausgehend eine Psychoanalyse der gesamten amerikanischen Gesellschaft machen. Denn wir haben gehört, wie es ist, in den USA geboren zu werden, zu sterben, aus dem Tod zu erwachen, sich zu verlieben, sich zu entlieben, betrogen zu werden – alle Facetten des amerikanischen Lebens kennen wir durch die medial vielfältige Darstellung dieser Bevölkerung. Wenn wir hier in Deutschland muslimische Gruppen, Schwarze oder Homosexuelle in ihrer Vielfalt, in ihrer Menschlichkeit darstellen würden, dann würden wir nicht mehr aufgrund einer Debatte oder einer solchen schrecklichen Nacht ein Gesamturteil über eine gesamte Bevölkerung fällen. Was wir eigentlich brauchen, ist eine vielfältige Darstellung in unseren Medien; Chimamanda sagt abschließend den sehr schönen Satz: »Das Problem mit Klischees ist nicht, dass sie unwahr sind, sondern dass sie unvollständig sind.«⁶

⁵ Vgl. https://www.ted.com/talks/chimamanda_adichie_the_danger_of_a_single_story?language=de (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁶ Ebd.

Zentrum **Gottesdienst**

Ich sehe was, was du nicht siehst

Was wächst nach dem Ende der Volkskirche?

Vortrag am Freitag, 26. Mai 2017, Paul-Gerhardt-Kirche

Dr. Andreas von Maltzahn, Bischof, Schwerin

Weiße Flecken oder: Was wächst nach dem Ende der Volkskirche?

Was wächst nach dem Ende bisheriger, volksskirchlich geprägter Arbeitsweisen? Dieser Frage möchte ich mich im Blick auf die sich verändernde Gottesdienstlandschaft stellen. Acht Befunde aus dem real existierenden Mecklenburg:

1. Zunächst einmal erstaunlich: Die Zahl der Gottesdienste nimmt ab, aber die Zahl der Feiernden bleibt stabil. Im vergangenen Jahr wurden zum Beispiel rund 1.250 Gottesdienste weniger gefeiert als im Jahr zuvor, aber die Zahl der Teilnehmenden stieg sogar um gut 6.000.
2. Andererseits gilt: Der »normale« Sonntagsgottesdienst ist – insbesondere in strukturschwachen, ländlichen Räumen – zumeist eine Veranstaltung von wenigen. Der öffentliche Charakter eines Gottesdienstes ist oft nicht mehr erkennbar. Theoretisch steht er zwar allen offen, ist jedoch liturgisch eher etwas für Eingeweihte. Soziale Kontrolle ist in manchen Dörfern nach wie vor wirksam (»Rennst du jetzt auch zum Pastor?«); dazu kommt das faktische Image (»Da sind die unter sich.«) – all das sorgt an normalen Sonntagen eher für eine geschlossen wirkende Gesellschaft. Gottesdienste fallen aus Mangel an Beteiligung aus. Die kleine Zahl lässt liturgische Vollzüge häufig nicht mehr stimmig sein. Jugendliche feiern normalerweise nicht – mit Ausnahme von Konfis, die auf ihre Unterschriften kommen müssen.
3. Gottesdienste zu unterschiedlichsten Höhepunkten werden häufiger angeboten und gut besucht: Gottesdienste zu Jubiläen großer diakonischer Einrichtungen, anlässlich des Erntefestes (das meint aber nicht den klassischen Erntedankgottesdienst) und zu Dorffesten – nicht nur zu runden Jubiläen. Wir sind ein gutes Stück vorangekommen in der Wiedergewinnung des öffentlichen Raums – gerade auch hinsichtlich der dörflichen Festkultur.

4. Gottesdienste für besondere Zielgruppen werden vermehrt gefeiert und sprechen erfreulicherweise auch Menschen an, die mit Kirche normalerweise nichts am Hut haben. Da gibt es unter anderem Hubertusmessen, Florianismessen für Angehörige der Freiwilligen Feuerwehr, den Reitergottesdienst zu Ostern, Gottesdienst zum Jubiläum der Malerinnung, einen Töpfergottesdienst zum jährlichen Töpfermarkt, nicht nur Biker-, sondern auch Traktorengottesdienste mit anschließendem Rockkonzert im Pfarrgarten.

5. Gottesdienste an besonderen Orten erfreuen sich zunehmender Beliebtheit: Himmelfahrt unter freiem Himmel ist weithin üblich, Seebrückengottesdienste an der Küste haben erstaunlichen Zulauf, Sommergottesdienste in privaten Gärten – und die Leute stehen Schlange, einmal mit ihrem Garten Gastgeber zu sein, Tauffeste an der Ostsee oder an einem Binnensee.

6. Gottesdienste mit besonderem liturgischem Gepräge sprechen Hochverbundene, aber auch Menschen ohne Kirchengemeinschaft an: Passionsandachten, in denen meditative Elemente und Symbolhandlungen an die Stelle der Predigt treten oder an Orten heutigen Leidens, zum Beispiel an einer Kreuzung mit tödlichen Unfällen, am ehemaligen Lebensmittelgeschäft, das als Ort der Kommunikation vermisst wird, an einer Bushaltestelle, an der nur noch selten ein Bus hält und die dafür steht, dass Menschen sich von der gesellschaftlichen Entwicklung abgehängt fühlen, am Grab eines unbekanntes Soldaten, vor einer stillgelegten Schule, auf dem Hof eines Milcherzeugers, der von seiner Arbeit nicht mehr leben kann. An diesen Orten heutiger Leiderfahrungen wird von unterschiedlichen Akteuren jeweils ein Wort zur Sache und ein geistliches Wort gesagt und liturgisch aufgenommen – mit erstaunlicher Resonanz. Die Thomasmesse wird in der Nacht der offenen Kirche gefeiert, Friedensandachten im Bangen um den Fortbestand der Werft, Friedensgebete und Andachten anlässlich von Aufmärschen und Demonstrationen oder nach einem Anschlag, das klassische Taizé-Gebet in abgewandelter Form: Ein Vierteljahr lang wird es einmal pro Woche in einem der Dörfer gefeiert, das nächste Vierteljahr dann in einem anderen – und einige aus dem ersten Ort, die diese Andachtsform lieb gewonnen haben, machen sich auf den Weg an den neuen Ort.

7. Die Zusammenlegung von »normalen« Gottesdiensten führt meist nicht dazu, dass die Leute dann auch in den Nachbarort fahren. Das ist nicht nur eine Frage der Einstellung oder der Beweglichkeit. Hier drückt sich auch eine hohe Verbundenheit zum eigenen Kirchengebäude aus. Neue, kleine Gottesdienstformen, die Woche für Woche von Kirchenältesten in der örtlichen Kirche für geistliches Leben sorgen, sind noch nicht implantiert. Die Anzahl der Lektorinnen und Prädikanten wächst, aber deckt bei weitem noch nicht den Bedarf.

8. Ein Blick auf die Kasualgottesdienste zeigt, dass die Zahl der kirchlichen Trauerfeiern spürbar zurückgeht, leider auch bei Verstorbenen, die zur Kirche gehörten. Hier kommt die Entfremdung der nächsten Generationen zum Tragen. Andererseits ist die Trauerfeier oft nach wie vor der am besten besuchte Gottesdienst auf dem Land und erreicht viele Menschen – auch jenseits der Gemeinde. Vermehrt werden kirchliche Trauerfeiern für Menschen ohne Kirchenmitgliedschaft angeboten. Nicht nur darum ist es an der Zeit, die Leitlinien kirchlichen Lebens im Sinn einer gastfreien, dienenden Kirche zu überarbeiten.

Eventkultur oder neue Achtsamkeit?

Wie sind die beschriebenen Entwicklungen zu deuten? Man kann die gottesdienstliche Hinwendung zu besonderen Anlässen, Orten, Liturgien oder auch an spezielle Zielgruppen wie Reiter und Liebhaber von Traktoren als »Einbruch des Zeitgeistes« geißeln. Vielleicht ist es jedoch etwas anderes – ein waches Wahrnehmen der Menschen in ihren Bedürfnissen und Themen, worauf sie ansprechbar sind, der Impuls, zu den Menschen hinzugehen und auch gottesdienstlich auf sie einzugehen. Heinrich Rathke entwickelte auf der Bundessynode 1971 in Eisenach das Leitbild einer »Kirche für andere« und sagte dabei: »Nur im Hingehen zu den anderen (Mission) erhält die Gemeinde sich selbst das Evangelium. [...] Nur im Anreden der anderen begreift die Gemeinde das Evangelium. So erst erweist sich, ob unser Wort verstanden wird und befreit oder ob wir Steine statt Brot austeilen. Es geht nicht nur darum, dass wir christliche Wahrheiten in der Sprache von heute ausdrücken und weitergeben und mit modernen Übersetzungen und Stilmitteln in der Kirche operieren. Wo das Wort des »Menschen für andere« mich drängt, wirklich auf den anderen einzugehen, könnte es geschehen, dass erst dann beiden aufgeht, wie dieser Jesus unser Leben prägt (Mt 18,20; Lk 24,31).«¹ Wenn dies der bewegende Impuls der Veränderungen ist – nicht nur Formen der Kommunikation des Evangeliums auf der Höhe der Zeit zu suchen, sondern darin auch das Evangelium von Jesus Christus für sich selbst neu verstehen zu wollen –, dann kann ich solchen Impuls nur begrüßen.

Rahmenbedingungen für eine vielfältige Gottesdienstlandschaft

Es braucht eine »Kultur der Erlaubnis«, bedrückende Kleinstgottesdienste nicht krampfhaft durchhalten zu müssen, Schwerpunkte auch bei Gottesdiensten setzen zu dürfen, eine kreative Atmosphäre zu fördern, in der die

¹ Vgl. Heinrich Rathke: Kirche für andere – Zeugnis und Dienst der Gemeinde (Bundessynode Juli 1971 in Eisenach), in: Kirche als Lerngemeinschaft. Dokumente aus der Arbeit des Bundes der evangelischen Kirchen in der DDR, Berlin 1981.

Suche nach neuen Gottesdienstformen unterstützt wird – all das ist Aufgabe von Leitung. Diese Kultur der Erlaubnis darf dabei nicht auf Gottesdienstliches beschränkt bleiben. In Mecklenburg sind wir dabei, Aufgabengebiete bzw. Gebiete unterschiedlicher gemeindlicher Präsenz zu unterscheiden. Das heißt, zum einen gehört jeder Ort zum Seelsorge- und Kasualgebiet einer Kirchengemeinde. Ihre Mitarbeitenden sorgen dafür, dass überall Seelsorge und Kasualien auf Anfrage hin wahrgenommen werden können. Zum anderen werden jedoch – zeitlich befristet – Gemeindegebiete festgelegt, in denen über Kasualien und Seelsorge hinaus schwerpunktmäßig Gemeindeaufbau geschieht, weil sich dort Menschen zusätzlich zu den hauptamtlich Tätigen für ein vielfältiges Gemeindeleben engagieren. Gottesdienste und andere Veranstaltungen sollen zukünftig dort stattfinden, wo die jeweiligen Gemeindeglieder oder Bewohner diese wirklich wünschen und dafür mit Verantwortung übernehmen. Wo auf diese Weise Freiräume entstehen, kann Neues wachsen.

Eine weitere Hoffnung setze ich darauf, Ehrenamtliche zu stärken. Welche Schätze wachsen unserer Kirche mit den Lektoren und Prädikantinnen zu! Sie gut auszubilden und zu begleiten, sie nicht als Lückenbüßer zu missbrauchen, sondern ihre Gottesdienste als kostbaren Dienst am Leib Christi zu achten – darauf kommt es an. Zugleich träume ich davon, dass Gottes Geist Menschen bewegt, sonntags wieder in die kleine Dorfkirche zu gehen, auch wenn kein Pastor da ist: Eine stimmt ein Lied an. Ein anderer liest das Evangelium. In einem Moment der Stille halten sie Gott hin, was sie bewegt. Gemeinsam wird das Vaterunser gebetet. Jemand spricht den Segen. Wo es gelingt, solch eine neue Tradition zu pflanzen, kann das die Atmosphäre eines Ortes verwandeln.

Vorhang zu – und viele Fragen offen

Auf viele Fragen weiß ich noch keine Antwort: Wie kann die hohe Bindung an die eigene Kirche wieder stärker gottesdienstlich zum Tragen kommen? Wie können wir Jugendliche wieder für den Gottesdienst gewinnen? Und wie steht es mit Gottesdiensten für Menschen, die sich sehr reflektiert als »religiös unmusikalisch« beschreiben? Müssen sie erst werden wie wir? Oder kann es gelingen, einen anderen Weg mit ihnen und für sie zu entwickeln, so dass sie ins Vertrauen, Lieben und Hoffen, also in die Beziehung zu Gott finden, ohne zuvor religiös musikalisch werden zu müssen? Hans-Martin Barth² hat die Herausforderung formuliert, auch nach Sprache, Ritualen und Gestalten für ein religionstranzendenten Christsein zu suchen. All das sind spannende Zukunftsaufgaben für Theologie und Kirche. Ich bin zuversichtlich, dass wir

² Vgl. Hans-Martin Barth: Konfessionslos glücklich. Auf dem Weg zu einem religions-tranzendenten Christsein, Gütersloh 2013.

in dieser Suchbewegung nicht scheitern werden – hat doch Gott selbst verheißen: »Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.« (Jer 29,13b.14a).

Ökumenische Gottesdienste an Christi Himmelfahrt

Du siehst mich (Genesis 16,13)

Eröffnungsgottesdienst für den
Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg

Dialogpredigt am Donnerstag, 25. Mai 2017, Bühne am Petriförder,
Magdeburg

Bischof Dr. Gerhard Feige, Vorsitzender der Ökumenekommission der
Deutschen Bischofskonferenz, Magdeburg
Ilse Junkermann, Landesbischöfin, Magdeburg

1. Wahrnehmungen

Gerhard Feige: Gesehen zu werden ist ein elementares menschliches Bedürfnis. Schon das Neugeborene versucht, Kontakt aufzunehmen; es will gesehen und gespiegelt werden. Nur so kann es im Laufe der Zeit überhaupt eine eigene Identität entwickeln. Neurobiologische Studien zeigen darüber hinaus, dass nichts die Lebensfreude und Motivation so sehr anregt, wie von anderen wohlwollend wahrgenommen und anerkannt zu werden. Und umgekehrt gilt: In diesem Sinn keine Wertschätzung zu erfahren, kann krank machen. Ja, es kann sogar zu einer existenziellen Bedrohung werden.

Beides kommt uns im Text aus dem ersten Buch Mose entgegen: wie leidvoll es ist, verkannt oder gering geschätzt zu werden – und wie befreiend und ermutigend hingegen, mit einem liebenden Blick gesehen zu werden.

Ilse Junkermann: Da ist Sarai. Ist sie aus Gottes Blick geraten? So lange schon wartet sie auf den versprochenen Sohn! Und da ist Hagar, ihre Sklavin. Niemand sieht sie als eigene Person. Aber dann wird sie in Sarais Augen ganz wichtig: Sie soll an ihrer Stelle den versprochenen Sohn bekommen. Und es klappt. Aber: »Als diese sah, dass sie schwanger war, wurde ihre Herrin gering in ihren Augen.« Ja, so ist das, wenn einer auf den anderen herabsieht. Die Situation eskaliert. Sarai geht so hart mit Hagar um, dass diese flieht. Nur weg!

Aber wohin soll sie? Mitten in der Wüste landet sie. Im Nirgendwo. Und da findet sie der Bote der Lebendigen. Er sieht nach ihr. Er spricht mit ihr. Und er eröffnet ihr eine große Zukunft: Du sollst Mutter eines großen Volks werden. So erfährt sie: Gott sieht mich. Hagar erfährt: Auch ich, die Sklavin und die Fremde, bin in Gottes Blick. Die Lebendige sieht auch mich und sorgt für mich.

So erzählt uns die Bibel: Gottes Verheißung gilt Verschiedenen: Isaak und Ismael, Israel und der christlichen Kirche aus allen Völkern, Rom und Wittenberg, Wittenberg und Genf ... Und jede Seite wählte sich jahrhundertlang allein in Gottes Blick!

2. Wandel des Blicks aufeinander

Feige: Darüber gibt es Streit und Krieg. So kam es in der Folge der reformatorischen Auseinandersetzungen zu einer unsäglichen Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit zahllosen Konflikten und Verletzungen. Geistliche und theologische Anliegen vermischten sich mit politischen Interessen. Bluttige Konfessionskriege wurden geführt, Andersgläubige unterdrückt, verfolgt und vertrieben. Jahrhundertlang war es belastend, wie evangelische oder katholische Mehrheiten mit der jeweils anderen konfessionellen Minderheit umgegangen sind.

Nach wie vor gibt es Erinnerungen an markante Ereignisse, die weiterwirken. Dazu gehört zum Beispiel die Bannandrohungsbulle gegen Luther. In diesem Text sind Verurteilungen ausgesprochen, von denen sich evangelische Christen bis heute getroffen fühlen. Umgekehrt ist katholischerseits wiederum die Erinnerung an die Reaktion Luthers noch im Gedächtnis. Während er den Papst darin als »Antichristen« bezeichnete, haben ihn seine Gegner als »siebenköpfig« verteufelt.

Junkermann: Offenbar ist es schwer auszuhalten: Gott sieht mich, sieht uns – und die anderen. Und so macht man sich Bilder. Noch in meiner Kindheit hörte ich, wie *die Katholischen* sind, zum Beispiel können sie, weil sie zur Beichte gehen, »ruhig mal über die Stränge schlagen«. Und natürlich sind *wir* die Besseren. So verzerrt sich der Blick. Das reicht bis in unsere Gegenwart.

Feige: Vor nicht allzu langer Zeit hieß es in der Hinführung zu einem Podiumsgespräch: »Zwei Kirchen – zwei Kulturen: auf der einen Seite die männlich geprägte katholische Kirche mit ihren zölibatären Priestern, auf der anderen die evangelische Kirche mit ihren Pfarrerinnen und Bischöfinnen [...]. Die evangelische Kirche, die sich als Kirche der Freiheit versteht, und die katholische, die von ihren Gläubigen Gehorsam verlangt.«¹

Junkermann: Und umgekehrt erinnere ich mich gut, wie sprachlos ich damals als Vikarin war. Bei meiner ersten Beerdigung in einem überwiegend katholischen Dorf verließen die älteren Frauen fluchtartig die Kirche, als ich hinter

¹ Arbeitskreis Konzilsgespräche Konstanz: Flyer zum 9. Konstanzer Konzilsgespräch am 31.01.2014.

dem Sarg her in die Kirche kam. Das war sehr kränkend, es ging nicht um meine Person, nur um mein Geschlecht.

Feige: Wir haben also allen Grund, uns selbstkritisch der Vergangenheit zu stellen und unseren Blick reinigen zu lassen. Wie kann das gehen? Nun, das wird möglich, wenn man versucht, die eigene Geschichte mit den Augen der anderen zu betrachten und sich so in deren Erleben hineinzusetzen. Wichtig dabei ist vor allem, den Blick einzuüben, mit dem Gott auf jeden und jede von uns schaut: den Blick der Liebe, der zutiefst wohlwollend und zugleich realistisch ist. Denn Liebe macht sehend: Sie sieht die anderen so, wie Gott sie sieht. Ein solcher Perspektivwechsel geht nicht ohne Umkehr und Erneuerung. Die Voraussetzung ist, nicht nur den Splitter im Auge des anderen zu sehen, sondern auch den Balken bei sich selbst. Ja, noch mehr: Umkehr bedeutet auch, zu erkennen, dass der Geist Gottes ebenso bei den anderen am Werk ist. Auch sie sind im Blickfeld Gottes.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass es die Bereitschaft dazu durchaus schon in den Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts gab. Gestalten wie Philipp Melancthon und Julius Pflug haben sich um Verständigung und Versöhnung bemüht. Dadurch hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass wir einander bedürfen, um zur Fülle des christlichen Zeugnisses zurückzufinden. So stellt Martin Luther auch für Katholiken eine geistliche und theologische Herausforderung dar. Durch seine intensive Ausrichtung auf Jesus Christus hat er ins Bewusstsein gebracht, dass die Kirche eine *ecclesia semper reformanda* ist, das heißt von Christus gerufen, sich ständig erneuern zu lassen. Inzwischen hat die katholische Kirche viele Impulse aufgenommen, die durch die Reformation angestoßen wurden, zum Beispiel die erneute Aufmerksamkeit für die Heilige Schrift und die Beteiligung aller Getauften am Leben der Kirche.

Junkermann: In den letzten Jahren haben auch evangelische Christen bei ihren katholischen Geschwistern manches neu schätzen gelernt. Ich denke an die katholische Frömmigkeit, die reich und vielfältig an Formen ist: klösterliche Zurückgezogenheit im Kloster auf Zeit, Exerzitien, auch Schweige-Exerzitien, Pilgern als ein Beten mit den Füßen, das Stundengebet. Und immer wieder bin ich fasziniert, wie sehr Katholiken ihre Kirche lieben. Das heißt ja auch: Ganz ernst nehmen, dass Gott uns als seine Kirche braucht, auch wenn wir eine verschwindend kleine Minderheit sind. Gott braucht uns!

3. Wir sehen gemeinsam dorthin, wohin wir als Christen gesendet sind

Feige: In zahlreichen Begegnungen und intensiven Gesprächen haben wir erkannt: Uns verbindet mehr, als uns trennt. Darum sehen wir uns im Blick

auf die Not der Menschen auch herausgefordert, uns gemeinsamer einzumischen und zu handeln, vor allem im Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung. Gemeinsam bestreiten wir so manche Aktionen, zum Beispiel für eine Kultur der Aufmerksamkeit gegen rechts- wie linksextreme Tendenzen, für den Sonn- und Feiertagsschutz oder für mehr Beteiligung an den Wahlen. Gemeinsam handeln wir auch überall dort, wo Menschen der Hilfe bedürfen: in der Telefonseelsorge, in Hospizen, auf Bahnhöfen und Flughäfen. Gemeinsam möchten wir in dieser Weise Zeugnis geben für den Gott, den Hagar an der Wasserquelle in der Wüste erfahren hat: den Gott, der sieht.

Es ist auch die extreme Entkirchlichung in unserer Region, die uns dazu drängt, gemeinsam zu handeln. Das haben wir seit Jahrzehnten auf vielfältige Weise versucht, davon sind wir immer noch überzeugt, auf diesem Weg wollen wir auch bewusst weitergehen.

Junkermann: Ich bin sehr dankbar, dass wir diesen Eröffnungsgottesdienst für den Kirchentag auf dem Weg hier in Magdeburg in ökumenischer Verbundenheit feiern können.

»Sie haben 1 gute Nachricht« heißt das Motto hier in der Elbestadt. »Sie«, damit ist jeder Mensch hier in Magdeburg gemeint. Die gute Nachricht ist: Da sieht einer auf dich. Da sieht einer nach dir. Du bist bei Gott angesehen. Egal in welche Wüste du gerade flüchten musstest. Wir Christinnen und Christen, katholische, evangelische, freikirchliche, sind bewegt von dieser guten Nachricht. Sie lenkt unseren Blick gerade auf die Menschen, die so oft übersehen werden oder an denen man lieber vorbeisieht. Auf sie sollen und wollen wir aufmerksam machen. Denn, wir haben es zu Beginn gehört: Gesehen werden ist ein elementar menschliches Bedürfnis.

So fragen wir: Wo werden Menschen ausgegrenzt in unserer Gesellschaft? Wo werden sie vom Mehrheitsblick unsichtbar gemacht? Wie viel verdeckte Armut gibt es in Magdeburg? Machen wir mit, wenn man auf Arme herabsieht: »Selbst schuld!«? Wie viele machen sich aus Scham möglichst unsichtbar?

»Gott sieht mich!« Viele Menschen, auch in unserer Stadt, sehnen sich danach, das zu erfahren, wie Hagar: Du siehst mich. Ich muss mich nicht verstecken oder unsichtbar machen, ich bin wer, angesehen bei Gott und bei den Menschen.

So lasst uns als Christen in ökumenischer Gemeinschaft die gute Nachricht von »dem Gott, der mich sieht« verkünden. Mit Worten und mit Taten. Amen.

Gottesdienste feiern

Friedenswege – Friedensräume

Kirche der Gerechtigkeit und des Friedens

Predigt am Donnerstag, 25. Mai 2017, Zionskirche

Prof. Dr. Dr. h. c. Margot Käßmann, Reformationsbotschafterin, Berlin

Liebe Gemeinde,
bei dem Vorschlag, 1 Korinther 13 als Predigttext für diesen Friedensgottesdienst zu nehmen, habe ich gestutzt. Das ist doch mehr ein Text für Trauungen, oder? Wir haben es ja eben gehört: Langmütig ist die Liebe und freundlich, sie eifert nicht, lässt sich nicht verbittern, rechnet das Böse nicht zu. Ist das nicht allzu liebevoll mit Blick auf Frieden und Gerechtigkeit? Da braucht es doch eher einen Aufschrei wie bei der Aktion gegen Rüstungsexporte! Oder Zorn! Der ist sogar gut evangelisch, denn Martin Luther schreibt: »Ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muss ich zornig sein. Da erfrischt sich mein ganzes Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.«¹

Ja, uns sollte wohl Zorn ergreifen. 1948 angesichts der Schrecken des Zweiten Weltkriegs haben die Kirchen der Welt in Amsterdam erklärt: Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein! Und heute? Im vergangenen Jahr tobten 18 Kriege der höchsten Eskalationsstufe.² Syrien, Jemen, Sudan, Nigeria und Afghanistan sind Orte massivster Gewalt. Und auch in Europa ist der Krieg wieder in greifbare Nähe gerückt. Von Berlin nach Donbass sind es rund 2.000 Kilometer, mein Routenplaner gibt dafür eine Fahrtzeit von 23 Stunden und 47 Minuten an. Dieser militärische Konflikt spielt sich gewissermaßen vor unserer Haustür ab. Seit der Annexion der Krim durch Russland vor drei Jahren gibt es ständige Auseinandersetzungen zwischen der Ukraine und Russland, zwischen prorussischen Separatisten und ukrainischem Militär, die inzwischen 10.000 Tote zur Folge haben. Die Beziehungen zwischen Russland und der NATO sind dadurch angespannt und verstärken sich durch Militärmanöver und Truppenstationierungen. Statt jetzt aber Friedensmissionen, Freiwillige, Mediationsexpertinnen zu entsenden, drängt US-Außen-

¹ Vgl. Martin Luther: Tischreden.

² Alle Zahlen: Heidelberger Institut für Konfliktforschung.

minister Rex Tillerson darauf, dass die NATO-Mitgliedstaaten ihre Militärausgaben auf zwei Prozent der Wirtschaftsleistungen erhöhen. Der Anteil der Verteidigungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt (BIP) liegt in Deutschland derzeit bei 1,2 Prozent, das sind rund 36 Milliarden Euro. Erwartet werden demnach mehr als 70 Milliarden. Wollen wir das?

Wie kann es sein, dass wir im Jahr 2017 nicht fähig sind, Konflikte friedlich zu lösen? Warum nur wird das Heil weiter im Militär gesucht, wenn wir doch alle, alle wissen, dass mehr Rüstung nicht mehr Frieden bringt, sondern Krieg wahrscheinlicher macht? Ganz zu schweigen davon, dass wir in den letzten Wochen realisieren, dass in der Bundeswehr wahrhaftig nicht alles nur zum Guten steht. Ja, die Mehrheit der Soldatinnen und Soldaten steht fraglos zu Verfassung und Grundgesetz. Aber einen Nährboden für rechts-extremes Gedankengut gibt es da offenbar auch ...

Ganz aktuell ist auch klar, dass ein Präsident Trump die Welt nicht sicherer macht, sondern uns bangen lässt, ob er nicht aus irgendeiner Emotion heraus seinen *red button* drückt. Das ist eine enorme zusätzliche Belastung. Gerade in Asien eskalieren die Konflikte. In Pjöngjang agiert ein Mann als Diktator, der gern mit Raketen provoziert. Ministerpräsident Shinzo Abé in Japan will nach 70 Jahren die pazifistische Nachkriegsverfassung revidieren. Präsident Putin gibt gern den Kriegsherrn, China rüstet massiv auf, Ministerpräsident Erdoğan lässt Journalisten und Menschen anderer Meinung verhaften.

Da müsste doch ein Aufschrei um die Welt gehen: »Die Waffen nieder!« Dieser Satz ist ein Zitat. Es ist der Titel der zweibändigen fiktiven Autobiografie einer Adligen, die Bertha von Suttner schrieb. Sie war die erste Frau, die den Friedensnobelpreis erhielt. Drastisch beschreibt sie in ihrem Buch die Realität des so genannten Heldentods: »Wenn einer nach verlorener Schlacht mit zerschmetterten Gliedern auf dem Felde liegen bleibt und da ungefunden durch vier oder fünf Tage und Nächte an Durst, Hunger, unter unsäglichen Schmerzen, lebend verfaulend, zugrunde geht – dabei wissend, daß durch seinen Tod dem besagten Vaterlande nichts geholfen, seinen Lieben aber Verzweiflung gebracht worden – ich möchte wissen, ob er die ganze Zeit über mit jenem Rufe (»Für das Vaterland«) gern stirbt.«³ Bis zu ihrem Lebensende wurde Bertha als Pazifistin verlacht. Vielleicht lässt es sich als Segen bezeichnen, dass sie kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs starb. Nach diesem Krieg, den sie mit all ihrer Kraft versucht hatte, zu verhindern, schrieb Stefan Zweig: »Aber eben diese Frau, von der man meinte, sie habe nichts als ihre drei Worte der Welt zu sagen, [...] wußte ja [...] um die fast zernichtende Tragik des Pazifismus, daß er nie zeitgemäß erscheint, im Frieden überflüssig, im Kriege wahnwitzig, im Frieden kraftlos ist und in der Kriegszeit hilf-

³ Brigitte Hamann: Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden, Wien 2013, S. 91 f.

los. Dennoch hat sie es auf sich genommen, zeitlebens für die Welt ein Don Quichotte, der gegen Windmühlen ficht [...]»⁴

Das ist eine Ermutigung, finde ich. Wir können anknüpfen an Frauen und Männer, die sich in ihrer Zeit gegen Geist, Logik und Praxis des Militärischen gewandt haben. Ich bin überzeugt, wir können einen entscheidenden Beitrag zum Frieden leisten, indem wir zuallererst Waffenproduktion und Rüstungsexporte diskutieren. Warum muss ein Land wie Deutschland mit derart massiver Kriegserfahrung auf den unrühmlichen dritten Platz der Rüstungsexportländer aufsteigen? Ja, ich weiß, es wird mit dem Wirtschaftsfaktor argumentiert – aber es geht um 0,2 Prozent des Bruttosozialprodukts. Und ja, es heißt, deutsche Waffen seien eben technologisch so großartig. Wer möchte allerdings damit in aller Welt glänzen? Wir stellen in allen Kriegen dieser Welt fest, dass die Waffenindustrie mitverdient. Aber in Deutschland wird immer erst im Nachhinein bekannt, was wohin geliefert wurde; der Bundessicherheitsrat entscheidet unter Geheimhaltung. Da wurden nach Katar Panzer geliefert, in ein Land, das in einer Länge von 60 Kilometern an Saudi-Arabien grenzt, ebenso gab es Exportgenehmigungen für Saudi-Arabien, dessen Armee 2011 erst die Freiheitsbewegung in Bahrain brutal niedergeschlagen hat. Das halte ich für absolut inakzeptabel. Es geht darum, im politischen Geschehen die Stimme zu erheben, Waffenhandel und Krieg infrage zu stellen, sich gegen Pflichtdienste an der Waffe auszusprechen, die es in vielen Ländern und potenziell auch in Deutschland noch immer gibt. Wir können doch nicht an Kriegen verdienen, die wir anschließend betauern.

Kommen wir jetzt aber doch noch einmal zur Liebe. Ostern 2016 führte die Bild am Sonntag ein Interview mit mir.⁵ Eine Frage lautete: »Was würde Jesus zum Terror sagen? Würde Jesus den Terroristen vergeben?« Ich habe geantwortet: »Jesus hat eine Herausforderung hinterlassen: Liebet eure Feinde! Betet für die, die euch verfolgen! Er hat sich nicht verführen lassen, auf Gewalt mit Gewalt zu antworten. Für Terroristen, die meinen, dass Menschen im Namen Gottes töten dürfen, ist das die größte Provokation. Wir sollten versuchen, den Terroristen mit Beten und Liebe zu begegnen.« Auf dieses Interview folgte ein so genannter *Shitstorm*. Wie so oft hieß es, das sei naiv, lächerlich, dumm. Ich finde dabei interessant, dass Jesus von Nazareth auch 2.000 Jahre später noch derart provoziert. Denn er ist es ja, der gesagt hat: Liebet eure Feinde! Aber dann kommen die immer gleichen Fragen: Wenn Sie das Morden in Aleppo sehen, würden Sie den armen Menschen nicht auch helfen wollen, das geht doch offensichtlich nur mit Waffen?

Ich erinnere mich bei diesen Fragen immer wieder an die frühen Verfah-

⁴ Ebd., S. 8.

⁵ Was würde Jesus zum Terror sagen, Frau Käßmann? Interview, in: Bild am Sonntag, 26.03.2016, <http://www.bild.de/politik/inland/margot-kaessmann/was-wuerde-jesus-zum-terror-sagen-45083170.bild.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

ren der Kriegsdienstverweigerer in Westdeutschland. Eine Frage war: Wenn Ihre Freundin neben Ihnen vergewaltigt würde und Sie hätten eine Waffe, würden Sie nicht eingreifen? Und ich verstehe die Frage sogar. Ich weiß auch nicht, wie ich reagieren würde. Und klar, manchmal wünsche ich mir, irgendeine Bombe oder Armee würde die Kriege dieser Welt beenden. Aber das wird sie nicht. Ich weiß, international agierende Terroristen ebenso wie die Hilflosigkeit gegenüber Massakern wie in Ruanda und Srebrenica werfen die Frage nach militärischen Interventionen aus humanitären Gründen immer wieder auf. Ist es angesichts massiver Menschenrechtsverletzungen angemessen, aus biblischer Perspektive zu argumentieren, die Spirale der Gewalt sei nur durch Gewaltlosigkeit zu durchbrechen? Es ist in der Tat eine Gewissensentscheidung, bei der keine Option Freiheit von Schuld bedeutet.

Es gibt Christinnen und Christen, die als Soldat oder Soldatin einen verantwortungsvollen Dienst tun, ich respektiere diese Entscheidung. Aber ebenso muss es Respekt dafür geben, dass andere die Entscheidung dagegen für das »eindeutigere Zeichen« halten. Mir ist sehr bewusst: Es kann sich durchaus auch schuldig machen, wer nicht zur Waffe greift. Aber Pazifismus ist gerade nicht inaktiv, idiotisch, hilflos, sondern aktiv. Lassen Sie mich aus einer anderen Rede zitieren, aus Martin Luther Kings *Stride toward Freedom*, gehalten in meinem Geburtsjahr 1958: »Die Anhänger des gewaltlosen Widerstands können ihre Ideen in folgenden einfachen Sätzen zusammenfassen: Gegen Ungerechtigkeit wollen wir in direkter Aktion vorgehen, ohne zu warten, bis andere handeln. Ungerechten Gesetzen wollen wir nicht gehorchen und uns ungerechten Machenschaften nicht unterordnen. Das alles wollen wir friedlich, öffentlich und heiter tun, denn unser Ziel ist es, andere zu überzeugen. Wir sind von der Gewaltlosigkeit überzeugt, weil wir eine Gemeinschaft anstreben, die mit sich selbst in Frieden lebt. Wir wollen versuchen, durch unsere Worte zu überzeugen, aber wenn unsere Worte nicht reichen, wollen wir versuchen, durch unser Handeln zu überzeugen. Wir wollen immer zu Gesprächen und fairen Kompromissen bereit sein. Und wir sind auch bereit zu leiden, wenn es nötig sein sollte, ja sogar für unsere Überzeugung unser Leben einzusetzen.«⁶

Die Liebe hat doch etwas mit unserer Haltung zu tun. In einer Welt der Macht und der Mächtigen erlebt Jesus Ohnmacht. Das heißt doch: Unser Gott kennt Ohnmacht. Das unterscheidet das Christentum von allen anderen Religionen in der Welt. Allzu oft geht es doch um Macht durchsetzen, Wahrheit besitzen. Machen wir uns nichts vor, das ist auch in den Religionen so und oft genug auch zwischen den Konfessionen. Wenn wir aber die Geschichte des Jesus von Nazareth ernst nehmen, dann sehen wir, wie selbst Gott stirbt an der Gewalt in der Welt. Das Kreuz ist unser zentrales Symbol, wir müssen kein anderes Markenzeichen suchen. Aber das Kreuz ist eben kein Herr-

⁶ Martin Luther King: Frieden ist kein Geschenk. Freiburg 1984, S. 38f.

schaftssymbol, zu dem es in der Geschichte der Kreuzzüge, der Eroberungen, der Kriege oft gemacht wurde. Es ist ein Zeichen der Demut, der Ohnmacht und gerade damit wohl die größte Provokation gegenüber allem Machtgehabe und aller Gewalt. Der sterbende Mann am Kreuz ist stärker im Gedächtnis der Welt geblieben als alle Eroberer, Diktatoren und Gewalttäter. Dieses Bild von der Ohnmacht Gottes halten die Menschen in der Regel schlecht aus. Immer wieder erreichen mich Ermahnungen, ich solle Gott nicht weichspülen, mehr vom Gerichte Gottes predigen, die Strafen für Sünde klarer herausstellen. Aber all das finde ich in den Evangelien nicht. Jesus predigt keinen Donnergott mit erhobenem Zeigefinger. Er zeigt uns, wie Gott ist, indem er sich den Menschen vorbehaltlos in großer Liebe zuwendet. Und seine Idee von der Feindesliebe, sie bleibt eine Provokation bis heute.

Wir feiern heute einen Friedensgottesdienst auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag. Das ist gut so. Denn der Kirchentag stand nicht immer, aber immer wieder dafür ein, dass Gerechtigkeit und Frieden Themen der Kirche sind. Gerade 1983 war das so, als Friedrich Schorlemmer unter dem Motto »Vertrauen wagen« in der Lutherstadt Wittenberg ein Wort des Propheten Micha sichtbar machen ließ, indem ein Schwert umgeschmiedet wurde in einen Pflug. Und in Hannover trugen wir unter der Losung »Umkehr zum Leben« lila Tücher, auf denen gedruckt war: »Ein Nein ohne jedes Ja zu Massenvernichtungswaffen«. Das ist die Tradition, in der wir heute stehen. Wir feiern heute einen Friedensgottesdienst in der Zionskirche. Hier war Dietrich Bonhoeffer zeitweise als Vikar tätig. Hier wurde Oppositionsgruppen in der DDR ab 1986 ein Ort gegeben, ihre Kritik am Staat zu äußern. Hier gab es Mahnwachen gegen die Hausdurchsuchung der Umweltbibliothek. Hier überfielen 1987 Skinheads ein Konzert der Band *Elements of Crime*. Aus dieser Kirche drang der Ruf »Keine Gewalt!« 1989 auf die Straßen Ostberlins. Diese Tradition verpflichtet uns heute.

Wir dürfen uns nicht in die Verantwortungslosigkeit hineinschläfern lassen, hat Friedrich Siegmund-Schultze einmal gesagt.⁷ Diesen Satz finde ich für unsere Zeit ungeheuer passend. Wir als Christinnen und Christen sollten wachsam hinschauen, was passiert in unserem Land, in dieser Welt. Unsere Kirchen müssen eintreten für Gerechtigkeit und Frieden und das heißt im Umkehrschluss gegen diese massive Aufrüstung, gegen die Fantasielosigkeit, die nur Waffen als Antwort auf Konflikte kennt. Ihre Aufgabe ist es, zu zeigen, dass die Menschen, die auf ihrer Flucht vor Krieg und Armut bei uns ankommen, schlicht Botschafter des weltweiten Elends sind. Und wir müssen aufbegehren gegen den schleichenden Hass, der um sich greift.

Die Kriminalstatistik, die gerade veröffentlicht wurde, zeigt 10.751 Straftaten von Hasskriminalität auf, also Angriffe auf Migranten. Es gab 8.983

⁷ Vgl. Wolfgang Grünberg (Hrsg.): Friedrich Siegmund-Schultze. Friedenskirche, Kaffeeklappe und die ökumenische Vision, Texte 1910-1967, München 1990, S. 193-194.

fremdenfeindliche Straftaten und 995 Angriffe auf Asylunterkünfte. Das ist schockierend und empörend zugleich. Das können wir nicht einfach so stehen lassen. Ist das nicht zu politisch, werden jetzt wieder viele fragen. Gerade aus der Politik kommt diese Anfrage oft. Aber kann die Politik denn bestimmen, was kirchlich ist? Die Liebe ist politisch! Weil es eine Liebe Gottes ist zu den Menschen am Rande. Eine Liebe, die unsere Beziehungen untereinander prägen soll. In einer Welt von Hass, Ego manie, Gewalt und Machogesten ist das in der Tat radikal. Insofern bedeutet die Rede von der Liebe, die vorherrschenden Zustände radikal infrage zu stellen. Das ist im Übrigen auch reformatorisch: keine Angst vor Veränderung. Am Schluss des Kapitels schreibt Paulus: »Es bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.« Wenn das keine Ermutigung ist! Amen.

Thementag **Interreligiös-feministische Basisfakultät**

Feminist*innen aller Religionen vereinigt euch!

Strategien gegen Fundamentalismus

Vortrag¹ am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 22 a

Dr. Antje Schrupp, Politikwissenschaftlerin und Journalistin, Frankfurt/Main

Religiöser Fundamentalismus – was ist das?

Ich bin Politikwissenschaftlerin. Wenn wir über Fundamentalismus reden, erweckt das den Anschein der Objektivität. Also spreche ich auf einer Metaebene, denn bei dem Thema habe ich ein gewisses Unbehagen, weil der Begriff »Fundamentalismus« als Perspektive inhärent ist und schon eine christliche Debatte widerspiegelt.

Vielleicht wissen einige von Ihnen, dass das Wort aus einer christlich-konservativen Zeitschrift abgeleitet ist, die am Anfang des 20. Jahrhunderts, also vor etwa 100 Jahren, in den USA herausgegeben wurde. Es war eine Schulungszeitung für Pastoren, also für nicht katholische Denominationen und Missionare, und ihr Titel lautete eben: *The Fundamentals*, die Grundlagen. Es war der Versuch, zu definieren, welche philosophischen und politischen Haltungen aus dem christlichen Glauben hervorgehen und nicht hinterfragt werden können, also eine Art Fundamentlegung.

Der Begriff des Fundamentalismus kommt also aus dieser innerchristlichen Debatte. Er wird heute aber nicht mehr nur für christliche Positionen verwendet, sondern auch für islamische Positionen, auch für jüdische, für hinduistische und für politische. Auch bei den Grünen hatten wir schon eine Diskussion »Fundis versus Realos«. Fundamentalismus hat sich also etabliert als ein Begriff, mit dem bestimmte engstirnige Arten des Denkens verbunden werden.

Ich frage mich allerdings, ob die Art, wie wir über Fundamentalismus diskutieren, nicht schon vorgeprägt ist durch die christliche Herkunft des Begriffs. Ist es denn wirklich so, dass zum Beispiel ultraorthodoxes Judentum, politisierender Islamismus oder ein Rechtsruck in Teilen der katholischen Kirche oder auch evangelikaler Fundamentalismus, der in den USA bis heute eine sehr wichtige Rolle spielt, ein und dasselbe Phänomen sind? Oder sind

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

das vielleicht unterschiedliche Phänomene, die auch unterschiedlich betrachtet werden müssten?

Ich spreche aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive. Aber ich spreche mit christlichem Hintergrund. Ich bin selbst Christin und kann nicht genau sagen, inwiefern das, was ich sage, für andere Erscheinungsformen des Fundamentalismus in Religionen überhaupt zutrifft.

Die wesentliche Gemeinsamkeit all der genannten Phänomene, die wir unter dem Begriff Fundamentalismus zusammenfassen, ist am ehesten der Versuch, zurückzugehen zu den Wurzeln und zu einem Set an Glaubenssätzen, die nicht diskutierbar sein sollen. Dieses »zurück zu den Wurzeln« kann sowohl progressiv befreiend sein, als auch konservativ einengend. So gibt es religiöse Bewegungen, bei denen »zurück zu den Wurzeln« den Sinn hat, eine verkrustete Orthodoxie wieder aufzumischen. Zum Beispiel war das im christlichen Pietismus so, der sich ursprünglich mit einem Appell (Wir gehen zurück zur Schrift, zurück zu den ursprünglichen Gemeinden!) gegen eine herrschaftsförmige Verknöcherung der Religionen gewehrt hat. Es ist, möchte ich sagen, also nicht alles am Fundamentalismus schlecht. Ich beobachte, dass zum Beispiel in Bewegungen wie dem Salafismus oder in der Ahmaddiya im islamischen Kontext auch ähnliche Ambivalenzen in Bezug auf Fundamentalismus vorhanden sind und erst recht natürlich im Bereich der Politik. Für die Radikaleren von uns waren ja die Fundis bei den Grünen immer die Sympathischeren im Vergleich zu den Realos.

Fundamentalismus beinhaltet ein positives Versprechen, nämlich sich zu befreien von falschen Bürokratien und Orthodoxien, die sich ausgebreitet haben. Diesen positiven Impuls, das wäre schon eine erste These, sollten wir nicht bei der Kritik mit ausschütten. Es ist etwas Gutes am Fundamentalismus, nämlich dieser Impuls.

Ein zweiter Punkt, der mir in der öffentlichen Debatte aufgefallen ist, ist, dass Fundamentalismus oft mit strenger Gläubigkeit oder Frömmigkeit in eins gesetzt wird. Wenn zum Beispiel über Terroristen, die mit religiösen Begründungen Menschen umbringen, gesagt wird, sie seien »strenggläubig«. Ich selbst würde ja sagen, sie sind ungläubig. Aber die öffentliche Debatte setzt das oft gleich und hat angefangen, besonders starke Frömmigkeit mit Fanatismus fast schon gleichzusetzen. Das würde ich als eine, die sich selbst als fromm bezeichnet, hinterfragen. Das Problem ist nicht, dass Menschen fundamental, existenziell gläubig sind, sondern das Problem liegt woanders. Das Problem liegt da, wo Menschen, aus diesem Fundament, aus diesen tiefen, existenziellen Glaubensüberzeugungen das Recht ableiten, diese mit Gewalt gegenüber anderen durchzusetzen. Wobei Gewalt natürlich einmal faktische, physische Gewalt sein kann, wie wir sie im religiös begründeten Terrorismus sehen. Gewalt kann aber auch bedeuten, dass man Gesetze macht und auf diese Weise andere dazu zwingt, sich dem zu unterwerfen, was man selbst aus einer Glaubensüberzeugung ableitet.

Das ist der Weg, den Evangelikale in Amerika gehen, nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Mittel- und Südamerika. Sie verfolgen die Idee, sie könnten das, was sie als existenzielle Glaubenserfahrung und als Wille Gottes verstanden haben, mithilfe von Machtmitteln in der Welt implementieren. Dies finde ich als Politikwissenschaftlerin sehr problematisch. In der Politik befinden wir uns nämlich im Bereich der Verhandlungen, des Pluralismus, des Aufeinandertreffens unterschiedlicher Ansichten, Kulturen, Meinungen, Überzeugungen, die grundsätzlich verhandelbar sind.

Fundamentalismus hingegen sagt: Ich habe Einsichten, die sind nicht verhandelbar. Das ist nicht prinzipiell falsch; ich selbst habe auch Einsichten, die nicht verhandelbar sind. »Du sollst nicht töten« zum Beispiel. Ich finde es nicht überzeugend, wenn aus soziologischer Perspektive manchmal gesagt wird: Ja, die Fundamentalisten, die suchen einfache Antworten auf komplizierte Themen. Das ist zwar einerseits richtig, aber ich habe eben auch manchmal sehr einfache Antworten auf komplexe Fragen, und so eine einfache Antwort ist »Du sollst nicht töten.« Eine andere einfache Antwort wäre: Frauen sind frei. Das ist für mich ebenfalls nicht verhandelbar.

Die Frage ist also nicht, ob es legitim ist, solche existenziellen, fundamentalen Weisheiten, Wissen und Überzeugungen zu haben, sondern wie wir sie in einen öffentlichen, pluralistischen Diskurs einbringen. Dazu kann ich nur sagen: Sobald ich das versuche und dabei Macht oder Gewalt anwende, habe ich Gott gelästert. Weil ich mich letzten Endes an Gottes Stelle gesetzt habe. Weil ich beanspruche, zu wissen, was Gott für die Welt will, und mir das Recht herausnehme, das auch gegenüber anderen mit Gewalt, mit Macht durchzusetzen. Das ist genau das, was Fundamentalisten machen, und das, was an ihnen problematisch ist: Sie gehen nicht den Weg der Vermittlung, sie gehen den Weg der Macht oder der Gewalt.

Die italienische Philosophin Luisa Muraro hat einmal gesagt: »Wenn es eine Hölle gibt, werden die Männer fast alle dort landen, weil sie sich den Frauen gegenüber an die Stelle Gottes gesetzt haben. Dann denke ich: Nein, es sind wir, die dort landen, weil wir uns haben täuschen lassen, um des Wohlergehens willen und für die Sicherheit, Gott in unserer Gewalt zu haben.«²

Mir ist aufgefallen, dass in politischen Debatten häufig Glaubenswahrheiten oder Überzeugungen so behandelt werden, als wären sie naturwissenschaftliche Tatsachen und damit beweisbar. Das sind sie aber nicht! Wir müssen, je nachdem, ob es sich um eine naturwissenschaftliche Tatsache oder um eine politische oder religiöse Überzeugung handelt, unterschiedlich argumentieren. Wenn ich zum Beispiel ein Glas Wasser habe, dann ist es keine Ansichtssache, ob da Wasser drin ist oder Kakao. Darüber brauchen wir nicht

² Luisa Muraro: Unsere gemeinsame Fähigkeit zum Unendlichen, in: Andrea Günter u. a. (Hrsg.): Die Welt zur Welt bringen, Königstein 1999, S. 176.

zu diskutieren, sondern das kann man analysieren und beweisen, und nur eine Meinung dazu ist wahr.

Aber Glaubensüberzeugungen, zum Beispiel eine Aussage wie »Du sollst nicht töten« oder auch eine Aussage wie »Frauen und Männer sind gleichberechtigt«, sind keine wissenschaftlichen Wahrheiten, sondern Positionen, Standpunkte. Man kann ihre Richtigkeit prinzipiell nicht beweisen, sondern man kann nur persönlich dafür eintreten, darf werben, dafür missionieren. Man kann versuchen, andere davon zu überzeugen, aber man kann sie niemals anderen aufzwingen, weil man eben mit einem politischen Standpunkt nicht Recht hat in dem Sinn, wie man Recht hat, wenn man sagt: In diesem Glas ist Wasser.

Diese beiden Ebenen auseinanderzuhalten, die wissenschaftliche Wahrheit und die politische Überzeugung, das ist uns verlorengegangen in der politischen Debatte. Ich glaube, darin liegt auch eine Ursache dafür, warum Fundamentalisten so »boomen«, warum sie so überzeugend erscheinen: Sie sind überzeugender darin, zu behaupten, dass das, was sie für wahr halten, wahr in einem wissenschaftlichen Sinn sei und nicht wahr in einem politischen oder religiösen Sinn.

In der Diskussion wird es oft so dargestellt: Hier sind wir und dahinten irgendwo die Fundamentalisten oder die AfD, und da ist ein großer Graben dazwischen. Ja, einerseits ist es klar, wo wir sind und wo die sind. Ich glaube aber, dass diese Beschreibung dennoch nicht stimmt, weil die Art, so zu denken, einen fließenden Übergang hat. Ich beobachte zum Beispiel auch unter Freundinnen von mir, unter feministischen Freundinnen, manchmal eine solchermaßen »fundamentalistische« Art zu diskutieren. Sie sagen zum Beispiel: »Frauen und Männer sind gleichberechtigt. Darüber diskutiere ich nicht.« Darüber diskutiere ich auch nicht gern, aber wenn ich in einer politischen Umgebung bin, wo die anderen der Meinung sind, dass Frauen und Männer nicht gleichberechtigt sein sollen, dann bleibt mir eben nichts anderes übrig, als zu diskutieren. Das unterscheidet mich von einer Fundamentalistin, die dann vielleicht die Bombe auspacken würde oder was auch immer sie zur Verfügung hat.

Religiöse oder politische Standpunkte als objektive Wahrheiten zu verkaufen, ist das eine, was in unserer Kultur den Fundamentalismus fördert. Das Zweite ist eine säkularisierte Gesellschaft, die nicht mehr in der Lage ist, über Glaubensüberzeugungen zu diskutieren, die den politischen Diskurs und die religiöse Debatte auf eine Weise formalisiert hat, dass es vielen schwer fällt, überhaupt noch über fundamentale Überzeugungen, die die Menschen haben, zu streiten. Es ist die Idee, das Religiöse sei etwas Privates, meine Privatsache und ähnlich relevant wie die Frage, ob ich Spaghetti lieber mit grüner oder mit roter Soße esse. Der Säkularismus missversteht das tatsächlich »Fundamentale« an Glaubensüberzeugungen.

Glaubensüberzeugungen können niemals nur privat sein. Sie sind keine

Folklore; sie haben immer politische Implikationen. Und gerade hier beim Kirchentag gibt es ja eine Tradition, die gefeiert hat, dass aus dem christlichen Glauben politische Impulse ausgehen sollen. Ich weiß gar nicht, wann das angefangen hat, dass wir uns haben einlullen lassen von dieser Diskussion, die hauptsächlich gegen bestimmte Gruppierungen im Islam gerichtet ist, die behauptet, dass Glaubensdinge privat sein sollen. Religion ist nicht privat, außer vielleicht in einer bestimmten christlichen Tradition, die auf die Zwei-Reiche-Lehre zurückgeht. Da könnten wir jetzt tiefer einsteigen. Aber ich bleibe dabei: Religion ist in aller Regel und notwendigerweise politisch. Politisch eben in dem Sinn, dass ich für Überzeugungen werben, über sie diskutieren und andere gewinnen muss. Ich kann sie anderen nicht aufdrücken, indem ich sie einfach überstimme oder indem ich sie gar mit der Pistole dazu zwingen, dasselbe zu glauben wie ich. Es gibt keinen Zwang im Glauben – das ist kein moralischer Impuls, das ist eine Beschreibung von Tatsachen. Ich kann andere unterwerfen, aber ich kann andere nicht zwingen zu glauben.

Der säkularisierte Diskurs, der über Religionen gar nicht mehr sprechen kann, hat dann auch dazu geführt, dass wir ein merkwürdiges Verständnis von Religionen gewonnen haben, die sich etwa in dem Spruch vom »Supermarkt der Religionen« niederschlägt. So als seien Religionen eine Art Joghurt, bei dem ich mir aussuchen kann, ob mir Erdbeere besser schmeckt als Vanille. Und die Religionen werben dann alle für sich und sagen: Hier, meine Religion ist die Beste, bei mir ist es viel toller als bei euch!

Das widerspricht natürlich jeder Art ernsthafter Frömmigkeit, weil ernsthafte Frömmigkeit sich immer unsicher ist. Echte Frömmigkeit besteht gerade darin, nicht genau zu wissen, was Gott von mir will, sondern offen zu bleiben, um danach zu suchen. Das ist letztlich ja das Thema von Luthers allererster seiner 95 Thesen. Fromm zu sein widerspricht einem Marketing für die eigene Religion, weil fromme Menschen sich immer fragen, ob es nicht vielleicht auch falsch sein könnte, wovon sie überzeugt sind. Fromme Religion bedeutet ständiges Suchen nach dem, was richtig ist, und ist deshalb mit jeder Art von religiöser Werbung unvereinbar. Wenn aber Religion Privatsache oder Geschmacksache sein soll und alle sich aussuchen können, was sie wollen und dann ein Anpreisen des jeweils eigenen Gottes losgeht, dann haben wir ein Setting geschaffen; bei uns ist es die säkulare Gesellschaft, die dieses Setting geschaffen hat, bei dem die Fundamentalisten immer gewinnen: Die haben einfach die schöneren Broschüren, das bessere Marketing und die klareren Werbebotschaften für den »Markt der Religionen«.

Wir können als ernsthaft Gläubige im Marketing nie gegen die Fundamentalisten gewinnen, auch wenn wir uns natürlich Mühe geben sollten, verständlich zu sprechen und auf die Belange der Menschen einzugehen, anstatt nur um unsere eigene Befindlichkeit zu kreisen. Wir sollen uns also schon beim Missionieren anstrengen. Aber Missionieren bedeutet eben, zu diskutieren, sich auf das Gegenüber einzulassen, und das ist immer ambiva-

lent. Wirkliche Diskussionen sind immer offen; damit ist man nie fertig; knallige Slogans helfen dabei nicht weiter. Auf der Werbeebe­ne können wir nicht gegen die Fundamentalisten gewinnen. Und deswegen sind wir hier, um uns bessere Strategien zu überlegen.

Was also entgegenen wir denjenigen, die diese Art verhunzte oder verkorkste Religiosität predigen in dem Sinn, dass sie sagen: Ich weiß, was richtig ist; ich kenne nicht nur die Fundamente meines Glaubens, sondern ich weiß auch ohne jeden Zweifel, welche Gesetze, welche Regelungen, welche Maßnahmen daraus politisch folgen sollen, wie zum Beispiel bestimmte Formen von Sexualität zu verbieten oder Vorschriften zu machen, wie Menschen zu leben haben?

Ich bin der Meinung, dass wir ihnen gegenüber nicht einfach nur eine politische Differenz markieren müssen, in dem Sinn, dass wir anderer Meinung sind, sondern dass wir es hier tatsächlich mit so etwas zu tun haben wie dem Kampf gegen Gotteslästerung. Ich bin der Meinung, wir sollten diese Begriffe und auch dieses Pathos durchaus für uns reklamieren und ihnen das direkt so sagen: Ihr lästert Gott.

Wir sollten uns gar nicht auf diese Diskussion einlassen, ob etwa wir nur dem Zeitgeist huldigen! Ganz und gar nicht. Wir stehen nicht für den Zeitgeist, der ablässt von den eigenen religiösen Fundamenten, sondern ganz im Gegenteil: Sie sind diejenigen, die sich von der Religion lösen, die religiöse Inhalte, Werte und Ansichten instrumentalisieren für ihre eigenen Interessen, die sich selbst an die Stelle Gottes setzen. Und das ist das Gefährliche an den Fundamentalisten! Dass sie Gott lästern.

Zentrum Juden und Christen

Reformationsjubiläum als »Christusfest«?

Auf der Suche nach einer nicht antijüdischen Christologie

Vorträge am Donnerstag, 25. Juni 2017, Universität der Künste

Prof. Dr. Michael J. Cook, Judaist, Cincinnati/USA

Prof. Dr. Christoph Schwöbel, Systematischer Theologe, Tübingen

Dr. Eske Wollrad, Geschäftsführerin des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer, Hannover

Impuls¹ von Michael J. Cook

Die Auseinandersetzung amerikanischer Juden mit dem historischen Jesus hat sich so stark intensiviert, dass es schwierig ist, auch nur das Grundlegendste darüber in kurzer Zeit vorzustellen. Im Unterschied zu Europa ist in der amerikanischen jüdischen Szene zu beobachten, dass die Jesusforschung von der akademischen und theologischen Seite hinüberschwappt in den Laienbereich, insbesondere in den Synagogen. Das ist auch ganz angebracht, da sich gerade im allgemeinen Laienkontext, im Alltag, in Wirtschaftsbeziehungen, in den Schulen, in der Bildung allgemein, in Gottesdienstgemeinden das Misstrauen und die Vorurteile zwischen jüdischer und christlicher Seite, zwischen Synagogengängern und Kirchgängern so tief verwurzelt haben. Die massive Zunahme des Interesses an Jesus auf jüdischer Seite findet vor allem Raum in langfristig angelegten Erwachsenenbildungskursen in den Synagogen, die zum Teil mehrere Jahre dauern. Sie werden geleitet von Rabbinern aus dem Reformjudaismus, die normalerweise am *Hebrew Union College* in Cincinnati in Ohio studiert haben, dem einzigen jüdischen Seminar in Amerika, das fachliche Qualifikation im Fach Neues Testament fordert, bevor eine rabbinische Ordination stattfinden kann. Das Interesse an solchen Programmen ist in erster Linie historisch, nicht theologisch. Das ist eine mögliche Ursache für den heutigen Stand der Diskussion. Bitte behalten Sie das im Hinterkopf.

Der vorrangige Anreiz für Juden, sich mit dem Evangelium auseinanderzusetzen, liegt im Verständnis für die Verletzungen, die Menschen jüdischer Herkunft in ihrer Geschichte der Verfolgung durch Christen erfahren haben. Neben der Erwachsenenbildung in den Synagogen könnten wir uns fragen:

¹ Übersetzung aus dem Englischen.

Warum setzen sich jüdische Laien nicht auch in akademischen Konferenzen mit dem Thema auseinander? Das liegt daran, dass solche Konferenzen tendenziell wesentlich mehr theologische als historische Analysen anbieten. Für die meisten Juden und Jüdinnen in Amerika ist aber die historische Seite die interessantere. Eine grundlegende, historische Skizze des Wirkens Jesu ist für die meisten Juden folgendermaßen zu beschreiben:

Jesu verhielt sich als Jude, war Jude, hat aber das Christentum nicht gegründet. Der grundlegende Bruch des Christentums mit Tora und Pentateuch ist eher auf Paulus als auf Jesus zurückzuführen. Jesus lehrte hervorragende, erbauliche Gleichnisse.

Er fühlte sich möglicherweise mit einem messianischen Auftrag betraut, das Kommen des Reichs Gottes zu verkündigen, verstand sich aber selbst nicht als göttlich. Er wurde von der Masse nicht als Messias angenommen, da er nicht die Unabhängigkeit Israels, des Heiligen Landes, von der römischen Besatzung erreichte. Er wurde nicht als Gotteslästerer festgenommen, sondern als politischer Aufrührer. Seine Vorstellungen vom kommenden Reich Gottes wurden als Bedrohung des römischen Kaisers, einschließlich seines Vertreters Pontius Pilatus und des Untergebenen des Pilatus, des jüdischen Hohepriesters Kaiphas verstanden. Wie auch bei anderen derartigen Aufrührern wurde die normale römische Strafe angewandt, nämlich die Kreuzigung.

Auch heute noch versuchen Juden mit allen Mitteln zu verstehen und sich zu erklären und auch ihren Kindern zu erklären, warum sich das Image von Juden in den späteren Jahrhunderten im Vergleich zur Lebenszeit Jesu so dramatisch verschlechtert hat. Wie konnte es geschehen, dass die Juden des ersten Jahrhunderts nach Christus, von denen wahrscheinlich 70 Prozent außerhalb des Heiligen Landes lebten, ganz abgesehen von denen im Heiligen Land, die in der großen Mehrheit Jesus noch nicht einmal gesehen hatten, kollektiv und dauerhaft als verantwortlich für seinen Tod verstanden wurden?

Kam Jesus ursprünglich, um den Juden zu predigen, hat sich aber dann von ihnen abgewandt, um den Heiden als Volk Gottes zu predigen? Sagte das Alte Testament, also die jüdische Bibel, tatsächlich Jesus als Messias voraus, und sind Juden wirklich blind für den Sinn ihrer eigenen Bibel? Hat das Wirken Jesu tatsächlich dazu geführt, dass das Judentum keine lebendige Religion mehr ist? Ist das Wesen des Judentums wirklich bedrückend gesetzlich und von einem zornigen Gott geprägt, und hat der angeblich bedrückende Charakter des Judentums tatsächlich eine Entsprechung in den heuchlerischen Gegnern Jesu, den Pharisäern, den Vorläufern der Rabbiner der heutigen Zeit, den großen Weisen aller anderen Zeiten?

Heute ist es wichtig, dass Juden diese Verschärfung des Hasses und der Ablehnung ihnen gegenüber auf ihren Ursprung beim frühesten Evangelisten, Markus, zurückführen, der um das Jahr 70 unserer Zeitrechnung die älteste, umfassende historische Darstellung des Wirkens Jesu verfasste. Die

Juden rätseln, ob Markus vielleicht tatsächlich unübersehbar redaktionelle Fingerabdrücke hinterlassen hat, nämlich dadurch, dass er die antijüdischen Absätze formuliert und in schon bestehende Texte eingefügt hat, die eigentlich gar nicht hineinpassen. Die Zeit erlaubt es mir nicht, hier ins Detail zu gehen. Aber vier Aspekte, die aktuell im jüdischen Bereich diskutiert werden, möchte ich darstellen.

Erstens: Hat Markus tatsächlich in die Texte, die bereits bestanden, den Abschnitt über den Prozess vor dem Hohen Rat eingefügt?

Zweitens: Hat Markus die Entscheidung des Pilatus, Jesus kreuzigen zu lassen, durch die Barabbas-Erzählung unterbrochen?

Drittens: Hat Markus die Beschuldigung der Gotteslästerung durch die Schriftgelehrten gegenüber Jesus in die Heilung des Gelähmten eingefügt?

Viertens: Hat Markus ebenfalls einen Versabschnitt erfunden und eingeführt, der aus einem normalen letzten Abendmahl ein Pessachmahl gemacht hat?

Wenn wir davon ausgehen, dass Matthäus und Lukas sich auf Markus stützten, haben sie denn dann wiederum auch die Verunglimpfung der Juden durch Markus bewusst intensiviert, wie dies Markus wiederum mit den Texten getan hat, die er übernommen hat? Das wäre eine schrittweise Eskalation über die Jahrzehnte, indem der Antijudaismus in eine frühere Erzählung eingefügt wurde, die ursprünglich so nicht gedacht war.

Es gibt vier weitere wichtige Quellen neben den Evangelien, die für die moderne Auseinandersetzung im jüdischen Bereich, vor allem von jüdischen Laien, mit dem Neuen Testament ebenfalls interessant sind:

Erstens: Wie sieht es mit Paulus aus? Haben die Paulusbriefe, die chronologisch zwischen dem Wirken Jesu um das Jahr 30 nach Christus und der Entstehung der Evangelien zwischen 70 und 100 nach Christus liegen, tatsächlich selektiv das Bild Jesu verändert und umorientiert? Hat Jesus tatsächlich, so wie Paulus es dargestellt, das Gesetz des Mose abgewertet, wie es auch bei Markus erkennbar ist? Hat sich Jesus von den Juden zu den Heiden hingewandt? Gibt es tatsächlich diese Andeutungen Jesu über die Heidenchristen als Ablösung der Juden als Gottes auserwähltem Volk?

Eine zweite Quelle ist Josephus, der von Juden deswegen geschätzt wird, weil er Pontius Pilatus als brutal, nicht als gefügig beschreibt – ganz anders als die Evangelien. Er gliedert das Judäa des ersten Jahrhunderts nach Christus in drei Herrschaftsebenen auf: erstens den Kaiser, zweitens den römischen Statthalter und erst zum Schluss den jüdischen Hohepriester. Das ist also eine Abkehr von den Vorstellungen des Evangeliums mit einem feigen Pilatus, der gesteuert wird von einem brutalen Kaiphas.

Eine dritte Quelle, die Gleichnisse der rabbinischen Literatur, beeindruckt Juden aber längst nicht so wie die Gleichnisse Jesu, die zu den beliebtesten Themen bei den Erwachsenenbildungskursen in den Synagogen gehören und immer wieder nachgefragt werden.

Viertens: Die typologische Auslegung der jüdischen Schrift im Christentum, von denen Christen oft sagen, dass sie das Wirken Jesu vorhergesagt haben, widerspricht der jüdischen Vorstellung, dass das Bild Jesu an jüdische biblische Themen angepasst wurde und im Gegenteil sein Wirken nicht vorhergesagt wurde. Das geschieht in dem Maße, dass die Handlungsstränge über Adam, Mose, Jeremiah, Ezechiel und viele andere in den Evangelien irreführend dargestellt werden, und wahrscheinlich ist das am stärksten, so meine ich, beim Handlungsstrang über Judas der Fall.

Die am häufigsten gestellte Frage amerikanischer Juden in den 43 Jahren meiner Karriere möchte ich mit »Hybridrätsel« überschreiben. Denn in diesem Rätsel verbinden sich zwei scheinbar unvereinbare Positionen: Nutzen und Schuldzuweisung. Gehen wir von dem Begriff der Juden als Christusmörder aus, dann wäre es doch, wenn es unerlässlich für die menschliche Erlösung war, dass Jesus sterben musste, ein Nutzen, wenn Juden tatsächlich eine zentrale Rolle bei diesem Prozess spielten. Warum wird ihnen dann die Schuld an diesem Prozess gegeben, anstatt dass sie gewürdigt werden für ihren Beitrag zur Erlösung der Menschheit? Ich weiß nicht, ob das eine gute Frage ist oder nicht; aber ich höre sie am häufigsten. Dieses Hybridrätsel ergibt sich, wenn wir die beiden Themen Nutzen und Schuldzuweisung als in den Dreißigerjahren des ersten Jahrhunderts nach Christus gleichzeitig und nicht etwa nacheinander entstehend wahrnehmen. Dem muss aber nicht so sein. Wahrscheinlich spielt der Nutzen der Verurteilung durch die Juden in den Dreißiger- und Vierzigerjahren, direkt nach dem Tod Jesu, die größte Rolle. Die Schuldzuweisungen entstanden erst später, in den Sechzigerjahren und noch später, weil die Christen insbesondere von Nero und Domitian, also von Rom, verfolgt wurden und die Christen mehr Sicherheit brauchten. So kam es dazu, dass ein von Rom ermordeter Jude zu einem von den Juden ermordeten Christen wurde. Ich glaube, es gibt eine Parallele zwischen dem Hybridrätsel und unserem Fortschreiten bei der Klärung der Frage, ob der christliche Glaube tatsächlich antijüdisch sein muss. Aber natürlich kann ich die Frage nicht beantworten.

Zum Schluss würde ich gerne noch darauf hinweisen, dass es in Europa vielfach die Darstellung von zwei Frauen gibt, die rechts und links neben dem Kreuz Jesu stehen: eine Synagoge mit verbundenen Augen und gegenüber eine sehende Kirche. Üblicherweise wird es so ausgelegt, dass die Entfernung der Augenbinde der Synagoge letztlich ihre Kapitulation gegenüber der überlegenen Sicht der Kirche bedeuten würde. Ich stelle mir eine andere Auslegung vor: Die Entfernung der Augenbinde der Synagoge könnte tatsächlich offenbaren, dass sie der Kirche auf Augenhöhe begegnen möchte, mit ihr sprechen möchte, in der Hoffnung, dass die Kirche die Auseinandersetzung moderner Juden mit dem Neuen Testament begrüßt.

Impuls von Christoph Schwöbel

Was ist das eigentlich »Christologie«? Und was meinen wir in diesem Zusammenhang, wenn wir von Christologie reden, also von der Lehre von Jesus als dem Christus? Christologie kann man bestimmen als den Versuch der denkerischen Erläuterung oder Erklärung des Christusglaubens, und zwar vonseiten der Leute, die das Bekenntnis formulieren: Jesus ist der Christus, Jesus ist der Erretter, Jesus ist der Sohn Gottes. Dabei ist schon im Neuen Testament, in dem die klassische Szene, dieses Christusbekenntnis – etwa Matthäus 16 mit dem Petrusbekenntnis bei Cäsarea Philippi, ausformuliert und beschrieben wird, sehr deutlich in diesem Zusammenhang: Das ist ein Bekenntnis des christlichen Glaubens, das nicht aus der empirischen Beobachtung Jesu abzulesen ist und das nicht einfach eine Schlussfolgerung aus der historischen Forschung ist, sondern Jesus sagt dort selbst, nach dem matthäischen Bericht in der Kommentierung des Bekenntnisses von Petrus: »Das hat dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel.« (Mt 16,17). Ich glaube, es ist wichtig, deutlich zu machen, dass die Menschen, die als Christen und Christinnen an Jesus als den Christus glauben, an irgendeiner Stelle so eine Erfahrung gemacht haben, dass ihr Gottesverständnis, ihr Verständnis der Welt und ihr Verständnis ihrer selbst entscheidend dadurch geprägt sind, dass die Beziehung Gottes zu den Menschen und die Beziehung der Menschen zu Gott ihren Schlüssel in Jesus Christus hat und dass deswegen Christen und Christinnen nicht mehr von Gott reden können, ohne gleichzeitig von Jesus Christus zu reden.

Diese Überzeugung von Christen und Christinnen ist, glaube ich, im Dialog auch nicht einfach zur Disposition zu stellen, sondern man muss sagen: Wie gehe ich aus dieser Perspektive als Christ oder Christin nun mit der Frage um, dass der, den ich da als den Christus bekenne, nun der Jude Jesus gewesen ist? Daraus ergibt sich die eigentliche Schärfe dieser Frage.

Dietrich Bonhoeffer hat die Frage der Christologie so formuliert: »Wer ist Jesus Christus für uns heute?«² Mir ist sehr wichtig, dass die entscheidende Frage die Wer-Frage ist, also nicht die Frage: Was bedeutet Jesus Christus für uns heute? Oder was für ein Prinzip des Verhaltens – das Prinzip Liebe vielleicht – können wir aus Jesus ablesen? Das war lange Zeit die Strategie, mit der man auch das Jude-Sein Jesu für die Christologie immunisieren konnte, indem man sagen konnte: Christologie, das hat etwas zu tun mit dem Christusbild, mit der Christusbotschaft. Aber für die Christusbotschaft ist der geschichtliche Jesus nicht relevant. Oder: Christologie hat etwas zu tun mit der Beschreibung des christlichen Selbstbewusstseins. Aber dieses christliche

² Vgl. Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung, in: Eberhard Bethge u. a. (Hrsg.): Dietrich Bonhoeffer Werke (DBW), Bd. 8, Gütersloh 1998, S. 402.

Selbstbewusstsein ist nicht bezogen auf einen Juden im ersten Jahrhundert. Diese Immunisierungsstrategien innerhalb der Christologie sind meines Erachtens kritisch zu hinterfragen.

Wer ist Jesus Christus? Das wird dann eine nicht nur historische Frage, sondern eine theologische und christologische Frage, wenn Jesus und Gott gegenseitig der Kontext des jeweiligen Verständnisses sind, also wenn die Geschichte Jesu verstanden wird im Kontext der Geschichte Gottes mit Israel, und umgekehrt, wenn die Geschichte Gottes nur mit Hinweis auf die Geschichte Jesu zu verstehen ist.

An dieser Stelle wird die Wertfrage nun wirklich brennend: Was bedeutet es, dass Jesus in allen entscheidenden Momenten Hinweise auf den Gott, den er Vater nennt, gibt und seine Einheit mit Gott sich dadurch dokumentiert, dass er sich von Gott unterscheidet, indem er den Willen des Vaters tut und seine ganze Identität aus dem Tun des Willens des Vaters empfängt? Das ist für die ersten Christen in der Auferweckung des Gekreuzigten bestätigt worden. Jesu Botschaft von der Nähe des Reichs Gottes, die die Gerechtigkeit Gottes in der Alltagswelt, in der Wirklichkeit hier und jetzt aufleben lässt, die ist für die ersten Christen bestätigt durch die Auferweckung des Gekreuzigten.

Darum lautet die Frage auch: Wer ist Jesus Christus für uns heute? Denn Christen und Christinnen gehen davon aus, dass sie dabei nicht nur über eine vergangene Person reden, sondern über eine gegenwärtige Wirklichkeit. Mein christlicher Glaube ist davon geprägt, dass Jesus Christus, der lebendige Herr, gegenwärtig ist. Aber wenn ich frage: »Wer ist er?«, dann muss ich die Geschichte der Vergangenheit erzählen.

Genau das tut auch das Neue Testament, indem die Frage nach der Lebensgemeinschaft, nach der *Koinonia* mit Christus zurückgebunden wird an eine Geschichte, die erzählt werden muss von dem Juden Jesus. Exakt da liegt das Problem. Der lebendige Herr, der, den ich Herr nenne, ist offensichtlich keiner, den ich besitzen kann, sondern der Elemente einer Identität hat, die mich auch in ihrer Fremdheit herausfordern. Und der wird der Christus genannt; von ihm wird gesagt: In dem hat Gott entscheidend gehandelt.

Interessant ist dabei, dass die Frage der Christologie »Wer ist Jesus Christus für uns heute?« von unterschiedlichen Gemeinschaften unterschiedlich beantwortet wird. Meines Erachtens ist das Interessante an der jüdischen Forschung zum historischen Jesus, dass auch sie fragt: Wer ist Jesus, den die Christen als den Christus bekennen, für uns heute? So dass der Glaube der anderen Teil der eigenen Frage wird, und damit nach mehr gefragt wird als nur nach einer Sicherung der historischen Fakten, sondern vielmehr: Gibt es eine religiöse Signifikanz, die dieser Jesus für uns hat? Was bedeutet es, dass die Gleichnisse uns so ins Herz sprechen, aber die möglicherweise ebenfalls ziemlich guten rabbinischen Gleichnisse nicht?

Die historische Rückfrage, etwa bei der Wissenschaft des Judentums, war ja zugleich eine massive Selbstkritik der jüdischen Tradition, nämlich die Kritik an dem Jesusbild, das im Talmud vorhanden ist. Diese historische Rückfrage war also sozusagen genauso ein Angebot im Zusammenhang der Assimilationsdiskussion wie die Frage: Kann man assimiliert sein in der Moderne und zugleich jüdische Identität bewahren? Die Wissenschaft vom Judentum ist das Programm als Antwort für diese Frage und gleichzeitig eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Tradition.

Wir müssen, glaube ich, als Christen auch zur Kenntnis nehmen, dass die vielen muslimischen Menschen, die wir in unserer Umgebung kennen, eine Hochschätzung von Jesus haben, die man in manchen christlichen Gemeinden vermisst, und zwar deswegen, weil der Respekt vor Jesus – Isa, der das Evangelium gebracht hat – das ist das, was im Koran zur Beschreibung steht – sehr groß ist. Also auch hier die Frage: Wer ist Jesus, den die Christen als den Christus bekennen, für uns heute?

Für mich ist die Frage: Können wir die Tatsache, dass diese Fragen von Juden und von Muslimen gestellt werden, als eine Anfrage verstehen, die uns hilft, unsere Rede von Jesus Christus zu präzisieren und das Heil so aussagen zu können, dass es nicht gleichzeitig das Unheil für andere sein muss? Dieses gelingt meines Erachtens nur, wenn wir viel stärker als bisher Jesus und die Geschichte des Christentums im Zusammenhang der Geschichte Gottes mit Israel, wie sie in der Hebräischen Bibel, im Alten Testament, erzählt wird, verstehen lernen. Wir müssen uns ja einmal klarmachen: Als das Christentum entstand, waren die Traditionen der Hebräischen Bibel schon da, und die Frage war nicht, ob das frühe Christentum die Gültigkeit des Alten Testaments anerkennen könnte, sondern die Frage war: Wie passen das frühe Christentum und dieser Jesus eigentlich hinein in die Geschichte, die im Alten Testament, in der Hebräischen Bibel, von Gott erzählt wird? Das ist die Frage, auf die die neutestamentlichen Traditionen versuchen zu antworten. Hier liegt meines Erachtens ein erheblicher Zugewinn.

Wenn wir das tun, dann werden wir auch die Beobachtung machen, dass über die größten Teile der Entwicklung der christlichen Lehre das Gespräch zwischen Christen und Juden trotz des Lehrens der Verachtung weitergeführt worden ist. Und dass im Mittelalter eine Gesprächskultur vorherrschte, zwischen muslimischen Philosophen und Theologen und jüdischen Philosophen und Theologen und christlichen Philosophen und Theologen, die wir heute versuchen in den ersten Anfängen zu etablieren. Hier liegt die eigentliche Aufgabe. Es entbehrt ja nicht einer gewissen Ironie, dass Thomas von Aquin, der 1879 in der Enzyklika *Aeterni Patris* von Papst Leo XIII. mit seiner Philosophie zu dem Lehrer der katholischen Kirche ernannt worden ist, in einem intellektuellen Paradigma arbeitet, das in Bagdad definiert wurde, und neben Aristoteles eigentlich nur eine große Autorität kannte, und das waren Ibn Sina und Rabbi Moses Maimonides, die ihn dazu nötigten, seine

Analogielehre zu entwickeln. Das sind Aspekte der Tatsache, dass wir die Geschichte unserer eigenen Religion nur als die Geschichte der Interaktion mit den anderen beschreiben können, die die eigentliche Aufgabe aufzeigt, vor der die Christologie steht.

Wer ist Jesus Christus für uns heute? Das sind nicht nur Fragen dogmatischer Richtigkeit. Ich frage mich an dieser Stelle auch: Was bedeutet es, das Johanneswort »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben« (Joh 14,6) von dem Jesus ernst zu nehmen, den ich als Christus bekenne und der damit für mich eine Autorität hat, für mein Gottesbild, mein Menschenbild und mein Weltverständnis? Was bedeutet es, zu sagen: »Ich bin der Weg«, wenn der Weg vieler Menschen nach der Logik der Anerkennung und Zustimmung bestimmt wird, wie sie sich in den sozialen Medien ereignen? Was bedeutet dieses »Ich bin der Weg« eigentlich für unsere Orientierungslosigkeit und unsere Sucht nach medialer Abhängigkeit, die unser Leben in einer unglaublichen Weise bestimmen? Was bedeuten die Worte des johanneischen Jesus »Ich bin die Wahrheit« in einer Gesellschaft, die die Wahrheit nicht mehr achtet, in einer postfaktischen Gesellschaft? Was bedeutet das auch für das Selbstverständnis des Glaubens und die Reden der Kirchen, dass in diesem Zusammenhang die Wahrheit offensichtlich als eine unabdingbar notwendige Bedingung menschlicher Kommunikation überhaupt gesehen wird? Und was bedeutet »Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben«, wenn wir permanent Visionen von der Perfektionierung des menschlichen Lebens haben, die die Verletzbarkeit, die Einschränkungen des menschlichen Lebens als etwas Verachtenswertes erscheinen lassen?

Das sind auch Fragen der Christologie. Ich würde denken, man kann nicht ohne Weiteres die Worte des Nicänischen Glaubensbekenntnisses nachsprechen und gleichzeitig zu diesen Fragen keine dezidierte Stellung beziehen.

Impuls von Eske Wollrad

Ich möchte im Folgenden ein Schlaglicht auf die Frage werfen, wie in christlichen, feministischen Theologien im deutschsprachigen Raum mit dem Juden Jesus umgegangen wird. Sie können an dieser Bestimmung meiner Perspektive: »christlich-feministisch« und »deutschsprachiger Raum« schon eine Grundlage der christlichen, feministischen Theologie ablesen, so wie ich sie vertrete, nämlich die Absage an ein Verständnis von Wahrheit als universal und überzeitlich. Feministische Theologie ist getragen von der Einsicht, dass das Wahre, das Gute und Gerechte niemals Besitz bestimmter Menschen oder Religionen ist, sondern stets unverfügbar und zukünftig bleibt.

Feministische Theologie ist kontextuelle Theologie. Das bedeutet: Die Frage nach Jesus Christus kann nicht mit einem Bild für alle Zeiten, alle Sprachen und alle Orte beantwortet werden. Das mag als Widerspruch zu bestimmten Aussagen der Bibel erscheinen, zum Beispiel zu: »Ich bin der Weg

und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Die ersten Christinnen und Christen haben eine exklusive christologische Sprache benutzt, um die Einzigartigkeit Jesu Christi zum Ausdruck zu bringen. Diese Sprache war nicht die der Dogmatik, sondern kann mit der Sprache der Liebe verglichen werden. Liebende sagen einander: Du bist die Schönste auf der ganzen Welt – oder der Schönste. Das ist wahr; das ist in dem Moment ihre Wahrheit; es hat nichts mit empirisch nachweisbaren Fakten zu tun.

Die ersten Christinnen und Christen haben ihre Liebe zu Jesus als dem Christus bekundet, indem sie ihn als ihren Erlöser erkannten. Diese Bekundungen sind vielfältig; das ist wichtig. Schon innerbiblisch finden wir eine Vielzahl von Christuszeugnissen und Christusbildern in dieser Sprache der Liebe. Kontextuelles Arbeiten bedeutet im Hinblick auf Christologie auch die Anwendung einer intersektionalen feministischen Hermeneutik. Diese Hermeneutik, diese Art, die Bibel auszulegen, macht bewusst, dass die Bedingungen, unter denen christologische Entwürfe entstehen, von einem Ineinander verschiedener Achsen, auch von Gewaltachsen geprägt sind. Zu diesen Gewaltachsen gehören Antijudaismus ebenso wie Sexismus und Rassismus. Intersektionale feministische Hermeneutik betreibt Herrschaftskritik, indem sie die Aufmerksamkeit auf die Tatsache lenkt, dass die meisten christologischen Entwürfe heutiger Zeit von mehrfach privilegierten entwickelt wurden und dass diesen Entwürfen, bewusst oder unbewusst, bestimmte Interessen und Machtlegitimierungen eingeschrieben sind.

Diese intersektionale feministische Hermeneutik und Herrschaftskritik wendet christliche, feministische Theologie auch und insbesondere auf sich selbst an. In ihren Anfängen beschäftigte sich christliche, feministische Theologie mit der Frage nach dem Mann-Sein Jesu. Bestritten wurde die Göttlichkeit Jesu; denn wenn der Mann Jesus Gott wäre, dann wäre Gott männlich. Das ist nachvollziehbarerweise für Feministinnen nicht akzeptabel. Der Verzicht darauf, die Göttlichkeit Jesu zu denken, verlagerte die Idee von seiner Einzigartigkeit auf die menschliche Ebene. Bezugspunkt für diese Christologie war der historische Jesus, und feministische Theologinnen und Theologen entwarfen hochidealisierte Jesusbilder. Entdeckt wurde Jesus als der neue Mann, der sich Frauen zuwandte und sie befreite. Kehrseite dieser Sicht war die Konstruktion des Judentums als patriarchal und rückständig. Erst auf der Folie dieses antijudaistischen Fabrikats konnte Jesus der Feminist umso heller erstrahlen.

Es gab drei klassisch antijudaistische Konstruktionen in christlicher, feministischer Theologie. Die erste, wie beschrieben, ist die Behauptung, Jesus sei der erste neue Mann gewesen. Eine zweite Konstruktion betrifft die Gegenüberstellung von dem Gott des Zorns aus dem Ersten Testament und dem Gott der Liebe im Zweiten. Drittens ist der Vorwurf des Göttingenmordes zu nennen, der Vorwurf, das Judentum habe das Matriarchat zerstört.

Diese Einsicht in diese Antijudaismen haben wir nicht uns selbst zu verdanken, sondern jüdischen Theologinnen, die den tief verwurzelten Antijudaismus in christlichen, feministischen Theologien sehr scharf kritisierten. Viele von uns, nicht alle, haben damals angefangen umzudenken. Ein Ergebnis dieses Prozesses kennen Sie vielleicht: Das ist die Bibel in gerechter Sprache. An ihr haben viele feministische Theologinnen mitgewirkt, und diese Bibelübersetzung hat den Anspruch, antijudaistische Aspekte in den Übersetzungen zu streichen. Da werden Sie so etwas wie die sogenannten Antithesen (vgl. Mt 5,21-48) nicht mehr finden.

In Bezug auf feministische Christologie kam es zu einer vertieften und differenzierenden Einbettung Jesu in die gesellschaftlichen und politischen Zeitumstände, insbesondere in den Kontext der innerjüdischen Erneuerungsbewegung. Damit gerieten neben Jesus verstärkt seine Anhängerinnen und Anhänger in den Blick. Es entwickelte sich eine Christologie der Beziehung, die die Jesusbewegung als messianische Gemeinschaft versteht und die Jesus nicht als Einzelperson in den Fokus stellt. Allerdings möchte ich kritisch anmerken, dass die Beziehungschristologie weiterhin dazu tendiert, in dem historischen Jesus bzw. der Jesusbewegung etwas Neues zu sehen, das bisher nicht vorhanden war. Kritisch fragt daraufhin die jüdische Theologin Judith Plaskow: »Gibt es im Judentum keine gerechten Beziehungen? Hat Jesus in diesem Punkt tatsächlich einen radikalen Bewusstseinswandel vollzogen?«³

Nein. Jesus, der Jude, bleibt Jesus, der Jude. Wenn wir dieser Erkenntnis folgen, ist dann der Antijudaismus überwunden? Die christliche, feministische Theologin Manuela Kalsky betont zu Recht: »Das Problem des Antijudaismus in der christlichen Theologie ist nicht nur eine Angelegenheit der richtigen historischen Rekonstruktion, sondern zutiefst mit der Logik christlicher Identitätsverortung verbunden.«⁴

Nur wenn wir den Bruch mit den christologischen Spielregeln vollziehen, können wir Antijudaismus überwinden. Dazu müssen wir bereit sein. Eine dieser Spielregeln lautet: Das Fundament der christlichen Identität liegt in der Vergangenheit. Manuela Kalsky schlägt etwas anderes vor: »Die biblischen Geschichten, die von der Vision einer in Christus vereinten Menschheit (Gal 3,28) erzählen, [könnten] als *Inspiration* einer in der Zukunft zu suchenden christlichen Identität dienen.«⁵

Das ist ein Satz! Damit wäre das Herz der Christologie nicht mehr ausschließlich in der mit historischer Fantasie gestalteten Rekonstruktion der

³ Manuela Kalsky: Vom Verlangen nach Heil, in: Doris Strahm, Regula Strobel (Hrsg.): Vom Verlangen nach Heilwerden. Christologie in feministisch-theologischer Sicht, Fribourg – Luzern 1991, S. 217.

⁴ Manuela Kalsky: Christaphanien. Die Re-Vision der Christologie aus der Sicht von Frauen in unterschiedlichen Kulturen, Gütersloh 2000, S. 312.

⁵ Ebd., S. 313.

Person Jesu Christi zu suchen, sondern in einer umfassenden Vorstellung dessen, was Heil und Befreiung, was Unheil und Unterdrückung im Horizont messianischer Heilserwartung für Menschen in unterschiedlichen Kulturen bedeuten. Was wäre das für eine Christologie! Stammelnd, unfertig, vielstimmig und unfassbar lebendig.

Zentrum Kulturkirche

Schamlos beschämen

Shamestorms und Online-Pranger

Vortrag am Samstag, 27. Mai 2017, St. Matthäus

Prof. Dr. Dieter Thomä, Philosoph, St. Gallen/Schweiz

Gerne nehme ich die Gelegenheit wahr, aus philosophischer Sicht etwas über *Shitstorms* und *Shamestorms* zu sagen. Lassen Sie mich beginnen mit Auskünften von Mark Zuckerberg und Julia Jäkel, dem Chef von Facebook und der Chefin von Gruner + Jahr. Mark Zuckerberg sagt sinngemäß: Facebook steht dafür, dass wir mehr zusammenrücken und eine globale Gemeinschaft bilden. Julia Jäkel meint, dass Facebook – anstatt Menschen einander näher zu bringen, wie man das von einem sozialen Medium erwartet – zu einem Medium sozialer Spaltung geworden sei: zu einem asozialen Netzwerk.

Warum kann man soziale Medien als asoziale Medien bezeichnen? Weil es Phänomene wie zum Beispiel die Filterblase oder die Echokammer gibt. Mit ihnen bilden sich um die Gemeinschaften, die entstehen, unsichtbare Mauern. Wir suchen etwas im Netz und bekommen daraufhin eine Gemeinschaft geboten, die so tickt wie wir. Während es im Alltag sonst oft mühsamer Versuche bedarf, um Menschen zu finden, mit denen wir Gemeinsamkeiten entdecken und Einklang erfahren, entsteht durch die sozialen Medien der merkwürdige Effekt, dass wir den Einklang gewissermaßen frei Haus geliefert bekommen. Wir können uns sogar einbilden, die ganze Welt sei mit uns im Einklang – jedenfalls die Welt, von der wir etwas mitbekommen. Wenn solche unsichtbaren Mauern in den sozialen Medien wachsen, dann verwandeln sie sich in der Tat, wie Julia Jäkel ziemlich provokativ sagt, in asoziale Medien.

Mein Ausgangspunkt ist nun das Phänomen, dass es in den sozialen Medien an den Rändern dieser geschlossenen Gemeinschaften zu Kämpfen kommt. Menschen, die sich in ihnen befinden, suchen nicht nur Partner, sondern auch Feinde.

Dabei fällt auf, dass die Art der Auseinandersetzung in den sozialen Medien eine besondere Eigenart aufweist: Sie setzt auf Personalisierung. Es geht hier nicht so sehr um Themen oder um Sachen, sondern darum, dass man als Ego auftritt und andere als Personen herausgreift und angreift.

An dieser Stelle erlaube ich mir, diese Personalisierung anhand eines Beispiels zu illustrieren, welches meiner eigenen kleinen Existenz im Netz entnommen ist. Nachdem ich vor einigen Monaten ein Interview ge-

geben habe, in dem es um Donald Trump und die AfD ging, kam es zu einer Flut von Online-Kommentaren, die für den Schwenk vom Thema zur Person einschlägig sind. Folgendes war zu lesen: »Sie sind eine Personifizierung des Untergangs der menschlichen Zivilisation!«, »Lieber Herr Professor, Sie gehören zu den Wölfen, die wie die Schafe das deutsche Volk plündern, diffamieren und permanent gemeinsame Sache mit denen machen, die uns ausnehmen«, »Abgehobener Nichtsnutz!«, »Dummlaller!«, »Batteriehasenklatscher«. Diese Beispiele erwähne ich nur, um ein wenig Anschauungsmaterial zu bieten für eine allgemeine, gefährliche Entwicklung.

Warum kommt es zu jener Personalisierung? Ich glaube, dass dies mit den bereits erwähnten Filterblasen und Echokammern zu tun hat. Dort, wo diejenigen, die sich gegenseitig selbst bestätigen, auf abweichende Auffassungen treffen, werden Wörter als Waffen eingesetzt. Wenn wir Wörter als Waffe benutzen, so richten sie sich nicht auf Gegenstände oder Sachverhalte, sondern auf andere Menschen. Der Angriff auf Personen hat auch stark damit zu tun, dass vieles an dem, was in sozialen Netzwerken stattfindet, einer Bühne gleicht. Man tritt auf, inszeniert und behauptet sich, tritt gegen andere an, lechzt nach Aufmerksamkeit, will herausstechen. Insofern schätzt man eine Qualität gering, die der Sprache doch in besonderer Weise innewohnt – nämlich, dass wir mit ihrer Hilfe über uns selbst hinausgelangen, neue Erfahrungen machen und im Idealfall Gemeinsamkeiten entdecken. Dass die Sprache uns als kleine Egos transzendiert, macht ihre gesellschaftliche, aber natürlich auch ihre religiöse Dimension aus. Sie wird von denjenigen, die Wörter im Netz als Waffe benutzen, mit Füßen getreten. Es kommt auf diese Weise zu einer großen Demontage des Versprechens der Verständigung.

Dass man die Sprache im Netz als Waffe gegen Personen benutzt, wird auch dadurch erleichtert, dass man aus der Distanz zuschlagen kann. An dieser Stelle kann man die Auseinandersetzung im Netz mit der (Nicht-) Kommunikation unter Autofahrern vergleichen. Man denke an die Situation, dass man in seinem Auto wie im Käfig sitzt und jemand an einem vorbeifährt, der nun gerade etwas ganz Bescheuertes anstellt. Schnell hat man dann etwas Ausfälliges gesagt. Es ist auch klar, dass man dies in selbstgefälliger Abgeschlossenheit von sich gibt und dem anderen vielleicht nicht direkt ins Gesicht sagen würde. Normalerweise fährt dann jeder seiner Wege und hat die ganze Sache nach ein paar Minuten vergessen.

Was man beim Autofahren im Stahlkäfig – fern vom anderen – sagt, wird in gleicher oder gar noch größerer Aggressivität auch in den sozialen Medien abgesondert. Wie der Autofahrer, so operiert auch der Computer- oder Handynutzer aus sicherer Distanz. Anders als beim Autofahren wird der Wutausbruch in den sozialen Medien aber für andere sichtbar: für denjenigen, den man angreift, sowie auch für alle möglichen anderen. Neben die Inflation des Hasses der einsamen Autofahrer tritt also die Inflation des Hasses der einsamen Netznutzer. Meist erfolgen deren Ausbrüche unter dem Schutz

der Anonymität. In jüngerer Zeit ist zu beobachten, dass viele Hassreden inzwischen auf diesen Deckmantel verzichten. Die Zahl der Beleidigungen, die unter Klarnamen abgesondert werden, wächst rasant. Wer Hasstiraden mit seiner wahren Identität ausstößt, setzt wohl darauf, dass er nicht nur auf Widerspruch stößt, sondern sich auch im Beifall Gleichgesinnter sonnen kann und für seinen Mut gelobt wird.

Wenn sich Wörter gegen Personen richten, richten sie sich auch gegen Körper. Damit nähere ich mich dem Problem des *Shitstorms* und des *Shamestorms*. Das soziale oder asoziale Netz ist nicht nur ein Textraum, sondern auch ein Bildraum. Es gibt unzählige Bilder, die dem Zweck dienen, Personen bloßzustellen und zu brandmarken. Vor einiger Zeit ist jemand verurteilt worden, der das Bild einer älteren, halb bekleideten Frau mit lästerlichen Kommentaren ins Netz gestellt hat. Jugendliche posten irgendwelche Nacktfotos von Mitschülern, betreiben also *Cyberbullying* oder *-mobbing*. Es gibt eine ungeheure Lust am Urteilen, am Daumenheben und Daumensenken, sowohl bei der Partner- wie bei der Feindsuche.

Manchmal kommen diese Urteile sozusagen aus dem Bauch – und dann handelt es sich um *Shitstorms*. Die Besonderheit des *Shamestorms* gegenüber dem *Shitstorm* besteht nun darin, dass hier eine Person mit moralischem Anspruch beschämt, an den Pranger gestellt und attackiert wird.

Wir können nicht darauf verzichten, über den klassischen Pranger zu sprechen, der viel mit der mittelalterlichen Rechtsprechung, aber auch viel mit dem Christentum zu tun hat. Wenn Menschen im traditionellen Sinn an den Pranger gestellt werden, so besteht ihre Strafe darin, dass sie öffentlich dem Bespucken und Beleidigen des Volks ausgesetzt werden. Ein berühmtes Beispiel dafür findet sich in Victor Hugos Roman *Der Glöckner von Notre Dame*. Vielleicht erinnern sich manche noch an die Bilder aus dem Film mit Anthony Quinn und Gina Lollobrigida: Da steht der Glöckner gefesselt auf dem Marktplatz und wird bespuckt. Dann kommt die schöne Esmeralda, tröstet ihn und reicht ihm Wasser. Eine Träne rinnt an seiner Wange herunter.

Manchmal kommt aber niemand und reicht Wasser. An den Pranger stellen heißt, jemanden dazu zu verurteilen, dass er der öffentlichen Schande ausgesetzt wird. Dies ist ein klassischer Fall des *Shamestorms*. Im Unterschied zum mittelalterlichen Pranger kommt es nun aber beim modernen *Shamestorm* zu einer Verschmelzung zwischen dem Betroffenen und dem Richter. Jemand fühlt sich in irgendeiner Form angegriffen und wehrt sich, indem er die Person, die ihn geschädigt hat, öffentlich bloßstellt und damit zu einer Beschädigung von deren Reputation beiträgt. Die sozialen Medien sind Plattformen, die dafür leicht genutzt werden können. Wie gehen wir nun mit diesem *Shamestorm* um? Lassen Sie mich zunächst zwei Beispiele schildern.

Erstes Beispiel: Eine Studentin einer Eliteuniversität in den USA beginnt eines Tages, mit einer schmutzigen Matratze auf dem Campus herumzulaufen. »*Carry That Weight*« – so bezeichnet sie ihre Aktion. Sie will auf diese

Weise bekannt machen, dass sie von ihrem Ex-Freund vergewaltigt worden sei. Der öffentlichen Aktion ist eine Ermittlung der Universität vorausgegangen, die freilich nicht zu einem Schuldspruch, sondern zu einem Freispruch geführt hat. Die Studentin findet sich mit diesem Ergebnis nicht ab und macht ihrem Ex-Freund nun das Leben auf dem Campus – also auch die Fortführung seines Studiums – unmöglich. Binnen weniger Tage wissen alle, wer gemeint ist. Es kommt zu einer großen Solidarisierungswelle für die Studentin. Parallel dazu gibt es Bemühungen des betroffenen Studenten und seiner Familie, gegen die aus ihrer Sicht ungerechtfertigte Diskriminierung vorzugehen.

Zweites Beispiel: Ein *Blogpost* wird veröffentlicht, in dem ein berühmter Professor einer anderen amerikanischen Eliteuniversität angegriffen wird. Dieses Mal ist die Autorin des *Blogpost* anonym – und auch der Professor wird nicht beim Namen genannt. Gleichwohl lässt sich anhand gezielt eingesetzter Detailinformationen sofort entschlüsseln, welcher Professor genau gemeint ist. Auch in diesem Fall geht es um sexuelle Übergriffe – nicht gegen Studentinnen, sondern gegen junge Nachwuchsforscherinnen, denen der Professor Karrieresprünge verspricht und mit denen er Beziehungen beginnt. Ihm werden keine Vergewaltigungen vorgeworfen, er verstößt auch nicht gegen den Kodex, der in den USA das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen regelt, aber der Professor scheint seine Machtposition gegenüber Kolleginnen anderer Forschungseinrichtungen gezielt ausgenutzt zu haben. Belegt wird dies durch ziemlich unappetitliche und abstoßende Auszüge aus E-Mails. Auch in diesem Fall kommt es zu einer Solidarisierungswelle für die junge Wissenschaftlerin sowie zu einer Protestwelle gegen den Professor. Mehr als 200 seiner Kollegen, auch sehr viele aus seiner eigenen Universität, unterzeichnen eine Petition, die ihn zum Rücktritt auffordert. Er wehrt sich halbherzig und hält an seinem Amt fest. Die Universität sieht keine Basis für eine Ermittlung, denn juristisch ist die Sache nach allgemeiner Einschätzung nicht relevant – sondern eben nur moralisch. Die Reputation des Professors wird, wie auch diejenige des oben genannten Studenten, stark geschädigt.

Wie stehe ich zu diesen beiden Fällen? Ich habe zahllose, sehr gut recherchierte Berichte über beide Fälle gelesen – und das, was man gemeinhin Bauchgefühl nennt, sagt mir, dass ich im ersten Fall auf der Seite der Studenten und im zweiten Fall auf der Seite der jungen Wissenschaftlerin stehe. Aber was nützt in solchen Fällen das sogenannte Bauchgefühl? Ich kann auch falsch liegen. Wir stehen hier vor Situationen, in denen Aussage gegen Aussage steht, in denen die Wahrheit gesucht wird, die Macht- und die Geschlechterfrage ins Spiel kommen und die soziale Existenz von Menschen betroffen ist.

Wirklich heikel an diesen Geschichten ist, dass Betroffener und Richter in einer Person zusammenfallen. Faktisch läuft es nämlich darauf hinaus, dass

über jemanden schon in dem Moment gerichtet wird, in dem ein Reputationsverlust zustande kommt; da mag hinterher passieren was will. Demjenigen, der einen *Shamestorm* auslöst, kommt also eine ungeheure Macht – man darf ergänzen: also auch eine große Verantwortung – zu.

Man könnte jetzt sagen: Der *Shamestorm* ist eine Version des *Shitstorms*, die genauso verwerflich ist wie dieser – und zwar deshalb, weil er eine öffentliche Verurteilung erwirkt, zu der die Befugnis fehlt, und weil sich hier der Betroffene oder die Betroffene die Rolle des Richters anmaßt. Dieser Schluss ist naheliegend, er darf aber nicht automatisch gezogen werden. Denn man muss berücksichtigen, dass die Studentin und die junge Wissenschaftlerin so gehandelt haben, weil sie den Eindruck hatten, dass kein Gericht und keine Institution sich ihrer Sache annehmen. Ob sie nun eine gerechte Sache verfochten oder nicht, sie hatten das Gefühl, dass sie auf sich allein gestellt sind und ihnen niemand helfen kann – außer sie sich selbst. Ihre Offensive muss vor dem Hintergrund verstanden werden, dass das Thema der sexuellen Belästigung an amerikanischen Universitäten jahrzehntelang unter den Teppich gekehrt worden ist. Tatsächlich war (und ist) es verbreitete Praxis, dass es bei den *Undergraduates* im College zu Massenbesäufnissen kommt und alles Mögliche – auch Verwerfliches und Verbrecherisches – im Bett passiert. Tatsächlich kam es an Universitäten auch häufig zur Ausnutzung von Machtverhältnissen für sexuelle Gefälligkeiten.

Wir müssen also zugestehen, dass es Situationen gibt, in denen man sich nicht an irgendeine Institution wenden und voll darauf vertrauen kann, dass sie den Vorwurf ordnungsgemäß und moralisch sauber klärt. Wie soll man mit dieser verworrenen, menschlich belastenden und erschütternden Situation umgehen? Kann man den Betroffenen einen Freibrief ausstellen und ihnen zugestehen, dass sie Reputationsschäden bei anderen auslösen dürfen? Mein Vorschlag läuft darauf hinaus, dass eine solche totale Vollmacht nicht erteilt werden darf. Dass Betroffene sich zum Richter machen, bleibt eine unzulässige Anmaßung – zumal deshalb, weil es bekanntlich auch diverse Fälle gibt, in denen die Betroffenheit selbst fingiert wird. Umgekehrt darf es aber auch nicht sein, dass Betroffene ihr Leid in sich hineinfressen, weil sie von den Institutionen, die Gerechtigkeit herstellen sollten, im Stich gelassen werden. Es gibt in diesem Dilemma keine Patentlösung. Freilich bleibt die Möglichkeit, nach Zwischeninstanzen im Umgang mit solchen Konflikten zu suchen, also – kurz gesagt – auf die Zivilgesellschaft zu setzen. Es bedarf in solchen Fällen in der Tat der Institutionen – aber nicht nur der Institutionen im klassischen, juristischen Sinn, sondern auch der sozialen Organisationen, die sich zu Ansprechpartnern und ggf. Fürsprechern von Betroffenen machen. Diese Organisationen erlauben es, die Rollen des Betroffenen und des Richters zu trennen, ihnen obliegt auch die Verantwortung, die Plausibilität von Vorwürfen zu prüfen sowie umgekehrt die Selbstimmunisierung von Institutionen, die sich um Betroffene zu wenig kümmern, zu attackieren. Solche Organisa-

tionen können Aktionen starten, in denen Missstände und Missetaten offenlegt und angegriffen werden. Betroffene brauchen eine Stimme, aber es sollte nicht ihre eigene Stimme sein.

Podienreihe **Menschenbilder**

#guckstduhier

Das Netz: unendliche Freiheit, gesteigerte Angst

Gespräch¹ und Vortrag am Donnerstag, 25. Mai 2017, Berliner Dom

Dr. Petra Bahr, Landessuperintendentin, Hannover
Arnd Henze, Fernsehkorrespondent im ARD-Hauptstadtstudio, Berlin
Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Huber, Bischof i. R., Berlin

Moderation:

PD Dr. Alf Christophersen, Studienleiter an der Evangelischen Akademie
Sachsen-Anhalt, Lutherstadt Wittenberg

Alf Christophersen: In einer ersten Runde wollen wir die Verwundbarkeit des Menschen im digitalen Zeitalter beschreiben und erfassen, nicht auf theoretischer Ebene, sondern erfahrungsbezogen. Frau Bahr, Sie haben bei verschiedenen Gelegenheiten die Macht des Netzes zu spüren bekommen?

Petra Bahr: Das gilt, glaube ich, für jeden und jede, die sich ab und zu mit Statements aus der Hecke wagen oder sich sogar ins Fernsehen begeben. Es ist normaler Alltag, dass man zu bestimmten Themen, egal, ob es sich dabei um Beschneidung, Sterbehilfe oder Religionsfreiheit handelt, Reaktionen erhält, die in ihrer Form mit unserem Thema zu tun haben. Und für mich als Frau gilt das in besonderer Weise, da bei Frauen auch in Form aggressiver sexueller Gewalt in 140 Zeichen reagiert wird. Da muss man sich warm anziehen und es ist ziemlich gewöhnungsbedürftig. Ich erlebe das ja relativ selten. Viele, zum Beispiel Bundestagsabgeordnete, erleben das täglich.

Christophersen: Könnten Sie mit einem Beispiel benennen, was Ihnen besonders massiv vor Augen steht?

Bahr: Das sind alles Beispiele, die man gar nicht in Worten wiedergeben sollte – und das sagt ja schon alles. Da gibt es Äußerungen oder auch Fantasien von Menschen, sogar mit Klarnamen und gerne auch Dokortiteln, in Form von E-Mails mit großem Verteiler, in denen sich ältere Herren darüber Gedanken

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

machen, wie man unter dem Talar aussieht und was man alles mit einem machen könnte. Und das wird dann über zwei Seiten hinweg beschrieben.

Die Verletzlichkeit liegt oft also gar nicht da, wo man seine Meinung vertritt, sondern die Verletzlichkeit tritt ganz woanders auf, nicht durch schroffe Reaktionen im Bezug auf das Thema, das man erwähnt hat, sondern da, wo Menschen eben auch verletzlich sind, im Intimbereich, in der Sexualität. Es kommen aber auch Sätze wie: »Wir wissen genau, wo Ihr Kind in den Kindergarten geht.« Und das Irre ist, man weiß, dass so etwas passieren wird, und ärgert sich schrecklich darüber, dass man sich trotzdem verletzt fühlt.

Christophersen: Sie kommen nun wahrscheinlich auch nicht darum herum, solche Dinge zur Kenntnis zu nehmen. Es gibt ja auch Politiker, die durchaus in der Lage sind, sich abzuschotten.

Bahr: Für eine Pfarrerin und Seelsorgerin wäre es schon seltsam, sich abzuschotten; aber diejenigen, die das zuerst trifft, sind zum Beispiel die Sekretärinnen, die morgens die E-Mails aufrufen und in einer geballten Ladung Dreck ersticken.

Ich will aber auch dazu sagen, dass das Netz für mich als Pastorin gleichzeitig auch eine wunderbare Möglichkeit bietet, mit ganz vielen Leuten in Kontakt zu treten. Ich habe eine Freundin in Malaysia und eine in Laos, die eine ist Journalistin, die andere Bloggerin. Wenn ich zum Beispiel sehe, wie die sich in Malaysia als Frauen via Internet im Kampf gegen das Stigma Brustkrebs einsetzen können, muss ich das als positive Seite anerkennen. Diese Ambivalenz des Netzes müssen wir ertragen.

Christophersen: Herr Henze, wie ist das bei Ihnen?

Arnd Henze: Ich fühle mich persönlich relativ wenig beleidigt oder angegriffen, obwohl ich solche Mails und Tweets natürlich auch bekomme. Ich muss als Person aber relativ langweilig sein, denn die Angriffe kommen meistens über Umwege, wie »Merkel-Nutte« oder so. Und, das ist sehr auffällig, wenn ihnen zu mir nichts einfällt, dann kommt meine Frau dran. Da hat man rausgefunden, dass sie einen türkeistämmigen Hintergrund hat; dann hat man ein Thema und da wird es teilweise wirklich sehr brutal. Ich habe gemerkt, dass ich da für mich eine rote Linie ziehen musste. Mich können sie beschimpfen, mich können sie beleidigen – solange sie mich nicht bedrohen, kann ich damit leben. Andere aber sind viel verwundbarer.

Sie haben aber die Sekretärinnen erwähnt. Oder blicken wir mal nicht auf die Bundestagsabgeordneten, sondern die unzähligen Lokalpolitiker. Die haben irgendwann in den letzten anderthalb Jahren entscheiden müssen, ob in ihrem kleinen Ort oder Stadtteil eine Flüchtlingsunterkunft gebaut wird. Sie sind mit Blick auf Themen wie Straßenbeleuchtung gewählt worden – und

jetzt haben sie Entscheidungen zu treffen, die einen solchen Hass auf sich ziehen. Das sind die wirklich Verwundbaren.

Christophersen: Würden Sie denn sagen, dass das ein relativ banales Phänomen ist, weil der Mensch ja per se auch gern mal ausrastet? Oder bekommt das Ganze durch die Digitalisierung viel mehr Gewicht?

Bahr: Ich glaube, wir werden des Menschen nochmals ganz anders ansichtig. Wir Modernen, Aufgeklärten, die wir uns immer weiterentwickeln, schauen plötzlich in unseren eigenen Abgrund. Das Christentum weiß darum, dass wir zu destruktiven Energien neigen und gleichzeitig unglaublich großartige Dinge tun können. Deswegen ist es vielleicht an der Zeit, neu über den Menschen nachzudenken, über das, was in uns allen lauert. Denn die Hemmschwelle ist natürlich relativ gering, wenn man anonym bleibt. Es ist etwas anderes, wenn man sich gegenüber Kollegen am Schreibtisch äußert.

Das ist nicht banal, sondern infektiös. Ja, das ist pandemisch. Es ist eine Art von Verwahrlosung des Sprechens und das macht auch etwas mit den Bildern von uns selbst.

Das Beunruhigende ist gar nicht, dass es solche Exzesse gibt, sondern wie allein schon der Normalzustand ist. Aber dagegen regt sich ja mittlerweile schon organisierter Widerstand. Und das wiederum auch im Netz. Wir müssen darüber reden, was uns immun macht und was dazu führt, dass wir diese Technologien, die wir zwar alle nutzen, aber, auch in ihren zukünftigen Ausmaßen, nicht wirklich kennen, mit so etwas wie kultureller Energie versehen und uns selbst Regeln des Umgangs geben. Das ist in Zeiten von Umbrüchen immer so.

Henze: Pandemisch ist hier der negative Begriff für das, was wir positiv als Schneeballeffekt sehen können. Jeder, der mal bei den Demonstrationen *Pulse of Europe* dabei war, muss sich klarmachen: Das würde es als neue Hoffnungsbewegung für Europa nicht geben, wenn es das Netz nicht gäbe. Denn das waren anfangs ein paar Dutzend Menschen, die sich in Frankfurt auf den Platz gestellt und das über soziale Netzwerke kommuniziert haben. Dahinter stand keine Institution, keine großen Verteiler, keine Medien. Als die Medien darauf angesprungen sind, demonstrierten in Berlin schon 5.000 auf dem Gendarmenmarkt. Das Gleiche funktioniert aber eben auch negativ mit dem, was wir als pandemisch beschreiben.

Bahr: Wobei das Seltsame hierbei ist, dass noch vor zehn Jahren auf diesem Netz unfassbare Hoffnungen ruhten, weil man wirklich dachte, jetzt kommt die totale Demokratie. Und es gab große Begeisterung, gerade auch bei jungen Demokratiebewegungen außerhalb Europas. Wir verfolgten das und dachten, das ist das Ende aller diktatorischer Macht. Die Diktatoren haben

es aber geschafft, zu überleben und das Netz für sich zu nutzen, die revolutionären Bewegungen wurden im Keim erstickt. Jetzt holt uns die Realität ein. Das Thema Sicherheit ist plötzlich viel dominanter als das Thema Transparenz. Das Thema Teilhabe ist nicht mehr so dominant wie die Frage, wie ich meine Privatsphäre überhaupt schützen kann.

Christophersen: Das Netz ist also ambivalent. Es setzt sich hier und da der Eindruck durch, dass die Dinge, die wir eigentlich als autonome Subjekte selbst regeln wollen, plötzlich wieder einer Kontrolle unterzogen sind, deren Ursprünge und Verstrickungen im Einzelnen gar nicht mehr transparent sind.

Henze: Das Problem ist aber teilweise selbstgemacht. Es liegt auch an uns, zu entscheiden, wie viel Kontrolle wir aus der Hand geben.

Das Neue an diesen digitalen Medien ist die Schnelligkeit. 140 Zeichen sind schnell rausgehauen und nicht wieder zurückzuholen. Denn wer löscht, löst erst recht einen *Shitstorm* aus. Im Idealfall könnte Twitter ein Medium sein, das in seiner besten Form an die Aphorismen erinnert, eine Kunstform in 140 Zeichen. Und die Tweets, die sich im positiven Sinn verbreiten, indem sie Tausende Male retweetet werden, sind oft sehr kunstvoll formuliert und bestimmt nicht in zehn Sekunden reingehämmerte Aussagen.

Aber ich merke, dass auch E-Mails gegenüber Briefen vieles beschleunigen. Ich habe mir angewöhnt, auf alle E-Mails zu antworten, welche nicht Drohungen und schlimmste Beleidigungen enthalten. Ich versuche, irgendwo den wahren oder den sachlichen Kern zu finden. Dann schreibe ich meine zwanzig, dreißig Zeilen als Antwort.

Und dann schreibe ich im letzten Satz noch ganz freundlich: »Und darüber hätten wir doch auch ganz in Ruhe sprechen können ...« Der spannende Effekt: Etwa zwei Drittel derer, denen ich antworte, schreiben ganz schnell zurück und sagen: »Oh Mist, mit so einer Antwort hatte ich nicht gerechnet.« Im Grunde fühlen sie sich dann durch das Außerachtlassen ihrer Beschimpfungen beschämt und merken, dass sie ja eigentlich über etwas Wichtiges reden wollen. Ich glaube, es ist eine Chance, dass Entscheidungsträger, die als mächtig und unerreichbar wahrgenommen werden, ganz bewusst wieder diese sehr direkte, persönliche Kommunikation nutzen, im Idealfall analog. Aber selbst durch eine E-Mail kann man schon noch so manchen dazu bringen, einzugestehen, dass er oder sie anfangs vielleicht einen Schritt zu schnell war.

Bahr: Wobei ich als größte Herausforderung gar nicht das geschriebene Wort empfinde, sondern die Auseinandersetzung mit der Macht der Bilder. Denn Bilder erzeugen eine unmittelbare Evidenz. Sie sind auf den ersten Blick überzeugend, selbst wenn sie falsch sind. Wir haben in den letzten 200 Jahren

für den Umgang mit Bildern in dieser Weise auch überhaupt keine Urteilskraft entwickelt. Woher weiß ich, dass das, was ich sehe, das ist, was zumindest einen Ausschnitt der Wirklichkeit abbildet? Wir wissen ja alle, wie wir auf brutale Bilder im Netz reagieren, bei denen man nicht genau weiß, welche gefälscht sind und welche Opfernamen stimmen oder welche erfunden worden sind, um Unruhe zu erzeugen. Uns kommt da die Urteilskraft abhanden, zu entscheiden, wem und was wir glauben.

Wir fangen erst an, uns zu fragen, wie wir mit diesen Bildern umgehen, die mit willkürlichem Ausschnitt und rasanter Verbreitung in der Lage sind, Weltbilder zum Einsturz zu bringen.

Christophersen: Wie schaffen wir es, als klar denkende, vernünftige Individuen uns innerhalb eines Zusammenhangs, der sich vielleicht als äußerst unvernünftig erweist oder der an das appelliert, was wir durch Vernunft nicht fassen können, einzubringen und selbstbestimmt zu entscheiden? Das scheint die große Herausforderung zu sein.

Henze: Ein gutes Beispiel dafür ist der Umgang mit der Pegida-Bewegung. Wir haben denen teilweise über Monate die Deutungshoheit über die Stimmung in Deutschland überlassen. Wir haben diese paar Tausend Wutbürger oder Rechtsradikale – nennen Sie sie, wie Sie wollen – in einer Weise öffentlich wahrgenommen, in Bildern, in ihrer Art und Weise, sich auszudrücken, dass viele dachten, wir haben tatsächlich eine Lügenpresse in Deutschland.

Und dann kommen plötzlich *Pulse-of-Europe*-Demonstrationen und kreiern in der realen analogen Welt Bilder, die sich jeden Sonntagnachmittag ab 14 Uhr zu Hunderttausenden im Netz verbreiten: tanzende, die Europahymne singende, die Europafahne schwenkende Menschen im Alter von vier bis vierundachtzig. Plötzlich war eine ähnliche Zahl von Menschen in der Lage, den Diskurs zu drehen, genau wie die Pegida-Leute das zuvor geschafft hatten. Wenn wir den Hass aus dem Diskurs rausnehmen wollen, können wir es nicht nur dadurch machen, dass wir die Hasser bekämpfen, sondern indem wir selbst Narrative, Bilder und Geschichten entwickeln, die sich dann auch eine eigene Evidenz schaffen.

Bahr: Aber zwischen Dämonisierung und Euphorie liegt ja ganz viel. Wie also kann man diese Graubereiche in ganz kurzer Zeit trotzdem differenziert abbilden und dabei auch Ja-aber-Sätze zulassen, statt einer Stimmung lediglich eine Gegenstimmung gegenüber zu stellen?

Henze: Die Stimmung liefert Orientierung. Es gibt viele, die nicht zu Pegida oder *Pulse of Europe* gehen, aber das Gefühl haben, das ist jetzt Mainstream, wenn diese Bewegungen Deutungshoheit erlangen. Und die Deutungshoheit derer, die Wut und Hass in die Welt setzen, zu bestreiten, hat auch vielen in

der Mitte eine fatale Richtung gegeben. Diese Auseinandersetzung findet letztlich eben nicht in der digitalen, sondern in der analogen Welt statt. Wenn es zu dem, was in den Welten des Netzes passiert, keine analoge Entsprechung gibt, ist es eine Blase. Das heißt, letztlich finden die Kommunikation, Differenzierung, die Möglichkeit zum Nachfragen und Reagieren schlicht und ergreifend statt, wenn man sich wirklich in die Augen sehen kann – direkt hier und jetzt.

Bahr: Aber wie schaffen wir es, dass es keine Blase bleibt?

Henze: Indem wir rausgehen. Wir haben als ARD auch das Image, dass wir in unserer Tagesschau eine hermetisch abgeschlossene Welt von Wichtigkeiten sind. Vor unserem Büro finden ständig Demonstrationen statt. Wir liegen einfach strategisch günstig. Ich hatte mal an einem Samstagnachmittag Dienst, als draußen plötzlich ein Riesenlärm entstand. Unsere Sicherheitsleute sagten, wir sollten im Schneiderraum bleiben, sie hätten alles im Griff. Ich sagte, dass ich sehen möchte, was da ist. Draußen sah ich lauter Schilder zur Barrierefreiheit und zum Teilhabegesetz. Es war eine Demonstration von 500 gehörlosen Menschen. Wir haben dann die Tür aufgemacht; ich wollte mit denen reden. Das ging mit Gebärdendolmetschern ganz toll, es war wunderbar. Innerhalb von Minuten verbreitete sich dieser analoge Dialog, den wir da führten, im Netz. Die Tweets wurden teilweise 60.000-fach gesehen. Man sieht, das eine geht nicht ohne das andere. Uns gelingt Demokratie nicht, wenn wir nicht miteinander reden und wir als Institutionen dafür im wahrsten Sinn des Wortes unsere Sicherheitsschleusen öffnen: Kommt rein. Oder: Wir kommen raus. Und wenn darüber getwittert oder bei Facebook etwas gepostet wird, dann kann Sinnvolles und Bedeutungsvolles entstehen.

Anschließend Vortrag von Wolfgang Huber Kommunikative Freiheit im digitalen Zeitalter

I.

»Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein«, so hat Reinhard Mey schon vor Jahren gesungen. Jetzt macht sich die Überzeugung breit, dass die Freiheit auch *unter* den Wolken grenzenlos ist. Die *Cloud*, die Wolke, ist zum Symbol für diese Freiheit geworden. Sie kann alle Daten sammeln, die wir ihr anvertrauen; unbegrenzte Freiheit verheißt sie, weil die Zahl der speicherbaren Objekte unbegrenzt ist. An nahezu jedem Ort der Erde können wir von dieser Art der Freiheit Gebrauch machen. Nicht nur Zeit und Stunde vergessen wir, wenn wir im *World Wide Web* surfen, sondern auch den Ort. Denn es macht keinen Unterschied, von wo aus wir surfen. Überall liegt uns

alles zu Füßen. An dieser globalen Kommunikationsgemeinschaft kann ich teilnehmen, wo auch immer auf dem Globus ich mich gerade befinde. Ich klappe mein MacBook auf, suche einen WiFi-Anschluss, logge mich ein und es geht los: in Neuseeland oder in den USA, in Südafrika oder in Deutschland. Der Globus ist wirklich global geworden; die Welt hat sich in ein kommunikatives Dorf verwandelt. Einigermaßen günstige Umstände vorausgesetzt, ist die Freiheit zu kommunizieren nahezu überall in vergleichbarer Weise gegeben. An manchen Orten und für manche Gruppen gibt es noch eine digitale Kluft – einen *digital divide* – oder zumindest ein digitales Gefälle. Armutsregionen sind nicht angemessen mit Internetzugängen ausgestattet; und wer sich weder Laptop noch Smartphone leisten kann, bleibt aus den Segnungen der Digitalisierung ausgesperrt. Deren Vormarsch ist gleichwohl unaufhaltsam. Nicht nur Informationen werden auf diese Weise ausgetauscht, Verabredungen getroffen oder Geschäfte abgeschlossen. Revolutionen werden digital vorbereitet, Terroranschläge auch. Nur wenige Länder auf der Welt versuchen, sich von der Kommunikation mit der Außenwelt abzuschotten. Nordkorea gehört dazu, das lieber mit Rakentests Aufsehen erregt als mit offener Kommunikation.

Von solchen Ausnahmen abgesehen, ist die digitale Freiheit in drei Hinsichten unbegrenzt: Es gibt keine Grenzen für die Zahl der speicherbaren Objekte. Es gibt keine politischen Grenzen, die sich nicht im Internet überwinden ließen. Und vor allem: Das Netz kennt keine Partizipationsgrenzen; jede und jeder kann sich beteiligen. Darin liegt eine große Chance für den Schutz der Freiheit. Schon vor mehr als 200 Jahren hat ein weitsichtiger Geist eine derartige weltweite Kommunikation zur entscheidenden Bedingung für die Gewährleistung politischer Freiheit erklärt. Der Philosoph Immanuel Kant diagnostizierte bereits im Jahr 1795, wenn »die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt« werde, sei »die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts« mehr. Vielmehr könne man dann tatsächlich von einem »öffentlichen Menschenrecht« sprechen und komme damit einem »ewigen Frieden« einen entscheidenden Schritt näher.²

Im Jahr 1795 mochte diese Behauptung noch kühn klingen. Im Jahr 2017 kann man Menschenrechtsverletzungen weltweit in Echtzeit zur Kenntnis nehmen. Die entscheidende Bedingung dafür, dass die Freiheit durch das Recht garantiert werden kann, ist durch die Digitalisierung erfüllt. Nur die konkreten politischen Instrumente hinken hinterher.

² Vgl. Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden, in: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): Immanuel Kant. Werke in sechs Bänden, Bd. 6, Frankfurt/Main 1964, S. 216 f.

II.

Die entscheidende Frage heißt: Sind wir der Medienrevolution gewachsen, die wir heute erleben? Mit Sicherheit handelt es sich um die größte derartige Revolution seit der Erfindung des Buchdrucks. Doch was einerseits unbegrenzte Freiheit eröffnet, hat andererseits eine Kehrseite. Einerseits wird der Zugang zur Öffentlichkeit radikal demokratisiert. Kommunikative Freiheit als Meinungs- und Informationsfreiheit tritt einen Siegeszug ohnegleichen an. Doch andererseits werden Freiheit und Verantwortung entkoppelt. Wie in anderen Bereichen, beispielsweise den Finanzmärkten, stellt sich auch hier die Frage, ob Freiheit, die nicht mehr mit Verantwortung verbunden ist, noch als Freiheit gelten kann. Man kann für das, was man mit anderen teilt, mit dem eigenen Namen einstehen. Man kann sich aber auch eines Pseudonyms bedienen oder gänzlich anonym bleiben. Es gibt Internetprodukte, die vollständig auf dem Prinzip der Anonymität beruhen. Wikipedia ist ein markantes Beispiel dafür. Es ist inzwischen zum wichtigsten »Nachschlagewerk« geworden. Aber alle Artikel sind anonym. Doch Wikipedia-Artikel werden kritisch redigiert. Beiträge zu Internetforen, Blogs oder Kommentare werden dagegen veröffentlicht, ohne dass Lektoren oder Redakteure sie kritisch prüfen. Während Zeitungsberichte, Leitartikel oder Kommentare kritisch gegengelesen werden (jedenfalls im Prinzip), sind die meisten Präsentationen im Internet von solchen Überprüfungen frei. Gäbe es sie, würden sie auch nicht als Qualitätskontrolle, sondern als Zensur angesehen. Die Reaktionen nach der Entfernung von Kommentaren oder der Schließung der Kommentarfunktion zeigen das überdeutlich. Sie bestehen nicht im Dank dafür, dass auf Qualität oder gar auf Anstand bei Veröffentlichungen im Internet geachtet wird. Solche Maßnahmen gelten als Eingriff in die Meinungsfreiheit.

Solche Entwicklungen bleiben nicht ohne Einfluss auf das Verständnis der Freiheit selbst. Kommunikative Freiheit ist heute eine Freiheit des *anything goes*. Alles kann kommuniziert werden – und zwar von jedem. Die Rede von der kommunikativen Freiheit ist nicht neu.³ Mit ihr verbindet sich ursprünglich ein Verständnis menschlicher Freiheit, dem zufolge Menschen sich nicht gegeneinander ausspielen lassen, sondern in der die Freiheit des einen mit der Freiheit des anderen vereinbar ist. Dem Konzept kommunikativer Freiheit liegt die Einsicht zugrunde, dass wir Menschen unsere Identität nur in der Interaktion mit anderen gewinnen. Deshalb gehören eine starke Vorstellung persönlicher Freiheit und ein ausgeprägter Sinn für die Notwendigkeit von Gemeinschaft zusammen. Freiheit wird nicht auf individuelle Selbstbezüglichkeit reduziert – jeder ist sich selbst der Nächste; sie speist sich vielmehr aus der Erfahrung, dass das Zusammensein mit anderen die persön-

³ Vgl. Wolfgang Huber: Von der Freiheit. Perspektiven für eine solidarische Welt, München 2012.

liche Freiheit nicht einschränken muss, sondern sogar steigern kann. Man kann im Freiheitsverständnis Martin Luthers ein Urbild der kommunikativen Freiheit sehen. Ein Mensch kommt zu sich selbst, indem er über sich hinausgeht: zu Gott, dem er sich im Glauben öffnet, und zum Mitmenschen, dem er sich in der Liebe ebenso zuwendet wie sich selbst. Im Begriff der kommunikativen Freiheit wird zusammengehalten, was so oft gegeneinander ausgespielt wird: die Selbstbestimmung des Menschen und seine Verantwortung für andere, seine Autonomie und seine Bereitschaft, sich an Regeln des gemeinsamen Lebens zu orientieren, der Wunsch nach Selbstverwirklichung und die Einsicht, dass sich menschliches Leben nur gemeinsam mit anderen gestalten lässt.

Auch im Umgang mit dem Netz spiegelt sich etwas von der Sehnsucht nach kommunikativer Freiheit. Wahrgenommen werden und sich mitteilen können: Das ist nach wie vor ein elementarer Wunsch vieler Menschen. Doch Aufmerksamkeit zu erregen, wird immer schwerer. Umso mehr steigt das Bedürfnis danach. Indem man »Freunde« um sich scharft, steigt die eigene Bedeutung. Wenn man Follower einer wichtigen Person wird – Ariana Grande, Mesut Özil, Papst Franziskus –, nimmt man an deren »Weltreichweite« teil. Aber man kann in dieser Reichweite auch ertrinken, sich selbst in einen Style hineinsteigern, von dem man sich Resonanz erhofft, sich aus dem eigenen Alltag hinwegsehen, weil man sich in ihm unbedeutend vorkommt. Nur im Netz erfüllt sich noch die Hoffnung: »Du siehst mich«. Die Sehnsucht nach kommunikativer Freiheit kann ins Gegenteil umschlagen: in alltägliche Isolierung.

III.

Bestimmte Regeln kommunikativer Kompetenz gelten auch im Internet. Wer den Anspruch erhebt, in der Kommunikation ernst genommen zu werden, muss den Grundsatz beachten, dass Selbstachtung und Achtung des anderen zusammengehören. Er darf nicht nur selbst Wahrheitsansprüche erheben, sondern muss auch dem anderen Wahrheitsfähigkeit unterstellen. Die goldene Regel Jesu, nach der man andere so behandeln soll, wie man auch von ihnen behandelt werden möchte, findet kaum irgendwo ein so reiches Anwendungsfeld wie im Feld zwischenmenschlicher Kommunikation, erst recht dann, wenn sie mit den Mitteln des Internet massenhaft vervielfacht wird.

Ich beginne mit der Pflicht zur Selbstachtung. Eine verbreitete Auffassung sagt, vor fremden Eingriffen in die Selbstbestimmung müsse man geschützt werden; nichts spreche jedoch dagegen, wenn man auf die Selbstbestimmung aus freien Stücken verzichte. Illegale Abhöraktionen staatlicher Geheimdienste empören uns. Wenn jedoch Facebook, Google oder Amazon persönliche Daten, die wir ihnen zugänglich machen, weiterverwenden, nehmen

wir das gelassen hin. Vom Staat fordern wir die Achtung unserer Privatsphäre ein; sogar von einem Recht auf informationelle Selbstbestimmung ist die Rede. Doch die Daten, die über uns im Internet kursieren, haben wir ja selbst freigegeben; deshalb ignorieren wir die Konsequenzen für unsere Privatsphäre.

Doch immer intensiver gehen heute Selbstbestimmung und Fremdbestimmung ineinander über. Mit einem einzigen Haken überlassen wir einer Internetfirma oder einem Autoverleih die permanente Kontrolle über unseren Aufenthaltsort – eine selbst angelegte elektronische Fessel. Wir dürfen nicht zu oft solche Haken setzen. Das verlangt die Selbstachtung. Man kann durch freiwillige Zustimmung die persönliche Freiheit aufs Spiel setzen. Nicht ein fremder Geheimdienst, sondern eigene Arglosigkeit gefährdet dann die Freiheit. Zur Selbstachtung gehört es, die Privatsphäre vor der Zudringlichkeit zu bewahren, die wir selbst durch unser digitales Mitteilungsbedürfnis erzeugen. Wenn wir die Privatsphäre auf diese Weise aufs Spiel setzen, können wir sie durch keinen Richterspruch wiederherstellen. Nur wir selbst können sie schützen.

Ebenso wie sich selbst kann man freilich andere schädigen. Dafür kann man sich nicht auf deren Freiwilligkeit berufen. Das Netz hat sich zu einer Waffe entwickelt, das anderen Gewalt antut. Wurden Hass und Verachtung zunächst vor allem anonym zum Ausdruck gebracht, werden sie inzwischen in zunehmendem Maß auch mit Klarnamen versehen. Ob die faktische Ausübung physischer Gewalt in unserer Gesellschaft zunimmt, wird kontrovers diskutiert. Daran, dass verbale und psychische Gewalt, durch das Netz massenhaft vervielfacht, von Tag zu Tag zunehmen, kann es keinen Zweifel geben. *Hatespeech* ist der neue Ausdruck dafür. Rufmord ist in vielen Fällen passender. Ohne Filter werden Äußerungen ins Internet gesetzt. Ohne Filter wird auf sie geantwortet. Unfertige Gedanken werden mit unfertigen Gedanken gekontert. Eine Eskalation der Unbedachtsamkeit kommt in Gang. Oft endet die Achtlosigkeit in Verachtung. Die Verletzung der Menschenwürde erhält eine neue Dimension. Das Netz wird zum Pranger.

Es geht nicht nur um *Hatespeech*, sondern ebenso um die verletzende Präsentation physischer Gewalt. Ich erwähne zwei Beispiele, die Götz Hamann herausgestellt hat:⁴ Tschetschenische Halbwüchsige ohrfeigten ein Mädchen aus ihrer Gruppe in Wien so lange und so hart, bis dessen Kiefer brach; sie filmten die Tortur und stellten sie ins Netz, wo es Tage dauerte, bis diese Barbarei entfernt wurde. Ein offenbar psychisch kranker Thailänder tötete sein eigenes Kind und veröffentlichte zwei Videos davon; auch diese Videos waren 24 Stunden lang zu sehen. Natürlich ist zunächst jeder für seine Äußerungen und Handlungsweisen selbst verantwortlich.

⁴ Vgl. Götz Hamann: Gesucht: Putzkräfte fürs Netz, in: Die Zeit, 11.05.2017, S. 23.

Doch derjenige, der unverantwortliche Äußerungen oder gewalttätige Videos millionenfach zugänglich macht, verstößt gegen seine institutionelle Verantwortung. Der Journalist Fridtjof Küchemann hat in diesen Tagen zu bedenken gegeben, »dass die Bühne, die Facebook seinen Nutzern im Tausch mit deren Daten anbietet, auch Gewalttäter und Großmäuler der unterschiedlichsten Couleur zu Auftritten reizt – zu Auftritten, die andere Nutzer bestenfalls unangenehm berühren, schlimmstenfalls traumatisieren können und verschiedene Straftatbestände erfüllen.« Und er hat Facebook vorgehalten, dass das Unternehmen zwar eine starke »Überzeugung von der eigenen Mission« hat, es ihm aber zugleich »an Haltung [...] und am Bewusstsein der eigenen Verantwortung« fehlt.⁵ Es ist bei Internet-Unternehmen auch nicht anders als bei Banken oder Autofirmen: Eine innere Unternehmenskultur und eine klare Haltung der Führungspersonen sind durch nichts zu ersetzen. Für unverantwortliches Handeln darf man sich nicht länger hinter rechtlichen Regelungslücken verstecken.

Doch ohne Zweifel verbinden sich mit der Entwicklung des Netzes auch neue Herausforderungen an Recht und Politik. Sie sind umso größer, als die Reichweite des Netzes global, die Reichweite der meisten Gesetze dagegen national oder regional ist. Ein *Global Compact* zur Ausübung medialer Macht ist genauso wichtig wie ein *Global Compact* zur Ausübung wirtschaftlicher Macht. Kommunikative Freiheit setzt voraus, dass wir uns wechselseitig Wahrheitsfähigkeit zutrauen. Das aber heißt, dass wir uns selbst auf die Wahrheit verpflichten. Nichts unterhöhlt deshalb die kommunikative Freiheit mehr als das skrupellose Streuen von *Fakenews*, also wahrheitswidrigen Nachrichten. Solche Nachrichten verselbstständigen sich und werden selbst zu Tatsachen, die nicht nur das persönliche Leben, sondern auch Gesellschaft und Politik bestimmen können. Die Befürchtung, dass demokratische Wahlen immer stärker durch extern gestreute Nachrichten beeinflusst werden, greift immer stärker um sich. Dabei sind die Veränderungen des Netzes schneller als die Möglichkeiten der politischen Reaktion. Die Informationsfreiheit ist nicht länger eine Freiheit des Menschen, zu Informationen zu gelangen, sondern sie wird zu einer Freiheit der Information, sich selbst auszubreiten. Die Daten gewinnen ein Eigenleben, sie werden zu Trägern von Rechten.

Man braucht nicht so weit zu gehen wie der israelische Historiker Yuval Noah Harari, der vom »Dataismus« als einer neuen Religion spricht, »die für sich in Anspruch nimmt, über richtig und falsch zu bestimmen« und auf ein »kosmisches Datenverarbeitungssystem« hinausläuft, das am Ende sein wird »wie Gott. Es wird überall sein und alles kontrollieren, und die Menschen

⁵ Vgl. Fridtjof Küchemann: Wie Facebook sich zielt, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.05.2017, S. 13.

sind dazu verdammt, darin aufzugehen.«⁶ Aber auch wenn man es bescheidener formuliert, bleibt richtig: Wenn wir Menschen die Entscheidung über wahr und unwahr, über richtig und falsch dem Netz selbst überlassen, geben wir die eigene Verpflichtung auf die Wahrheit auf. Wenn wir die kommunikative Freiheit, die Meinungsfreiheit eingeschlossen, in eine Informationsfreiheit verwandeln, die nicht mehr auf den Menschen bezogen ist, sondern auf die Information als solche, machen wir uns zur abhängigen Variablen der Daten, die die Herrschaft über uns antreten.

IV.

Mit der Digitalisierung ist die Debatte über Menschenwürde und Menschenrechte in eine neue Phase eingetreten. Die Autonomie des Menschen und der Herrschaftsanspruch der Dinge geraten aneinander. Deshalb beunruhigt mich die Arglosigkeit, in der wir von »autonomen Systemen«, »autonomen Autos« oder »autonem Fahren« reden. Haben wir mit dieser Redeweise die Herrschaft über die Dinge schon abgegeben? Etablieren wir damit eine Autonomie jenseits der Verantwortung des Menschen? So gering sollten wir jedoch vom Menschen nicht denken. Er beugt sich vor Gott und achtet seine Schöpfung; er beugt sich nicht vor dem, was er selbst geschaffen hat.

Ob das, was der Mensch geschaffen hat, ihm dient oder über ihn herrscht, wird zur entscheidenden Frage des digitalen Zeitalters. Inzwischen hat auch Mark Zuckerberg eingesehen, dass er *Hatespeech* und *Fakenews* nicht technologisch aus dem Netz entfernen kann, sondern dafür Menschen und deren Urteilsfähigkeit braucht. Auch Internetgiganten dürfen eben nur so groß werden, dass ihr Wirken noch durch Menschen verantwortet werden kann.

⁶ Vgl. Yuval Noah Harari: *Homo Deus*. Eine Geschichte von Morgen, München 102017, S. 515.

Zentrum Mittel- und Osteuropa

Der illiberale Geist

Wohin entwickeln sich die Demokratien in Ostmitteleuropa?

Vortrag am Donnerstag, 25. Mai 2017, Messe Berlin, CityCube, Halle A 8

Prof. em. Ágnes Heller, Philosophin, Budapest/Ungarn

Der Ausdruck »illiberale Demokratie« stammt vom ungarischen Ministerpräsident Viktor Orbán; doch die Idee ist nicht neu. Schon vor 100 Jahren sprach der Duce über den Untergang des Liberalismus und Aufstieg des illiberalen Europa. Damals antwortete Roosevelt, dass der Duce den Liberalismus zu früh begraben habe. Doch sah es für eine Weile so aus, als ob der Duce die Zukunft Europas besser verstanden hatte. Bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war der Liberalismus, besonders politischer Liberalismus, aus Europa wahrlich verschwunden. Alle Führer aller totalitären Parteien sahen im Liberalismus ihren größten Feind. Außerhalb der Nazis wurde der Begriff »Demokratie« nicht angegriffen, stattdessen wurde er illiberalisiert. Im Buch des Bolschewismus galt der kommunistische Staat als die wahre, wirkliche, inhaltliche Demokratie, verglichen mit den liberalen Demokratien, die als unwahre, »formale Demokratien« ihre Feinde waren.

Nach dem Ende des Kriegs war doch die liberale Demokratie auch in Europa langsam die geltende und überwiegende Staatsform geworden. Das heißt, der Rechtsstaat garantierte alle liberalen Freiheiten, wie Pressenfreiheit, Meinungsfreiheit, Koalitionsfreiheit, Religionsfreiheit, Eigentumsrechte und etablierte in den Grundgesetzen die Pluralität der Gewalten. Es ist eben diese langsam errungene liberale Demokratie, die heute unter Druck steht, als veraltet und kosmopolitisch denunziert wird bei sogenannten Populisten und besonders durch den Aufstieg der illiberalen Demokratien. Die Demokratie als Staatsform beruht auf Mehrheitsentscheidung, und nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts ist eine Regierung durch periodische Wahlen legitimiert. In einer Klassengesellschaft ist es vorausgesetzt und auch rational, dass die Wahlpräferenz der Mitglieder besonderer Klassen durch ihre breit verstandenen Klasseninteressen bestimmt wird. Und meistens war das auch so gewesen. Doch in einer Massengesellschaft, wo es Reiche und Arme, doch keine gesellschaftlichen Klassen mit bestimmten Interessen, Ideen, Lebensformen, Kulturen gibt, gilt das alte Schema nicht mehr. Ideologien besetzen den Platz neben den Interessen – und werden sie auch bald überwiegen. Parteien, die die Mehrheit der Stimmen in den Wahlen bekommen

wollen, werden immer mehr die Waffen der Ideologie mobilisieren. Demagogie, Betrug, Lügen, falsche Versprechen haben in der Politik immer eine Rolle gespielt, aber nicht die überwiegende Rolle, wie es heute in mehreren Fällen passiert.

Ideologische Waffen sind verschieden, doch beide Extreme, rechts und links, können auch dieselben Waffen benutzen. Es gibt eine Waffe, eine Ideologie, die bis zu einem bestimmten Grad immer erfolgreich benutzt werden kann. Diese Ideologie heißt Nationalismus. Seit Ende des Ersten Weltkriegs sind alle europäischen Staaten, außer der Schweiz, Nationalstaaten. Das heißt, dass »Nation« als die grundlegende kollektive Identität die vorherigen kollektiven Identitäten, wie Religion, Monarchie ersetzte und jetzt langsam auch die Klassenidentität ersetzt. Nationalismus, diese gemeinsame Religion aller europäischen Nationen, hat aus einigen dieser Nationen, zum Beispiel Frankreich versus Deutschland, sogenannte »natürliche Feinde« gemacht. Das ist die Vergangenheit. Doch alle extremen Bewegungen spielen diese Karte aus, und so legitimiert sich Illiberalismus auch wesentlich mit Nationalismus.

Die Veränderung der gesellschaftlichen Struktur von der Klassengesellschaft zur Massengesellschaft und die überwiegende Ideologie des völkischen Nationalismus modifizierte auch die Institutionalisierung der Liberalismusfeindlichkeit. Antiliberale Parteien brauchen nicht mehr, mindestens in Europa, den Staat durch Gewalt zu »besetzen«, um ein Einparteiensystem einzurichten. Die sogenannte illiberale Demokratie passt sich den Bedingungen der Massengesellschaft an. Es ist jetzt möglich, periodisch Wahlen abzuhalten, aufgrund des allgemeinen Wahlrechts, ein Mehrparteiensystem zu haben, und auf diesem Grund eine Diktatur, Tyrannei oder eine Autokratie einzurichten. Illiberale Demokratie ist in einem Sinn demokratisch, weil – zumindest de jure, wenn auch nicht de facto – die Partei, die im Wahlkampf die meisten Stimmen bekommt, regieren wird. Was die Stimmen im Parlament betrifft, regiert die Mehrheit. Ich füge gleich dazu, dass dies nur de jure der Fall ist, das heißt nach dem Rechtssystem der dominierenden Partei. Doch de facto ist es falsch. Zum Beispiel in Ungarn hat die Partei Fidesz ein solches Wahlgesetz im Parlament verabschiedet, nach dem zum Beispiel in den Wahlen von 2014 Fidesz mit 44 Prozent der Stimmen zwei Drittel der Sitze im Parlament besetzte, während die Opposition mit ihren 56 Prozent Stimmen ein Drittel der Sitze in demselben Parlament hatte. Nicht so lang her bekam Erdoğan die Mehrheit in dem Referendum, das ihm die Alleinherrschaft in der Türkei garantierte. Waren die Wahlen gerecht oder fair? Niemand glaubt es. Sie waren den Wahlen von 1933 in Deutschland ähnlich, wo man vor den Wahlen etwa die Hälfte der Kommunisten verhaftete, damit sie an den Wahlen nicht teilnehmen konnten. Erdoğan hat dasselbe getan, doch brauchte er keine formale Diktatur einzurichten. Er kann sicher sein, dass er immer die Mehrheit der Stimmen bekommen wird. Illiberale Demo-

kratie heißt, liberale Freiheitsrechte zu verdrängen oder auch ganz zu annullieren durch eine formale Legitimation der Mehrheit. Ungarn, Polen, Russland und die Türkei sind illiberale Demokratien. Die Staatsform ist dieselbe, doch die Regierungen sind verschieden. Die Verschiedenheit der Regierungen kann unterschiedliche Gründe haben. Ungarn ist zum Beispiel Mitglied der EU und die regierende Partei Fidesz zieht bis zum heutigen Tag materiell das meiste von dieser Mitgliedschaft, obwohl sie die Normen der EU mit Füßen tritt.

Um zu wiederholen: Illiberale Demokratie ist eine Staatsform, wo eine von einem »Führer« geleitete Partei durch Mehrheit der Wahlstimmen zur Macht kommt. Doch gibt es verschiedene Regierungsformen innerhalb dieser Staatsform, das heißt, nicht alle illiberale Demokratien sind einander gleich. Ihr Charakter hängt von verschiedenen Faktoren ab, zum Beispiel Tradition, Gelegenheit, Grenzen, Umgebung usw. Russland unter Putin, Türkei unter Erdoğan, Ungarn unter Orbán sind alles illiberale Demokratien und doch in vielen Faktoren verschieden. Die Größe des Staats, die Zahl der Bevölkerung machen schon einen Unterschied. Ungarn ist Mitglied der EU, so sind Orbáns politische Möglichkeiten stärker begrenzt als die der Türkei. Im Gegensatz zur Türkei und auch zu Russland sind politische Massenverhaftungen hier (bis zum heutigen Tag) ausgeschlossen. Ungarn ist ein kleines Land, Polen ein großes Land, so sind Orbáns Aktionen stärker beschränkt als die von Kaczynsky. Die Genesis der illiberalen Demokratien ist auch verschieden und so sind auch die Charaktere der »Führer«. Ich spreche in allen Fällen über einen einzigen Führer, denn alles, was im Land passiert oder nicht passiert, hängt allein von ihm ab. Doch es gibt Führer, die man Diktatoren, und andere, die man eher Tyrannen nennen kann. Das hängt davon ab, ob der Führer aufgrund einer Ideologie oder aufgrund einer pragmatischen Machtmaximierung handelt.

Jetzt komme ich zum Beispiel Ungarn. Meiner Meinung nach ist der »Führer« von Ungarn Viktor Orbán kein Diktator, aber ein Tyrann. Er hat überhaupt keine Überzeugung, keine Ideologie. Auch den völkischen Nationalismus benutzte er am Anfang nur als eine gute Waffe für die Machtergreifung, wenn er auch später anfang, daran zu glauben. Zu Beginn war er ein liberaler Präsident von Fidesz, einer liberalen Partei. Doch als er merkte, dass er auf der liberalen Seite keine Möglichkeit zur Machtergreifung hat, bewegte er sich mitsamt seiner Partei zur Mitte, nannte sich »bürgerlich«, organisierte »bürgerliche Gruppen«. Als er vor neun Jahren zur absoluten politischen Macht kam, löste er die »bürgerlichen Gruppen« auf und deklarierte die Politik des »zentralen Kraftfelds«. Wer alt genug ist, erinnert sich vielleicht an den »demokratischen Zentralismus« der leninistischen Parteien. Die Konzeption, keine Ideologie, des zentralen Kraftfelds charakterisierte Orbáns Politik in den letzten sieben Jahren. Alles kontrollieren, alle Medien, alle Institutionen, alle Organisationen. Deswegen will er die Central European University

(CEU), die letzte noch autonome Universität in Ungarn, schließen und die zivilen Organisationen aus dem Land jagen. Niemand soll ihn kontrollieren, er soll alles kontrollieren. Die Mittelschulen, die Schulbücher, die Universitäten, die schon vor dem CEU-Skandal ihre Autonomie verloren hatten, die Theater, die Köpfe. Das Letztere gelingt ihm nicht, weil eben die meisten und besten Köpfe etwas Rationalismus bewahrt haben, und weil sie sich als Europäer bekennen.

Zu diesem »alles«, das Orbán kontrollieren will, gehört auch der Reichtum des Landes. Ob er jetzt de facto der reichste Mann in Ungarn ist, ist meines Erachtens nicht das Wichtigste. Das Wichtigste ist eher, dass die zentrale Bank in der Hand seines Buddys ist, der macht und entscheidet, was er eben, mit Orbáns Einverständnis, will. Orbán schuf auch seine eigene Oligarchie, eine Oligarchie, die ganz und gar von ihm, von seinem Willen und seinen Entscheidungen abhängt. Diese Oligarchie kontrolliert mehr und mehr Erde und Boden, Industrie und Handel, alles, was Orbán nur greifen kann. Ungarn ist kein Rechtsstaat mehr. Niemand weiß, wer das nächste Opfer seiner Wirtschaftspolitik sein wird. Obwohl Orbán sich zu keiner Ideologie außerhalb des völkischen Nationalismus bekennt, bewegt er sich immer in Richtung extreme Rechte. Völkischen Nationalismus betreibt er in einer immer extremeren Weise. Hass gegen Flüchtlinge, die er mit Terroristen identifiziert, in der Rolle des Verteidigers des Vaterlands im Krieg gegen Migranten und »Brüssel« aufzutreten (Brüssel erkennt seine Größe nicht an), sind heutzutage seine politische Waffen. Orbán wählt auch immer einen konkreten Gegenstand für seine Hetzkampagne. Jetzt eben gilt György (George) Soros als der Hauptfeind. Nach Orbáns Hirngespinnst organisiert Soros die Volkswanderung gegen Europa, er will Ungarn zugrunde richten, er steht im Hintergrund aller Demonstrationen, alle kritischen Artikel hat er diktiert. (Das hat Orbán schon von Erdoğan gelernt.) Doch es ist nicht zufällig, dass der amerikanische Millionär Soros ein ungarischer Jude ist. Orbán, der privat kein Antisemit ist, mobilisiert jetzt eben einen stubenreinen Antisemitismus, den alle verstehen. Jobbik, eine Partei, die für eine lange Zeit als die rechts-extreme Partei in Ungarn galt, steht jetzt in der Mitte, verglichen mit Orbáns Fidesz. Orbán, der sich vor acht Jahren noch als Konservativer bezeichnete, hat heute mit Konservativismus überhaupt nichts mehr zu tun. Er fängt an, seine Grenzen nicht mehr zu sehen.

Vor einem Jahr waren die Prognosen für Europa eher pessimistisch gewesen. Man sprach über den Aufstieg des Populismus, über die Gefahr der Wiederholung der Geschichte des 20. Jahrhunderts, nach dem Brexit auch über die Auflösung der EU. Nach dem Wahlsieg von Trump fürchtete man eine europäische Nachahmung des amerikanischen Modells, obwohl eine illiberale Demokratie in den USA, wie wir alle wissen, in der Gegenwart und in der vorhersehbaren Zukunft unmöglich ist. Was viele hofften, doch nicht viele glaubten, passierte doch. Zuerst in Österreich, dann in Holland, am Ende in

Frankreich haben die anti-populistischen Kräfte gesiegt. Die Einheit von Europa siegte gegen den völkischen Nationalismus. Doch nicht nur gegen ihn. Auch gegen alte politische Instinkte, Stellungnahmen.

Ich möchte zum Anfang meines Beitrags zurückkehren. Die Massengesellschaft kann mit der alten Kategorie der Klassengesellschaft nichts mehr anfangen. Deswegen bedienen sich beide Extreme, links und rechts, mit völkischem Nationalismus und sozialer Demagogie – obwohl in den »klassischen« Zeiten die Linke nie völkisch-nationalistisch gewesen war, und die Rechte eher den Konservativismus als die soziale Demagogie vertritt. Es scheint sich eine ganz andere Konfliktzone zu bilden. Auf einer Seite alle liberalen, konservativen und auch sozialen Kräfte, auf der anderen Seite die zwei Extreme. Auf der einen Seite eine Art Rationalismus, Überzeugung, die Interessen aller Staatsbürger des Landes und Europa, auf der anderen Seite zwei Varianten der sozialen Demagogie, des völkischen Nationalismus usw. Das heißt, die »Mitte«, wie Aristoteles es sagte, ist die Beste. Das ist der Fall in beinahe allen kontinentalen europäischen Staaten. Besonders in Deutschland und jetzt in Frankreich. Doch, möchte ich gleich hinzufügen, die Mitte braucht die Extreme. Ohne sie gibt es keine Mitte. Ohne unerfüllbare Wünsche gibt es keine erfüllbaren Wünsche, ohne Leidenschaften bleibt von der Rationalität nur die Kalkulation. Ohne die Extreme wird die Mitte nur in einer der Quantitäten zählen: »wie viel wir haben«, und wird die andere Quantität – »wie viel wir sind« – vergessen. Das könnten sie einbüßen. Wir leben in einer Zeit des Wartens.

Zentrum **Muslime und Christen**

Religionen Raum geben

Zur Pluralität religiöser Orte

Gespräch¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Auenkirche

Alen Jasarevic, Architekt, Mering

David Leutwyler, Geschäftsführer im Haus der Religionen – Dialog der Kulturen, Bern/Schweiz

Prof. Dr. Riem Spielhaus, Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für Internationale Schulbuchforschung, Braunschweig

Moderation:

Pinar Çetin, Politologin, Berlin

Dr. Gerdi Nützel, Pfarrerin, Berlin

Gerdi Nützel: Religionen Raum geben in einer religiös und kulturell pluralen Gesellschaft – was heißt das? Wenn Sie jetzt durch Berlin gegangen sind oder auch in dieser Stadt leben, würden Sie sagen können, wo Sie beispielsweise orthodoxe Gotteshäuser gesehen haben? Wir haben zehn große orthodoxe Gemeinden hier in Berlin, die zum Teil mehrere Kirchen bespielen, die sie meist von evangelischen und katholischen Gemeinden übernommen haben, die aber im öffentlichen Straßenraum nicht als solche sichtbar sind.

Religionen Raum geben, das heißt eben auch symbolisch, den Raum miteinander neu bedenken, als Religionsgemeinschaften neu überlegen, wie wir Raum miteinander teilen, wie wir ihn mit der Zivilgesellschaft und den nicht religiösen Menschen teilen. Da gibt es im Moment zum Beispiel eine große Diskussion, ob auf die Kuppel des neuen Humboldt-Forums ein Kreuz soll. Soll auf ein säkulares Gebäude, in dem ein Museum und eine Begegnungsstätte zwischen Kulturen geplant sind, ein Kreuz, nur weil früher auf dieser Kuppel ein Kreuz war? Wie finden aber auch die große Zahl von Muslimen und Musliminnen in unserer Stadt ein Gotteshaus, das auch für ihr Gebet würdig und angemessen ist?

In Berlin leben im Moment etwa 600.000 evangelische Christen und Christinnen, die zur evangelischen Landeskirche gehören, etwa 250.000 bis 300.000 katholische Christen und Christinnen, etwa 200.000 orthodoxe und freikirch-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

liche Christen und Christinnen, etwa 250.000 bis 300.000 Muslime und Musliminnen. Dieses Zahlenverhältnis wird in den Gotteshäusern, die im Straßen- und Stadtraum zu sehen sind, bis jetzt so nicht sichtbar. Wir wollen deshalb heute vor allem zwei Aspekte in den Blick nehmen. Zum einen die Frage: Wie können neue Moscheebauten aussehen? Die zweite Gesprächsrunde wird sich dann mit geteilten Räumen beschäftigen.

Wer von Ihnen war schon einmal in einer Moschee? Das sind sehr viele. Wer war schon einmal in einem orthodoxen Gotteshaus? Das sind einige. Wer war schon einmal in einem Hindu-Tempel? Das sind auch einige. In einem buddhistischen Zentrum oder Kloster? Das sind jetzt nicht so viele. In einem Sikh-Tempel? Das sind noch weniger. In Berlin können viele Leute seit einigen Jahren Erfahrungen in fremden Gotteshäusern machen in der »Langen Nacht der Religionen«.

Alen Jasarevic: Wie gehen wir an das Thema Moscheebauten heran? Ich spreche in der Mehrzahl, denn ich habe ein Büro mit einigen Mitarbeitern und jede Arbeit ist Teamwork, einerseits bei uns im Büro, aber vor allem mit unseren Bauherren. Die Bauwerke werden gemeinsam entwickelt. Das erste Projekt, mit dem ich mich selbstständig gemacht habe, war das Islamische Forum in Penzberg. Als wir damit angefangen haben, das ist schon 17 Jahre her, haben wir uns gefragt, was eine Moschee ist. Da gibt es natürlich verschiedene Blickwinkel, architektonische, gesellschaftliche, politische, religiöse, kulturelle usw. Wenn man sich damit auseinandersetzt, stellt man schnell fest, dass das ganze Thema von Bildern dominiert wird. Stellen Sie sich einfach für einen Moment eine Moschee vor. Ist es die Moschee in Peking aus dem 14. Jahrhundert oder diese aus Ghana aus dem 18. Jahrhundert? Wahrscheinlich nicht. Sie haben wahrscheinlich ein Bild von der berühmten Blauen Moschee von Mehmet Aga aus dem 17. Jahrhundert vor Augen. Auch als Architekt muss man sich mit diesem Bild auseinandersetzen, es verleitet einen immer wieder, in der Arbeit darauf zurückzugreifen. [Jasarevic zeigt Bildbeispiele verschiedener Moscheebauten.] Auf den ersten Blick haben die unterschiedlichen Moscheen nichts miteinander zu tun, basieren aber doch auf dem gleichen Ausgangswunsch, eine Moschee zu bauen. Und dies ist uns bei unserer Arbeit wichtig: unsere Bauherren mitzunehmen, aber auch die Gesellschaft um sie herum. Es ist entscheidend, der muslimischen Tradition zu folgen und gleichzeitig die neuen Moscheen dem Kontext, dem Ort und der Zeit anzupassen und sie nicht zu kopieren, sondern tatsächlich etwas Neues zu entwickeln.

Penzberg liegt zwischen Garmisch-Partenkirchen und München, eine kleine Stadt, die sich optisch über die Gotteshäuser und das Rathaus definiert. Die neue Moschee der islamischen Gemeinde sollte in etwa fünf Minuten zu Fuß von der Stadtmitte aus erreichbar sein. Uns ist der Einbezug des öffentlichen Raums besonders wichtig und so entsteht durch das Verschwen-

ken des Gebäudes ein öffentlicher Platz, von dem aus das Haus begangen und betreten wird. Geprägt von der oberbayerischen Balkonarchitektur wollten wir ein eher einfaches Gebäude dagegenstellen, um seine Besonderheit dadurch zu kennzeichnen. Im Innenraum wurde viel mit Sichtbeton gearbeitet, der kalligrafisch bearbeitet wurde, zusammen mit Künstlern aus den Vereinigten Arabischen Emiraten. Durch Millionen Glasscherben, die zwischen Glasscheiben eingebettet sind, leitet einen das Licht sehr schön in das Gebäude. Was der Gemeinde sehr wichtig war, ist eine große Transparenz nach außen; wir haben das Haus zur Straße hin geöffnet, so dass man auch in das Haus hineinschauen kann. Das heißt, wenn ich da mit dem Auto an der Straße vorbeifahre, habe ich durch die Schiefstellung dieser Kiemen oder Betonwände für eine Sekunde Zeit, in den Raum zu blicken und den Leuten beim Gebet zuzuschauen. Barrieren werden so abgebaut und ein spontaner Besuch ist jederzeit möglich. Wir hatten hier das Glück, eine sehr junge Gemeinde zu haben, die gerade den Wechsel von der ersten Generation in die zweite erfolgreich vollzogen hat und gesagt hat: Es reicht nicht mehr, diesen Hinterhof zu haben. Die Vorgängermoschee war ein umgebauter Hühnerstall mit sehr beengten Verhältnissen. Der junge Imam Benjamin Idriz hat es dann geschafft, die Gemeinde zu überzeugen, dass er und sein Team natürlich einen Raum für das Gebet benötigen, aber dass es wichtig ist, weitere Räume – etwa 70 Prozent des Gebäudes sind keine Moschee – zur Verfügung zu haben. So finden dort mittlerweile zahlreiche Kurse statt. Die Räume werden vermietet, an das Arbeitsamt, zum Teil auch an die evangelische und die katholische Kirche. Hier gibt es einen regen Austausch zwischen den Geistlichen, aber auch zwischen den Menschen an der Basis. Das Minarett war natürlich auch ein Thema bei uns in Bayern. Kann man das Ganze auch ohne Minarett bauen? In der entscheidenden Sitzung hat der Bürgermeister damals gesagt: »Also a Moschee ohne Minarett des gibt's net.« Anfangs war unser Ziel, dass die Leute auf die Frage nach dem Kino antworten, dass es um die Ecke der Moschee liegt. Mittlerweile ist Penzberg durch die Moschee bekannter geworden.

Riem Spielhaus: In Deutschland gibt es um die 150 Moscheebauten. Kaum ein Moscheebau lief ohne Diskussionen ab. Aber das gilt für die meisten Neubauten. In einer Stadt wie Berlin, aber das gilt auch für Stuttgart oder Köln, liegen so verschiedene Schichten von architektonischen Kulturen übereinander und in Diskussionen um Bauvorhaben hat man mit ganz vielfältigen Interessengruppen zu tun. Moscheegemeinden haben neben diesen allgemeinen Problemen noch zusätzlich mit Vorbehalten zu tun, die mit der Islamdebatte in Deutschland noch zugenommen haben.

Eine Moschee in Augsburg wurde 1996 fertiggestellt. Der Bau lief weitgehend ohne Diskussionen ab. Denn die Gemeinde hat gesagt: Wir bauen die Moschee wie ein normales Mietshaus, wir brauchen kein Minarett und

wir müssen nicht unbedingt sichtbar sein. Das heißt, solange eine Moschee nicht weiter auffällt, kann sie »durchrutschen«. Sobald aber klar wird, dass es hier um eine islamische Gemeinde geht, sind die Debatten doch relativ groß. Zwei Beispiele: Nach 20 Jahren Debatte wurde 2010 die Omar Moschee in Kreuzberg bezugsfertig. 20 Jahre hatte es gebraucht! Im Ostteil der Stadt gab es eine große Diskussion um die 2008 in Betrieb genommene Khadija Moschee der Ahmadiyya Muslim Jamaat in Pankow-Heinersdorf. Es wurde die Frage gestellt: Was soll ein sichtbarer Moscheebau im Ostteil der Stadt, wo keine Muslime leben? Aber auch im Ostteil Berlins leben Musliminnen und Muslime, vielleicht nicht ganz so viele wie in Kreuzberg, aber diese Gemeinde kommt, egal wo sie sich ansiedelt, aus der ganzen Stadt zusammen. In der Gemeinde in Pankow-Heinersdorf gab es massive Proteste gegen den Bau; an der Mobilisierung beteiligte sich die NPD. Zu Demonstrationen gegen den Bau kamen Menschen, die nicht in Pankow wohnen. Letztlich haben dann aber viele Menschen, auch gerade aus den Kirchen, aus anderen Religionsgemeinschaften in Berlin interveniert und es hat sich zusätzlich zur Initiative gegen die Moschee eine Initiative für ein weltoffenes Pankow-Heinersdorf gegründet. Am Ende wurde der Bau umgesetzt. Damals hat der Bundestagspräsident Wolfgang Thierse, in dessen Wahlkreis die Moschee lag, sie mit eingeweiht. Das heißt, es gab ein ganz klares Bekenntnis der Politik und der Zivilgesellschaft für diese Vielfalt, auch im religiösen Sinn, doch wenn solche Interventionen fehlen, dann klappt es meistens nicht.

Pinar Çetin: Was ist denn der ausschlaggebende Aspekt, warum die Leute in Penzberg offener waren, eine Moschee in ihrer Stadt zu beherbergen? Was war das Spannende an der Moschee oder wie hat man es ihnen nahegebracht? Was wären die Dinge, auf die man gemeinsam achten müsste, wenn man zum Beispiel jetzt in Berlin ein neues Vorhaben hätte?

Jasarevic: Penzberg und Berlin oder auch München zu vergleichen ist schwierig. Wir haben jetzt auch ein Projekt in München, das so vor sich hin plätschert. Da reden einfach viel mehr Leute mit als in Penzberg, aber am Ende des Tages ist es tatsächlich so, dass das Projekt mit dem Oberbürgermeister in München besprochen wird, wie mit dem Oberbürgermeister in Penzberg. Am Ende entscheiden es immer die Personen. Ein ganz wesentlicher Faktor des Erfolgs in Penzberg war, dass sich die Gemeinde schon vorher klar gezeigt und gern gesellschaftliche Aufgaben übernommen hat. Bei der Gründung der Gemeinde war sie Anlaufstelle für Flüchtlinge aus dem Jugoslawienkrieg. Sie haben sich hier engagiert und in allen Bereichen mitgesprochen.

Heute ist der erste Fastentag im Ramadan und dort gibt es ein gemeinsames Fastenbrechen, ein Iftar-Abendessen. Mittlerweile gehört das einfach in die Gesellschaft, die Leute kommen dorthin und wissen, dass es leckeres

Essen gibt. Es ist einfach ein fixer Termin im Kalender, auch jetzt mittlerweile von der Bürgermeisterin. Wir haben noch ein anderes Projekt in Bobingen. Das ist rekordverdächtig. Das lief komplett ohne Störungen, also mit voller Unterstützung nicht nur des Bürgermeisters und seiner Verwaltung, sondern des gesamten Stadtrats. Wir hatten innerhalb von zwei Monaten die Baugenehmigung. Ich denke das ist ganz wesentlich und vielleicht auch ein Grund, weswegen das Projekt in Berlin gescheitert ist, obwohl es sehr interessant war und von tollen Leuten vorangetrieben wurde. Je besser die Einbettung gelingt und je mehr Kommunikation stattfindet, desto erfolgreicher wird das Projekt.

Spielhaus: Eine der wichtigsten Fragen, die immer wieder gestellt wird: Wer finanziert das eigentlich? Das ist auch für die islamischen Gemeinden selbst eine schwierige Frage, weil häufig zu Baubeginn das Geld nicht beisammen ist, sondern man davon ausgehen muss, dass der Bau einerseits über Kredite und andererseits auf Grundlage von Spenden finanziert wird. Und der zweite Punkt, der im Raum steht: In welchem Umfeld positioniert sich die Gemeinde? Wie ist sie einzuschätzen? Möglicherweise religiös fundamentalistisch? Auch an der Stelle ist dieses Vertrauensverhältnis, das sich lange etabliert hat, wichtig: Eine Gemeinde, die bekannt ist, hat es leichter. In einer eher anonymen Großstadt ist das schwieriger zu gestalten, aber nicht unmöglich.

David Leutwyler: Ich freue mich, dass ich Ihnen an dieser Stelle das Haus der Religionen aus Bern vorstellen darf. [Leutwyler zeigt Bilder des Hauses der Religionen in Bern.] Sie sehen hier ein Bild von der Fassade und damit den ersten Berührungspunkt zu der Moschee in Penzberg – die Ornamentik. Da hat es ganz ähnliche Grundlagen. Auch sonst bin ich begeistert von dieser Moschee. Ich finde das sehr beeindruckend und könnte Ihnen das Haus der Religionen ganz kurz erklären, indem ich sage, Sie haben in Penzberg eine Moschee und daneben haben Sie Räume, die generell genutzt werden von anderen Leuten. Es gibt Gruppen, die sich hier sozial und kulturell engagieren. Das ist bei uns in Bern dasselbe: Moschee, Sakralräume und gemeinsamer, allgemeiner Raum. Nur wird dieser gemeinsame Raum von den fünf Religionsgemeinschaften genutzt, die rundum ihre sakralen Räume haben. So haben wir eine Moschee, eine Kirche, ein buddhistisches Zentrum, ein alevitisches Zentrum und einen Hindu-Tempel und zusammen wird der gemeinsame Dialogbereich genutzt, in dem sich dann auch andere Religionsgemeinschaften, beispielsweise die jüdische Gemeinde, die Sikhs oder die Bahá'í-Gemeinde aktiv einbringen. Aber vor allem, und ich denke, das ist eigentlich das Wichtigste bei uns, haben auch all diejenigen, die sich anders oder nicht religiös verorten, hier ihren Platz. In der Schweiz gehören heute 20 Prozent der Leute zu keiner Kirche. Im Mittelpunkt unseres Logos steht

der Mensch. Wir sind in erster Linie Menschen, das verbindet uns und darauf gründet unsere Arbeit, wie auch auf dem kleinen Strich, der die Erde symbolisiert, auf der wir gemeinsam unterwegs sind. Das gesamte Haus ist ein Gebäude, in dem das Haus der Religionen 17 Prozent ausmacht, die anderen 83 Prozent des Gesamtgebäudes gehören Investoren. Dort gibt es Wohnungen und Büros. Es ist ein Ort, an dem sich Leute treffen, wo man arbeitet, wohnt und einfach mal vorbeikommt. Zum Bau der Moschee: Die meisten Mitglieder des Muslimischen Vereins sind als Arbeitskräfte in die Schweiz gekommen. Viele davon sind langsam im Pensionsalter und haben ihre Zeit in Freiwilligenarbeit investiert und selbstständig ihre Moschee gebaut. Da steckt viel Freiwilligenarbeit drin. Der Bau des Hindu-Tempels war speziell beeindruckend, da dem Bedürfnis der Hindu-Gemeinschaft entsprechend Hindu-Tempelbaukünstler aus Südindien eingeflogen wurden. Das war aufwendig, mit den Behörden und der schweizerischen Unfallversicherung, weil diese nicht mit Schuhen arbeiten konnten. Einen Tempel kann man nicht mit Schuhen bauen. Also mussten wir lange Mediationsgespräche führen, bis es dann möglich wurde, dieses Haus zu bauen. Die jüdische Gemeinde ist, wie die Sikhs und die Bahá'í, beteiligt am gemeinsamen Raum, hat aber keinen eigenen. Wichtig ist uns in diesem gemeinsamen Bereich der soziale Austausch, aber in erster Linie ist es ein Lernfeld. Es gibt ein großes Interesse am Haus; neuerdings kommen Gruppen der Polizei zu Workshops und Führungen. Diese hat mit so vielen Menschen zu tun und möchte wissen, was sie tun kann, um nicht in Fettnäpfchen zu trampeln. So viele junge Menschen wie hier beim Kirchentag sehe ich selten, aber ich denke, dass es wichtig ist, dass sich die zweite Generation aktiv in den Dialog einbringt. Zum Abschluss werfe ich noch einen Blick auf etwas besonders Schönes, was bisher geglückt ist: Es gibt Beziehungen zwischen tamilischen Hindus und singhalesischen Buddhisten, die beide im Haus vertreten sind und es ermöglicht haben, dass der hinduistische Hauptpriester und der buddhistische Mönch mittlerweile schon zweimal gemeinsam in Sri Lanka waren und dort Friedensprojekte in Gang gesetzt haben, um sich zusammen mit Christen und Muslimen, Hindus und Buddhisten für Frieden in der Heimat einzusetzen und die Friedensarbeit vor Ort in Gang zu bringen.

Çetin: Ich fand in Bern sehr spannend, dass es zwar geteilte Räume sind, aber jeder trotzdem seinen eigenen, wirklich authentischen Raum hat. Wenn es also einen Raum gibt, der für jeden der einzige Raum ist, dann ist das nicht so authentisch, diesen zu betreten und zu sagen, ach so beten die Muslime oder so sieht es bei den Hindus aus. Ich glaube, das ist in Bern sehr gut gelungen, dass jeder eben bei dem anderen einfach vorbeischaun und das Authentische sehen kann: Wie ist es entstanden? Was war die Idee dahinter? Und gibt es wirklich in der Mitte einen Raum, wo sich alle treffen? Wie sieht es im praktischen Leben in diesem Haus in Bern aus?

Leutwyler: Es gibt diese gemeinsame Mitte, die ich angesprochen habe. Diese nennen wir »Dialogbereich«. Dazu gehören verschiedene Räumlichkeiten. Es ist wie eine sechste Gruppe im Haus. Der Dialogbereich wird vom Gesamtverein »Haus der Religionen – Dialog der Kulturen« geführt, mit den Ressourcen aus den Gemeinschaften. Alle bringen sich inhaltlich so ein, wie sie es vermögen, und werden von uns unterstützt. Es findet aber auch Alltägliches statt in diesen Räumen, weil wir uns ein Haus teilen, eine Elektrorechnung, weil wir uns über Düfte auseinandersetzen müssen. Wo riecht es wie? Wer betet wann wie laut? Es sind diese alltäglichen Dinge. Daneben haben wir aber auch eine Art Bühne für Veranstaltungen, wo wir ein reiches Programm anbieten, beispielsweise Podiumsdiskussionen. Es hat sich ein Filmclub entwickelt, wo man Filme aus den verschiedenen Regionen der Erde zu einem bestimmten Thema schaut. Wir haben im Eingangsbereich ein schönes Restaurant, das Platz bietet für viele Leute, die sonst nicht in ein Haus der Religionen kämen. Sie kommen, weil sie da gut ayurvedisch essen. Jeden Mittag haben wir da 50 bis 60 Leute zu Gast.

Çetin: Das finde ich eine spannende Angelegenheit und habe immer im Hinterkopf den Gedanken, was wir für Berlin mitnehmen können. Als gebürtige Berlinerin ist es mir ein Anliegen, immer so viel wie möglich Positives in das Zusammenleben hier einfließen zu lassen. Ich war sehr viele Jahre in der Şehitlik-Moschee am Columbiadamm in Berlin aktiv und habe gemerkt, dass die Ästhetik des Raums sehr wichtig ist für die Einladung zu den Menschen. Wenn man sich jetzt überlegt, dass man interreligiöse Arbeit irgendwo machen kann, in einem Plattenbau zum Beispiel, dann fehlt vielleicht diese Ästhetik. Ist die Arbeit wichtig oder ist die Ästhetik, dieser Raum wichtig, um Leute einzuladen? Wie kann man das, wenn man neu anfängt, miteinander verbinden, da man am Anfang ja noch nicht diese schönen Räume hat?

Leutwyler: In Bern ist es eine lange Geschichte: Etwa seit dem Jahr 2000, über 14 Jahre hinweg, wurde Vertrauen aufgebaut zwischen den Menschen. Das geschah in erster Linie darüber, dass man sich gegenseitig eingeladen, besucht und immer wieder Räume geöffnet hat, um sich kennenzulernen. Diese Vertrauensbasis war die Grundlage, dass wir diesen anspruchsvollen Bau- und Finanzierungsprozess und die Aushandlung mit dem Generalunternehmer überhaupt durchgehalten haben. Da braucht es eine starke Grundlage. In Berlin weiß ich von einem Projekt auf dem Tempelhofer Feld.

Çetin: Ja, »Treffpunkt Religion und Gesellschaft«, das war ein Sitzkreis mit mehreren Hockern, wo man zusammenkommen und Gespräche führen kann, aber die Idee war viel größer. Es ist aber nur diese Sitzecke entstanden. Es ist schwierig, wenn es nur das ist und die Gemeinde dahinter fehlt.

Podienreihe **Nachhaltige Entwicklungsziele – Entwicklungsland Deutschland**

Armut, Ungleichheit und das gute Leben

Vorträge am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 9

Barbara Eschen, Sprecherin der Nationalen Armutskonferenz, Berlin
Michael Windfuhr, stellvertretender Direktor des Deutschen Instituts für
Menschenrechte, Berlin

Impuls von Michael Windfuhr

Ich möchte diesen Impuls nutzen, fünf Thesen oder Anliegen zu formulieren, die meiner Meinung nach zentral genug sind, um es zu schaffen, die nachhaltigen Entwicklungsziele umzusetzen und dafür auch die nötige gesellschaftliche Zustimmung zu erhalten.

These 1: Die Verabschiedung der nachhaltigen Entwicklungsziele, der sogenannten Agenda 2030, muss als Glücksfall bezeichnet werden.

Inhaltlich enthalten sie einen umfassenden Katalog von Zielsetzungen, der die Richtung gut beschreibt, in die sich die Weltgemeinschaft zügig bewegen muss, um Nachhaltigkeit zu erreichen bzw. um vor allem gefährliche Auswirkungen der sozialen Ungleichheit, der wirtschaftlichen Entwicklungen, des Klimawandels oder anderer Umweltindikatoren zu vermeiden. Die Ziele mit ihrer menschenrechtlichen Ausrichtung stellen einen Plan für einen tatsächlich substanziellen Umbau unserer Gesellschaften dar.

Im Grunde ist es erstaunlich, dass gerade Ende 2015 ein so weitreichender Plan für den Umbau unserer Gesellschaft verabschiedet werden konnte, auch wenn es durchaus veritable Zielkonflikte zwischen manchen Zielen gibt. Kurz danach konnte zudem das Pariser Klimaabkommen angenommen werden. Wie war es möglich, die beiden so wegweisenden Abkommen in Zeiten zu verabschieden, die eigentlich keinen Raum für multilaterale Zielsetzungen und Gemeinsamkeiten erkennen lassen und bieten? Beide Abkommen waren wahrscheinlich nur möglich, weil es trotz der Skepsis gegenüber einem Multilateralismus eine kollektive Wahrnehmung der Dimension der Bedrohungen gibt. Die Veränderungen im Bereich des Klimas werden allmählich deutlicher, die Zunahme von Wetterextremen, das Schmelzen des Eises in der Arktis, viele Klimakapriolen mit großen negativen Effekten im Alltag – der Handlungsdruck ist latent bekannt. Ebenso mit Blick auf die Themen der Agenda 2030: Die Nachhaltigkeit von Mobilität, die Dimension

der schnell wachsenden Großstädte auf der Erde, der Schutz der Artenvielfalt, der Böden und besonders die Reaktion auf die Persistenz von Armut und Hunger – der Handlungsdruck ist auch hier diffus, durchaus bekannt und wahrgenommen.

Mit der Agenda 2030 liegt nun der Rahmen eines Aktionsplans vor, der diese Herausforderungen adressiert und dabei alle Staaten weltweit anspricht. Veränderungen müssen sowohl in Staaten des Südens stattfinden, wo sich viele Regierungen kaum ausreichend um soziale oder ökologische Themen kümmern, als auch im Norden; hier müssen die Regierungen entsprechend ihres historischen Beitrags zum Klimawandel reagieren. Allmählich setzt sich zudem die Erkenntnis durch, dass auch die Länder des Nordens Entwicklungsländer sind: Denn das Lebensmodell dieser Länder ist nicht globalisierbar, etwa im Hinblick auf den Ressourcenverbrauch oder die Belastung der Atmosphäre mit Treibhausgasen, die Zerstörung fruchtbarer Böden, die Verschmutzung der Meere usw. Ewiges Wachstum in einer Welt begrenzter Ressourcen ist nicht vorstellbar, und im Grunde gibt es eine Ahnung von der Größe der notwendigen Veränderungen. In der Erklärung der nachhaltigen Entwicklungsziele ist dies wie folgt formuliert: »Wir sind entschlossen, die kühnen und transformativen Schritte zu unternehmen, die dringend notwendig sind, um die Welt auf den Pfad der Nachhaltigkeit und der Widerstandsfähigkeit zu bringen.«¹

These 2: Ohne einen menschenrechtlichen Bezugsrahmen wird die Umsetzung der Agenda 2030 nicht funktionieren.

Die Agenda kann als Plan für den nötigen Umbau angesehen werden. Im Anschluss an den bereits zitierten Satz kommt ein weiteres Versprechen: »Wir versprechen, auf dieser gemeinsamen Reise, die wir heute antreten, niemanden zurückzulassen.«² Dies ist ein Bekenntnis dazu, nicht nur allgemein über Entwicklung zu sprechen, sondern jeden einzelnen Menschen und sein Wohlergehen im Blick zu behalten und auch die Gruppen in besonders verletzlichen Lebenslagen einzubeziehen. Hier kommen die Menschenrechte ins Spiel. Sie können als grundgesetzlicher Rahmen angesehen werden, um sicherzustellen, dass niemand vergessen wird.

Menschenrechte sind so wichtig, da sie Regierungshandelnde zur Rechenschaft ziehen. Staaten haben sich mit der Unterschrift unter die Menschenrechtsverträge verpflichtet, die Menschenrechte erstens zu achten, das heißt nicht selbst zu verletzen, zweitens zu schützen, vor Übergriffen Dritter, und

¹ Transformation unserer Welt: die Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung. Ergebnisdokument des Gipfeltreffens der Vereinten Nationen zur Verabschiedung der Post-2015-Entwicklungsagenda, Vereinte Nationen A/70/L.1, Präambel.

² Ebd.

drittens zu gewährleisten, das heißt die verfügbaren Ressourcen so einzusetzen, dass möglichst keiner zurückbleibt. Regierungshandeln trägt in vielen Ländern zu sozialer Diskriminierung, dem Ausschluss von Minderheiten, Diskriminierungen wegen des Geschlechts usw. bei. Der Mangel an staatlichen Institutionen auf lokaler wie nationaler Ebene, die Menschen schützen und unterstützen können, hindert eine effektive Überwachung und Durchsetzung dieser Rechte in vielen Ländern. Oft dient staatliches Handeln vor allem den Anliegen der ohnehin Reichen. In der Konsequenz kann staatliches Handeln oft hauptverantwortlich für die Persistenz von Armut, Ungleichheit und sozialem Ausschluss in der jeweiligen Gesellschaft gemacht werden.

In der Einleitung zur Erklärung der nachhaltigen Entwicklungsziele wird die Bedeutung der Menschenrechte hervorgehoben: »Wir sind entschlossen, von heute bis 2030 Armut und Hunger überall auf der Welt zu beenden, die Ungleichheiten in und zwischen Ländern zu bekämpfen, friedliche, gerechte und inklusive Gesellschaften aufzubauen, die Menschenrechte zu schützen und Geschlechtergleichstellung und die Selbstbestimmung der Frauen und Mädchen zu fördern und den dauerhaften Schutz unseres Planeten und seiner natürlichen Ressourcen sicherzustellen. Wir sind außerdem entschlossen, die Bedingungen für ein nachhaltiges, inklusives und dauerhaftes Wirtschaftswachstum, geteilten Wohlstand und menschenwürdige Arbeit für alle zu schaffen, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklungsstufen und Kapazitäten der einzelnen Länder.«³

Wie wichtig es ist, dass Staaten verantwortliches Regierungshandeln umsetzen und einen gesellschaftlichen Rahmen für die Suche nach Lösungen und den Umbau der Gesellschaft garantieren, wird in Ziel 16 deutlich: »[...] allen Menschen Zugang zur Justiz ermöglichen und leistungsfähige, rechenschaftspflichtige und inklusive Institutionen auf allen Ebenen aufbauen.«⁴

Die Bürgerrechtsorganisation CIVICUS⁵ hat in ihrem letzten Jahresbericht dokumentiert, dass inzwischen in über 60 Ländern in den letzten Jahren Gesetze verabschiedet wurden, die die Spielräume zivilgesellschaftlicher Organisationen massiv einschränken. Wie soll eine gesellschaftliche Debatte über den nötigen großen Umbau unserer Gesellschaften funktionieren, wenn Zivilgesellschaft nicht mehr agieren kann, wenn es keine Debatten über die Ziele und die Richtungen der Entwicklungen geben kann? Der Dachverband der nationalen Menschenrechtsinstitutionen, zu denen auch mein Institut gehört, hat beschlossen, jetzt jedes Jahr, wenn im Sommer die Umsetzung der nachhaltigen Entwicklungsziele in New York überwacht wird, einen Bericht

³ Ebd. 3/38.

⁴ Ebd. 5/38.

⁵ Vgl. www.civicus.org (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

vorzulegen, wie es mit den sinkenden demokratischen Spielräumen in den zur Überwachung anstehenden Staaten aussieht.

Bei der Überwachung der Umsetzung der Nachhaltigkeitsziele wird es auch darauf ankommen, nicht nur die Umsetzung der über 300 meist quantitativen Indikatoren zu verfolgen, die inzwischen erarbeitet wurden, um Fortschritte bei der Umsetzung zu messen, sondern auch die strukturellen Benachteiligungen und Ausschlüsse von Menschen in den zu überprüfenden Ländern in den Blick zu nehmen, wenn sie im Menschenrechtsschutzsystem sowohl bei der Überwachung der Menschenrechtsverträge als auch in den Verfahren im Menschenrechtsrat festgestellt werden.

These 3: Der ökologische Umbabedarf unserer Gesellschaften ist groß.

Um das Zwei-Grad-Ziel oder besser, wie beim Weltklimagipfel in Paris empfohlen, das 1,5-Grad-Ziel zu erreichen, das so wichtig ist, um die Entstehung eines gefährlichen Klimawandels zu vermeiden, sind gewaltige Veränderungen notwendig. Wir produzieren derzeit mehr als fünfmal so viel CO₂ pro Kopf in Deutschland, als uns eigentlich zustände, wenn wir das verbleibende CO₂-Budget der Erde – so viel, wie wir alle bis 2050 emittieren dürfen – nicht überschreiten wollen. Dies bedeutet viel, auch hinsichtlich unserer zukünftigen Möglichkeiten, Müll zu produzieren, mobil zu sein und zu heizen. Wir müssen mindestens mit weniger als einem Fünftel des jetzigen Verbrauchs an Ressourcen auskommen. Gerade in dieser Hinsicht sind wir hier in Deutschland ein Entwicklungsland, weil diese Art zu leben und zu wirtschaften nicht im Ansatz globalisierbar ist. Wenn alle Menschen weltweit unseren Lebensstil übernahmen, würden wir für die Sicherung unseres Ressourcenbedarfs, aber auch für die Abluft und den Müll mehrere Planeten brauchen.

Da sie viele Themen zusammenbringen, machen die nachhaltigen Entwicklungsziele deutlich, dass es bei der Nachhaltigkeit nicht nur um Klimagase geht, sondern um den globalen Zustand der Böden, der Ozeane, der Artenvielfalt. Damit zusammenhängend geht es auch um den Schutz und die Umsetzung vieler Menschenrechte, wie dem Recht auf Nahrung, auf Wasser, auf Gesundheit. Es geht um die nachhaltige Gestaltung der sehr schnell wachsenden Städte, um das Recht auf Wohnen, den Zugang zu Energie, Mobilität usw. Vieles davon hat auch mit politischen Entscheidungen hier in Deutschland zu tun. Wenn wir unserem Benzin oder Diesel nachwachsende Rohstoffe beimischen und es als Biosprit verkaufen, löst dies beispielsweise eine enorme Nachfrage nach Palmöl oder Mais aus, mit Effekten auf die Preise für Agrarrohstoffe, mit Auswirkungen auf die Zahl der Landkonflikte und Vertreibungen gerade von Bevölkerungsgruppen wie indigenen Kleinbauernfamilien, die oft ungeschützt sind und von ihren eigenen Regierungen nicht unterstützt werden. »Wir sind entschlossen, den Planeten vor Schädigung zu schützen, unter anderem durch nachhaltigen Konsum und

nachhaltige Produktion, die nachhaltige Bewirtschaftung seiner natürlichen Ressourcen und umgehende Maßnahmen gegen den Klimawandel, damit die Erde die Bedürfnisse der heutigen und der kommenden Generationen decken kann«⁶, so lautet die Zielstellung aus den SDGs⁷.

These 4: Einfacher Leben ist einfacher gesagt als getan.

Der Umbau unseres Lebensstils und unserer Gesellschaften ist deshalb vor allem nicht so einfach, weil es sich eben nicht nur um ein paar einfache technische Lösungen handelt, deren Umsetzung notwendig und geboten ist. Es gibt sie selbstverständlich, diese technischen Fortschritte und Hilfestellungen: Ein Laptop verbraucht fast 90 Prozent weniger Energie als ein normaler Computer, eine Energiesparlampe 40 bis 90 Prozent weniger als die konventionelle Glühbirne. Dennoch werden die technischen Lösungen allein eine umfassendere Transformation nicht bewirken.

Ökonomen haben beispielsweise schon vor Jahren in Studien zum Mobilitätsverhalten von Menschen in Deutschland bemerkt, dass die gut ausgebildeten und überdurchschnittlich verdienenden Mitglieder in Umweltverbänden im Vergleich zum gesellschaftlichen Durchschnitt in der Regel viel mobiler sind, mehr Ressourcen verbrauchen und mehr CO₂ emittieren. Wir alle wissen, wie schwer die individuellen Veränderungen zu bewerkstelligen sind. Wir sparen beispielsweise Heizenergie pro Quadratmeter Wohnfläche ein, was sehr positiv ist, gleichzeitig steigt die Quadratmeterzahl, die jede Person in Deutschland im Durchschnitt bewohnt, an, so dass pro Kopf am Ende doch keine Einsparung erzielt wird und nichts gewonnen ist – ein Reboundeffekt. Angemerkt sei hier aber, dass diese Entwicklung ein bundesdeutscher Durchschnitt ist. Die dramatisch steigenden Preise für Wohnraum in den städtischen Ballungsgebieten führen eher dazu, dass Personen mit geringerem Einkommen oft kaum mehr Chancen auf bezahlbaren Wohnraum haben. Sie sind auch dahingehend benachteiligt, dass steigende Preise für Mieten und steigende Energiekosten dazu führen, dass sie mit ihren geringen Ressourcen gesellschaftlich nicht mithalten können, teilweise auch auf lebensnotwendige Dinge wie Medikamente verzichten oder sich weitgehend oder ganz aus der Gesellschaft zurückziehen.

Es ist aber ohnehin auf keinen Fall allein eine Frage des individuellen Konsums und der individuellen Verantwortung, ob der notwendige Umbau unserer Gesellschaften gelingt. Er muss gleichzeitig politisch gestaltet und gesteuert werden. Ob die Energie im Elektroauto aus der Braunkohle kommt oder aus erneuerbaren Energien, ist die entscheidende Frage bei der Beurtei-

⁶ Ebd. 5/38.

⁷ *Sustainable Development Goals*. Deutsch: Ziele für nachhaltige Entwicklung (Anm. d. Hrsg.).

lung der ökologischen Effekte von Elektromobilität, ein Faktor, der durch individuelles Verhalten nur bedingt beeinflussbar ist, wie auch die Qualität des öffentlichen Personennahverkehrs.

Das erneute Nachdenken über das, was gutes Leben für jeden von uns ausmacht, ist aber dennoch so notwendig wie nie, denn wenn es keinen Konsens in der Gesellschaft dafür gibt, sich auf den Umbau einzulassen und gegebenenfalls auch persönliche Verhaltensweisen zu ändern, wird dieses Projekt auch politisch nicht funktionieren. Wir sind dennoch darauf angewiesen, dass vergleichbare politische Unterstützung in vielen Ländern gleichzeitig entsteht und wächst.

These 5: Der Umbaubedarf ist vor allem in sozialer Hinsicht groß.

Der Umbau wird nicht gelingen, wenn es uns nicht gelingt, die ärmeren Menschen in der Gesellschaft mitzunehmen und in die Lage zu versetzen, mitmachen zu können. Es ist eine besondere Stärke der nachhaltigen Entwicklungsziele, dass sie nicht nur auf die technisch notwendigen Veränderungen ökologischer Parameter hinweisen. Im Gegenteil, sie betonen gerade durch das Credo »niemanden zurücklassen«, dass es zentral für das Gelingen nachhaltiger Entwicklung ist, Armut zu beenden und sozialen Ausschluss zu vermeiden. Gleich im ersten Satz der Erklärung zu den nachhaltigen Entwicklungszielen heißt es deshalb: »Wir sind uns dessen bewusst, dass die Beseitigung der Armut in all ihren Formen und Dimensionen, einschließlich der extremen Armut, die größte globale Herausforderung und eine unabdingbare Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung ist.«⁸

Es ist zudem die Ambivalenz unserer Zeit, dass gerade diejenigen, die am meisten zur Verursachung beigetragen haben, derzeit auch weiterhin die meisten Ressourcen verbrauchen, während Arme, die die wenigsten Ressourcen verbrauchen, weltweit oft am stärksten betroffen sind von ökologischen Risiken des Klimawandels, von Bodenverlusten und von Extremwetterereignissen. Sie können sogar zusätzlich negativ von Anpassungsmaßnahmen im Klimaschutz betroffen sein, wenn sie beispielsweise für Staudämme oder Windparks umgesiedelt werden oder Palmöl und Baumplantagen weichen müssen.

Zentral für die Umsetzung der nachhaltigen Entwicklungsziele ist es, dass arme Menschen nicht übersehen werden. Sie sind in der Regel nur äußerst prekär geschützt und haben auch kaum Fürsprecher, ganz im Gegenteil zu den starken Lobbyisten der Industrie. Gerade in ländlichen Gebieten, wo fast 80 Prozent aller Hungernden leben, fehlen verlässliche Institutionen der Beratung und Unterstützung. Oft haben sie keine Landtitel, Frauen haben zum Teil nicht einmal Zugang dazu oder zu Krediten. Es gibt keine ausreichenden

⁸ Ebd. 3/38.

Informationen über Wetterentwicklungen und Börsendaten. Sie werden zudem ausgesprochen selten an sie betreffenden Entscheidungen beteiligt oder haben aufgrund der individuellen Lebenssituation ohnehin kaum Zeit, sich einzumischen, wenn die Sorge um das nächste Essen den Alltag immer wieder zu sehr bestimmt. Wenn es nicht gelingt, diese systematischen Vernachlässigungen und Diskriminierungen zu überwinden – und dies sind Menschenrechtsfragen, des Rechts auf Nahrung, des Rechts auf Gesundheit –, wird es kaum Fortschritte bei der Umsetzung des Hungerziels oder des Gesundheitsziel geben können. Bei der Hungerbekämpfung kommt es viel weniger auf die Menge der erzeugten Nahrungsmittel an, sondern vielmehr darauf, dass Arme in der Gesellschaft ein eigenes, ausreichendes Einkommen erzielen können, durch eigene Arbeit als Bauernfamilien, durch Lohnarbeit oder durch Transfereinkommen. Deshalb ist es so wichtig, dass die nachhaltigen Entwicklungsziele die Aufforderung, Armut zu überwinden und die Würde eines jeden Menschen zu sichern, ins Zentrum des Umbaus rücken.

Die sozialen Themen sind aber auch im Norden eine zentrale Aufgabe des Umbaus. Vom Credo, niemanden zurückzulassen, sind auch wir weit entfernt; die entsprechenden Personengruppen werden bei Entscheidungen selten mitgedacht. Einige wenige Beispiele sollen dies illustrieren.

Ein großer Teil der Hartz-IV-Empfänger ist verschuldet, da diese Menschen die Energiekosten nicht bezahlen können. Wenn die Kosten steigen wie derzeit auch wegen der Energiewende, verschärfen sich die Probleme. Zu wenig Geld für Energierechnungen führt derzeit dazu, dass mehr als 330.000 Haushalte in Deutschland vom Stromnetz abgekoppelt sind, oft über Wochen. Viele Stromschuldner werden bei der Schufa registriert und haben in der Folge kaum noch Chancen auf dem Wohnungsmarkt. Energiekosten werden vom Wohngeld nicht abgedeckt. Überlegungen zur Energiewende sollten also nicht nur die Folgekosten für energieintensive Industrien bedenken, sondern auch für Personengruppen in Deutschland, die kaum die laufenden Ausgaben des Monats abdecken können und ein technisches Gerät, sollte es ausfallen, nicht ersetzen können. Die Regelsätze für Hartz IV beinhalten einen so niedrigen Betrag für Mobilität, dass man in deutschen Kommunen dafür in der Regel kein Monatsticket bekommen kann.

Jedes fünfte Kind in Deutschland lebt in einer Familie, die Transfereinkommen bezieht, und gilt als arm. Der Erfolg im Bildungssystem hängt in Deutschland, stärker als in allen anderen OECD-Ländern, von der sozialen Stellung der Familien ab. Armen Kindern entgehen oft wichtige Bildungschancen – auch die sind ein Ziel der nachhaltigen Entwicklungsziele.

Die Beispiele machen deutlich, dass die verschiedenen Zieldimensionen der nachhaltigen Entwicklungsziele in Deutschland intensiver zusammengedacht werden müssen. Sie illustrieren auch, wie notwendig es ist, über benachteiligte Gruppen und Individuen in Deutschland und in den EU-Ländern zu sprechen, wenn die Maßgabe »lass keinen zurück« erreicht werden soll.

Deutschland nimmt die Umsetzung der Entwicklungsziele bislang erfreulicherweise an – und ernst. Die neue deutsche Nachhaltigkeitsstrategie misst entlang von 63 Indikatoren, wie weit sich Deutschland auf dem Weg der Umsetzung der Agenda 2030 befindet. Noch sind die Indikatoren allerdings gerade im sozialen Bereich schwächer und nicht umfangreich. Armut wird nur über materielle Deprivation gemessen, einem von elf Aspekten, die im nationalen Armuts- und Reichtumsbericht untersucht werden. Die Überwachung der Nachhaltigkeitsziele würde gerade hier einen guten Referenzrahmen bieten, um sicherzustellen, dass niemand zurückgelassen wird. Sie sollte mit den Überwachungsergebnissen aus dem Menschenrechtsschutzsystem kombiniert werden, in dessen Rahmen vor allem die strukturellen Benachteiligungen einzelner Gruppen und Personen benannt und erkannt werden können. Die nationale Umsetzungsstrategie muss noch viel systematischer mit den sozialen Fragen, mit der Armut in Deutschland korreliert werden. Bei der anstehenden Revision des gewählten Indikatorenrahmens im kommenden Jahr bieten sich hierzu erste Chancen. Die Überarbeitung sollte vor allem unter Einbeziehung besonders benachteiligter Gruppen durchgeführt werden. Dies würde die Debatten über Nachhaltigkeitsindikatoren sicherlich verändern.

Zudem sollte die internationale Vernetzung zwischen Ökonomie und nachhaltiger Entwicklung noch stärker beachtet werden. Deutschland ist über globale Lieferketten, ökologische wie menschenrechtliche, mit Entwicklungen in sehr verschiedenen Ländern verbunden. Wenn Fertigungsschritte verlagert werden, wandern ökologische und soziale Risiken entlang der Lieferkette mit. Die Bundesregierung hat gerade im Dezember 2016 einen Aktionsplan zum Thema Wirtschaft und Menschenrechte verabschiedet, durch den die deutsche Wirtschaft aufgefordert wird, bis 2020 zumindest eine menschenrechtliche Sorgfaltsprüfung durchzuführen. Die systematische Verbindung der deutschen Umsetzung der Entwicklungsziele mit den Herausforderungen der Lieferkette muss in den nächsten Jahren gelingen, auch bei der Identifizierung der Aufgaben, die dabei auf Unternehmen zukommen muss.

Zusammenfassung

Die Einladung zum Umbau unserer Gesellschaften durch die nachhaltigen Entwicklungsziele ist weitreichend und stellt viele Gewohnheiten des Alltags infrage. Technische Optionen für Lösungen sind an manchen Stellen bereits vorhanden. Wichtig ist es, die notwendige politische Unterstützung zu gewinnen. Die Entwicklungsziele können nur umgesetzt werden, wenn Staaten ihren menschenrechtlichen Verpflichtungen nachkommen. Die Menschenrechtsverträge bieten den rechtlichen Rahmen, Staaten zur Verantwortung zu ziehen.

Wir haben also einen Umbauplan, die nachhaltigen Entwicklungsziele.

Und wir haben im Grunde ein grundgesetzliches Äquivalent dazu, die Menschenrechte. Wir haben bereits viel Wissen und technische Innovationen. Wir müssen dafür werben, dass auch ein sich an den Grenzen des Planeten orientierendes Leben ein gutes Leben sein kann, eventuell sogar als ein besseres Leben wahrgenommen werden kann. Das wird uns aber nicht gelingen, wenn wir einzelne Gruppen übersehen, wenn Personen Angst haben, dass ohne sie geplant wird, wenn sie das Gefühl haben, selbst keine Chancen zu haben und gesellschaftlich ausgeschlossen zu werden. Es gibt keine gelingende nachhaltige Entwicklung für nur zwei Drittel der Menschen. Wir erhalten so den für weitreichende Veränderungen nötigen, gesellschaftlichen Konsens nicht. Ich kann dem Text der Präambel der Erklärung zu den nachhaltigen Entwicklungszielen nur noch einmal zustimmen: Die größte, globale Herausforderung ist und bleibt die Überwindung aller Formen von Armut. Dies gilt natürlich insbesondere in vielen ärmeren Ländern des Südens, es gilt aber auch – so hoffe ich gezeigt zu haben – für unsere eigene Gesellschaft.

Kommentar von Barbara Eschen

Täglich erlebt ein Fünftel der Menschen in Deutschland bittere Ausgrenzung. Wer in Deutschland arm ist, ist besonders arm dran. Diese These provoziert. Wir haben sofort Bilder von Slums vor Augen, von Hungernden, von Flüchtenden.

Haben es die Armen in Deutschland dagegen nicht gut? Und sind sie nicht selbst schuld? Armut in einem reichen Land: Das ist nicht so einfach zu verstehen wie Hunger. Armut ist relativ. Was in Deutschland als normal gilt, wird den Betroffenen nicht zugestanden.

Auf unserer Facebook-Seite haben wir die Ergebnisse des Armuts- und Reichtumsberichts bewertet und erhielten skurrile Kommentare wie, es sei Luxus, dass in Deutschland Hartz-IV-Beziehende Flachbildfernseher haben. Aber andere Fernseher gibt es gar nicht mehr! Programme für alte Röhrenfernseher auch nicht, da diese nicht mit DVB-T2 oder digitalem Kabel funktionieren. Andere kritisieren, dass Arme Handys haben. Prepaid-Handys sind aber billiger als Festnetzanschlüsse. Dass Kinder einen Internetzugang für Hausaufgaben haben müssen, wird auch nicht gesehen.

Luxusprobleme? Ich denke nicht! Arme sind schlecht dran. Besonders ihre Kinder. Und sie werden missgünstig beäugt und oft diffamiert. Ihr Alltag ist Kampf und Dauerstress. Arme können unverhoffte Ausgaben, wie zum Beispiel den Ersatz einer defekten Waschmaschine, nicht ausgleichen. Ihre Wohnsituation ist schlecht. Sie sind überschuldet. Sie haben ein so geringes Einkommen, dass die regelmäßigen Ausgaben höher sind als die Einnahmen. Sie können sich gesundheitliche Hilfsmittel wie Brille oder Hörgerät nicht leisten.

Armut in Deutschland bedeutet, dass Menschen unverhofft in Not geraten und bei allem Bemühen kein Weg herausführt. Jeder Tag ist eine existenzielle psychische Belastung. Viele macht das krank, einsam, hoffnungslos. Arme können nicht an Orte, die für andere selbstverständliche Treffpunkte sind, wie zum Beispiel Cafés, Schwimmbäder, Kinos. Sie drehen jede Brotscheibe zweimal um, während andere nach der besten Brotsorte suchen. Sie werden satt, auch durch Tafeln und Suppenküchen. Aber ihr Hunger nach Leben, danach, mittendrin zu sein und das Leben selbst in die Hand zu nehmen, wird nicht gestillt. Richard Wilkinson hat die Belastung von Armen überall auf der Welt untersucht, in Indien, Norwegen, Uganda ... Er stellte fest: Egal welche Form und welche Gründe die Armut hat, als größte Belastung empfinden die Menschen ihre Scham und die Schuldgefühle, nicht für sich und für ihre Familie sorgen zu können.⁹ So ist das auch bei uns in Deutschland. Drei Millionen arme Kinder werden von klein auf wegen alter Kleidung, schlechtem Schulmaterial oder fehlender Technik ausgegrenzt. Sie können am Schulesen nicht teilnehmen, weil den Eltern der eine Euro fehlt. Ihre Eltern schämen sich, dass sie ihnen all das nicht geben können, dass sie um Lebensmittel bei der Tafel anstehen müssen. Wie sollen diese Kinder selbstbewusste, aktive Erwachsene werden? Arme müssen sich täglich rechtfertigen, warum sie arm sind. Aber gerade die Hilfen, die Auswege eröffnen, sind unterfinanziert, mit weiter sinkender Tendenz bei steigenden Armutszahlen. Die umfassende Kontrolle der Armen durch die Jobcenter bringt nichts. Fast die Hälfte der Hartz-IV-Beziehenden bleibt mehr als vier Jahre im Leistungsbezug. Bei fehlender Kooperation werden sie auf Null sanktioniert, erhalten keine Leistungen mehr – kein Essen, keine Kleidung, keine Wohnung. Das ist Unrecht.

Michael Windfuhr hat gerade vorgetragen: Soziale Unterstützung ist keine Gnade. Sie ist Menschenrecht, in internationalen Vereinbarungen festgeschrieben. Wir Christinnen und Christen dürfen die Diskriminierung und Abwertung von Armen nicht hinnehmen. Die Bibel schützt die Ärmsten, wie die Witwen und Waisen. Jesus stellt sich auf die Seite der Armen. Heute haben wir Alleinerziehende, Langzeitarbeitslose, prekär Beschäftigte, kinderreiche Familien, Flaschensammlerinnen, Wohnungslose und Flüchtlinge. Wir müssen unsere soziale Verpflichtung ernst nehmen. Nicht die Armen müssen sich beweisen. Die Gesellschaft muss beweisen, dass sie zu würdiger Hilfe fähig ist.

⁹ Der englische Gesundheitswissenschaftler Richard Wilkinson hat dies in seinem Vortrag auf dem Kongress Armut und Gesundheit am 16.03.2017 in Berlin ausgeführt.

Podienreihe **Polen und Deutschland**

Kirchen und Politik

Die Dosis macht das Gift

Vortrag¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Landtag Brandenburg, Plenarsaal, Potsdam

P. Maciej Biskup OP, Prior des Dominikanerordens, Stettin/Polen

Was erwarten die Kirchen von der Politik – insbesondere in Polen?

Die Vielfalt der Erwartungen

Die katholische Kirche Polens stellt eine differenzierte Gemeinschaft dar und erfährt tiefe Brüche, so wie die gesamte polnische Gesellschaft. Diese Brüche ergeben sich, vereinfacht gesagt, aus einer bestimmten Vision der Kirche, ihrem Platz in der Gesellschaft und dem Verhältnis zum politischen Leben. Man kann sagen, dass diese Brüche zum großen Teil von der unterschiedlichen Wahrnehmung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils abhängen, insbesondere vom Dokument *Gaudium et spes* (Deutsch: Freude und Hoffnung), in dem von der Rolle und dem Platz der Kirche in der heutigen Welt die Rede ist. Deshalb müssen die Erwartungen einzelner Personen oder Gruppen in der Kirche gegenüber der Politik vor dem Hintergrund dieser Vision von einer Kirche heute betrachtet werden. Traditionalistische Kreise, die dem Sender *Radio Maryja* nahe sind und in einem Atem die Worte Kirche und Polen aussprechen, gehen davon aus, dass die Politik den Erwartungen der institutionellen Kirche entgegenzukommen habe. Diese Kreise sind oft gegen die Trennung von Kirche und Staat, und bei der Herausbildung ihres eigenen christlichen Selbstverständnisses setzen sie oft zwischen diesem Selbstverständnis und der Liebe zum eigenen Volk ein Gleichheitszeichen.

Sehr verkürzt ausgedrückt würde ich dies als einen Versuch, die Kirche zu polonisieren, bezeichnen, dabei sollte sie von ihrem Wesen her eine universelle Kirche sein. Natürlich steckt nichts Böses im spezifischen Charakter lokaler Kirchen und ihrem Verbundensein mit nationalen Traditionen, nationaler Geschichte und Kultur. Es gibt auch viele offene Kreise, die sich der Wochenzeitung *Tygodnik Powszechny* (Deutsch: Allgemeine Wochenzeitung), der Quartalszeitschrift *Więź* (Deutsch: Bindungen), der Monatszeitschrift *Znak* (Deutsch: Zeichen), aber auch Dominikanern und Jesuiten verbunden

¹ Übersetzung aus dem Polnischen.

fühlen. Ganz bewusst beziehen sie sich auf die Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils, auf die Trennung von Staat und Kirche und sind gern im öffentlichen Raum aktiv.

Wenn der Glaube Evangelisierung des Menschen als integraler Person bedeutet, so muss der Evangelisierung auch die Verbundenheit zur Vaterlands-
liebe ausgesetzt werden, die im Erleben der Geschichte, der Kultur und des gesellschaftlichen Lebens zum Ausdruck kommt. Der Patriotismus und das daraus resultierende bürgerliche und politische Engagement bedürfen der Christianisierung. Der von den Christen ausgehende Wandel der Welt soll jedoch über den Glauben, die Hoffnung und die Liebe erfolgen und nicht über die Christianisierung von gesellschaftspolitischen Institutionen.

Im Punkt 42 des Konzil-Dokuments *Gaudium et spes* lernen wir Folgendes: Die ihr eigene Sendung, die Christus der Kirche übertragen hat, bezieht sich zwar nicht auf den politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bereich, denn das Ziel, das Christus ihr gesetzt hat, gehört ja der religiösen Ordnung an. Doch fließen aus eben dieser religiösen Sendung Auftrag, Licht und Kraft, um der menschlichen Gemeinschaft zu Aufbau und Festigung nach göttlichem Gesetz behilflich zu sein.

Die Kraft, die die Kirche der menschlichen Gesellschaft von heute mitzuteilen vermag, ist jener Glaube und jene Liebe, die sich in Tat und Wahrheit des Lebens auswirken, nicht aber irgendeine äußere, mit rein menschlichen Mitteln ausgeübte Herrschaft. Da die Kirche weiterhin kraft ihrer Sendung und Natur an keine besondere Form menschlicher Kultur und an kein besonderes politisches, wirtschaftliches oder gesellschaftliches System gebunden ist, kann sie kraft dieser ihrer Universalität ein enges Band zwischen den verschiedenen menschlichen Gemeinschaften und Nationen bilden. Nur müssen diese ihr Vertrauen schenken und ihr wahre Freiheit zur Erfüllung ihrer Sendung zuerkennen.

Und unter Punkt 76 lesen wir, dass sie ihre Hoffnung nicht auf Privilegien, die ihr von der staatlichen Autorität angeboten werden, setzt. Sie wird sogar auf die Ausübung von legitim erworbenen Rechten verzichten, wenn feststeht, dass durch deren Inanspruchnahme die Lauterkeit ihres Zeugnisses infrage gestellt ist oder wenn veränderte Lebensverhältnisse eine andere Regelung fordern. Immer und überall aber nimmt sie das Recht in Anspruch, in wahrer Freiheit den Glauben zu verkünden, ihre Soziallehre kundzumachen, ihren Auftrag unter den Menschen ungehindert zu erfüllen und auch politische Angelegenheiten einer sittlichen Beurteilung zu unterstellen, wenn die Grundrechte der menschlichen Person oder das Heil der Seelen es verlangen. Sie wendet dabei aber auch nur jene Mittel an, welche dem Evangelium und dem Wohl aller je nach den verschiedenen Zeiten und Verhältnissen entsprechen.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind 50 Jahre vergangen. Doch diese Aussagen decken sich meiner Ansicht nach mit den Aussagen, die 30 Jahre davor, die Gefahren für die Christenheit in Deutschland vor Augen

habend, der große Jünger des Evangeliums und Sohn der evangelischen Kirche, der Pastor und Märtyrer Dietrich Bonhoeffer formulierte. Ich möchte betonen, dass ich mir meine Gedankenläufe über die Christenheit und ihren Platz im gesellschaftspolitischen Leben nicht ohne den Einfluss dieses großen Deutschen vorstellen kann. Bonhoeffers Gedanken inspirieren mich jetzt sogar noch mehr, da ich seit vier Jahren in einer Stadt lebe, in deren Bezirk Zdroje (früher: Finkenwalde) Bonhoeffer ab 1935 ein Priesterseminar der Bekennenden Kirche leitete, das die Gestapo 1937 auflöste.

Und wie sieht es 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil aus? 80 Jahre nach der Lehre dieses Pastors und Märtyrers? Die Postulate sind weiterhin aktuell und sollen in der gesamten Christenheit Anwendung finden, insbesondere in der polnischen Kirche. Bei uns wird die Lehre des Konzils noch immer kaum wahrgenommen, wenn es um das gesellschaftliche Engagement der Katholiken geht. Viele Katholiken fühlen sich von der Vision des Messianismus angezogen. Nicht nur am Rande stehende Teile der Gesellschaft fordern eine öffentliche und staatliche Krönung von Christus zum König Polens. Um jeglichem Schisma vorzubeugen, unternahm das polnische Episkopat Versuche, diese Tendenzen theologisch und geistig zu ordnen, indem es dazu einlud, die Herrschaft Jesu persönlich anzuerkennen und keine Krönung zu fordern, doch ungeachtet dessen verlangen nicht wenige Katholiken, dass es zu einer politischen Inthronisation von Jesus kommt. Auf das falsche messianische Projekt weist Papst Benedikt XVI. in seinem Buch *Jesus von Nazareth* hin, einem in Polen viel gelesenen Buch. Benedikt bezieht sich auf die Versuchung, der Jesus in der Wüste ausgesetzt war, wenn er schreibt, dass der wahre Gehalt der Versuchung sichtbar wird, wenn wir sehen, wie sie durch die Geschichte hindurch immer neue Gestalt annimmt. Das christliche Kaisertum versuchte, den Glauben zum politischen Faktor der Reichseinheit zu machen. Das Reich Christi soll nun doch die Gestalt eines politischen Reichs und seines Glanzes erhalten. Der Ohnmacht des Glaubens, der irdischen Ohnmacht Jesu Christi soll durch politische und militärische Macht aufgeholfen werden. In allen Jahrhunderten ist in vielfältigen Formen diese Versuchung immer neu aufgestanden, den Glauben durch Macht sicherzustellen. Immer wieder drohte er gerade in den Umarmungen der Macht erstickt zu werden.

Der Kampf um die Freiheit der Kirche, der Kampf darum, dass Jesu Reich mit keinem politischen Gebilde identisch sein kann, muss durch alle Jahrhunderte hindurch geführt werden. Denn der Preis für die Verschmelzung von Glaube und politischer Macht besteht zuletzt immer darin, dass der Glaube in den Dienst der Macht tritt und sich ihren Maßstäben beugen muss.²

Joseph Ratzinger weist darauf hin, dass die Gläubigen, genau wie Apostel

² Vgl. Deutsche Ausgabe: Papst Benedikt XVI.: *Jesus von Nazareth*. Erster Teil, Freiburg 2007.

Petrus, durch die Gnade das richtige Glaubensbekenntnis haben. So zeigt sich doch, dass die Versuchung, das Königreich Jesu auf die irdische Gegenwart zu übertragen, weiterhin groß ist. In Polen wird intensiv versucht, allen Bürgern ein Rechtssystem aufzuzwingen, das einer religiösen Ordnung der Gebote gleichkommt.

Diese Versuchung kann ganz subtil entstehen, so wie der feine Unterschied zwischen Jesus von Nazareth, dem Sohn des Vaters (*Bar-Abbas*), und Barabbas, den Origenes, sich auf einige Handschriften des Evangeliums bis zum dritten Jahrhundert nach Christus berufend, »Jesus Barabbas« (also Jesus, Sohn des Vaters) nannte.

Der Papst fasst in seinem Buch zusammen, dass die Wahl besteht zwischen einem Messias, der den Kampf anführt, der Freiheit und das eigene Reich verspricht, und diesem geheimnisvollen Jesus, der das Sich-Verlieren als Weg zum Leben verkündet. Ist es ein Wunder, dass die Massen Barabbas den Vorzug gaben?

Konkrete Erwartungen der polnischen Kirche gegenüber der gesellschaftspolitischen Wirklichkeit

Politisches Engagement der Kirche und die Einbeziehung der Kirche in den Wahlkampf

Vor den polnischen Parlamentswahlen im Herbst 2015 wandte sich Erzbischof Stanisław Gądecki, der Vorsitzende des polnischen Episkopats, in einem Schreiben an die politischen Parteien und wies darauf hin, dass die Kirche mit den Kreisen solidarisch sein könne, die sich kreativ für ein kultiviertes Leben, für Familienrechte und christliche Kulturwerte engagieren. Nichtsdestotrotz äußerte er klar seine Befürchtungen, dass, wenn die Kirche im Wahlkampf vereinnahmt werde, suggeriert werde, dass sie hinter der einen oder anderen politischen Option stehe. In dem Schreiben lesen wir, dass es schwer ist, eine politische Position zu finden, die mit dem christlichen Glauben in vollem Einklang wäre. Die Behauptung, dass eine bestimmte Partei den Forderungen des christlichen Glaubens voll und ganz entspricht, führt zu Missverständnissen. Ein Christ kann keine Partei finden, die vollkommen den ethischen Anforderungen genügt, die sich aus dem Glauben und der Zugehörigkeit zur Kirche entwickeln. Seine Bindung an eine bestimmte politische Gruppierung sollte nie ideologisch, sondern stets kritisch sein, damit jede Partei bestrebt ist, solche Maßnahmen zu ergreifen, die immer mehr zur Gestaltung des Gemeinwohls, einschließlich der geistigen Ziele des Menschen, beitragen.

Die christliche Vision vom Patriotismus

Da in der polnischen Gesellschaft immer häufiger nationalistische und rassistische Tendenzen zu beobachten sind, die sich vor allem gegen ukrainische Migranten und Flüchtlinge aus dem Nahen Osten richten, die es in Polen gar nicht gibt, legte das Episkopat das Werk *Die Christliche Gestalt des Patriotismus*³ vor. Seit einigen Jahren werden die Kreise des sogenannten nationalradikalen Lagers ONR immer stärker, dabei waren sie vor dem Krieg verboten. In dem erwähnten Dokument wird richtig eingeschätzt, dass »in den letzten Jahren eine Belebung patriotischer Haltungen und nationalen Bewusstseins in Polen zu beobachten ist«. Dennoch wird ganz klar auf die Gefahr hingewiesen, die aus den nationalistischen Haltungen fließe und in denen das Gegenteil von einem echten Patriotismus gesehen werde. Das Dokument erinnert an die Worte von Johannes Paul II., die er vor der UNO im Jahr 1995 aussprach: »Es muss auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem wahnsinnigen Nationalismus, der von Verachtung gegenüber anderen Völkern und Kulturen spricht, und dem Patriotismus, der eine würdige Liebe zum eigenem Vaterland ist, hingewiesen werden. Ein wahrer Patriot bemüht sich nie um das Wohl der eigenen Nation auf Kosten anderer. Denn dies würde letztendlich dem eigenen Land schaden [...]. Der Nationalismus ist die Antithese zum wahren Patriotismus, und deshalb können wir nicht zulassen, dass der extreme Nationalismus neue Formen totalitärer Abartigkeit gebiert. Natürlich bleibt diese Aufgabe auch dann aktuell, wenn dem Nationalismus ein religiöser Grundsatz zugrunde liegt, wie es leider bei bestimmten Formen des sogenannten Fundamentalismus der Fall ist.«⁴

Das Dokument erinnert an die polnische Tradition der religiösen Toleranz und des Vielvölkerstaats Polen in der Zeit der Jagiellonen: »Wir wollen somit daran erinnern, dass Polen in der Zeit der historischen Größe seine Traditionen und seine Identität bewahrte und zum gemeinsamen Haus für Menschen unterschiedlicher Sprachen, Kulturen, Überzeugungen und sogar Religionen wurde. [...] Auf polnischem Boden lebten sie Tür an Tür, kümmerten sich um das tägliche Brot, beteten, entwickelten eigene Bräuche und Kultur – Katholiken, Orthodoxe, Protestanten, Juden oder Moslems. Neben den Polen zeigten sich auch Juden, Ukrainer, Russen, Litauer, Deutsche, Armenier, Tschechen, Tataren und Vertreter anderer Nationalitäten als loyale Bürger der Republik beider Nationen. Wir sollten uns auch daran erinnern, dass in den Zeiten, als in Europa Kriege und religiöse Verfolgungen wüteten, die Republik stets eine Herberge der Gastfreundlichkeit und Toleranz war.«

Das Dokument verweist auch auf die Geschichtspolitik, von der heute in Polen viel gesprochen wird. In der Sprache der regierenden Partei heißt das,

³ <http://episkopat.pl/chrzescijanski-ksztalt-patriotyzmu-dokument-konferencji-episkopatu-polski-przygotowany-przez-rade-ds-spolecznych> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁴ Freie Übersetzung, da keine Übersetzung ins Deutsche bekannt ist (Anm. d. Hrsg.).

»sich von den Knien erheben« und dunkle Kapitel unserer Geschichte hervorholen. Zu den dunklen Kapiteln gehört die Aktion Weichsel nach dem Zweiten Weltkrieg, als man die ukrainischen Verbrechen an den in den Ostgebieten, heutige Westukraine, lebenden Polen vergelten wollte und, von einer Kollektivschuld ausgehend, einen Teil der ukrainischen Bevölkerung in die Ukraine deportierte und den verbliebenen Teil in die Westgebiete (ehemals deutsche Gebiete) umsiedelte. Kennzeichnend ist, dass die polnische Regierung heute, anlässlich des 70. Jahrestages dieser Ereignisse, ihre Teilnahme an dem Gedenken dieses schmerzhaften Kapitels ablehnte. Die Regierenden vergeuden heute auch das Gute, das in den letzten Jahrzehnten zugunsten der deutsch-polnischen Versöhnung aufgebaut wurde und was mit dem berühmten Brief der polnischen Bischöfe an die deutschen Bischöfe im Jahr 1965 begann und nach 1989 durch die Regierung von Tadeusz Mazowiecki fortgesetzt wurde. Der erste demokratische Ministerpräsident trug zu dem historischen Treffen in Kreisau (Krzyżowa) bei. Am 2. November 1989 fand an dem Ort, wo sich die deutsche antifaschistische Gruppe »Kreisauer Kreis« traf, ein Treffen zwischen dem polnischen Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki und dem deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl statt, und aus diesem Anlass wurde die »Versöhnungsmesse« abgehalten.

In dem erwähnten Dokument wird klar hervorgehoben, dass die christliche Vision der Erinnerung untrennbar mit der Versöhnung verbunden ist: Ihres Heroismus und Märtyrertums gedenkend, müssen wir uns vollkommen bewusst machen, dass das Christentum uns auffordert, als Nation mutig den Weg der Vergebung und Versöhnung zu beschreiten. Dass wir, die Erinnerung an unsere Opfer und Qualen kultivierend, versuchen sollen, sie von dem lähmenden Schmerz, dem Unrechtsgefühl und manchmal auch der Feindseligkeit zu befreien. Wir wollen in diesem Zusammenhang an die Worte erinnern, die Papst Franziskus an die Polen richtete: »Ich schaue auf eure jüngste Geschichte und danke Gott, dass ihr es geschafft habt, dass das Gute in Erinnerung bleibt. Zum Beispiel, indem ihr den 50. Jahrestag der gegenseitig dargebrachten und angenommenen Vergebung zwischen dem deutschen und dem polnischen Episkopat nach dem Zweiten Weltkrieg begeht.«⁵ Durch diese Initiative, in die zunächst die Kirchengemeinschaften involviert waren, wurde ein irreversibler gesellschaftlicher, politischer, kultureller und religiöser Prozess eingeläutet, der die Geschichte der Beziehungen zwischen beiden Völkern veränderte.

Flüchtlinge

Aufgrund der Migrationskrise in Europa und der Flüchtlingswelle rief Papst Franziskus alle regionalen Kirchen in Europa, Pfarrgemeinden und Ordens-

⁵ <http://papiez.wiara.pl/doc/3332897.Dziekuje-Bogu-ze-potrafiliscie-sprawic-by-prze-wazyla-dobra> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

gemeinschaften auf, Flüchtlingsfamilien aufzunehmen. Der Vorsitzende des polnischen Episkopats und Posener Metropolit Stanisław Gądecki reagierte sofort auf den Aufruf des Papstes. Mit ähnlichem Appell wandte er sich an die polnischen Pfarrgemeinden. Und der Provinzial der polnischen Dominikaner verpflichtete uns alle, dass wir in unseren Konventen darüber diskutieren, ob und welche Möglichkeiten es gibt, sich in der Flüchtlingskrise zu engagieren. Die polnischen Dominikaner organisierten zum Beispiel die Aktion »Wir haben Angehörige im Irak«, indem sie sich um finanzielle Hilfe für Flüchtlingslager im irakischen Norden und um Englischunterricht in den Lagern kümmerten. Unser Stettiner Kloster zeigte sich einstimmig offen für die Aufnahme von Flüchtlingen in unserer Pfarrgemeinde und für finanzielle Hilfe.

Ihnen ist natürlich bekannt, dass die polnische Regierung die Aufnahme von Flüchtlingen aus ideologischen Gründen kategorisch ablehnt. Obwohl die Regierung ihre katholische Verbundenheit stark nach außen trägt, ignoriert sie zynisch alle Appelle von Papst Franziskus und den Vertretern der polnischen Kirche.

Im Juni 2016 gab *Caritas Polska* folgende Erklärung ab: »*Caritas Polska* hat die aktuelle Lage analysiert und empfiehlt folgende Lösung: Über ein System humanitärer Korridore sollten besonders bedürftige Flüchtlinge nach Polen gebracht werden und die im Nahen Osten verbliebenen Flüchtlingsfamilien sollten durch polnische Gemeinschaften und Familien unterstützt werden. In Italien wird mit Erfolg Hilfe über entstandene humanitäre Korridore geleistet. Dank des Engagements der Gemeinschaft in San Egidio sowie mit Hilfe ökumenischer Partner und der italienischen Regierung konnten inzwischen 200 besonders bedürftige Flüchtlinge aus syrischen Flüchtlingslagern im Libanon nach Italien gebracht werden. *Caritas Polska* hat dieses Modell vorläufig geprüft und erklärt sich bereit, sich an der Anpassung dieses Modells an die polnischen Bedingungen zu beteiligen. Die Errichtung von humanitären Korridoren muss mit der Regierungsverwaltung koordiniert werden. *Caritas Polska schlägt* außerdem vor, dass Personen, Familien und Gemeinschaften in Polen sich verpflichten, Flüchtlinge und Flüchtlingsfamilien im Nahen Osten zu unterstützen. Seit Jahren engagiert sich *Caritas Polska* im Nahen Osten und hat Partner vor Ort, die die Situation und die Bedürfnisse der Flüchtlinge sehr gut kennen.«⁶

Die polnische Kirche ist somit bereit, humanitäre Korridore zu öffnen, aber die Regierung blockiert. Deshalb hilft *Caritas Polska* im Rahmen der Aktion »Familien für Familien« zurzeit etwa 2.500 Familien in Aleppo und in libanesischen Lagern. Unsere Pfarrgemeinde und unser Kloster waren die ersten in Polen, die nun seit Herbst 2016 zwei Familien und einen einsamen

⁶ <http://episkopat.pl/komunikat-caritas-polska-ws-perspektyw-pomocy-uchodzcom-syryjskim-na-teren-i-pozza-terenem-polski/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Witwer in Aleppo finanziell unterstützen. Außerdem organisieren wir zusammen mit verschiedenen Stettiner Kreisen, denen das Schicksal Syriens und der Flüchtlinge am Herzen liegt, Hilfe für Flüchtlingslager auf deutscher Seite, wir organisieren auch Diskussions- und Bildungsrounds zum Flüchtlingsthema.

Doch die ideologische Propaganda der Regierung tut das ihre. Alle Flüchtlinge werden als Gefahrenquelle dargestellt, der Islam sei etwas Schreckliches, schließlich könne er verschiedene Gesichter haben. Bischof Krzysztof Zadarko, der sich seitens des Episkopats offen mit der Flüchtlingsfrage beschäftigt, sagte einmal in einem Interview, dass »wir in nächster Zukunft keinen Staat aufbauen, in dem es nur eine ethnische Gruppe, nur eine Zivilisation und nur eine Religion geben wird. Denn Religion lässt sich nicht politisch, staatlich anordnen. Es ist unmöglich, andere Religion vom betreffenden Staat fernzuhalten. Das ist Utopie, das ist unrealistisch.«⁷ Trotz der Appelle vieler Kirchenvertreter stieg die Zahl der Menschen in Polen auf etwa 70 Prozent an, die einer Flüchtlingsaufnahme nicht zugeneigt sind.

Auch Oppositionspolitiker, die diese Umfragen verfolgen, beginnen, ihre Meinung in dieser Sache zu ändern. Es gibt keinen klaren Hirtenbrief des Episkopats, der von den Kanzeln in den polnischen Kirchen vorgelesen werden würde. Letzten Montag, also am 22. Mai 2017, wandte sich Bogusław Chrabota, Chefredakteur der meinungsbildenden Tageszeitung *Rzeczpospolita*, mit folgendem Appell an die Leser: »Bei diesem Propagandafluss, der Flüchtlinge mit illegaler Migration vermischt, fällt einem nichts mehr ein, als sich sämtlicher Illusionen zu entledigen. Soll doch die Regierung machen, was sie will, die Geschichte wird es ihr nicht vergessen. Aber es gibt noch die Kirche, den mystischen Leib Christi (wie ich es im Religionsunterricht lernte), die, als Jesus noch auf der Erde weilte, uns lehrte: ›Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan‹ (Mt 25). Hat denn die polnische Kirche das vergessen? [...] Wie Millionen Polen, so war auch ich am Sonntag in der Messe. Ich habe keinen Hirtenbrief zum Thema Korridor gehört. Ich habe keine solidarische Stimme seitens der Bischöfe gehört. Schade, denn sie können ziemlich stark mit der Faust auf den Tisch hauen, wie zum Beispiel im Falle von In-Vitro-Fertilisation. Auch in anderen Fragen können sie resolut auftreten. Warum nicht in dieser? Haben sie vielleicht nicht verstanden, dass der moralische Titel sich irgendwann erschöpfen könnte?«⁸

⁷ <http://www.tokfm.pl/Tokfm/7,103454,21251788,mocne-slowa-biskupa-nie-zbuduje-my-panstwa-w-ktorym-bedzie.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁸ <http://www.rp.pl/Komentarze/170529890-Boguslaw-Chrabota-Cokolwiek-uczyniliscie-jednemu-z-tych-braci-moich-najmniejszych.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Zentrum Regenbogen

Religionsfreiheit oder Hassrede?

Herausforderungen für LSBTTIQ*¹ weltweit

Vorträge und Gespräch² am Freitag, 26. Mai 2017, Kosmos, Saal 1

Prof. Dr. Dr. h. c. Heiner Bielefeldt, ehemaliger Sonderberichterstatter für
Religionsfreiheit der Vereinten Nationen, Erlangen

Kasha Jacqueline Nabagesera, Gründerin von Freedom and Roam, Gewinnerin
des Right Livelihood Award 2015, Kampala/Uganda

Moderation:

Dr. Kerstin Söderblom, Studienleiterin im Evangelischen Studienwerk Villigst,
Schwerte

Impuls Kasha Jacqueline Nabagesera

It's great to be here in Berlin with wonderful people, especially Christians or religious people, without hearing any hateful word for all the days I have been here. I haven't spoken for five minutes in Uganda around religious leaders without hearing things like: abomination and Western influence, or that I am gay because I am being paid or that I am a sinner. So really thank you for giving me this opportunity. And now, where do I come from, where do I start?

I come from Uganda, one of the most beautiful countries in the whole world, if I may say. Unfortunately, my country does not love me the way I love it. Especially the people I grew up listening to. Every Sunday I used to dress up excited to go to Sunday school. Because this is where I used to sing, I used to get food for the soul instead of food from the plate. But as I grew up the Word of the Lord started to change. I said, maybe it's just bad luck. How come that every time I go to church they are preaching hate towards my community, hate towards me? Then I stopped going to church. And I thought this was only me. Only when I talked to other friends of mine I realized that most of us are actually dropping out of the mosques, dropping out of the churches. And people aren't any longer going to church, because every time

¹ LSBTTIQ*: Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transsexuell, Transgender, Intersexuell, Queer (Anm. d. Hrsg.).

² Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

people get an opportunity to stand in the pulpit, instead of preaching the Word of God, love, care, cherishing, they were just preaching the opposite. So we decided to just stay out of church. But we realized that this is not how we were brought up. We were brought up feeding on the Word of God. What could we do as a community?

We decided to map out who the religious leaders are that actually can support us, stand up and not be afraid of the government. And we managed to identify one very beautiful soul, a bishop who, for now, has been excommunicated from the Church of Uganda, for simply standing up and saying that these are God's children, these are our sisters, these are our brothers, these are our children, we should not send them away from the house of God. Unfortunately, he has paid a big price for that, but he has not given up. So every Sunday, because he has been stopped from actually preaching or carrying out any ceremonies, he calls my community and says come let's celebrate together. You don't have to be Anglican, Protestant, Muslim; he brings the whole community together. This is one way that we have managed to come together, to reconcile our sexuality and our faith.

Last year during Easter time, there was a very big protest a hundred metres away from my friend's grave, my late friend David Kato who was murdered in 2011. This protest was led by religious leaders, calling on all people to protest at the graveside because many people had been visiting the grave and they said that the murder allowed people to come and visit David's graveside, the murder made him matter. These were religious leaders during Easter time where they were supposed to be preaching love, caring, but then here they were preaching hate, telling the villagers to protest at the graveside. So for me that was too much to watch. When we talk about hate speech, we have had so many pastors in our country who have been showing pornography in churches but the government is quiet about it, and even gives them posts in government. But when some of us write something on Facebook, people spent months in jail. My friend has just come out of jail because apparently she insulted the president, thirty-three days in a maximum prison. But these pastors are standing in churches calling for hate. A leader of the Muslim community actually called upon everyone in the country to identify LGBT³ people so that they could put us on an island on Lake Victoria and leave us for dead. And no one told him that he is inciting violence. That is impunity. But when some of us stand up to speak we are promoting something that is an »abomination«, something outside our culture, leading away from our beliefs. But which beliefs are these?

These are not our traditional beliefs. Christianity was never our religion. So are we running away from our religion or are they actually sending us away from what is exactly our religion? Christianity came to Uganda in

³ LGBT: Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender (editor's note).

1877, but before Christianity came, we had very respected LGBT leaders in our communities, kings from all over Africa, and they were never castigated. But as soon as we got our special guests from England, who came with all these charismatic lovely books called the Bible, then they started telling people to get away from their traditional beliefs and to start believing the Bible. But when teaching this Bible, they really selectively taught about the issues of Gomorra and Sodom, Adam and Eve and they indoctrinated the people they found on the continent. Now people are preaching this because they built schools, they built hospitals, they built churches and so people thought that these new friends of ours were the best thing that had ever happened. They shed all our traditional beliefs and now they are Christian but they are using this Christianity to again castigate their own.

So the question is, where does religious freedom end and where does hate speech start? I am also struggling with this, because we are all saying that we want to be able to practice our religion, but we have to force our beliefs on others who don't believe what we believe in. We have seen what American evangelicals have been doing around the world but it's because all of us are talking about American evangelicals. What about the invisible power? Do you know that the Canadians are actually stronger in preaching hate on the African continent than Americans? But because Americans like to show off, the whole world just knows about Americans. But we have had anti-gay Canadians in Uganda for the last thirty years and these are people who are inviting the American evangelicals. We actually have Austrians in Uganda that silently plant all these seeds in our communities, but no one is talking about them. So, I am really excited to be here because we are going to discuss this issue.

Impuls Heiner Bielefeldt

Was ist die Religionsfreiheit? Meine Antwort ist ganz einfach: Die Religionsfreiheit ist ein Menschenrecht, also ein Recht der Menschen. Streng genommen könnte man sagen, die Religionsfreiheit ist ein Recht, das sich gar nicht mit der Religion direkt beschäftigt, sondern immer mit Menschen, die sich ihrerseits auf Religion beziehen. Aber es gibt kein Menschenrecht, wenn es nicht ein universales Menschenrecht ist und deshalb muss die Religionsfreiheit von vornherein auch Raum geben für die Interessen und die Praxis von LSBTTIQ-Menschen, sonst wäre es gar kein Menschenrecht.

Ich habe in der Wahrnehmung meines UN-Mandats, wann immer eine Visitationsreise anstand, auch auf solche Dinge geachtet. Wir haben beispielsweise in Bangladesch eine Schwulenorganisation besucht und das ist natürlich nicht so einfach, wie man sich das vielleicht vorstellen mag. Wo haben die ihr Hauptquartier? Die haben ihr Hauptquartier natürlich im Internet, weil es, auch in einem Land wie Bangladesch, lebensgefährlich sein kann, sich im physischen Raum zu treffen, weil homosexuelle Aktivitäten unter Strafe ge-

stellt sind. Mehrjährige Gefängnisstrafen drohen und vielleicht geht die größere Gefahr von der Lynchjustiz aus. Immer wieder kann Gewalt aufflammen, von daher kann es lebensgefährlich sein, wenn sich solche Gruppen tatsächlich treffen. Dementsprechend war auch unsere Begegnung unter einigermaßen konspirativen Bedingungen zustande gekommen. Wir hörten das Gleiche, was auch Kasha Nabagesera gerade erzählt hat. Nicht nur in Uganda, auch in Bangladesch gibt es Hassprediger, in den Moscheen, in den Tempeln, in den Kirchen, die von Sodom und Gomorra erzählen – einer Geschichte, die man ja nicht nur in der Bibel findet, auch im Koran gibt es einige Hinweise darauf. Die Hassprediger geben unter Umständen sogar Ratschläge, gewisse Leute zu töten.

Das Verrückte war aber, dass trotz solcher Erfahrungen eine Umfrage im Umfeld dieser Schwulenorganisation ergeben hat, dass sich mehr als zwei Drittel als religiös betrachten, nicht nur als religiös interessiert, sondern als religiös praktizierend. Man könnte sich vorstellen, dass Menschen angesichts von Hasspredigten in Moscheen und Kirchen der Religion lieber den Rücken kehren möchten. Hier haben wir einen Widerspruch zwischen dem Selbstverständnis von Menschen und der Zuschreibung von außen. Denn für einen ganz großen Teil der Menschen in Bangladesch kann Frömmigkeit, religiöses Interesse und homosexuelle Orientierung niemals zusammengehen, das ist undenkbar. Ein Schwuler ist nach der Wahrnehmung vieler dort jemand, der praktizierte Gottlosigkeit demonstriert, denn sein Lebensstil richtet sich gegen bestimmte traditionelle Vorstellungen darüber, wie die Geschlechter miteinander umgehen sollten. Ein frommer Schwuler oder eine fromme Lesbe wäre ein hölzernes Eisen, ein Widerspruch, wie er schärfer gar nicht sein kann. Aber das Selbstverständnis der LSBTTIQ-Menschen ist ein ganz anderes. Das sind in der Tat enorme Differenzen.

Ich habe das in meinem Bangladesch-Bericht für die UNO thematisiert und damit Überraschungen ausgelöst – zum einen, dass es bei Schwulen in der Tat religiöse Praxis und religiöses Interesse gibt und zum anderen, dass ein Sonderberichterstatter für Religionsfreiheit so etwas thematisiert. Aber es ist genau meine Überzeugung, dass Religionsfreiheit kein Menschenrecht wäre, wenn sie nicht auch Raum für die religiöse Praxis von LSBTTIQ-Menschen schaffen würde. Diesen Raum zu schaffen heißt aber auch, Synergien zwischen unterschiedlichen Menschenrechtsansprüchen zu kreieren.

Das alles ist nicht nur im realen Leben kompliziert, sondern auch auf der Ebene der Konzepte, der Standards, der Normen erleben wir manche Verknotung. So entstand der Eindruck, Religionsfreiheit und LSBTTIQ-Rechte seien im Grunde auch innerhalb der Menschenrechte zwei verschiedene Sachfelder, beinahe schon verschiedene Welten; Welten, die sich nicht berühren. Das hat damit zu tun, dass die Religionsfreiheit auch stark für konservative Interessen in Anspruch genommen wird. Das ist eine Komplikation, die es auch in anderen Bereichen gibt. Das Menschenrecht der Versamm-

lungsfreiheit gilt ja auch nicht nur für menschenrechtsfreundliche Organisationen. Als Sonderberichterstatter für Religionsfreiheit hat man also auch auf die Rechte von nicht liberalen Gruppen zu achten, etwa den Zeugen Jehovas, die im Moment in Russland platt gemacht werden. Die haben vermutlich keine positive, offene Einstellung zu Fragen sexueller Orientierung und trotzdem verdient ihre Religionsgemeinschaft Schutz. Damit muss man umgehen können. Das ist, bis zu einem bestimmten Grad jedenfalls, rechtlich möglich, aber es hört da auf, wo aus Vorbehalten gegenüber Lesben, Schwulen und anderen Hassrede wird. Kein Menschenrecht, weder Meinungs- noch Religionsfreiheit ist ein Freibrief für Aufrufe zum Hass. Das ist eine aus dem inneren Sinnanspruch der Menschenrechte selbst resultierende Tatsache. Ein Sonderberichterstatter für Religionsfreiheit muss auch auf die Grenzen der Religionsfreiheit hinweisen.

Wenn der Menschenrechtsdiskurs selbst in Dichotomien von entweder – oder auseinanderdriftet – entweder trittst du für die Religionsfreiheit ein oder für LSBTTIQ-Rechte –, wäre das fatal. Für manche Menschen mag es in Ordnung sein, religiöses Gepäck zurückzulassen, weil sie keine Chance mehr sehen. Aber für viele ist es wichtig, unterschiedliche Aspekte ihrer Identität zusammenzuhalten, gemeinsam respektiert zu sehen und nicht vor die Wahl gestellt zu werden. Diese Antagonismen zerschneiden nicht nur menschliche Lebenswelten, sondern auch das kreative Potenzial von Menschen, mit ihren komplexen Identitäten umzugehen.

Die UNO veranstaltete deshalb im vergangenen Jahr eine dreitägige Konsultation zu der Frage, wie sich Religionsfreiheit als Menschenrecht und die Propagierung der Rechte sexueller Orientierung und Genderidentität zusammenführen ließen, nicht nur nebeneinander, sondern synergetisch. Es war die fantastischste Konferenz, die ich je erlebt habe. Mit dabei waren ein Abtrünniger aus dem Vatikan, bis zu seinem Coming out Mitglied der Glaubenskongregation, und eine katholische Transfrau aus Tonga mit dem schönen Aufkleber »*I am blessed too*«. Dabei waren die Mormonen aus Salt Lake City, der Führer der schwulen Muslime aus Bosnien und ein Imam aus Burundi; somit war auch das subsaharische Afrika vertreten. Die wundervollste Aussage kam von der stellvertretenden UN-Hochkommissarin für Menschenrechte Kate Gilmore, die als Moderatorin fungieren sollte: »I am supposed to serve as the moderator, but I can't moderate, because I don't have any moderate feelings on these issues, so I will actually immoderate the discussion. What an absurdity, if you play off the two arguably most existential dimensions of human life: faith and love. And you do that in the name of human rights. The most bizarre thing imaginable.«⁴ Das war Teil einer wirklich charismatischen Rede. Es gibt also sogar bei der UNO noch Hoffnung.

⁴ Die UN-Konferenz ist auf der Website des UN-Hochkommissars dokumentiert: www.OHCHR.org.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Kerstin Söderblom: Wenn die Gemengelage so kompliziert ist, kann man ja verzweifeln. Was aber sind mögliche Strategien? Was ist zu tun, um sich erstens zu schützen und zweitens die Dinge zu verändern? In besagten Ländern wie Uganda und Bangladesch, aber auch hier vor Ort?

Nabagesera: You have to start from somewhere. Small steps will eventually take you somewhere. So right now what we are doing, not only in Uganda but on the African continent, is first of all to network with each other. What Uganda is doing can be helpful for Namibia or for Zimbabwe or for Dhaka. Sharing strategies: because even if we are on different levels of activism on the continent, there are some situations that bring all of us together. So we have built networks like the Coalition of the African Lesbians, then the MSM groups for gay men and bisexual men and then the transgender and youth groups. So that before we broaden our scope we get the small groups to come together. The lesbians for example meet every two years to share what is happening in society for lesbian and bisexual, women, men, transgender people.

Then from there we meet as a continent to strategize. For you saw when tougher laws were introduced in Nigeria in 2006, it started spreading around the whole continent, also in Uganda. We network as a continent, even before we go to the West to seek any support. We have to first know what is working in Uganda. Can it work in South Africa? Can it work in Kenya? Can it work in other places?

Then we start mapping out: Who are the people on the continent that we can use, people who have power, people who have a voice, like former Archbishop Desmond Tutu. We go to the former President of Botswana, who has come out and regretted not doing much during his presidency. They can help us to make contact with people in their diplomatic circles, in their high-profile offices.

We are not only working in isolation, but with other social justice movements, the feminist movement, the human rights movement, because there are some spaces I cannot reach as Kasha, but if I use my contacts through other social justice movements, I can. For example, when there is a national-day-party at an embassy, I ask the diplomats to invite the Minister of Health to the event, because we would like to meet him and his office makes no appointment. This is where we meet leaders because there is no way they are going to refuse to talk to us when they are in these spaces.

So we are using every kind of strategy or avenue to make sure that we do not shy away from our oppressors; that is the most important thing. When we see that in this church they are always preaching against homosexuality, we make sure that we send people who are not openly gay into these churches.

So they can keep telling us what is happening, because we are now trying to get research: why is this church always preaching hate, who are their funders? We are mapping out which churches are constantly doing so. We are also making sure that we get very high-profile people within our countries to speak out. They manage to help us map out other people who are still scared to come out openly. At least they are doing underground what we shall call quiet diplomacy, trying to network with others in their congregation to see how they can support us. We do not need public strategies all the time. Sometimes we also need quiet strategies. So that people are not pushed away and we don't get backlashes.

But we are also making sure that people in the community do not shy away from the hate in the church. Just constantly continue to go to church if we really want to, because at the end of the day we are predominantly a Christian nation, a religious nation. So we are telling people, if you feel that the church is too much for you, gather together as a community and let's worship together.

Söderblom: Heiner, wie kann nun die Menschenrechtsebene flankierend zu dieser Basisarbeit dazu kommen, um LSBTTIQ-Menschen, zum Beispiel in Afrika, zu schützen?

Bielefeldt: Es geht auch darum, religiöse Interpretationen zu verändern. Da ist die Religionsfreiheit nützlich, denn sie schützt auch den innerreligiösen Pluralismus. Das heißt, sie öffnet Räume, um kontroverse Themen anzusprechen. Wenn ein junger Syrer zum Beispiel selbst den Koran liest, allerlei Widersprüche entdeckt und sich fragt, wie der barmherzige Gott denn gleichzeitig solche homophoben Verse von sich geben kann. Es ist für Menschen natürlich unendlich schwer, das nur in ihrem eigenen Herzen oder Hirn auszutragen. Wie ungemein befreiend ist es, zu wissen, dass es auch andere gibt, die darüber reden; Debatten zu diesem Thema sind möglich; Argumente gehen hin und her. Auf diese Weise die Räume zu erweitern, ist sehr wichtig. Das braucht Schutz, Alliierte und natürlich Debatten. Dafür schaffen die Menschenrechte einen Rahmen.

Jetzt kann man sagen: Naja, Genf und New York sind weit weg. Ich glaube, Menschenrechtspolitik ist vor allem da erfolgreich, wo sie Standards und Agenden durch die Verklammerung verschiedener Ebenen inklusive UNO schafft. Dann erfolgt Entwicklung vor Ort. Das ist tatsächlich die neue Tendenz. Ein Beispiel dafür ist die Förderung von nationaler Menschenrechtsinfrastruktur durch nationale Menschenrechtskommissionen – bei denen übrigens in Afrika einige sehr stark sind. Zum Beispiel hat sich Margaret Sekaggya, Vorsitzende der National Human Rights Commission Uganda, in Sachen LGBTTIQ-Rechten immer sehr klar ausgesprochen. Ich habe ähnliches aus Sambia gehört. Dort sind es übrigens auch die Jesuiten, die Pro-

paganda zugunsten von LSBTTIQ-Menschen machen. Es gibt diese Infrastruktur, die auch koordiniert wird. Koordination heißt, zu schauen, wie es woanders funktioniert. Es werden Räume erweitert, aber wichtig ist, dass dies nicht abstrakt bleibt, sondern sich mit den Verhältnissen vor Ort verzahnt, damit die Schutzwirkung auch spürbar wird. Das ist, glaube ich, eine sehr langfristige Investitionstätigkeit, aber wir sind nicht beim Punkt Null, es hat schon ein paar Durchbrüche gegeben.

Söderblom: Kasha, where is your place of home or your best practice experience, that gives you hope and power to endure in spite of the danger and difficult situation?

Nabagesera: It's not constant; every day comes with its own challenges. Today you wake up and everything is quiet, everything is okay because the rhetoric is not there from the politicians, from the religious leaders, from the radio and all this. So you pass the same street you passed the day before and everyone is minding their business. And then you pass the same street the next day and everyone is attacking you.

So it's different. Sometimes you decide to stay home just to protect yourself. Other times you just have to go out there because you must, there is a campaign, you must give an interview; you have to go and talk on the radio. And other times you just say come what may, I will just go into the fire. So, where the hope comes from is that you know at the end of the day you are not alone. You are not alone. I know out there, I might find someone else also waiting to join hands with me, to go and do what we must do.

And also when we think of fifty years ago, where was the world on the issue of LGBT, and where is the world today? That gives you some hope that it may not be today but with time it will come. Today we are here in Germany; we all know where you were decades ago. So just knowing that the world has evolved over the years also gives us hope to know that we might not even live to celebrate what we have done today, but at least we have started from somewhere from which future generations can continue.

Another thing is: Now the world knows what is happening in our countries, on our continent. We are addressing the UN about what is happening. The governments can no longer go to the UN and lie for us. We are there ourselves, and we are saying this is what is really happening. We have seen positive change in the UN over the last five years. So even now our governments are starting to pay attention. And the more they pay attention the more we hold them to account on the ground to domesticate all these resolutions that are happening. So knowing that there are positive steps being taken gives us hope and makes us wake up every day to do what we are doing.

Podienreihe **Revolutionen**

Transhumane Revolution

Die Selbsterschaffung des unsterblichen Menschen

Vortrag am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 18

Dr. Thomas Damberger, Medienpädagoge, Frankfurt/Main

Diese Veranstaltung ist überschrieben mit »Transhumane Revolution«. Es geht also um Transhumanismus. In dem Wort Transhumanismus steckt der Begriff Humanismus. Beim Humanismus geht es um den Menschen, genauer um das Humane, also um das Menschliche am Menschen oder um das, was den Menschen als Menschen auszeichnet. Was der Mensch bzw. das Menschliche ist, können wir an dem festmachen, was nicht mehr menschlich ist. Wir bestimmen also den Menschen an und durch seine Grenzen. Das kann die Grenze sein, die der menschliche Leib markiert. Einen Menschen ohne Körper gibt es nicht. Auch der Tod stellt eine solche Grenze dar. Wir sind sterbliche Wesen, wir leben nur eine bestimmte Zeit – in Deutschland sind das im Durchschnitt etwa 80 Jahre. Und wir können uns nur bis zu einem gewissen Grad formen und gestalten. Beim Transhumanismus geht es darum, die Grenzen, die unser Menschsein bestimmen, durch neue Technologien, zum Beispiel Gentechnik, Neuropharmaka oder digitale Technologien, zu überwinden. Transhumanismus meint also ein Hinausgehen über die bisherigen Grenzen.

Man kann den Transhumanismus als eine intellektuelle, wissenschaftliche und künstlerische Bewegung verstehen. Diese Bewegung ist erst im 20. Jahrhundert aufgetaucht, aber ihre Wurzeln sind deutlich älter. Einige Transhumanisten behaupten, die Wurzeln reichen mindestens bis in 15. Jahrhundert zurück. In dieser Zeit, um genau zu sein in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts, lebte ein Mann namens Giovanni Pico della Mirandola. Ich werde ihn im Folgenden Pico nennen. Pico hatte eine Idee. Er wollte in Rom einen Kongress einberufen. Eingeladen waren die klügsten Denker seiner Zeit, und zur Diskussion standen 900 Thesen, die er selbst formuliert hatte, und die im Rahmen des Kongresses diskutiert werden sollten. Eingeladen waren auch der damalige Papst Innozenz VIII. und die Kardinäle. Leider ist es dann doch nicht zu dem Kongress gekommen, denn die Kirche hat interveniert. 13 der 900 Thesen wurden als ketzerisch eingestuft, der Kongress auf diese Weise im Vorfeld verboten und Pico per Haftbefehl gesucht.

Vielleicht würden wir uns heute, über 500 Jahre später, an Pico nicht mehr

erinnern, wenn nicht die von ihm im Vorfeld bereits verfasste Eröffnungsrede erhalten geblieben wäre. Die Rede trägt den Titel: »*Oratio de hominis dignitate*« (Deutsch: »Rede über die Würde des Menschen«). Im Wesentlichen stellt Pico im Rahmen seiner *Oratio* Folgendes fest.¹ Der Mensch ist von Gott ins Zentrum der Welt gesetzt worden. Zugleich ist er als einziges Wesen unvollkommen. Ein Stein ist ein Stein und als solcher abgeschlossen. Eine Pflanze hat einen biologischen Bauplan, der der Pflanze vorgibt, was sie ist bzw. werden soll. Das sprichwörtliche Apfelbäumchen, das Martin Luther angesichts des Weltuntergangs noch pflanzen wollte, wird immerzu ein Apfelbäumchen sein. Es wird sich nie die Frage stellen, ob es nicht vielleicht doch ein Zitronenbäumchen werden soll. Bei einem Tier ist das ähnlich. Es hat einen Instinkt – Kant nannte das übrigens fremde Vernunft – und dieser Instinkt gibt dem Tier vor, was zu tun ist.² Die Engel sind Boten Gottes, auch da gibt es nicht viel zu diskutieren. Und im Weltraum ziehen die Planeten ihre vorgegebenen Bahnen.

Allein der Mensch, als Krone der Schöpfung, als Gottes Ebenbild, ist unvollkommen. Und genau in dieser Unvollkommenheit sieht Pico die besondere Würde des Menschen. Denn Gott hat dem Menschen die Fähigkeit gegeben, sich selbst und die Welt nach seinen eigenen Vorstellungen gestalten zu können. Der Mensch ist für Pico also Schöpfung mit Schöpferpotenzial. Wenn der Mensch von dieser Gabe schlechten Gebrauch macht, kann er entarten und – um Goethe zu paraphrasieren – tierischer als jedes Tier werden.³ Macht er hingegen guten Gebrauch von diesem Potenzial, kann er sich hinauf in göttliche Sphären schwingen und sein wie Gott. Die Idee der Selbstverbesserung oder Selbstvervollkommnung ist bei Pico fest verankert. Sie finden diese Überlegungen auch etwa 300 Jahre später, also um 1800, bei Kant. Kant schreibt 1803, dass das Geheimnis hinter der Edukation (also hinter der Erziehung) darin bestehe, den Menschen zu vervollkommen.⁴ Und Hegel, der zur selben Zeit gelebt hat, meint, dass schon in dem Wort Erziehung das Wort ziehen steckt.⁵ Bei der Erziehung ziehen wir den realen Menschen auf eine Idee hin, die der Erziehung zugrunde liegt. So ganz kann das nie gelingen, denn der Mensch ist ein reales Wesen; wir entstehen, wir werden und wir vergehen. Eine Idee ist – ähnlich wie Gott – jenseits von Entstehen und Wer-

¹ Vgl. Giovanni Pico della Mirandola: Über die Würde des Menschen [1496], Zürich 1988.

² Vgl. Immanuel Kant: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2 [1803], in: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): Immanuel Kant. Werkausgabe, Bd. 12, Frankfurt/Main 1977, S. 667.

³ Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Der Tragödie erster Teil, Tübingen 1808, S. 25.

⁴ Vgl. Kant: a. a. O., S. 700.

⁵ Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: Werke 9, Berlin 1837, S. 332.

den. Gott und die Idee sind unveränderlich und ewig. Der Mensch kann kein Gott sein. Der Wert des Menschen geht sowohl bei Pico, als auch bei Kant und Hegel, Humboldt, Herder, Rousseau, Voltaire usw. mit der Würde einher – wie auch immer man diese Würde begründet. Dieses Einhergehen hat sich verändert, und zwar im Übergang zur Industrialisierung, also zu der Zeit, in welcher der moderne Arbeitsmarkt entstanden ist. In dieser Zeit hat die Dominanz der Ökonomie begonnen.

Im ökonomischen Sinn ist der Mensch seit dem Ende des Feudalismus, seit Entstehung des modernen Arbeitsmarkts bis heute von Geburt an wertlos. Er muss sich seinen Wert selbst schaffen, indem er seine Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt zum Verkauf anbietet. Auf diese Weise kommt er zu Geld. Durch Bildung und Arbeit kann der Mensch für das eigene Überleben sorgen und seinen ökonomischen Wert erhöhen. Wie viel der Mensch heute wert ist, machen wir an einer Zahl fest – und zwar an der Zahl auf seinem Girokonto.⁶ Damit wir auf dem Arbeitsmarkt auch und gerade angesichts einer zunehmenden Konkurrenz, zum Beispiel durch Computer bzw. Roboter, bestehen können, sind wir angehalten, unseren Marktwert permanent zu optimieren. Das kann durch Bildung geschehen. Aber Bildung allein scheint immer weniger zu genügen. Bildung braucht, wie wir alle wissen, sehr viel Zeit. Bei Bildung hat man es mit Widerständen zu tun, die zum Teil auch in der eigenen körperlichen Begrenztheit begründet liegen. Hier kommt die Technik ins Spiel. Menschen, die müde sind, sich nicht über viele Stunden hinweg konzentrieren können, Gedächtnisprobleme haben oder zu depressiven Verstimmungen neigen, können Neuropharmaka nehmen, um die Leistungsfähigkeit zu optimieren. Eine solche Optimierung durch Neuropharmaka ist ein Ausdruck von *Human Enhancement*, also die Verbesserung des Menschen durch technische Eingriffe.⁷

Kennen Sie Tim Cannon? Tim Cannon ist ein Biohacker. Ähnlich wie ein Computerhacker eine Software hackt, hacken Biohacker ihren Körper – aber nicht um ihn zu zerstören, sondern um ihn zu verbessern. Tim Cannon hat sich vor wenigen Jahren einen selbstentwickelten Minicomputer namens »Circadia« in den Unterarm implantiert. Damit konnte er Körperdaten aus dem Inneren des Körpers heraus messen und an einen Laptop bzw. über das Internet an den Arzt weiterleiten. Heute ist solch ein massiver Eingriff völlig unnötig. Sie erleben im Fernsehen in zahlreichen Spots Werbung für Fitnessarmbänder, mit denen bereits diverse Körperdaten erfasst werden können. In

⁶ Vgl. Thomas Damberger: Bildung versus Perfektion, in: Konrad Paul Liessmann (Hrsg.): Neue Menschen! Bilden, optimieren, perfektionieren, Wien 2016, S. 54-76.

⁷ Vgl. Thomas Damberger: Erziehung, Bildung und pharmakologisches Enhancement, in: Stefan Lorenz Sorgner (Hrsg.): Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie (Schwerpunkt: Transhumanismus), Nürnberg 2015, S. 174-184.

den meisten Smartphones sind Fitnessapps standardmäßig vorinstalliert. Es gibt bereits Tabletten, die mit Microchips ausgestattet sind. Diese ganze moderne Form der Selbstvermessung nennt man *Seltracking*. *Seltracking* bedeutet, dass Körperdaten und Verhaltensweisen mit digitalen Medien erfasst und ausgewertet werden.⁸ Das Ziel von *Seltracking* hat Garry Wolf, einer der beiden Begründer der Selbstvermessungsbewegung, folgendermaßen formuliert: Er meinte, es gehe dabei um nichts Geringeres als um Selbsterkenntnis durch Zahlen.⁹ Ich denke, Garry Wolf liegt falsch. Es geht nicht um Selbsterkenntnis durch Zahlen, sondern es geht um Selbstoptimierung. Die gemessenen Zahlen bilden lediglich die Grundlage für das jeweilige Selbstoptimierungsprogramm.

Wie schon erwähnt, versteht sich der Mensch seit Beginn der Industrialisierung als Zahlenwesen, und den Wert des Menschen verrät die Zahl auf seinem Girokonto. Im Zusammenhang mit der Digitalisierung bzw. mit neuen digitalen Medien wird der Mensch nun scheinbar ganz und gar zu einem Zahlenwesen. Er besteht aus einer Reihe von Nullen und Einsen, denn Computer können nur mit Nullen und Einsen arbeiten.

Vielleicht haben Sie mitbekommen, dass Facebook und einige andere Unternehmen, die im Bereich der digitalen Medien unterwegs sind, an einer Gehirn-Computer-Schnittstelle arbeiten, mit der es möglich sein soll, per Gedankenkraft Texte zu schreiben und einen Computer zu bedienen. Solche Gehirn-Computer-Schnittstellen gibt es bereits. Noch werden sie ausschließlich im medizinischen Kontext eingesetzt, sind sehr teuer und häufig mit Eingriffen in das menschliche Gehirn verbunden. Das alles wird sich ändern. Wir werden vermutlich schneller, als wir denken, denkend mit Computer und über Computer mit anderen Menschen kommunizieren.

Wie wäre es, wenn wir einen Teil unserer Gedanken, unserer Erinnerungen und unserer Träume auslagern könnten? Vielleicht werden wir sie auf einem Server speichern und über die *Cloud* abrufen können? Oder weitergedacht: Wie wäre es, wenn wir von unserem Gehirn tägliche Backups erstellen würden mit allem, was im Gehirn enthalten ist? Wenn wir tot wären, könnten wir dann zum Beispiel als digitale Wesen in einer digitalen Welt weiterexistieren. Diese Welt könnte, wenn es die Speicher- und Rechenkapazität zulässt, uns so real erscheinen, dass wir den Unterschied nicht feststellen würden.

⁸ Vgl. Thomas Damberger, Stefan Iske: *Quantified Self* aus bildungstheoretischer Perspektive, in: Ralf Biermann, Dan Verständig (Hrsg.): *Das umkämpfte Netz: Macht- und medienbildungstheoretische Analysen zum Digitalen*, Wiesbaden 2017, S. 17-35.

⁹ Vgl. Gary Wolf: *The Data-Driven Life*, in: *The New York Times Magazine*, 2010. <http://nyti.ms/2gjfz3H> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Was wäre, wenn wir durch den Einsatz von digitaler Technologie den Tod zu einer Option werden lassen, die wir wählen können, wenn wir soweit sind?¹⁰

Damit schließe ich meinen kleinen Vortrag und komme auf den eingangs erwähnten Renaissance-Humanisten Giovanni Pico della Mirandola zurück. Seine Überlegungen wurden als ketzerisch eingestuft, allerdings von den Katholiken – also von der Konkurrenz. Die transhumanistischen Ansätze, die Grenzen des Menschseins durch digitale Technologien zu überwinden, sind es womöglich auch. Transhumanisten argumentieren in der Regel nicht mit Gott – die meisten lehnen Religiosität als voraufklärerisch und unwissenschaftlich ab. Vielleicht könnte man aber auch mit Rückgriff auf Religion bzw. mit Rückgriff auf Gott für den Transhumanismus argumentieren. Gott gibt uns – ganz im Sinn von Comenius – die Möglichkeit, durch die Beschäftigung mit der Welt und ihren Gesetzmäßigkeiten die Sprache zu vernehmen, mit der Gott zu uns spricht.¹¹ Die Welt ist das Medium und die Beschäftigung mit Welt – und das damit einhergehende Schaffen von Technik – bietet uns die Chance, gewissermaßen durch die Hintertür wieder ins Paradies zurückzukehren.

¹⁰ Vgl. Thomas Damberger: *Death ... Is Just The Beginning*, in: Anja Hartung-Griemberg, Ralf Vollbrecht, Christine Dallmann (Hrsg.): *Körpergeschichten. Körper als Fluchtpunkte medialer Biografisierungspraxen*, Baden-Baden 2018.

¹¹ Vgl. Johann Amos Comenius: *Große Didaktik. Die vollständige Kunst, alle Menschen alles zu lehren* [1657], Stuttgart 2007.

Podium **Vielfalt und Zusammenleben**

Selbstbestimmte Sexualität?

Interreligiöser Austausch zu Potenzialen und Konfliktlinien

Gespräch¹ am Freitag, 26. Mai 2017, Kosmos, Saal 1

Petra Bosse-Huber, Vizepräsidentin im Kirchenamt, Leiterin der Hauptabteilung Ökumene und Auslandsarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Hannover

Jalda Rebling, Chasan/Kantorin Ohel Hachidusch, Berlin

Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff, Moraltheologe, Freiburg

Dr. Houaida Taraji, Ärztin, Beauftragte für Frauen und Familie im Zentralrat der Muslime in Deutschland, Köln

Dr. Barbara Zeitler, Supervisorin und Theologin, Leipzig

Moderation:

Dagmar Mensink, Leiterin des Gesprächskreises Juden und Christen, Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Frankfurt/Main

Dagmar Mensink: Wir haben Impulse zu den Perspektiven der evangelischen und der katholischen Kirche, des Islams und des Judentums zur Frage der sexuellen Selbstbestimmung gehört. Wie wichtig ist es, dass die Religionsgemeinschaften Raum für die Vielfalt der sexuellen Lebensformen bieten?

Barbara Zeitler: Ich denke, wer sich selbst durch die Gesellschaft infrage gestellt sieht, sucht Orte der Anerkennung, der Nächstenliebe und des Respekts. Ich gehöre zu den lesbischen Netzwerken Deutschlands. Ich bin froh und dankbar, dass sich kirchliche Lesben in der DDR genauso wie in Westdeutschland gefunden, organisiert und gegenseitig unterstützt haben – auf dem Weg zum persönlichen Coming-out und in der politischen, besonders kirchenpolitischen Arbeit, die viel Kraft kostet. Das gilt für Schwule und Lesben und für alle anderen, die sich in unserer wunderbaren Abkürzung LSBTTIQ² wiederfinden und da aufgehoben sind, weil es einfacher ist, in der Größe der Gemeinschaft zu sein. Ich denke, dass dieser Kontakt und die

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

² LSBTTIQ: Abkürzung für lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender, intersexuell, queer (Anm. d. Hrsg.).

se gegenseitige Unterstützung in den nächsten Jahren und Jahrzehnten über die Konfessionen und Religionen hinweg wachsen werden. Ich weiß zum Beispiel, dass ein schwules Pfarrerpaar in Dresden Flüchtlinge aufgenommen hat, die im Flüchtlingswohnheim nicht bleiben konnten und wollten, weil sie dort Angst und Druck erlebt haben. Sie haben nun im Kontext einer anderen Religion, aber in der gleichen Lebensform einen Schutzraum für sich gefunden. Meine Frau und ich haben beispielsweise keinen Segen in unserer eigenen Kirche gesucht, obwohl wir beide Pfarrerinnen sind, weil es einfach sehr kränkend ist, über Jahre und Jahrzehnte für diese Kirche zu arbeiten, aber bezüglich unserer Lebensform immer wieder an Grenzen zu stoßen. Wir feierten stattdessen einen Gottesdienst in einem Naturfreundehaus zusammen mit denen, denen wir verbunden sind. Gesegnet hat uns eine katholische Ordensschwester. Solche Orte finden sich also. Trotzdem ist es natürlich ein Spagat, den wir leben und erleben. Es kostet Kraft und kränkt. Es ist unglaublich kostbar zu merken, dass es nach und nach Veränderungen gibt und sich auch andere an die Seite derer stellen, die für ihre Identität immer wieder kämpfen müssen. »Selbstbestimmte Sexualität« – bei diesem Veranstaltungstitel musste ich ein bisschen lachen. Ich war zehn Jahre Gemeindepfarrerin in Oberfranken. Da gab es vor 50 Jahren noch evangelische und katholische Dörfer. Und wenn ein junger Mann mit einem Mädchen aus dem Nachbardorf getanz hat und die hatte die falsche Konfession, wurde die Selbstbestimmung der Sexualität zu Hause ganz schön infrage gestellt. Da machten die Eltern mächtig Ärger. Es ist noch gar nicht so lange her, dass diese Trennung so scharf gezogen wurde. Und was ist passiert? Familien haben sich trotzdem gegründet und haben um ihre Identität, ihre selbstbestimmte Sexualität, ihr Miteinander, ihren Schutzraum gekämpft und den auch gewonnen. Inzwischen ist es in Familien und Kirchen kaum noch ein Thema, wenn konfessionsübergreifende Ehen geschlossen werden.

Mensink: Ich habe gesehen, dass sowohl Frau Rebling als auch Frau Taraji genickt haben. Sehen Sie das genauso? Wird sich in den nächsten Jahren viel ändern?

Jalda Rebling: Die Veränderung ist längst im Gange. Ich war im Dezember 2014 eingeladen zum ersten Kongress von *Nehirim LGBTQ for Jewish Rabbis and Cantors* in San Francisco in den USA und die Älteren erzählten, wie sie sich in den Achtzigerjahren noch heimlich getroffen haben, und das in der Stadt San Francisco. Wie offen leben wir dagegen heute, tragen die Botschaft in die Welt, dass wir vor Gott alle gleich sind, und fordern, dass unsere Verschiedenheit endlich akzeptiert wird. So wie es im fränkischen Dorf hoffentlich kein Problem mehr ist, wenn das evangelische Mädchen aus dem Nachbardorf mit dem katholischen Jungen flirtet. Und ich vertraue fest darauf, dass sich unsere Welt diesbezüglich auch immer weiter dreht. Inzwischen

wurden in den USA zum Beispiel die ersten orthodoxen Frauen als Rabbinerinnen ordiniert. Und sie haben alle einen Job in einer Gemeinde gefunden, in der ihr Wissen geschätzt wird. Wir werden ewig streiten. Es wird immer Leute geben, die sagen: Nein, so weit können wir mit euch nicht gehen. Aber die Akzeptanz steigt, dass jeder Mensch, egal ob hetero oder queer, einen Ort braucht, und zwar gleichberechtigt innerhalb und nicht außerhalb der Gemeinden.

Houaida Taraji: Ja, ich sehe das genauso. Vor zwei, drei Wochen ist hier in Berlin eine Moschee eröffnet worden, die einen solchen geschützten Raum für das Anderssein bieten soll. Ich bin eigentlich eher der Meinung, dass man Räume in den bestehenden, sogenannten konservativen Gemeinden finden sollte und dass man dafür nicht extra Moscheen zu gründen bräuchte. Es gibt in Amsterdam, Berlin und Frankfurt besondere Imaminnen und Moscheen, bei denen sich diese Paare wahrscheinlich wohler und ungezwungener fühlen als in den konservativen Gemeinden. Aber ich plädiere dafür, dass sie sich in Institutionen des Zentralrats der Muslime, bei der DITIB und bei den anderen großen Verbänden genauso geborgen fühlen wie dort.

Mensink: Und wenn Sie genau das innerhalb Ihrer Gremien sagen, stimmen dann alle zu?

Taraji: Es müssen ja nicht alle nicken. Unserem Selbstverständnis nach muss man sich vor Gott verantworten und keinem Menschen steht es zu, andere zu verurteilen oder ihnen zu sagen, was richtig und was falsch ist. Jeder muss so glauben, wie er das für richtig hält. Die Gemeinde bietet Zusammenhalt und Gemeinschaft, aber letztendlich ist es unsere Verbindung zu Gott, auf die es ankommt.

Eberhard Schockenhoff: Ich glaube, wir sind uns hier alle darüber einig, dass es keine Diskriminierung geben darf, dass jeder und jede das Recht haben muss, das Leben so zu gestalten, wie er oder sie das möchte, auch im Hinblick auf Sexualität, und dass christliche Gemeinden dafür Räume bieten sollten.

Ich glaube aber, dass dazu mehr gehört als die Bereitschaft, alles in Toleranz und Akzeptanz anzunehmen. Wir haben eine tolerante Gesellschaft, aber das heißt noch nicht, dass wir das alles auch persönlich annehmen, wenn es in unserem Lebenskreis auftaucht; das müsste aber das Ziel sein. Dass es Räume gibt, wo sich Schwule und Lesben treffen, ist vielleicht ein erster Schritt, aber auf Dauer sind schwule Filmtage und schwule Kirchenchöre noch nicht wirkliche Zeichen dafür, dass diese Menschen in unseren Gemeinschaften auch angekommen sind.

Das ist erst dann der Fall, wenn sie auf katholischer Seite etwa auch als Lektoren und Eucharistiehelfer wirken, wenn sie sich für Pfarrgemeinderäte

aufstellen lassen und wenn sie nicht damit werben müssen, dass sie anders sind, sondern das ganz selbstverständlich wahr- und angenommen wird.

Dazu gehört auch, dass man sich bei der Selbstdarstellung nicht vor allem auf dieses sexuelle Merkmal konzentriert, denn jeder Mensch hat ganz viele Fähigkeiten und ganz viele Eigenschaften und die sexuelle Identität ist dabei nur eins unter vielen anderen. Es braucht einen entspannten Umgang miteinander, um das zu akzeptieren. Manchmal wird die Sexualität ja auch sehr schrill inszeniert. Das wird in der Öffentlichkeit toleriert und schafft auch Aufmerksamkeit, aber es ist nicht immer hilfreich, wenn es darum geht, bei denen, die sich schweigend zurückhalten, mehr Akzeptanz zu erzielen. Sexualität ist etwas sehr Intimes und man muss in der Öffentlichkeit auch eine angemessene Sprachform dafür suchen. Es gilt also, in beide Richtungen Schritte zu gehen.

Mensink: Frau Bischöfin Bosse-Huber, würden Sie sagen, innerhalb der evangelischen Kirche ist es ganz selbstverständlich, dass Ämter inzwischen von Menschen ganz unterschiedlicher sexueller Orientierung in Anspruch genommen werden?

Petra Bosse-Huber: Das würde ich sehr gern so sagen, aber ich will auch ehrlich sein. Auch in der evangelischen Kirche gibt es richtig Zoff um die Fragen der Sexualethik. Auch wir haben, wie überall in der Gesellschaft, die Auseinandersetzung zwischen eher konservativen, evangelikal orientierten Menschen und denen, für die selbstbestimmte Sexualität seit Jahrzehnten Normalität ist. Letztere schütteln oft den Kopf und fragen sich: Warum streiten wir über ein Thema, das so selbstverständlich für uns ist?

Ich würde gern an einer Stelle ein wenig Realität auch in unsere Diskussion gießen. Als Auslandsbischöfin bin ich international viel unterwegs. Global gesehen laufen die Gräben auch nicht nur zwischen den Weltreligionen. Ich erlebe im Gespräch oft, dass ich mich mit einer liberalen Jüdin und einer liberalen Muslima ungleich besser verständigen kann als mit einem evangelikalen Protestanten aus dem *Bible Belt*³. Ich reflektiere das Thema gern und oft theologisch, bin mir aber nicht immer sicher, ob das alles nur eine Frage der Theologie und der Religion ist oder ob es nicht oft viel tiefer sitzt und kulturelle Fragen beinhaltet. Bedenken wir, welches Gewaltpotenzial gerade Sexualität und sexuelle Orientierung in sich bergen. Erotik, Selbstbestimmung und Vielfalt sind wunderbar, aber wir betreten hier ein Feld, was über Jahrhunderte hinweg so gewalttätig beackert wurde wie kaum ein anderes. Was es da an Schmerzen und Gewalt gegen Menschen jenseits des

³ Deutsch: Bibelgürtel. Gebiet der USA, das stark vom evangelikalen Protestantismus geprägt wird (Anm. d. Hrsg.).

Mainstreams gegeben hat und aus meiner Sicht zunehmend immer noch gibt, das ist brutal.

Ich nenne als Beispiel etwas, dem ich in Südafrika begegnet bin: »korrigierende Vergewaltigung« gegenüber lesbischen Frauen. Diese Frauen erleben heterosexuelle Gewalt, weil sie aus Sicht der Täter einmal erfahren sollen, wie schön heterosexuelles Miteinander sein kann. Mir sträubt sich da alles. Das ist das Zerrbild von Sexualität, gewendet in machismo-patriarchale Gewalt und Gewaltausübung. Meine größte Beunruhigung ist, dass diese Flecken in der Welt, in denen so etwas passiert, sehr groß sind, ja, teilweise sogar wachsen. Umso schöner ist es, dass wir uns hier auf dem Podium aufeinander zu bewegen. Ich will damit nichts relativieren, aber die Relevanz unserer Diskussion kann man überhaupt nicht hoch genug einschätzen.

Mensink: Das heißt, wir müssen auch noch Brücken innerhalb unserer jeweiligen Religionsgemeinschaften bauen. Vielleicht ist das sogar die primäre Aufgabe.

Zeitler: Es braucht beides. Es braucht besondere Orte, wo man sich als Mensch mit einer ganz eigenen Lebensform gestärkt und auch geschützt fühlen darf. Es braucht aber eben auch Gemeinschaft und Anerkennung und da haben Religionsgemeinschaften wirklich die ganz, ganz große Aufgabe, darüber im Gespräch zu bleiben.

Ich lebe in Sachsen, in einer aktuell eher konservativ ausgerichteten evangelisch-lutherischen Kirche und meine Sorge ist tatsächlich, dass das Gespräch abbricht, dass wir nebeneinander her leben – die einen glücklich in ihrer Welt, die anderen glücklich in der anderen Welt und dass man nicht mehr aufeinander hört, schon nicht mal mehr miteinander streitet. Und da hört Gemeinschaft auf. Wir können vielleicht gerade einmal miteinander Gottesdienst feiern, aber nicht mal das machen wir. Der gerade parallel stattfindende Kirchentag auf dem Weg in Leipzig ist schlecht besucht, und das hat auch damit zu tun, dass konservative Kirchenmitglieder eher zurückhaltend sind und Kirchentage als etwas Modernes ansehen, was sie gar nicht brauchen, und daher lieber wegbleiben. Ich selbst bin sehr froh, dass auch in Sachsen sowohl von kirchenleitender Seite als auch von Menschen, die in den Gemeinden eine offene Theologie suchen und vertreten, gefragt wird: Was denkt ihr Konservativen denn? Was glaubt ihr denn? Und was können wir noch zusammen tun? Es gibt da ja eine ganze Menge – und von dieser Basis aus kann man wieder zusammenzufinden. Das ist sehr mühsam, aber ich wünsche mir noch viel mehr Leute, die die Verantwortung übernehmen, aufeinander zuzugehen.

Mensink: Was wird in den Religionsgemeinschaften selbst getan, um das theologische Verständnis der Homosexualität zu erneuern und Sexualität nicht nur auf Ehe und Fortpflanzung zu reduzieren?

Bosse-Huber: Ich glaube, dass auf uns in der evangelischen Kirche viel exegetische und theologische Arbeit wartet und in Ansätzen auch schon aufgenommen wurde, um bestimmte Bilder zu verändern, die sich über Generationen festgesetzt haben. Eins dieser Bilder ist, dass die Schöpfungsgeschichte nur davon erzähle, der Mann – heterosexuell, wie er irgendwann im Bürgertum des 19. Jahrhunderts definiert wurde – und die Frau wären füreinander geschaffen. Das ist weit entfernt vom alttestamentlichen, exegetischen Befund. Es ist auch vom neutestamentlichen Befund weit entfernt. Diese alten, wertvollen und kostbaren Geschichten, die unsere Ressourcen sind, mit neuen Augen zu lesen, ist eine der ganz entscheidenden Aufgaben. Über Jahrhunderte hinweg wurde die Bibel illustriert. Über Jahrhunderte wurde die Schöpfungsgeschichte der Bibel folgendermaßen illustriert: Zwei Nackte – Adam und Eva – und Eva ist sozusagen als defizitärer Mann dargestellt, so ähnlich wie in medizinischen Fachbüchern dieser Zeit: Eva ist diejenige, der alles fehlt, was der Mann hat. Diese Typologie hat sich in der Auslegungsgeschichte verselbstständigt, und wenn wir heute ernst nehmen, was wir über Identität, über Gender wissen, was wir über die vielen Faktoren wissen, die aus Menschen etwas Einzigartiges machen, dann greift diese Typologie zu kurz und sie wird auch dem biblischen Befund nicht gerecht. Das ist ein dauerhaftes Streitthema, gerade mit eher evangelikalen Gruppen in unserer Kirche. Aber wir müssen uns dieser theologischen Aufgabe stellen. Denn es ist aus meiner Sicht auch ein Missbrauch der Bibel, eine durch Zeitgeschehen und Kultur geprägte Position über diese Texte zu stützen und dann zu behaupten, das wäre biblisch so gewollt. Da werde ich wirklich ärgerlich und da müssen wir etwas tun.

Schockenhoff: Die Kirchen müssen den Menschen als sexuelles Wesen in der Differenziertheit wahrnehmen, die wir heute kennen. Für Paulus war Homosexualität eine Konsequenz der Gottlosigkeit und eine bewusste Entscheidung zur Auflehnung gegen Gottes Ordnung. Diese Vorstellung war in seinem Weltbild verankert. Die galt auch noch im 19. Jahrhundert. Da dachte man, dass jeder Mann das Verlangen haben kann, mal eine homosexuelle Beziehung einzugehen. Das wurde aber als sündhafte Abirrung angesehen und bewertet. Im 19. Jahrhundert kam dann auch das Konzept auf, und zwar auch durch homosexuell empfindende Menschen selbst, dass Homosexualität eine ganz eigene Art des Menschseins darstellt. Das war auch übertrieben, als würden homosexuelle Menschen in allem anders empfinden und sich in der Öffentlichkeit stets anders stilisieren. Aber es war ein erster Schritt. Wir wissen heute, dass die sexuelle Orientierung ein in der Person sehr tief ver-

ankertes Merkmal ist. Aber diese Person hat auch viele andere Merkmale, die für ihre Identität bedeutsam sind.

Die Kirchen müssen einfach zur Kenntnis nehmen, was dem wissenschaftlichen Stand der Sexualforschung heute entspricht, so wie sie das auch in der Evolutionslehre zur Kenntnis nehmen mussten. Da haben sie es ja auch in den meisten kirchlichen Denominationen geschafft, ihren Schöpfungsglauben mit der Anerkennung der gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnis der Evolutionslehre zu verbinden. Das muss eben auch im Blick auf die Homosexualität geschehen. Das heißt, die Kirchen sollten die Sexualität nicht in erlaubt und unerlaubt einteilen, sondern sie sollten Kriterien für einen verantwortungsvollen Umgang mit der eigenen Sexualität aufstellen. Dazu zähle ich zum Beispiel den Aufbau einer dauerhaften Partnerschaft, als einen Schutzraum von Intimität, Anerkennung und Geborgenheit, in dem sich Menschen auch im sexuellen Umgang als Subjekte mit eigenen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen begegnen und sich der Versuchung wehren müssen, den anderen zu gebrauchen.

Natürlich gehört es zur Sexualität, dass manchmal Grenzen überschritten werden oder man in die Nähe davon gelangt. Da entsteht ja eine gewisse Dynamik und es ist kein ganz rationaler Aushandlungsprozess. Diese Vorstellung, dass eine Verhandlungsmoral in allem den Ausschlag gibt, hat etwas Naives an sich. Aber der Anspruch sollte sein, den anderen als ebenbürtiges Subjekt zu achten. Solche moralischen Vorstellungen für das sexuelle Verhalten sollten die Kirchen aufstellen und vertreten. Wie das der Einzelne dann in seinem Leben verwirklicht, das ist Aufgabe seines Gewissens und da gilt der Satz von Papst Franziskus: »Wir sind berufen, die Gewissen zu bilden, nicht den Anspruch zu erheben, sie zu ersetzen.«⁴

Mensink: Dass der Papst das sagt, ist ja wirklich sehr gut, aber wo können wir ansetzen? Welche Schritte sind wirklich notwendig? Gibt es da im Judentum Erfahrungen, von denen wir lernen können, Frau Rebling?

Rebling: In unserer Tradition ist es völlig normal, dass es verschiedene Auslegungen und verschiedene Meinungen gibt. Wichtig ist dabei, zu unterscheiden, ob die Diskussion der Frage nach der himmlischen Idee des Menschseins dient oder ob es sich um Machtfragen handelt. Hier sind die Grenzen natürlich oft fließend.

Seit den Achtzigerjahren ist theologisch im jüdischen Kontext unglaublich viel zum Thema Sexualität und Lebensformen passiert. Wer erkennt aber was davon an? Zum Beispiel wird die homosexuelle Ehe innerhalb des Reformjudentums inzwischen weitgehend anerkannt.

⁴ Papst Franziskus: Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Amoris laetitia*. Kap. 2, Punkt 37.

Im *Conservative Judaism* gibt es inzwischen GLBT Rabbiner und Kantoren; die Frage der queeren Ehe wird noch heftig diskutiert. In den Kirchen habt ihr ja dieselbe Diskussion darüber, ob die Segnung eines solchen Bündnisses nur für eine Verbindung zwischen Mann und Frau gelten kann, weil die Möglichkeit zur Fortpflanzung als Bedingung angesehen wird. Da stehe ich mit vielen anderen als queere Mutter und Großmutter auf der Seite derer, die sagen: Moment mal! Auch in homosexuellen Ehen gibt es Kinder. Wir haben Patchworkfamilien der verschiedensten Formen, Regenbogenfamilien und es ist Heiligung, was dort passiert, denn es geht um ein erfülltes Leben, das wir für unsere Kinder, für unsere Familien, für unsere Freunde in diese Welt tragen und auch leben wollen. Wir führen heftige Diskussionen und ich finde es wichtig, dass wir reden und dass wir, die wir anders leben, als es die Norm vorgibt, uns nicht mehr das Recht dazu nehmen lassen und von den Rändern her die Veränderung voranbringen.

Mensink: Frau Taraji, diskutieren Sie im Zentralrat der Muslime und in den Gemeinden die Frage, wie der Vielfalt, in der Menschen heute ihre Liebe leben, mehr Anerkennung entgegengebracht werden kann?

Taraji: Ich denke, das ist bei der Basis im Zentralrat der Muslime zurzeit kein Thema. Es wird zwar immer wieder grundsätzlich über Anerkennung Andersdenkender gesprochen, aber es gibt insbesondere bei den Jugendlichen noch viel Diskussionsbedarf.

Mensink: Steht zur Homosexualität konkret etwas im Koran?

Taraji: Die Geschichte von Lot wird immer wieder damit in Verbindung gebracht. Dort ist aber nicht explizit gesagt, dass es wirklich zu gleichgeschlechtlichem Verkehr gekommen ist. Es wird sehr unterschiedlich interpretiert, ob es im Text um die Verletzung des Gastrechts, um Homosexualität oder um noch etwas anderes geht. Es ist natürlich sehr wichtig, diese Verse auch im geschichtlichen Kontext zu lesen. Sure 7 beinhaltet mit den Versen 80 und 81 die einzige Textstelle, wo konkret gesagt wird, dass gleichgeschlechtliche Liebe nicht stattfinden soll.

Klar, wenn man einen Text bearbeitet, gibt es immer Interpretationsspielräume, und ich habe bei der Vorbereitung für diesen Tag auch sehr viele Interpretationen gelesen, die davon ausgehen, dass man gleichgeschlechtlich zusammenleben und ein guter Muslim sein könne.

Nach dem Glauben der Mehrheit der Muslime ist Gottes Wille aber die Ehe zwischen Mann und Frau und dass aus dieser Ehe auch Kinder hervorgehen. So ist die Mehrheitsmeinung. Das bedeutet aber nicht, dass man Andersdenkende ausschließen oder despektierlich behandeln darf.

Mensink: Herr Schockenhoff und Frau Rebling, Ihr Votum war, wir dürften nicht nur fragen, wie Homosexualität anerkannt werden kann, sondern auch, wie wir Sexualität unter den modernen Bedingungen überhaupt anders verstehen sollten.

Rebling: Ich lese gerade wieder das sehr spannende Buch von Rabbi Arthur Green *Radical Judaism*⁵. Das kann ich jedem Theologen nur empfehlen. Green plädiert dafür, die ganze Schöpfungsgeschichte neu als kontinuierlichen Prozess anzusehen. Mit der Schaffung von Adam war die Schöpfung nicht abgeschlossen, sondern sie entsteht immer wieder neu. Vor allem wir Menschen in der westlichen Welt sind immer gern der Meinung, wir seien am Ende der Entwicklung angekommen und alles sei so, wie es eigentlich sein soll. Wir sollten die Schöpfungsgeschichte eher so verstehen, dass die Welt sich kontinuierlich verändert, sich weiterdreht, dass wir nicht unbedingt die Krone der Schöpfung sind.

Schockenhoff: Es ist eine Frage der richtigen Wahrnehmung, dass Sexualität faktisch in sehr unterschiedlichen Formen gelebt wird. Diese Formen kann man nicht einfach nach einem binären Code dahingehend einteilen, was erlaubt und unerlaubt, was gut und böse ist, sondern man muss sehr genau nach der Beziehungsqualität fragen. Sind die verschiedenen Varianten sexuellen Lebens auch Ausdrucksformen gelebter Liebe, haben zumindest den Anspruch auf Dauer und Verlässlichkeit? Das sind die eigentlichen Fragen, die man seitens der Kirche und vor dem Hintergrund ihrer Botschaft stellen muss. Da waren wir bisher zu sehr auf die Frage fixiert, ob etwas innerhalb der normativen Ordnung der Ehe liegt oder nicht? Dass die Ehe ein wichtiges Leitbild, auch für die Sexualität von Mann und Frau ist, und man das nicht relativieren sollte, würde ich immer verteidigen. Nur gibt es eben auch außerhalb dieses Leitbilds etwas, und da muss die Kirche ihre Wahrnehmung, ihren Blickwinkel einfach öffnen. Es gibt nun mal Menschen, die sind von ihrer Veranlagung her, der Art, wie sie ihre sexuelle Kraft erleben, nicht in der Lage, eine Ehe zu führen. Die haben aber andere Möglichkeiten, wie sie positiv in ihrem Leben realisieren, wofür Sexualität da ist. Sie entdecken ihren Ort in der Welt, wo sie diesen Schutzraum der Intimität und der Geborgenheit aufbauen können.

Bosse-Huber: Es gibt ja noch den schönen zweiten Schöpfungsbericht. Da sind wir einander ebenfalls als Gegenüber geschaffen und darin wird auch die Gottebenbildlichkeit verankert. In den Diskursen, die ich in der evangelischen Kirche erlebe, geht es doch längst nicht mehr nur um Heterosexualität und Homosexualität, sondern es wird nach Orientierung angesichts der Gen-

⁵ Vgl. Arthur Green: *Radical Judaism*, New Haven/USA 2010.

derfragen, die ja viel weiter reichen, gesucht. Es ist ein altes Muster, nur nach schwulen oder lesbischen Lebensformen zu fragen. Das ist zwar ein außerordentlich wichtiger Schritt für unsere Kirchen, den wir längst noch nicht bewältigt haben, aber die Fragen, die sich stellen, sind vielfältiger. Die sexuellen Identitäten sind komplexer und die Lebensformen sind vielfältiger. Und da bin ich mir – das sage ich selbstkritisch für die evangelische Kirche – nicht sicher, ob wir auf der Höhe der Zeit sind, ob wir wahrgenommen haben, was inzwischen wissenschaftlicher Standard ist und ob wir darauf zu angemessenen Antworten kommen, auch indem wir mit geöffneten und gewaschenen Augen die biblischen Zeugnisse noch einmal neu auslegen. Da gibt es viel Abwehr und Angst davor, die eigene Identität könnte infrage gestellt werden. Da wiederholen sich alte sexualethische Diskussionen. Aber ich bin ganz sicher, dass es da gleichzeitig ungeheure Schätze zu heben gibt.

Thementag **Was ist die Mission?** **Glauben in einer pluralen Welt**

Was ist meine Mission?

Auf der Suche: Zugänge und Positionen

Vorträge¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Messe Berlin, Halle 22 a

Maria Herrmann, Theologin, Kirchehochzwei, Hildesheim
Joachim Lenz, Theologischer Vorstand der Berliner Stadtmission
Joshua Lupemba, Leiter des Hope Center, Berlin
Kerstin Menzel, Pfarrerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Theologischen Fakultät, Humboldt-Universität Berlin
Dr. Nikolaus Peter, Dekan und Pfarrer am Fraumünster, Zürich/Schweiz

Statement von Kerstin Menzel

Was ist meine Mission? Mission kommt vom lateinischen *missio*, hat also etwas mit Sendung zu tun. Für mich ist also die Frage: Wohin fühle ich mich gesandt? Was ist das, was mir Sendungsbewusstsein vermittelt? Es gab in meinem Leben eine Zeit, nach einem Studienjahr in den Südstaaten der USA, da hatte ich das klare Sendungsbewusstsein, allen Menschen das mitzuteilen, was ich selbst glaube, und sie davon zu überzeugen. Das ist eine Zeit in meinem Leben, auf die ich nicht besonders stolz bin. In dieser Zeit war ich besserwisserisch und ich konnte nicht besonders gut zuhören. Es ging mir immer darum, eine feststehende Botschaft irgendwie an den Mann oder die Frau zu bringen. Und ich bin sehr dankbar für die Menschen in meinem Leben, die die Fragen in meinen Glauben zurückgebracht haben. Die mir die einfachen Antworten wieder etwas verkompliziert haben. Heute glaube ich, dass eine Botschaft gar nicht feststeht. Das, was Evangelium ist, entdecke ich als Christin und als Pfarrerin im Alltag immer wieder neu, in der Begegnung mit konkreten Menschen, in Gesprächen mit Freunden und mit meinem Mann, so wie Gott auch den Vätern und Müttern des Glaubens in der Bibel je nach deren Situation immer wieder unterschiedlich begegnet ist. Und so wie Jesus auch immer wieder gefragt hat: »Was willst du, dass ich für dich tue?« Das Evangelium ist kontextuell. Als Pfarrerin frage ich, wie viele andere in der Kirche auch, sehr schnell danach, wie wir denn noch mehr Men-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

schen erreichen können. Es ist ja immer gut, eingefahrene Kreise zu verlassen und neue Menschen kennenzulernen – das gilt im politischen und gesellschaftlichen Bereich genauso wie auch für die Kirche. Es könnte ja passieren, dass man davon selbst bereichert wird und lernt.

Aber ich merke gleichzeitig immer wieder, dass genau dieser Ansatz oft merkwürdig inhaltsleer ist. Wir wollen Menschen erreichen, aber wofür eigentlich? Denn das Ziel der *missio*, das Ziel unserer Sendung ist doch nicht die Kirche. Das Ziel meiner Sendung ist das Reich Gottes und das Leben darin. Oder mit einer schönen Formulierung Martin Luthers: Wir sollen Menschen sein und nicht Gott. Das Reich Gottes ist etwas, das wir nicht herstellen, sondern das uns geschenkt wird. Und deswegen braucht es keinen Aktionismus, sondern eher eine empfangende Haltung des Beschenktwerdens. Das Reich Gottes findet man an überraschenden Orten und in der Begegnung mit überraschenden Menschen. Es beinhaltet Leben in Fülle für alle, gerechten Frieden, Befreiung aus Schuld und aus Unfreiheit, das Tun des Guten und vielleicht auch so etwas wie das Getragensein in schwierigen Situationen. All das kann Reich Gottes sein; es ist kontextuell.

Und was heißt das für die Kirche? Drei ganz kurze Gedanken, erstens: Wir sollten im Dialog bleiben und einbringen, was wir verstanden haben von der Wirklichkeit, die wir Gott nennen – Melodien, Gebete, Rituale, die uns stärken und vergewissern, die uns Demut lehren und Dankbarkeit. All das gilt es einzubringen auf einem Weg des Lernens mit anderen Christen – und da denke ich vor allem auch an den globalen Süden, da können wir viel lernen. Wir lernen auch auf dem Weg mit Menschen anderer Religionen. Ich habe mich viel am jüdisch-christlichen Dialog beteiligt und immer wieder neu bereichert gefühlt. Und als Ostdeutsche sage ich auch: Wir lernen gemeinsam mit Agnostikern und religiös Unmusikalischen; auch mit denen kann ich Gemeinsamkeiten im Wirklichkeitsverständnis entdecken. Wir haben eine unterschiedliche Sprache, aber wir erleben oft Ähnliches, haben in vielen Dingen eine ähnliche Weltsicht. Es heißt also nicht, denen da draußen Christus zu bringen, sondern Christus an überraschenden Orten im Dialog zu entdecken.

Zweitens: Wir handeln gemeinsam. Das habe ich aus meiner Beschäftigung mit dem ländlichen Raum in Ostdeutschland gelernt. Wenn man etwas gemeinsam tut, dann wird unglaublich viel möglich. Da wird eine Kirche in einem Dorf renoviert, in dem vielleicht noch zwanzig Christen wohnen. Da gibt es die Einrichtung eines Dorfgemeinschaftshauses in einer Gegend, die von Abwanderung geprägt wird. Da gibt es Einsatz gegen Rechtsextremismus quer durch die Gesellschaft, und die Kirche ist vorne dabei. Es gibt Engagement gegen Armut. Und dieser gemeinsame Dienst an und mit den Menschen ist Dienst am Reich Gottes.

Drittens: Feiern als Kirche. Es gilt, Sprache und Riten zu pflegen und für die Menschen heute anschlussfähig zu machen. Das heißt auch, manches an neuen Formen und neuer Sprache zu finden. Es heißt auch, nicht zu feiern,

um irgendwen zu überzeugen oder irgendetwas zu gewinnen, sondern um sich zwecklos beschenken zu lassen. Weisheit und Kraft biblischer Texte können wir mit anderen bei kleinen und großen Anlässen neu entdecken. Und zum Feiern gehört für mich auch das Beten. Das ist mein Ideal. Die Realität mag manchmal anders aussehen. Aber genau darüber sollten wir uns unterhalten.

Statement von Joachim Lenz

1. Lenz, Stadtmission

»Guten Morgen. Joachim Lenz, ich arbeite für die Berliner Stadtmission.« – »Oh, Stadtmission? Wollen Sie mich etwa missionieren?« – »Ja, gern.«

Es hat schon solche Gesprächsanfänge gegeben bei den vielen Empfängen in der Hauptstadt. Eine Taufe ist noch nicht daraus geworden, aber immerhin war ein Anfang gemacht. Meist läuft es aber anders: »Guten Tag. Lenz, Stadtmission.« – »Ach, Stadtmission. Sind Sie nicht die mit dem Kältebus?« Oder im Januar beim Neujahrsempfang der SPD-Fraktion des Berliner Abgeordnetenhauses: Der SPD-Fraktionsvorsitzende Raed Saleh begrüßt den Regierenden Bürgermeister, die Senatorinnen und Senatoren der SPD, und dann die Berliner Stadtmission mit den Worten: »Willkommen auch an die Berliner Stadtmission, ihr macht einen Hammer-Job. Danke, danke, danke!«

Ein Anfang. Wir sind ein diakonisch-missionarisches Werk und kümmern uns um Menschen in der Hauptstadt. Und wir versuchen, möglichst viele Verantwortliche aus Politik und Wirtschaft mitzunehmen und Koalitionen der Menschlichkeit zu schmieden. Wir Christen und Christinnen können allein den Auftrag Jesu nämlich nicht erfüllen. Wir machen also mit den anderen mit und wir sagen auch warum: Dahinter steckt Jesus. Wir sind Protestleute gegen den Tod, weil wir im Auftrag des Gekreuzigten und Auferstandenen unterwegs sind. Unsere Sitzungen beginnen wir mit der Herrnhuter Losung und mit einem Gebet, egal, wer dabei ist. Und es funktioniert. Der Fraktionsvorsitzende Raed Saleh findet das gut, hilft uns – und bleibt Muslim. Nun ja. Am Ende der Zeiten wird der Weltenrichter zu den Erlösten sagen: »Ich war krank und ihr habt mich besucht. Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war Muslim, und ihr habt mich bekehrt ...« Finde den Fehler!

2. Unsere Mission?

Im vergangenen Dezember gab der damalige Bundespräsident Joachim Gauck in der Bahnhofsmission² am Bahnhof Zoo Essen an Obdachlose aus.

² Träger dieser Einrichtung ist die Berliner Stadtmission.

Zwei Tage später kam der damalige Außenminister und inzwischen amtierende Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Danach habe ich noch Königin Silvia von Schweden begrüßt, den Botschafter des Königreichs Thailand, den der Republik Südafrika, den der Vereinigten Arabischen Emirate und ganz viele andere. Meine Hand leuchtet inzwischen im Dunkeln.

Die alle kommen zu uns, weil wir die Nackten kleiden und die Traurigen trösten. Weil wir tun, was Jesus uns gesagt hat. Weil das unsere Mission ist. Ein Ergebnis ist, dass da zum Beispiel zwei Männer in der Notübernachtung für Obdachlose der Berliner Kältehilfe sitzen und sich auf Arabisch unterhalten. Ein Wachschutzmann steht dabei, hört mit und berichtet uns, dass der eine zum anderen gesagt hat: »Warum behandeln die uns hier eigentlich so? Uns haben sie doch immer erzählt, dass Christen Hunde sind.« Ich glaube, dass unser Heiland, der Erlöser der Welt, mitgehört und gelächelt hat und dass er gedacht hat: Das habt ihr mal gut gemacht, liebe Christenleute.

3. *Naming the Name*

Den Namen nennen. Am 23. Mai 2017, dem Tag des Grundgesetzes, habe ich in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gepredigt. Das Bündnis für Demokratie und Toleranz war mit 400 Jugendlichen und jungen Menschen vor Ort vertreten. Es war ein Gottesdienst mit interreligiösen Elementen und vor allem mit einer gemeinsamen Gedenkfeier für die Opfer vom Breitscheidplatz³ und von Manchester⁴. Noch im Gottesdienst lobt der Vertreter des Zentralrats der Juden in Deutschland meine Predigt. Anschließend sagt der Vertreter des Koordinierungsrats der Muslime, dass er jedes Wort der Predigt unterschreiben könne. Na super, dachte ich, ist das jetzt gut oder schlecht? Ich habe sicherheitshalber noch einmal in meine Predigt geschaut. Es ging um die Kirchentagslosung »Du siehst mich«. Ich erzählte von Hagar und Ismael, dem Stammvater der Araber, ich sprach von Gottes Volk Israel und ich habe – jedenfalls nach Manuskript nachweislich – auf den gekreuzigten, auferstandenen und segnenden Christus verwiesen, wie er da in der Gedächtniskirche zu sehen ist. Vielleicht kennen Sie ihn – riesig, golden, groß und einladend. Ich bin Christ. Ich will mit meiner Berliner Stadtmission die Flagge der Christenheit in dieser Stadt erkennbar hochhalten. Wir sind Christinnen und Christen und sagen das auch. *Naming the Name*. Der Urgrund des Lebens, die Quelle des Seins hat Gesicht und Namen: Jesus Christus. Wir wissen es,

³ Am 19. 12. 2016 steuerte ein Attentäter einen gestohlenen LKW in die Menge der Besucherinnen und Besucher des Weihnachtsmarkts auf dem Breitscheidplatz in Berlin. Elf Menschen starben, 55 weitere wurden verletzt.

⁴ Am 22. 05. 2017 löste ein Selbstmordattentäter einen Sprengsatz im Foyer der Manchester Arena am Ende des Konzerts der Sängerin Ariana Grande aus. Mit dem Täter starben 22 weitere Menschen, darunter auch Jugendliche und Kinder. Über 500 Menschen wurden verletzt.

hoffentlich. Wir glauben es. Gut ist es nicht nur für uns, sondern auch für alle anderen. »Gott liebt diese Welt. Er wird wiederkommen, wann es ihm gefällt, nicht nur für die Frommen, nein, für alle Welt.«⁵ Ich habe die Kirchenliedstrophe nicht lernen müssen, ich habe sie einfach behalten, seit der Zeit, als ich Konfirmand war. Und ich glaube weiterhin, dass sie richtig ist.

4. Der Kirchentag als volksmissionarisches Event

Bis 2014 war ich Kirchentagspastor. Vor zwei Jahren wurde ich bei der Stadtmission als Direktor eingeführt. Die Berliner Stadtmission gehört zum Gnadauer Evangelischen Gemeinschaftsverband, also zum »frommen Verband«. In einem Grußwort sagte der Präses des Verbands Michael Diener, im Vorstand von Gnadau sei überlegt worden, wie es denn dazu komme, dass ein Kirchentagspastor Stadtmissionsdirektor wird. Und einer im Vorstand habe sogar formuliert: »Was kann vom Kirchentag schon Gutes kommen?« Dabei bin ich nicht der Erste, 1961 gab es schon mal einen, der dann Leiter der Berliner Stadtmission wurde.⁶ Und beide Organisationen sind inhaltlich ganz nah beieinander, denn der Kirchentag ist ein volksmissionarisches Event.

In ihrer gestrigen Ausgabe hat die nicht immer kirchenfreundliche Zeitung taz einen Artikel mit der Überschrift »Lobpreisung der Halleluja-Schlümpfe« veröffentlicht.⁷ Da ging es nicht um die Stadtmission, sondern um uns hier, den Kirchentag. Der Artikel beginnt mit den Worten: »Auch wenn die U-Bahn voll ist: Kirchentag ist super! Hier kommen Leute zusammen, die etwas ändern wollen und noch Sinn im Sein suchen.« Dann werden Ziele des Kirchentages benannt: Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung. Und dann wird tatsächlich geschrieben: »Für diese Ziele wurde auch die taz gegründet.« Da ist nicht von Jesus die Rede, aber da ist Jesus drin – in der taz.

Die taz wird uns nicht die Aufgabe abnehmen, von Jesus zu erzählen. *Naming the Name* ist unser Ding. Ich freue mich auf die kommenden Wochen und Monate, wo bestimmt ganz viele Berlinerinnen und Berliner beim Stichwort Stadtmission nicht mehr nach dem Kältebus fragen, sondern sagen: »Der Kirchentag war da; der war klasse.« Und wir werden dann sagen: »War super, oder? Als Christinnen und Christen glauben wir nämlich ...« Und dann werden wir anfangen zu erzählen und dann ist unser Heiland drin. Und ich glaube: Das ist unsere, das ist meine Mission.

⁵ EG 409: Gott liebt diese Welt. Text und Melodie: Walter Schulz 1962.

⁶ Heinrich Giesen war 1950-1961 Generalsekretär des Deutschen Evangelischen Kirchentages und von 1961-1972 Direktor der Berliner Stadtmission.

⁷ <http://www.taz.de/!5412610/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Statement von Maria Herrmann

Meine Mission heißt: nicht reinpassen. Und das gar nicht mal, weil ich es nicht wollte, schließlich bin ich ja katholisch. Das 500-jährige Reformationsgedenken zeigt, es gehört zum Charisma meiner Konfession, die Einheit zu suchen und sie manchmal mit Einheitlichkeit zu verwechseln. Das ist unsere große Stärke und zugleich eine riesige Schwachstelle. Und darum ist das Katholischsein für uns eine ziemlich heftige Sache, und das Absprechen von Katholischsein noch viel schlimmer. Das trifft uns mitten ins Mark. Und da bin ich ganz katholisch. Meine Mission heißt also: nicht reinpassen. Obwohl ich es eigentlich so gern wollte. Dazu gehören, Teil sein, teilhaben und teilgeben von etwas, was wir Gemeinde oder Kirche nennen. Meine Mission heißt: nicht reinpassen, obwohl ich weiß bin und reich, gut gebildet und heterosexuell. Meine Mission heißt: nicht reinpassen, obwohl ich sehr vieles an Theologie und Tradition in meiner Kirche schätze. Manchmal frage ich mich, ob ich genau deswegen nicht reinpasse. Um von vornherein einem Missverständnis vorzubeugen, wir sind ja hier unter uns: Ich persönlich wäre eine miserable Priesterin. Es besteht bei mir keine Ambition auf dieses Amt. Das ist nicht die Frage, die ich mir stelle. Und es sind auch nicht die vielen großen Fragen, die wir unbedingt zu diskutieren haben, vor allem im Jahr eines Reformationsgedenkens. Nein, es ist der rote Tee und es ist die Kaffeesahne und es sind die viel zu kleinen Tassen, die wir in unseren Gemeindehäusern haben. Es sind die trockenen Kekse von vorletzter Woche. Sie lachen – es ist so. Es sind die gestalteten Mitten, sofern sie kein Bierkasten sind. Es sind liturgische Tänze und es sind die Lieder, die wir singen. Es sind die Gottesdienstzeiten und es ist die Schriftart *Comic Sans*.

Ich bin nicht allein damit. Und es ist die Frage, warum die Osternacht nicht der Anlass für die größte Party des Jahres ist. Es ist das hingerotzte Vaterunser am Ende einer Sitzung in der letzten Woche. Es ist die Unachtsamkeit. Und ich würde sagen, es ist auch manchmal die Unmenschlichkeit, mit der wir Menschen in der Kirche miteinander umgehen und mit anderen umgehen. Als Katholikin Maria Herrmann habe ich mit meiner Kultur keinen Platz in der Kirche. Ich liebe große Tassen für exzellenten Kaffee. Und ich liebe eine ansprechende Gestaltung von Gemeindebriefen und Plakaten. Aber noch viel mehr bin ich naiv genug zu glauben, dass Kirche der Ort ist, an dem etwas vom Reich Gottes sichtbar, fühlbar und schmeckbar wird für Christinnen und Christen, aber auch für andere. An dem Gott durch das Wort und in den Sakramenten erfahrbar wird. An dem Sammlung und Sendung geschieht und an dem ich teilhaben darf mit meiner ganzen Person, mit meiner Kultur und als Teil einer Kommunion. Ich frage mich mehr und mehr, wer denn eigentlich Platz hat in der Kirche. Und ich glaube, das ist konfessionsunabhängig. Im Laufe der letzten Jahre habe ich eine ganze Reihe von Menschen kennengelernt, denen es genauso geht wie mir. Die nicht reinpas-

sen, sich fremd fühlen und viel zu viele Fragen stellen, leider viel zu selten laut. Die sagen: Eigentlich hatte ich einen Traum von Kirche. Eigentlich habe ich mit einem anderen Bild angefangen. Eigentlich habe ich Sehnsucht nach mehr. – Eigentlich. Ich höre viel zu viele Eigentlichen. Missionstheologisch könnte man wohl sagen, dass an dieser Stelle sichtbar wird, dass am Ende der Volkskirchlichkeit neue Diskurse stehen, die nach neuen Sozialformen von Kirche für unterschiedliche Milieus und andere Kulturen fragen, nach Inkarnation, Inkulturation, Kontextualisierung – ganz viele *Buzzwords*.

Das große theologische Wort Mission gibt mir jedenfalls eine Sprache dafür, dass meine Fremde und die der vielen anderen sein dürfen. Dass ich mich dafür nicht schämen muss. Vielleicht auch, dass diese Fremde sein muss, weil sie der Anfang von etwas Neuem ist, auch wenn sich das etwas chaotisch anfühlt. Mission lässt mich denken, dass es auch für mich einen Platz gibt in dieser Kirche. Und für viele andere. Mission lässt mich darüber nachdenken, dass es eine Veränderung – mit katholischer Sprache würde ich jetzt sagen: einen Wandel – geben kann und muss. Als Theologin Maria Herrmann bin ich überzeugt, dass Mission bei dieser Gebrochenheit und Verletzlichkeit beginnt. Sie beginnt bei uns. Und hat zugleich in Gottes Mission schon längst begonnen. Erinnern Sie sich mit mir an die Apostelgeschichte. Philippus steht mit dem Äthiopier im Taufwasser. Was hindert es? Mission beginnt bei uns, auch wenn wir dabei manchmal nasse Füße bekommen.

Statement von Niklaus Peter

Mission ist weder christliches Dauermarketing und *Self-Advertising* noch religiöse Belästigung unbescholtener Mitmenschen. Soviel zum Stichwort Übergriffigkeit. Mission ist vielmehr der Operationsmodus einer Christenheit, die davon überzeugt ist, dass Gott in Jesus Christus zu uns gesprochen hat und dies uns selbst, unsere Gemeinschaft und unsere Welt verändert. Diese Verkündigung und solche Mission gehören zur DNA des Christentums – primär nicht nach außen, sondern zuerst einmal nach innen. Immer wieder hören, was Evangelium heißt und bedeutet. Daher muss der Gottesdienst im Zentrum stehen, was leider nicht in allen Gemeinden, geschweige denn in der akademischen Theologie, der Fall ist.

Was also ist unsere Mission im Fraumünster in Zürich? Ich sage bewusst *unsere*, ich sage nicht *meine* Mission. Wir sind unter den Normalfällen der Züricher Kirchengemeinden ein spezieller Normalfall. Normalfall insofern, als bei uns im Zentrum der Gottesdienst steht, wir auf die Strahlkraft des göttlichen Wortes, der biblischen Botschaft, auch auf ihre Bedeutung für unsere heutige Zeit vertrauen.

Das Fraumünster ist die winzigste Gemeinde der Stadt Zürich. Ich weiß nicht, ob Sie das geflügelte Wort kennen: »Wanderer, kommst du nach Liech-

tenstein, tritt nicht daneben, tritt mitten hinein.« Für das Fraumünster gilt das hoch drei. Wenn Sie nicht aufpassen, sind Sie schon gleich in der nächsten Kirchgemeinde im Sprengel. Bei uns gibt es mehr juristische Personen als natürliche Personen, Anwaltsfirmen, Banken, ganz wenige Menschen wie du und ich. Und doch ist das Fraumünster am Sonntag und auch durch die Woche hindurch die bestbesuchte Kirche der evangelisch-reformierten Kirche. Zu uns kommen durchschnittlich 250 Personen, an Festtagen haben wir ein volles Haus. Aus diesen Gottesdiensten ergeben sich viele Gespräche und daraus Taufen, Hochzeiten, auch Bestattungen. Und wir haben eine junge Gruppe von 20- bis 40-Jährigen. Alles in allem also eine lebendige Gemeinde. Da kann man fragen, wieso seid ihr ein spezieller Normalfall?

Nun, wir haben zum einen eine wirklich wunderbare Kirche. Sie müssen mal kommen. Das Fraumünster ist die schönste der Züricher Kirchen. Wir haben Chagall-Fenster, wir haben Giacometti-Fenster. Und ich kann Ihnen sagen, wenn ich Führungen zu den Chagall-Fenstern mache, dann ist das weder kunsthistorisch noch kunsthysterisch, sondern es ist Verkündigung, weil es gar nicht anders geht. Bei all diesen biblischen Fenstern geht es nicht anders, als dass man über die Mitte des jüdischen und christlichen Glaubens spricht.

Zum Zweiten haben wir wunderbare Musik. Jörg-Ulrich Busch ist ein großartiger Kirchenmusiker. Und wir versuchen, jeden Gottesdienst im Hinblick auf das Zusammenspiel von Musik und Wort ganz genau vorzubereiten. Ich habe das nicht erfunden, ich stehe in einer langen Predigertradition. Emil Brunner sagt Ihnen vielleicht etwas, Peter Vogelsanger, Klaus Guggisberg. Aber wegen der Traditionen bleiben die Leute ja nicht einfach. Die können schnell wegbleiben. Was ist also unser Kochrezept? Ich glaube, der Begriff Konzentration ist dafür bezeichnend – Konzentration auf den klassischen, reformierten Gottesdienst mit einem ganz verknüpften, restringierten Code. Und dieser Code heißt Musik, Gebet, Lesung, Predigt, Stille, Musik. Kein Schnickschnack, kein Glamour, keine Witzchen, keine selbst erfundenen liturgischen Gewänder, keine Symbole. Man muss nichts in die Hand nehmen. Keine Mantras, keine Mandalas, keine Bildbetrachtungen auf schlecht kopierten Farbblättern. Sondern ein restringierter Code: Musik, Gebet, Lesung, Predigt, Stille, Musik. Wenn Sie sich als eine Art Vergleich dazu vorstellen sollten, was unsere Ästhetik ist, dann würde ich sagen: nicht barock italienisch, sondern japanisch. Japanisch heißt Verknappung, heißt, das Entscheidende muss im Zentrum stehen, heißt auch Intellektualität. Heißt auch Mut zur Theologie, die manchmal nicht so ganz einfach ist. Heißt Individualität. Japanisch heißt auch, man muss sich wie bei einer Tuschepinselzeichnung richtig gut vorbereiten und dann muss es sitzen.

Was also ist unser Kochrezept? Wenn ich es auf eine Formel bringen darf: Kaffeeschnaps. Da lautet die eiserne Regel bekanntlich: Wasser darf, Zucker kann, Kaffee soll, Schnaps muss sein. Übertragen auf unseren Bereich könnte

man das so sagen: Struktur und Organisation darf, Vorbereitung, Ästhetik und Freude kann, Verkündigung in Wort und Musik soll, Geist – und Geist heißt Konzentration darauf, das Evangelium zu hören – muss sein.

Statement von Joshua Lupemba

Ich wurde von anderen als coolster Pfarrer bezeichnet. Schauen Sie selbst, ob das wirklich so cool ist, was wir in unserer Gemeinde machen. Ich bin Joshua Lupemba, 30 Jahre alt, verheiratet mit einer wundervollen Frau. Sie ist Kurdin, kommt aus dem Irak, ist halb Irakerin, halb Iranerin und vor einigen Jahren konvertierte sie aus dem Islam zum Christentum. Ich bin seit elf Jahren im pastoralen Dienst tätig und vor zwei Jahren gründeten meine Frau und ich die Gemeinde *Hope Center* hier in Berlin. Unsere Mitglieder sind größtenteils zwischen 18 und 35 Jahre alt. Wir sind ein Teil unseres Gemeindegründungsnetzwerks mit dem Namen *Hope Movement*, welches das Ziel hat, in europäischen und internationalen Metropolen Gemeindegründer mit demselben Herzschlag dabei zu unterstützen, Gemeinden zu gründen. Aktuell unterstützen wir das erste internationale Team in London, dessen Mitglieder selbst aus einem sozialen Brennpunkt, nämlich Brixton kommen und in London Gemeinde gründen.

Ich möchte Ihnen kurz beschreiben, wie wir Mission in unserem Movement verstehen und wie wir es leben. In Matthäus 28 steht geschrieben: »Darum gehet hin und lehret allen Völkern, tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Ich habe vor einer Weile in einem schlaun Buch gelesen, dass »Völker« auch für Reiche oder Milieus steht. Das hat mich sehr angesprochen, weil ich dadurch verstanden habe, dass Jesus uns nicht nur zu den ethnischen Nationen gesandt hat, sondern uns auch in die verschiedenen Milieus hineingeschickt hat. In einer Großstadt wie Berlin haben wir sehr viele interessante Milieus. Daraus haben wir auch unseren Auftrag abgeleitet, soziale Randgruppen zu erreichen.

Die Bibelstelle, die für mich außerdem auch ein Ansporn ist, ist 1 Korinther 1,22-27. Dass Gott das ausgewählt hat, was in den Augen der Welt gering ist, um so diejenigen zu beschämen, die sich selbst für weise halten, gehört zum Selbstverständnis des *Hope Centers*. Er hat das Schwache erwählt, um das Starke zu erniedrigen. Er hat erwählt, was von der Welt verachtet und gering geschätzt wird und es eingesetzt, um das zunichte zu machen, was in der Welt wichtig ist. Damit kein Mensch sich je vor Gott rühmen kann. Nun, wie erreichen wir diese Menschen? In Johannes 8,32 steht geschrieben: »Und ihr werdet die Wahrheit erkennen. Und die Wahrheit wird euch frei machen.« Was wir im *Hope Center* leben oder auch kommunizieren, ist authentisches Christsein, in dem Milieu zu leben, aus dem wir kommen. Wir haben verschiedene Paradigmen, die wir für uns festgelegt haben, man könnte sie auch

Werte nennen. Einer ist, danach zu streben, respektabel statt akzeptabel zu sein. Ich habe festgestellt, dass Respekt durch Authentizität kommt. Ich möchte kurz beschreiben, was ich mit Authentizität meine: Ich verstehe darunter die Fähigkeit, aufrichtig für das einzustehen, woran man glaubt. Gerade junge Menschen schauen sehr darauf, ob das, was wir sagen, auch das ist, was wir leben. Ich habe gemerkt, dass es ganz wichtig ist, dass wir nicht nur akzeptabel sind, also den Menschen gefallen wollen. Sondern wir sollten authentisch Christsein leben. Diese Authentizität ist das, was Menschen anzieht.

Wie leben wir nun mit denen, die wir erreicht haben? Im *Hope Center* liegt unser Hauptfokus auf der Jüngerschaft, zu der wir durch Matthäus 28,20 aufgefordert sind: »Und lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe.« Wir stellen das Wort Gottes an erste Stelle. Noch bevor wir gutes Licht, gute Musik und alles andere haben, bringen wir junge Leute in Kontakt mit dem Wort und erlauben ihnen, sich in verschiedenen Formen von Kleingruppen, Predigt und Lehre miteinander auszutauschen. Und dann steht in 1 Korinther 11,1 geschrieben: »Folgt meinem Beispiel, wie ich dem Beispiel Christi.« Das leben wir so, indem wir in unserer Gemeinde ein *Mentorship*-System haben. Wir glauben, dass Verbindlichkeit ein wichtiger Wert ist, und deswegen ermutigen wir die Gottesdienstbesucher wirklich, verbindliches Mitglied zu werden. Und jeder, der Mitglied wird, der sich also für Jesus entscheidet, wird begleitet. So leben wir das. Jeder, der in unsere Gemeinde kommt, hat einen Mentor und wir leben Christsein in Begleitung.

Zentrum **Weltanschauungen**

Christen in der AfD?

Zentrumsreihe Streitzeit

Gespräch am Donnerstag, 25. Mai 2017, Sophienkirche

Dr. Liane Bednarz, Juristin und Publizistin, München

Dr. Dr. h. c. Markus Dröge, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Anette Schultner, Bundesverband Christen in der AfD, Hessisch Oldendorf

Moderation:

Bettina Warken, Journalistin, Berlin

Die Einladung des damaligen AfD-Mitglieds Anette Schultner sorgte vor der Veranstaltung für kontroverse Diskussionen im Umfeld des Kirchentages. Die Kritik verband sich vor allem mit der Sorge, dass die AfD den Kirchentag als Bühne für rechtspopulistische Parolen missbrauchen würde und dass die Partei durch Mitwirkung an einer zentralen, gesamtgesellschaftlichen Veranstaltung eine unangemessene Legitimierung und durch das Gespräch mit dem Bischof der Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz Dr. Markus Dröge eine Aufwertung erfahren könnte. Vor Beginn der Veranstaltung überreichten Kritiker daher eine von etwa 1.700 Personen unterzeichnete Online-Petition an die Kirchentagsleitung, in welcher die Absage der Veranstaltung gefordert wurde.

Die Haltung des Deutschen Evangelischen Kirchentages zu dieser Frage resultierte aus einem Beschluss des Kirchentagspräsidiums, welcher die Einladung von Personen, die sich beleidigend oder gruppenbezogen menschenfeindlich geäußert hatten, klar ablehnt, die Mitgliedschaft in einer legalen Partei aber nicht als relevantes Kriterium, das für oder gegen eine Einladung spricht, aufführte. Dieser Beschluss entstand auf Grundlage der bisher gelebten Praxis auf Kirchentagen, Personen allein aufgrund ihrer relevanten Expertise in den Dialog einzubinden.

Anette Schultner war als Sprecherin der »Christen in der AfD« tätig und wurde seitens des Kirchentages um Mitwirkung gebeten, um eine öffentliche Kontroverse darüber zu ermöglichen, wie sich christlicher Glaube mit Programm und politischer Praxis der AfD vereinbaren ließe. Bischof Dröge hatte sich im Vorfeld dazu klar positioniert und eine Verantwortungsübernahme von Personen, die sich menschenfeindlich äußern, in seiner Landeskirche

ausgeschlossen, sich aber gleichzeitig für eine öffentliche Debatte darüber, auch mit der AfD, eingesetzt. Anette Schultner hat die AfD im Oktober 2017 verlassen.

Aufgrund der Länge der Veranstaltung dokumentieren wir das Gespräch in Auszügen; die abgedruckten, einzelnen Redebeiträge sind ungekürzt wiedergegeben.

Bettina Warken: Ich begrüße herzlich alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Kirchentages. Ich danke der Sophienkirchengemeinde, dass wir uns hier einer gemeinsamen Diskussion stellen können. Ich finde es mutig, dass Sie alle gekommen sind, dass Sie uns zuhören wollen bei einer Veranstaltung, von der ich weiß, dass sie schon im Vorfeld Gefühle und Emotionen ausgelöst hat. Aber wir sind beim Kirchentag, und der Kirchentag hat eine Tradition. Sie heißt zuhören, sie heißt nachfragen, sie heißt miteinander reden. Ich glaube, es gibt keine Frage, die nicht im Dialog beantwortet werden kann und muss.

Für uns alle war es nicht einfach, zu sagen: Wir stellen uns dieser Diskussion. Deshalb schon einmal im Vorfeld an unsere Podiumsteilnehmer dafür ganz herzlichen Dank. Ich hoffe auf einen guten Dialog mit Ihnen. Wir wollen heute eine religiöse Diskussion führen und nicht über Herrn Orbán oder Herrn Trump sprechen, sondern über das, was uns als Christen ausmacht und was Menschenwürde ausmacht. Die Eingangsfrage, die ich gerne an Sie alle drei richten würde: Was sind für Sie die Kernpunkte des christlichen Menschenbilds?

Liane Bednarz: Das christliche Menschenbild begreift den Menschen als Ebenbild Gottes. Man nennt es auch *Imago Dei*. Als solches kommt es nicht darauf an, woher jemand kommt, insbesondere welcher Ethnie er angehört; es kommt auch nicht darauf an, welchen Glauben er hat. Gott hat seine Zusage grundsätzlich gegenüber allen Menschen gemacht. Das ist für mich die Kernbotschaft des Evangeliums. Übertragen auf die Politik heißt das, dass man als Partei diesen Grundsatz beachtet. Die Bibel gibt keine konkrete politische Richtung vor – Gott sei Dank; das wäre ja furchtbar. Wir leben in einer pluralistischen Gesellschaft. Gleichwohl kann man eben Parteien an diesem Grundsatz messen. Dazu gehört auch, dass eine Partei, die sich christlich nennt oder ihre christlichen Grundsätze betont, eben nicht Menschen nach der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen unterscheidet, sondern universalistisch denkt. Das ist auch das, was das politisch konservative, christliche Denken in Deutschland ausgemacht hat. Konrad Adenauer war als Katholik Universalist und hat sich immer gegen jegliche deutschnationale Tendenzen gestemmt.

Anette Schultner: Der Kernpunkt meines christlichen Menschenbilds ist, dass ich glaube, dass jeder Mensch, der lebt, gottgewollt ist. Ich glaube nicht, dass ein einziger Mensch geboren wird, von dem Gott nicht will, dass er geboren wird. Es gibt diesen schönen Satz in der Bibel, dass Gott die Haare des Menschen schon im Mutterleib gezählt hat. Ich glaube, dass jeder einzelne Mensch wertvoll ist für Gott; ich glaube, dass jeder einzelne Mensch geliebt ist von Gott und jeder einzelne Mensch, der da ist, auch da sein soll. Das gilt für uns hier vorne, das gilt für jeden Einzelnen von Ihnen. Ich glaube, jeder Mensch hat manchmal düstere Stunden und vielleicht Zeiten, in denen man das Gefühl hat, man sei deplatziert oder ungeliebt. Aber ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch, jeder einzelne Mensch, der lebt, wissen kann, er lebt und er ist hier, weil Gott will, dass er hier ist.

Markus Dröge: Ich schließe mich Ihnen im Wesentlichen an. Ich möchte es nur noch einmal aus meiner Sicht ein bisschen profilieren. Es sind für mich zwei Elemente: Das eine ist die Gottebenbildlichkeit. Gott hat den Menschen geschaffen als sein Bild, auch als sein Gegenüber, und damit begründen wir als Christen die Würde, die gleiche Würde, und die gleichen Rechte jedes Menschen, der auf dieser Welt lebt. Wir sind dann auch sehr empfindlich und wir müssen auch sehr empfindlich sein, wenn diese Würde des Menschen nicht geachtet wird. Wir leben zurzeit in einer Welt, in der vielerorts die Würde des Menschen, seine Gewissensfreiheit, seine Möglichkeit, sich zu entfalten, infrage gestellt wird.

Gleichzeitig ist der Mensch angelegt auf Beziehungen. Er braucht ein Gegenüber, und er braucht auch die Gottesbeziehung. Da ist für uns Christen im Menschenbild wesentlich, was Jesus Christus gesagt hat, weil er sehr deutlich gemacht hat, wie er den Menschen versteht. Da sind die Seligpreisungen für mich sehr wichtig: Selig ist der Mensch, der sich für Frieden einsetzt, der sich für Gerechtigkeit einsetzt, der sich für Versöhnung einsetzt, der den Nächsten liebt, und zwar vor allem den Nächsten, der ihm fern ist, bei dem es ihm Schwierigkeiten macht, ihn zu lieben.

Diese beiden Elemente machen für mich das Menschenbild aus. Die gleiche Würde aller, aber dann eben auch der Ruf Jesu Christi, sich verantwortlich in diese Welt hineinzugeben, um dafür zu kämpfen, dass die gleiche Würde jedes einzelnen Menschen auch geachtet wird.

Warken: Alle drei haben jetzt betont: Jeder Mensch hat die gleiche Würde, jeder Mensch ist von Gott gewollt. Da schließt sich für mich natürlich die Frage an: Bedeutet »jeder Mensch« für Sie, Frau Schultner, jeder Mensch oder jeder Christ?

Schultner: Jeder Mensch hat die gleiche Würde. Das hat aber noch zu keiner Zeit bedeutet, dass jeder Mensch auf der Welt alles machen kann, was er will.

Ich gehe jetzt einmal von der Zwei-Reiche-Lehre aus. Die besagt, alle Menschen haben von Gott her grundsätzlich die gleichen Rechte. Aber es wäre auch in der Bibel völlig undenkbar gewesen, dass ein Fremder in ein anderes Land geht und dort genau die gleichen Rechte reklamiert wie die, die dort schon leben. Es gab in der Bibel Unterscheidungen zwischen Fremden, die durchgereist sind, und solchen, die dauerhaft dort geblieben sind. Auch unser Staat hat diese Möglichkeit zu regulieren. Das heißt also: Diese Rechte von Gott bedeuten natürlich nicht, dass jeder Mensch auf der Welt auch im staatlichen Sinn die gleichen Rechte hat. Ich kann nicht sagen: Ich gehe morgen nach Amerika und habe dort ab sofort die Rechte, die jeder Amerikaner hat. Das geht nicht; das ist logisch.

Warken: Jetzt sind Sie meiner Frage ein bisschen ausgewichen und sprachen von Rechten. Ich stellte die Frage nach der Würde, denn wir hatten festgestellt: Jeder Mensch hat die gleiche Würde, jeder Mensch ist gottgewollt. Sie argumentieren jetzt mit Rechten, möglicherweise mit staatsbürgerlichen Rechten. Diese können wir als Christen nicht verleihen, nicht vergeben. Bleiben wir bei uns als Christen. Deshalb noch einmal an Sie, die sich Christin in der AfD nennt, sich also auch zum Glauben bekennt: Ist es für Christen in der AfD wichtig, sich für den Fremden, für den Nächsten einzusetzen, nicht im Sinn von Gleichberechtigung, sondern im Sinn von Hilfe, Unterstützung, Annäherung und Nächstenliebe?

Schultner: Um das ganz klar zu sagen: Wir wollen helfen. Wir sehen Elend in allen möglichen Ländern der Welt, und wir sehen auch, dass es Menschen aus unterschiedlichen Gründen in verschiedenen Ländern der Welt schlecht geht. Natürlich wollen wir uns da auch einsetzen. Allerdings sehen wir nicht als Ideal, dass es ganze Völkerwanderungen gibt, sondern wir denken, es ist gut, wenn man, soweit es möglich ist, den Leuten sinnvoll in ihrem natürlichen Raum hilft. In manchen Fällen wird es vor Ort nicht funktionieren. Allerdings sind Völkerwanderungen und dass Hunderte von Millionen am Ende enturzelt sind keine Lösung dafür.

Warken: Bischof Dröge, ich umschreibe Ihre Haltung jetzt einmal mit »Fluchtursachen bekämpfen«. Das hören wir auch von Politikern. Merken Sie da einen Unterschied? Merken Sie eine andere Herangehensweise?

Dröge: Ich würde gern einmal auf das erwidern, was Frau Schultner gesagt hat. Ich finde Ihre Position sehr problematisch. Es gibt in der Bibel die ganz lange Tradition, dass die Gläubigen aufgerufen werden, die Fremden, die unter ihnen leben, zu achten, anzunehmen und sie so zu behandeln wie sich selbst, weil auch das Volk Israel fremd gewesen ist und diese Erfahrung gemacht hat. Aus dieser sozialen Tradition, die gerade auch die Rechte des

Fremden achtet, die ganz tief fundiert ist in dem Menschenbild, das wir alle beschrieben haben, ist ja auch der moderne Staat entstanden, der keine Unterschiede mehr macht zwischen Menschen. Deswegen setzen wir Christen uns für einen Staat ein, in dem jeder leben darf, gleich welcher Religion, welcher Kultur. Er muss sich natürlich an die Rechte bei uns, an unser Grundgesetz, an unsere Gesellschaftsform halten; aber wir können keine Unterschiede machen. Das ist ein großes, großes Erbe der christlich-jüdischen Tradition, das Sie jetzt infrage stellen.

Warken: Ich glaube, wir sind jetzt an einem Punkt angekommen, an dem wir eher über Ausgrenzung als über Gleichheit reden. Frau Bednarz, sehen Sie das wie Herr Dröge auch fundamental anders?

Bednarz: Ja, definitiv. Das sprengt im Grunde auch die Grenzen dessen, was politisch noch konservativ ist; denn hier geht viel durcheinander. Es ist ja nicht so, dass wir jetzt eine völlig unkontrollierte weltweite Völkerwanderung hätten. Zumindest wir haben eigentlich auch keine unkontrollierte Masseneinwanderung. Es gab die Flüchtlingskrise. Daher erwarte ich von Leuten, die sich christlich nennen, dass sie sehen, dass viele, von denen die kommen – nicht alle, ich weiß, es gibt auch Formen von Missbrauch – um das nackte Überleben ringen, zum Beispiel vor den Fassbomben, die Herr Assad in Syrien wirft, fliehen und hierher kommen, um Schutz zu suchen. Dass das nicht auf Dauer so weitergeht, dass jährlich eine Million kommt, sehe auch ich ein. Es muss in der Praxis ja auch realisierbar sein. Aber dann stellt sich doch eher die Frage: Bekommen wir das praktisch hin? Oder: Schaffen wir das? Statt sich ausschließlich daran festzumachen, dass es sich um Fremde handelt.

Ich möchte Ihnen einmal vorlesen, was aktuell im Wahlprogramm der AfD steht, und das ist aus meiner Sicht wirklich Schwarz-Weiß-Malerei. Da wird die demografische Entwicklung in Deutschland in ein Spannungsverhältnis zur Massenzuwanderung gesetzt. Dort steht: »Vorrang vor Zuwanderung hat [...] insbesondere eine aktivierende Familienpolitik.«¹ Es sollen also in erster Linie deutsche Kinder geboren werden. Dann heißt es weiter: »Eine erfolgreiche Anpassung all dieser Menschen, darunter ein beträchtlicher Anteil von Analphabeten, ist unmöglich.«² Und dann, Achtung: »Wir brauchen über mehrere Jahre diesbezüglich eine Minuszwanderung.«³ Das nennt man in diesen rechten Milieus teilweise auch Remigration. Man könnte ketznerisch fragen: Ist das einfach nur eine euphemistische Umschreibung für:

¹ Programm für Deutschland. Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum Deutschen Bundestag am 24. September 2017. Kap. 5.2.

² Ebd.

³ Ebd.

Diese Ausländer bitte wieder raus? Zum anderen steht im Wahlprogramm auch: »Führen diese Maßnahmen«, also die Begrenzung der Flüchtlingszahlen, »zum Beispiel durch die Verhinderung von Familiennachzug, nicht mindestens zu einer Null-Zuwanderung, muss ein Gesetz eine absolute Belastungsgrenze definieren, ab deren Erreichen zum Schutz Deutschlands keinerlei Asylbewerber mehr aufgenommen werden.«⁴

Wie man es mit einer christlichen Haltung vereinbaren kann zu sagen, dann darf gar keiner mehr kommen, egal wie geschunden er ist und wie sehr er vom Tode bedroht ist, das erschließt sich mir nicht.

Warken: Sie beschreiben eine Position der AfD, die auf Ausgrenzung setzt, und nicht die universelle Gleichheit betont. Frau Schultner, wie stehen Sie dazu?

Schultner: Diese Erwartungshaltung an Christen, das Elend der Welt im eigenen Land zu klären, ist in dieser Form eine originär deutsche Angelegenheit. Wenn man in alle anderen europäischen Nachbarländer schaut, muss man ja sagen: Nach der Definition unserer großen Kirchen gibt es da nirgends Christen. Im Rest Europas sind die Haltungen der Regierungen uns, also der AfD, nämlich wesentlich näher als dem, was Frau Merkel und die Staatskirchen sagen.

Ich möchte noch einmal betonen, dass wir helfen möchten; aber wir wollen keine Destabilisierung des Landes. Das heißt, man muss auswählen. Vorletztes Jahr habe ich mich sehr darüber geärgert, als Frau Merkel aus dem heute bekannten Grund, einfach schlechte Bilder an der Grenze vermeiden zu wollen, die Grenzen für völlig unkontrollierte Zuwanderung geöffnet hat. Ich habe damals schon gesagt: Es kommen jetzt ganz viele Menschen, die eben nicht von Fassbomben in Syrien bedroht werden, sondern denen es einfach wirtschaftlich schlecht geht. Dass Menschen, denen es wirtschaftlich schlecht geht, in ein reicheres Land gehen, das versteht jeder. Aber gleichzeitig gibt es Menschen, die wirkliche Not haben, die vor Verfolgung aus religiösen Gründen flüchten, die vor Krieg flüchten. Wir müssen da Prioritäten setzen. In dem Moment, wo wir diese völlig unkontrollierte Massenzuwanderung haben und wo wir Hunderttausende in Deutschland haben, die nach Recht und Gesetz abgeschoben werden müssten und es nicht werden, haben wir ein Problem. Und so sagen viele Leute: Ja, wir wollen die Grenzen dichtmachen. Wenn wir als AfD sagen, wir wollen eine Minuszuwanderung, geht es darum, erst einmal diese Abschiebungen, die gesetzlich festgelegt sind, durchzuführen.

⁴ Ebd., Kap. 5.7.

Warken: Herr Bischof Dröge, wir diskutieren jetzt über unterschiedliche Arten von Flüchtlingen und Rechten. Was denkt die Kirche, wenn wir jetzt plötzlich anfangen, diese Unterschiede zu machen?

Dröge: Ich möchte noch einmal darauf eingehen, dass Sie, Frau Schultner, gesagt haben, andere europäische Länder folgen nicht unserer Politik, und wir als Kirche müssten dann sagen, das seien alles keine Christen. Das berührt für mich einen zentralen Aspekt: Es geht ja gar nicht darum, irgendjemandem das Christsein abzusprechen.

Schultner: Sie haben uns das Christentum abgesprochen.

Dröge: Ach?!

Schultner: Ja, sicher. Sie haben gesagt, als Mitglied der AfD könnte man kein Christ sein.

Dröge: Wissen Sie, wer das gesagt hat? Das war eine verzerrende Darstellung von Frau von Storch. Das habe ich nie gesagt. Und jetzt schildere ich Ihnen einmal in aller Ruhe, wie die Kommunikationsstrategie in Ihrer Partei funktioniert: Ich habe einen sehr sachlichen Vortrag, sehr kritisch und sehr sachlich, auf meiner Synode gehalten. Darin habe ich sehr genau differenziert und gesagt: Es ist Christenpflicht, sich kritisch mit den Thesen des Rechtspopulismus auseinanderzusetzen. Was wurde daraus? Es wurde von der Propaganda der AfD – so kann ich das nur nennen – daraus gemacht, es sei Christenpflicht, nicht in der AfD zu sein. Das ist die Art der Kommunikation, einer verzerrenden Kommunikation in der Öffentlichkeit, die ich ständig erlebe, wenn ich versuche, kritisch, aber sachlich mit Rechtspopulisten zu diskutieren.

Deshalb habe ich auch sehr genau das Strategiepapier der AfD gelesen. Ihre Programme habe ich ebenfalls sehr genau gelesen. Im Strategiepapier steht Folgendes, ich lese wörtlich vor: »Die Partei muss [...] ganz bewusst und gezielt immer wieder politisch inkorrekt sein, zu klaren Worten greifen und darf vor sorgfältig geplanten Provokationen nicht zurückschrecken.«⁵ Es geht also um einen geplanten Effekt durch Provokationen.

Zu den Altparteien heißt es: »Je nervöser und je unfairer die Altparteien auf Provokationen reagieren, desto besser. Je mehr sie versuchen, die AfD wegen provokanter Worte oder Aktionen zu stigmatisieren, desto positiver

⁵ AfD – Manifest 2017. Die Strategie der AfD für das Wahljahr 2017, S. 10f. www.talk-republik.de/Rechtspopulismus/docs/03/AfD-Strategie-2017.pdf (zuletzt gesehen am 12.02.2018).

ist das für das Profil der AfD.«⁶, »Viele Wähler gehen noch nicht davon aus, dass die AfD selbst bei einer Regierungsbeteiligung die von ihr angesprochenen Probleme lösen kann.«⁷ und »Es geht für den Wahlerfolg nicht darum, zu den zentralen Themen differenzierte Ausarbeitungen und technisch anspruchsvolle Lösungsmodelle vorzulegen und zu verbreiten, die nur Spezialisten aus der politischen Klasse interessieren, die Wähler aber überfordern. Zu umfassende Antworten bergen die Gefahr, sich in technische Details zu verlieren.«⁸

Warren: Ich glaube, das reicht an dieser Stelle. Wenn Sie Ihren Punkt abschließen, möchte ich natürlich Frau Schultner die Möglichkeit geben, darauf zu antworten.

Dröge: Ich musste das einmal als Zwischenklarheit einbringen. Aus diesem Grunde lehne ich es ab, mit Funktionären der AfD zu diskutieren, weil ich mich für ein solches Schauspiel nicht hergebe. Was ich aber tue, ist, mit einer Schwester im Glauben – ich habe niemandem das Christsein abgesprochen – zu reden. Weil Sie sagen, Sie berufen sich auf das Christentum, ist es meine Pflicht als Bischof, nach den Kriterien zu fragen, wonach Sie denn behaupten, dass das, was Sie politisch vertreten, christlich ist. Deshalb geht es nicht darum, jemandem das Christsein abzusprechen, sondern es geht um glaubwürdiges Christsein. Was ich kritisiere und was ich auch vielen abspreche, die sich in der AfD als Christen meinen engagieren zu müssen, ist, dass das glaubwürdig ist. Ich finde, es ist nicht glaubwürdig, sich in einer solchen Partei als Christ zu engagieren, weil man dort missbraucht wird als Feigenblatt für eine Partei, die im Kern an sich gar kein christliches Menschenbild vertritt. Es steht kein christliches Menschenbild im Parteiprogramm der AfD.

Warren: Frau Schultner, auch an Sie die Frage: Christ sein in der AfD, ist das glaubwürdig?

Schultner: Das, was Sie eben vorgelesen haben, wurde von einem Mitglied der Partei entwickelt. Es wurde diskutiert. Aber ich weiß nicht, wie Sie darauf kommen, es sei ein offizielles Strategiepapier. Das ist falsch.

Dröge: Weil es das offizielle Strategiepapier ist, das im vergangenen Jahr verabschiedet worden ist.

Schultner: Nein, ist es nicht.

⁶ Ebd. S. 11.

⁷ Ebd. S. 10.

⁸ Ebd. S. 9.

Dröge: Natürlich ist es das. Das hat Herr Pazderski⁹ geschrieben, und aus diesem Papier habe ich zitiert.

Schultner: Herr Pazderski hat es geschrieben, aber es ist kein offizielles Papier. Es war ein Vorschlag für den Bundesvorstand.

Dröge: Das stimmt nicht. Ich habe in einem Interview von ihm gelesen, dass er dankbar dafür ist, dass der Bundesparteitag endlich sein Papier verabschiedet hat.¹⁰

Schultner: Das Strategiepapier ist kein offizielles Papier. Darüber hinaus haben Sie eben gesagt, es gebe in unserem Grundsatzprogramm nichts, was christliche Programmatik sei. Nun kann ich keine 90 Seiten vorlesen, auch keine zehn, nur einen Absatz: »Wir setzen uns mit ganzer Kraft dafür ein, unser Land im Geist von Freiheit und Demokratie grundlegend zu erneuern und eben diesen Prinzipien wieder Geltung zu verschaffen. Wir sind offen gegenüber der Welt, wollen aber Deutsche sein und bleiben. Wir wollen die Würde des Menschen, die Familie mit Kindern, unsere abendländische, christliche Kultur, unsere Sprache und Tradition in einem friedlichen, demokratischen und souveränen Nationalstaat des deutschen Volks dauerhaft erhalten.«¹¹ Ich glaube und bin überzeugt, dass es viele Christen gibt, die sich darin wiederfinden. Wir haben eine hervorragende Familienprogrammatik, die sich an der Polarität von Mann und Frau orientiert. Ich weiß, das tut die EKD nicht mehr. Aber viele Christen tun es noch. Für uns sind Familienwerte wichtig. Das heißt nicht, dass es nicht auch andere Kombinationen des Zusammenlebens gibt, die wertvoll sind. Aber als Ideal, gerade auch um Kinder aufzuziehen, ist die traditionelle Familie wichtig. Das sind Dinge, die wichtig sind für Christen. Gender Mainstreaming ist etwas, was zumindest von konservativen Christen sehr kritisch gesehen wird. Ich weiß, auch da ist die EKD anders. Aber es finden sich Christen im Programm der AfD wieder. Es gibt eine ganze Reihe von Punkten, die interessant und wichtig sind für konservative Christen, die sie in anderen Parteien nicht finden.

Warken: Wir haben jetzt einen zweiten Komplex: das Familienbild. Sie werfen gerade vor, dass die genannten Themen nicht mehr den ihnen zukommenden Stellenwert in der christlichen Kirche haben, vor allen Dingen nicht in der

⁹ Georg Pazderski, geb. 1951, seit 2016 Landesvorsitzender der AfD Berlin.

¹⁰ Vgl. www.faz.net/aktuell/politik/inland/bundestagswahl-2017-afd-will-im-wahlkampf-provozieren-14582830.html (zuletzt gesehen am 12.02.2018).

¹¹ Programm für Deutschland. Das Grundsatzprogramm der Alternative für Deutschland, Präambel.

EKD. Bischof Dröge, sind es keine wichtigen Themen mehr oder ist es nur ein Mehr an Themen?

Dröge: Das sind natürlich wichtige Themen. Es ist aber auch überhaupt nicht wahr, dass wir als EKD oder auch dass die katholische Kirche die Familie als eine gute, eine optimale Form des Zusammenlebens nicht stützen. Das steht überhaupt nicht infrage. Deswegen verstehe ich auch nicht, warum die AfD so tut, als müsse eine neue Partei erfunden werden, um diese Werte wieder zu vertreten. Das sind natürlich die Werte, die wir als Kirchen vertreten. Aber wir können selbstverständlich nicht sagen, dass die klassische Familie, wie ich sie ja auch selbst gern lebe – es ist eine wunderbare Lebensform –, die einzig würdige Form ist zu leben. Da sind wir wieder bei der Menschenwürde. Wenn es andere sexuelle Prägungen gibt, dann müssen wir von unserem christlichen Menschenbild her sagen: Wir müssen Formen finden, dass auch Menschen mit einer anderen Prägung die christlichen Werte leben können, die Verantwortung füreinander, die Treue zueinander. Das ist etwas, das im Moment in unserer evangelischen Kirche in sehr verantwortlicher Weise getan wird. Das entspricht ganz genau dem christlichen Menschenbild.

Warken: Frau Bednarz, gibt es Kritikpunkte, die Sie daran nachvollziehen können? Oder sagen Sie, eine zentrale Rolle spielt das Menschenbild und nicht das Familienbild?

Bednarz: Es ist schon so, dass das traditionelle Familienbild ein Thema ist, das gerade für Konservative, insbesondere für konservative Christen, sehr wichtig ist. Gerade beim Thema Abtreibung oder auch sonst beim Lebensschutz, auch bei anderen Themen gibt es im Moment eine Art Repräsentationslücke. Die CDU ist in die Mitte gewandert; gerade das Thema Abtreibung hat da keinen besonders großen Stellenwert, jedenfalls im Moment. Ich verstehe, dass das für konservative Christen ein Problem ist, für mich übrigens auch. Auch ich bin gegen Abtreibung. Aber was die AfD daraus macht, sprengt dann wieder den Rahmen.

In Ziffer 6.2 des Grundsatzprogramms ist die Rede von aktiver Familienpolitik. Da wird eben sozusagen die deutsche Bevölkerungspolitik als Gegensatz zur Massenzuwanderung begriffen. In diesem Zusammenhang werden dann auch die Abtreibungsraten kritisiert. Ich meine, als Christ ist man per se gegen Abtreibung. Ihr Parteiprogramm ist das auch und das steht auch so in der Grundsatzklärung der Christen in der AfD. Nichtsdestotrotz wird es eben im Parteiprogramm mit Bevölkerungspolitik verknüpft. Ich finde, das verbietet sich beim Thema Abtreibung. Zum Familienthema: Es heißt in den AfD-nahen Kreisen immer, die traditionelle Familie wird dadurch bedroht, dass es auch andere Formen von Familie gibt, bei denen diskutiert wird, ob sie rechtlich gleichgestellt werden. Ich sehe nicht, inwieweit auch nur eine

einzig traditionelle Familie bedroht ist, indem man andere gleichstellt. Es wird ja niemandem etwas weggenommen. Zum Gender-Thema: Das kann man kritisch sehen. Auch ich sehe es in manchen Punkten kritisch. Aber was die AfD daraus macht, ist eben wieder übertrieben, wenn von »Gender-Ideologie« geredet wird. Man kann gewiss manches kritisieren, zum Beispiel die Form gegenderter Sprache. Das mit dem Binnen-I mache ich auch nicht. Aber zunächst einmal betrifft Gender Mainstreaming die Gleichstellung von Mann und Frau. Dann gibt es Gender Diversity; da geht es um sexuelle Vielfalt, Abbau von Diskriminierung. Und es gibt die Gender Studies an den Universitäten. Ich habe mit vielen Gender-Professoren gesprochen; das ist ein vielschichtiges Thema. Der AfD gefällt es nicht; es wird zur Ideologie erklärt; es sollen die Gelder entzogen werden, und dann einfach weg damit. Das ist ein illiberaler Ansatz. Die AfD betont immer die Meinungsfreiheit; aber die Dinge, die ihr nicht gefallen, die möchte sie einschränken.

Und falls ich eins am Ende noch sagen darf: Ich möchte eigentlich kein Urteil über die persönlichen Lebensumstände von Menschen treffen, aber es beißt sich ein bisschen, wenn an der Spitze der Partei nun im Bundestagswahlkampf mit Alice Weidel eine Frau steht, die mit einer Frau zusammenlebt und zwei Kinder hat, also wirklich von Antidiskriminierung massiv profitiert, während die AfD aber gleichzeitig ein ganz anderes Familienmodell predigt. Und die AfD hat mit Frauke Petry eine Parteivorsitzende, deren Ehe gescheitert ist – auch darüber möchte ich nicht urteilen. Aber man muss sich fragen, ob man dann unbedingt noch vor der Scheidung in der Zeitschrift Bunte ein Interview geben muss, in dem man sich von seinem Freund mit einem »Sie hat so etwas dämonenhaft Schönes« anschmachten lässt. Das widerspricht meinem traditionellen Familienbild.

Warken: Frau Bednarz, wie stark prägt denn die Ausgrenzung das Programm der AfD und inwiefern kann sie sich als Ansprechpartner für besonders Konservative darstellen, vielleicht auch für besonders konservative Christen?

Bednarz: Es gibt in der Tat diese Repräsentationslücke für Konservative. Die Lucke-Partei ist, wenn man das Programm liest, eigentlich genuin konservativ und kaum rechtspopulistisch. Aber sie ist bedeutungslos, weil die radikale AfD offenbar mehr Leute anspricht. Es waren viele Konservative in der Partei. Viele davon sind mit Bernd Lucke gegangen. Viele, die jetzt in der AfD bleiben, merken, glaube ich, gar nicht, dass sie schleichend Positionen übernehmen, die eben auch den konservativen Rahmen sprengen, die im Kern im Sinn antidemokratischer Haltungen der Weimarer Republik konservativ-revolutionär sind und eben nicht konservativ im Sinn des Konservatismus, wie ihn CDU und CSU geprägt haben. Solche Sprüche hätten Sie von Franz Josef Strauß nie gehört. Um zu verdeutlichen, wie weit dieses völkische Denken geht: Björn Höcke hat sich letztes Jahr auf seiner Facebook-Seite gefragt,

ob die Multikulturalisierung eines gewachsenen Volks ein Genozid im Sinn der UN-Konvention über Völkermord sei. So also wird da gedacht. Dieses Ausschlussverfahren gegen Herrn Höcke wurde initiiert; aber ich bin mir sicher, es wird im Sande verlaufen.¹² Jörg Meuthen hat sich mit Herrn Höcke schon seit über einem Jahr solidarisiert. Alexander Gauland, der Spiritus Rector der AfD, nennt sich offiziell seit Herbst 2015 Freund von Björn Höcke. Eine Distanzierung findet de facto nicht statt. Herr Höcke ist letzten Freitag in Tuttlingen im Wahlkampf eines AfD-Verbands aufgetreten. Ich war vor Ort. Dort sprach er unter anderem von der »verbrauchten, vaterlandslosen Kaste«. Er sagte, der Wahlkampf jetzt zwischen Schulz und Merkel sei nur ein Scheinwettbewerb des Systems.

Warken: Wie kann man Christ in der AfD sein? Dazu haben Sie schon einiges gesagt. Ich würde zuerst einmal umgekehrt fragen: Fühlen Sie sich noch wohl in der evangelischen Kirche?

Schultner: Vor dem Hintergrund, dass es nach meiner Wahrnehmung leider schon sehr lange mehr Politik aus der evangelischen Kirche gibt als Verkündigung des Evangeliums, habe ich bereits im Jahr 2000 die evangelische Landeskirche verlassen und bin seitdem freikirchlich. Um es ganz grundsätzlich zu sagen: Die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen wünsche ich mir sehr, sehr stark; aber ich wünsche, dass sie ihre Kernaufgabe erfüllt. Ihre Kernaufgabe ist, den Menschen das Evangelium zu bringen; ihre Kernaufgabe ist Mission. Das ist etwas, was ich auch ein bisschen an dieser Veranstaltung – ich meine den gesamten Kirchentag – kritisieren muss. Hier findet wahnsinnig viel Politik statt. Ja, ich weiß, jetzt hier auch. Aber den Menschen wird ganz wenig vom Evangelium erzählt. Wir sind in Ostdeutschland, in einer entchristlichten Region, und es wäre die Mammutaufgabe der Kirche – und das müsste auch ihre größte Sorge sein – dass sie Menschen, die das Evangelium nicht kennen und Jesus Christus nicht als Erlöser angenommen haben, die also keine Erlösung finden und nicht die Ewigkeit sehen, das Evangelium näherbringt. Aber sie beschäftigt sich wahnsinnig viel mit Politik, und zwar linkspolitisch. Ich meine, es war sogar jemand aus ihrem Präsidium, der sinngemäß sagte, dass das hier atmosphärisch der Parteitag der Grünen ist. Und das ist ja noch nicht einmal verkehrt. Die evangelische Kirche ist so ein bisschen wie ein Arm der linken politischen Parteien im vorpolitischen Raum. Ich denke, dass das sehr viele konservative Christen so empfinden. Das ist bedauerlich. Viele konservative Christen finden sich in den evangelischen Landeskirchen nicht mehr wieder. Warum? An der Spitze der evangeli-

¹² Das Ausschlussverfahren scheiterte kurze Zeit später mangels mehrheitlicher Unterstützung im Bundesvorstand der AfD, auch weil u. a. Gauland und Meuthen an Höcke festhielten (Anm. d. Hrsg.).

schen Kirche gibt es viele Leute, die einen politischen Hintergrund haben, aber fast nur einen linkspolitischen. Es muss ja keiner aus der AfD sein, aber wählen Sie da doch einmal jemanden, der konservativ ist und aus der CSU kommt. Warum spielen die ganz vorne keine Rolle?

Dröge: Frau Schultner, Sie haben jetzt eine ganze Breitseite gegen die evangelische Kirche gefeuert. Ich versuche jetzt einmal, das so nach und nach abzuarbeiten. Das Erste: Ich verstehe einfach nicht, wie Sie sagen können, dass die evangelische Kirche zu politisch ist, wenn Sie sich mit Ihrem Glauben in der AfD organisieren. Der christliche Glaube hat doch immer auch den Wunsch, die Welt zu gestalten. Diese Welt ist nun einmal so, dass sie, wenn sie gestaltet wird, mit Politik zu tun bekommt. Das heißt, es ist die Verantwortung eines christlich gelebten Lebens, auch in die Politik hinein etwas zu vermitteln. Ich fände es ja wirklich sinnvoll, wenn es ein großes Bedürfnis nach einer noch konservativeren Politik gäbe, solche Positionen dann auch einzubringen. Was aber nicht geht, ist, dass man von der Kirche fordert, sie solle keine Politik machen, wenn sie eine Politik betreibt, die anders ist als die, die man selbst will. Also, keine Politik ist, wenn es meine Politik ist; aber wenn es nicht meine Politik ist, dann ist es eine politisierte Kirche. Also, das geht nicht.

Das Zweite: Immer wieder wird der Vorwurf erhoben, die evangelische Kirche würde keine Mission betreiben. Ich bin ja nun Bischof von Berlin, Brandenburg und der schlesischen Oberlausitz. Dort gibt es Dörfer mit vielleicht noch vier oder fünf Prozent evangelischen Christen. Wir haben in einem Konsultationsprozess festgelegt, dass wir eine Kirche mit Mission sind, dass wir mit unserer Mission vom Evangelium Jesu her in die Gesellschaft hineingehen. Wir beschränken uns nicht nur auf den individuellen Glauben, sondern wir wissen, dass der individuelle Glauben auch immer etwas damit zu tun hat, wie man Verantwortung in der Welt übernimmt. Ich sage Ihnen eins: Wenn man im Gebiet der ehemaligen DDR, also in den neuen Bundesländern, Menschen überhaupt für den christlichen Glauben interessieren will, muss man ihnen zeigen, dass man soziale Verantwortung übernimmt. Denn ihnen wurde in der DDR beigebracht, dass der christliche Glaube erstens unwissenschaftlich ist, so eine Art Aberglauben, zweitens nicht die Welt verändern will, das mache der Sozialismus, und sich drittens nur um das ewige Seelenheil kümmert. Das heißt, wenn Sie Menschen überhaupt ein glaubwürdiges Christsein nahebringen wollen, müssen Sie sich engagieren, in der Diakonie, bei gesellschaftlichen Problemen usw. Wir reißen das eine, den individuellen Glauben, und das andere, den gelebten gesellschaftlichen Glauben, nicht auseinander. Dass Sie das anders machen wollen, ist Ihr gutes Recht; aber dann werfen Sie uns doch bitte nicht vor, wir seien nicht missionarisch.

Schultner: Ich habe mit keinem Wort gesagt, dass sich Christen nicht politisch engagieren sollen. Das ist nicht der Punkt. Es gibt christliche Gruppen in allen möglichen Parteien, es gibt christliche Organisationen. Natürlich sollen sich Christen einbringen, egal ob ihre Meinung jetzt eher konservativ oder liberal oder sozial ist. Das ist gut, das ist sogar sehr gut. Mich stört, wenn Christen vorrangig nur das tun. Sie haben vielleicht dieser Tage auch die Studie gelesen, die besagt, dass es immer mehr Bürger in Deutschland gibt, die die Zuständigkeit der Kirchen mehr in der Vermittlung von Werten sehen als im eigentlichen Evangelisieren. Das würde mich an Ihrer Stelle schockieren, weil – ja, das klingt so unmodern, das klingt so rückwärtsgerichtet – die Frage des Seelenheils tatsächlich am Ende die wichtigste für jeden einzelnen Menschen ist. Es ist völlig in Ordnung, wenn Sie als Teilnehmende hier nachher herausgehen und alles schrecklich fanden, was ich gesagt habe, und das auch alles nicht hören wollen und mir kein Wort glauben. Aber das Wichtigste, was Sie vom Kirchentag mitnehmen müssen, ist, dass Jesus Christus Erlöser ist und dass Sie ihn in Ihrem Leben brauchen und dass Sie ihn dann, wenn Sie ihn nicht in Ihrem Leben haben, sofort in Ihr Leben holen sollten. Sie sollten ihm Ihre Schuld hinlegen, die jeder Einzelne von uns hat: ich, Sie, jeder hier vorne. Sie sollten sich bekehren in Ihrem Glauben. Das ist das Wichtigste, was Sie hier tun können. Sie wissen nie, wie lange Ihr Leben währt; Sie wissen nicht, ob dieser Tag das Ende aller Dinge für Sie ist. Und dann ist das Problem, sich Jesus nicht zugewandt zu haben, viel größer als alle Probleme, die wir hier vorne besprochen haben.

Warken: Ich glaube, das ist einmal etwas, das wir alle unterschreiben können und das wenig mit der AfD zu tun hat. Ich habe immer wieder den Eindruck, dass dort Positionen hochkommen, mit denen Jesus heute nicht einverstanden wäre. Frau Bednarz, wie sehen Sie das?

Bednarz: Ich möchte zunächst einmal sagen, dass ich das alles unterschreibe, was Sie, Frau Schultner, gerade gesagt haben. Man sieht, in dem Moment, in dem die eigenen Positionen aus diesem AfD-Milieu nicht von den Kirchen umgesetzt werden, wird entsprechend reagiert. Es wird dann ganz schnell eine Art Opferhaltung eingenommen, und wird antiklerikal. Das ist im Grunde ein Extremkonservatismus, und es wird erwartet, dass die Kirchen das umsetzen.

Im katholischen Bereich sehen Sie, dass in diesen rechten, christlichen Milieus Papst Franziskus zu einem absoluten Feindbild avanciert ist: der Plapperpapst, der Plauderpapst. Das Gleiche gilt für Kardinal Woelki. Beatrix von Storch hat Kardinal Woelki als »Beamten des Staats« bezeichnet¹³, weil er Thesen vertreten hat, die ihr nicht gefallen. Das geht nicht. Es muss einen

¹³ www.youtube.com/watch?v=jAHIUvIHlU (zuletzt gesehen am 12.02.2018).

gewissen Respekt vor der Geistlichkeit geben. Es ist nicht christlich, über geweihte kirchliche Würdenträger so zu sprechen.

Oder ein anderes Beispiel: Den Slogan »Unser Kreuz hat keine Haken«, den die Kirchen als Protest gegen den Kölner AfD-Parteitag gewählt haben, fand ich zwar auch problematisch, weil wir bei der AfD von Rechtspopulismus und teilweise völkischem Rechtsradikalismus sprechen müssen, aber nicht von Nazis. Diese Nazikeule halte ich für falsch. Die Reaktion des Landesvorsitzenden der AfD Niedersachsen Armin-Paul Hampel, nämlich zum kollektiven Kirchenaustritt aufzufordern, verbietet sich aber. Das ist etwas, was nicht christlich ist.

Warken: In den Publikumsfragen tauchen immer wieder die Begriffe »Furcht« und »berechtigte Sorge« auf, aber gleichzeitig wird auch die Befreiung von Ängsten gefordert. Das sind doch auch religiöse Dimensionen, oder?

Dröge: Wir befinden uns ja gerade im Jahr des Reformationsjubiläums. Wir als evangelische Kirche sagen, und da sind wir uns auch mit den Katholiken inzwischen ziemlich einig, dass das Evangelium, das wir verkünden, immer ein befreiendes Evangelium ist, dass ich die Sorge um mich selbst aufbrechen und Verantwortung für andere übernehmen kann. Das bedeutet natürlich, Ängste ernst zu nehmen. Wenn ich Ängste wahrnehme, habe ich die Freiheit, sehr nüchtern hinzuschauen, welche Fakten diese Ängste bestimmen und wo die Ängste durch mich oder andere übertrieben werden. Da ist für mich die Botschaft für Christen ganz klar: Das Evangelium ist eine Kraft, um Ängste zu verarbeiten, neuen Mut zu gewinnen und sich konstruktiv und verantwortlich in die Gesellschaft hineinzugeben. Das macht es mir auch so schwierig, mit den Positionen des Rechtspopulismus fertigzuwerden.

Paulus sagt sehr schön, was die Grundhaltung von uns Christen ist: Wir setzen uns ein für Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube heißt, Vertrauen wecken. Wie bringen Sie das überein mit so viel Misstrauen gegenüber anderen Menschen, das aus Ihrer Partei heraus geweckt wird? Zur Liebe: Ich habe schon erläutert, dass christliche Liebe bedeutet, den Fremden zu lieben. Wie bringen Sie das zusammen mit den Positionen Ihrer Partei? Und drittens die Hoffnung: Es gehört zum christlichen Glauben, Hoffnung zu machen: Wir werden mit den Problemen, die wir haben, fertig, wenn wir sie uns gemeinsam anschauen und zusammen nach Lösungen suchen. Da kann ich mich doch ganz schlecht in einer Partei engagieren, die ständig Ängste dramatisiert, also ein Bild unserer Gesellschaft zeichnet, das der realen Situation überhaupt nicht angemessen ist – zum Beispiel wenn sie von der Gefährdung des Sozialstaats oder einer Überflutung durch Ausländer spricht.

Ich habe die Gelegenheit gehabt, mehrfach an den Integrationsgipfeln der Bundeskanzlerin teilzunehmen. Da wird vernünftig an den Problemen gearbeitet. Alle gesellschaftlichen Kräfte sind dabei, die Probleme der Flücht-

linge, die zu uns gekommen sind, aufzuarbeiten. Die Integration schreitet voran. Wir könnten eigentlich froh und dankbar sein, wie viel Hoffnung, wie viel Mut, wie viel Möglichkeit in unserer Gesellschaft liegen. Ich kann mir als verantwortlicher Christ nicht vorstellen, dass ich vor diesem Hintergrund bei einer Partei mitmache, die Ängste schürt, Misstrauen sät und Ausgrenzung predigt.

Warken: Frau Schultner, ich gebe die Frage an Sie weiter. Die Befreiung von Angst und das Instrumentalisieren von Ängsten zu einem politischen Zweck: Wie kann man das auflösen?

Schultner: Wir schüren keine Ängste. Schauen Sie doch in die Bevölkerung: Die Menschen haben Angst. Die Menschen haben Angst um die Entwicklung des Sozialstaats, die Menschen haben Angst vor einer Islamisierung.

Wenn Sie sich anschauen, wie die Menschenrechtssituation für Christen in allen muslimischen Staaten ist, dann hat man jeden Grund, Angst zu haben. Schauen Sie mal auf die Kölner Domplatte.¹⁴ Kein Grund für Angst?

Wenn Sie sich anschauen, wo Christen verfolgt werden, dann spricht das eine ziemlich eindeutige Sprache. Schauen Sie sich an, aus welchem Kulturkreis die Menschen kommen, die wir in den letzten anderthalb Jahren aufgenommen haben, und was sich teilweise auch in einigen Flüchtlingsheimen abgespielt hat – die Kirche spielte das, meinem Eindruck nach immer ziemlich herunter, als seien alles Einzelfälle. Ich finde, es gibt leider zu wenig Solidarität der großen Kirchen mit verfolgten Christen, mit den eigenen Brüdern.

Es ist richtig, was Sie über Nächstenliebe gesagt haben. Aber was ist mit der Nächstenliebe zu den eigenen Geschwistern? Es wird in der Bibel angesprochen, dass man sich um die Brüder kümmern soll. Aber wie nah sind uns die Brüder? Da würde ich von den Kirchen mehr erwarten. Wenn Sie sagen: »Ja, wir holen ganz viele Menschen her; wir helfen; wir fühlen uns gut«, ist alles schön. Aber wenn ein Teil dieser Gruppe einfach problematisch ist, muss man doch auch bedenken, was das für Folgen hat. Es scheint aber so, als wenn Kirche und Regierung mit diesen Folgen gar nichts mehr zu tun haben. Der US-Geheimdienst hat gesagt, mit der Flüchtlingswelle sind ein bis zwei Prozent Terroristen gekommen. Das heißt, 98 oder 99 Prozent sind eben keine. Aber wenn Sie von 1,5 Millionen Flüchtlingen ausgehen, reden

¹⁴ In der Silvesternacht am 31.12.2015 kam es in Köln bei Feierlichkeiten rund um Hauptbahnhof und Dom zu Ausschreitungen und massenhaften sexuellen Übergriffen, an denen in größerem Umfang Menschen mit Migrationshintergrund beteiligt waren. Debatten über die Informationspolitik der Polizei, mangelnde Integrationswilligkeit, Geschlechterrollen und die öffentliche Sicherheit prägten im Anschluss den gesellschaftlichen Diskurs und die mediale Berichterstattung (Anm. d. Hrsg.).

wir von mindestens 15.000 Terroristen, wenn nicht von 30.000. Das ist eine Zumutung für die Bevölkerung.

Ja, wir wollen helfen; aber die Regierung hat auch eine Verantwortung für die eigene Bevölkerung. Es sind doch in letzter Zeit aus dieser Gruppe heraus wirklich schlimme Dinge passiert. Was ist damit? Damit will man nichts zu tun haben. Man will nur die schönen Bilder.

Dröge: Natürlich gibt es Ängste, und natürlich muss man Ängste ernst nehmen. Was kann man verantwortlich tun, um gegen die Probleme, die verängstigte Menschen spüren, anzugehen? Natürlich gibt es den islamistischen Terror. Natürlich haben wir alle Angst davor. Natürlich wollen wir nicht, dass in unserem weltweit betrachtet – Gott sei Dank – sehr, sehr friedlichen Land immer mehr davon vorkommt. Was tue ich also? Stelle ich mich hin und predige auch diese Angst noch, ohne real mögliche Lösungen anzubieten? Denn einfach unser Land dichtzumachen, funktioniert ja überhaupt nicht.

Wie gehen wir also besser vor? Ich habe vorgestern mit dem geistlichen Leiter der weltweit größten muslimischen Hochschule, der Al-Azhar-Universität, Großscheich Ahmad al-Tayyeb gesprochen. Der kam hier zum Kirchentag, um sich auf den Weg gen Westen zu machen. Er sagte, die Muslime können nicht allein mit dem Terrorismus fertig werden. Es brauche die Gemeinschaft der Christen, Juden und Muslime, der Religionen, die zusammenkommen, weil sie nach dem Frieden suchen. Wir sind überall im Dialog mit den Muslimen auch dabei, diese Probleme zu besprechen.

Was aber sagt die AfD? Sie sagt, es sollen keine Muslime mehr zu uns kommen, der islamische Religionsunterricht und die islamischen Fakultäten sollen abgeschafft werden. Das ist doch kein Weg. Wir werden doch die Gewalt in unserer Welt nicht dadurch abschaffen, dass wir irgendwelche Mauern aufbauen, sondern dadurch, dass wir diejenigen, die sich für Frieden und Gerechtigkeit einsetzen wollen, aus allen Religionen zusammenholen. Der Papst hat beispielsweise Vertreter der verschiedenen Religionen nach Assisi eingeladen. Was meinen Sie, was für ein konstruktiver Geist da herrscht? Das ist es, was wir unterstützen müssen, um gegen die Gewalt vorzugehen.

Warum sagen Sie auch immer Dinge, die einfach nicht stimmen, beispielsweise, dass wir uns nicht um die Christen in den Flüchtlingsunterkünften kümmern? Ich selbst bin zur Einrichtung am Tempelhofer Feld gegangen, als gesagt wurde, den Christen dort gehe es schlecht. Ich habe mit den Christen gesprochen, ohne die Leitung des Hauses, und habe mir die Probleme angehört. Ich bin mit den vielen syrisch-orthodoxen Gemeinden in Berlin, wo die christlichen Flüchtlinge, die zu uns kommen, hingehen, im Gespräch. Wir tun sehr, sehr viel. Sie aber behaupten immer pauschal, wir würden nichts tun. Das ist doch einfach nicht fair.

Schultner: Aber auch das internationale christliche Hilfswerk Open Doors weist darauf hin, dass sich die Kirchen zu wenig um die verfolgten Christen kümmern.

Warzen: Frau Bednarz, wenn der Bischof sagt, man nehme alle Ängste ernst, nur man dürfe nicht nur darüber sprechen, sondern auch über mögliche Lösungen, ist dann die AfD die Partei, die die richtigen Lösungen hat?

Bednarz: Nein, ich würde sagen, das hat sie nicht; denn die AfD versprüht Kulturpessimismus und bauscht die realen Probleme auf. Das sieht man ganz besonders bei den Themen Islam und Islamismus. Ich glaube, wir sind uns alle einig, dass man den Islamismus aufs Schärfste bekämpfen muss. Das möchten übrigens auch die gemäßigten Muslime. Ich habe gerade vorgestern eine Veranstaltung mit Lamyia Kaddor moderiert, die sich ja auch seit Jahren für Deradikalisierung einsetzt.

Die AfD aber baut den Islam pauschal zu einem Feindbild auf. Sie sagt ja nicht, die Menschen hätten Sorgen vor Islamisierung, also müssen wir etwas gegen diese Sorge tun. Nein, es wird behauptet, wir müssten etwas gegen die Islamisierung tun. Es wird also so getan, als gäbe es die Islamisierung. Frau von Storch benutzt den Begriff. Wir haben de facto sieben Prozent Menschen mit Migrationshintergrund. Dass die ihre eigenen Moscheen haben möchten, dass die vielleicht auch Minarette bauen möchten, das ist ja keine Islamisierung, das ist Ausdruck von Religionsfreiheit. Wie die AfD damit umgeht, sieht man sehr prominent bei Nicolaus Fest, dem AfD-Kandidaten hier in Berlin, für den der Islam ein ganz besonderes Feindbild ist und der bei seiner Vorstellung als Bundestagskandidat im Oktober 2016 gesagt hat, die Muslime seien nun einmal hier; aber man könne eben das Zeigen und das Ausüben der Religion verhindern.

Warzen: Aus dem Publikum kommt die Frage: Wer nimmt meine Angst vor der AfD und ihren Positionen ernst? Können Sie sich vorstellen, Frau Schultner, dass man als Mensch und Christ auch Angst vor Ihren doch sehr klaren, deutlichen Positionen auf der einen Seite, aber radikalen und ausgrenzenden Positionen auf der anderen Seite haben kann? Zum Beispiel, wenn man homosexuell ist und sich nicht angenommen fühlt, wenn man vielleicht als Flüchtling hier unterwegs ist und Sorge hat, dass Sie einem die Integration verweigern, wenn man vielleicht als Frau zwei Kinder allein erzieht und nicht weiß, ob man demnächst weiterhin Unterstützung bekommt, wenn Ihre Partei an der Regierung ist. Der Fragesteller schreibt auch, er sei angegriffen worden, weil er sich links orientiert. Können Sie diese Ängste ernst nehmen, können Sie die verstehen?

Schultner: Bis vor kurzem war es so, dass es ein politisches Spektrum eigentlich nur noch von der Mitte nach links gab. Ich kann mich erinnern, dass ich vor dem Wahlabend in Schleswig-Holstein ein Gespräch mit einem Herrn von der Presse hatte, der mir mit wirklich traurigem Gesicht – es war ansonsten ein nettes Gespräch – sagte, er dachte, wir hätten den Konservatismus überwunden. Er erklärte mir dann, alle Parteien, auch SPD und Grüne, seien im Grunde Mitte bis rechts, nur die Linke sei links; aber die habe ja nun das Problem mit der SED gehabt. Wenn man sich so ein politisches Spektrum wünscht, bei dem Frau Merkel, die bestenfalls in der Mitte steht, der rechte Rand ist, kann ich mir vorstellen, dass es sehr frustrierend ist, dass es eine Partei wie die AfD gibt. Allerdings ist es ein ziemlich undemokratischer Gedanke, wenn Sie sagen, es soll rechts der Mitte keine Parteien geben. Denn natürlich gibt es die politische Mitte, und es gibt ein bürgerliches Spektrum.

Und zur Angst in Bezug auf unser Familienbild: Wenn Sie Kinder fragen, wie sie sich eine Familie vorstellen, dann werden Sie meistens »Mutter und Vater« als Ergebnis bekommen. Als Christen in der AfD sagen wir, die Bibel zeichnet ein ziemlich klares Familienbild. Der Grund, warum es viele konservative Christen gibt, die sich bei der AfD zu Hause fühlen, ist, dass wir Familie klar definieren, wie es andere Parteien nicht tun. Aber selbstverständlich respektieren wir andere Formen des Zusammenlebens.

Warken: Bischof Dröge, wie reagieren Sie auf die Definition, christlich ist ein eher traditionelles Familienbild?

Dröge: Auch da möchte ich gern wieder auf das Reformationsjubiläum zu sprechen kommen. Eine der großen Erkenntnisse Luthers war es ja, die Bibel von ihrer Mitte, von Jesus Christus, her zu lesen. Das ist der rote Faden. Jesus selbst hat sehr deutlich gemacht, worum es ihm geht: Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. Die Aussagen der Bergpredigt sind für ihn zentral, das habe ich vorhin schon entfaltet. Das heißt, ich muss alle, auch innerbiblische Traditionen danach befragen, ob sie einen Menschen befreien und zur Verantwortung befreien. Wenn ich die Bibel nicht mit dieser roten Linie lese, dann rutsche ich in ein wörtliches, unhistorisches Verständnis ab.

Jetzt kann man sich natürlich für ein bestimmtes Familienbild einsetzen. Das tun wir auch. Aber man kann nicht sagen, dieses Familienbild sei das spezifisch christliche. Es geht vielmehr darum, dass man es in den unterschiedlichsten Konstellationen schafft, die Mitte der Schrift, nämlich die Frage, wie befreie ich Menschen dazu, Verantwortung zu übernehmen, herauszuarbeiten. Setzen Sie sich gerne für Ihr Familienbild ein; aber ich verstehe die ganze Polemik nicht, die Sie darum herummachen.

Ich möchte gern noch einmal auf die Barmer Theologische Erklärung eingehen, weil diese Teil der historischen Erfahrung unserer Kirche ist. Sie entstand in einer Zeit, als versucht wurde, völkisches Denken christlich zu be-

gründen. Das ist doch interessant, oder? Die Barmer Theologische Erklärung hat sehr genau festgelegt, dass Jesus Christus der Maßstab ist und dass es keine anderen Mächte, Gewalten und Traditionen oder Sonstiges geben darf, die über diesen Maßstab hinaus Autorität beanspruchen.

Wieso sagen Sie also, Sie vertreten die Kernthemen des Christentums, wenn Sie Stellung zu Homosexualität und zum Familienbild nehmen? Das sind wichtige ethische Lebensgestaltungsthemen, aber das sind nicht die Kernthemen des Evangeliums.

Bei uns ist jeder ordinierte Theologe auf die Barmer Theologische Erklärung verpflichtet. Das ist der theologische Grund, der sich bewährt hat in einer Zeit, wo völkisches Denken christlich begründet werden sollte. Und offensichtlich bewegen wir uns wieder in einer solchen Zeit.

Schultner: Ich finde es spannend, dass Sie auf die Barmer Theologische Erklärung kommen. Ich möchte explizit auf Absatz 5¹⁵ hinweisen, der unterscheidet, was sozusagen der Machtbereich der Kirche und der des Staats ist. Die Kirche bewirkt ganz viel Wertvolles, keine Frage. Aber heute mischen sich gerade die großen Kirchen sehr in die Belange des Staats ein. Ich will nicht sagen, dass es zum Beispiel keinen Fall von Kirchenasyl gibt, der nicht auch berechtigt ist. Aber wir bewegen uns hier in einem Bereich, wo Kirche als *Political Player* agiert, gleichzeitig wird aber ein besonderer Respekt vor der kirchlichen Autorität erwartet, als würde man ein bisschen über dem Recht stehen. Lesen Sie mal These 5 der Barmer Theologischen Erklärung zu Hause genau ...

Dröge: Ich kann sie auswendig.

Schultner: Ich finde nicht, dass das, was da steht, in den Kirchen heute so gelebt wird. Wie gesagt, ich wünsche mir machtvolle Kirchen, aber theologisch machtvolle Kirchen und keinen ergänzenden *Political Player*.

¹⁵ Barmer Theologische Erklärung, These 5: Fürchtet Gott, ehrt den König. (1 Pet 2,17): Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen. Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten. Sie vertraut und gehorcht der Kraft des Wortes, durch das Gott alle Dinge trägt.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne der Staat über seinen besonderen Auftrag hinaus die einzige und totale Ordnung menschlichen Lebens werden und also auch die Bestimmung der Kirche erfüllen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als solle und könne sich die Kirche über ihren besonderen Auftrag hinaus staatliche Art, staatliche Aufgaben und staatliche Würde aneignen und damit selbst zu einem Organ des Staates werden.

Dröge: Dann haben Sie natürlich diese These 5 nur zur Hälfte gelesen, denn in der anderen Hälfte steht, dass die Kirche den Auftrag hat, den Staat an Gottes Gebot und Gerechtigkeit zu erinnern.

Schultner: Aber sie soll nicht gegen Gesetze verstoßen.

Warken: Kann man als Christ überhaupt in diesem Land leben, ohne sich für das Gemeinwohl verantwortlich zu fühlen und Politik immer wieder, auch mit mächtiger Stimme, daran zu erinnern, was der christliche Leitfaden ist? Muss man sich nicht automatisch christlich-politisch verantwortlich fühlen?

Bednarz: Zumindest sollte man sich für sein Umfeld verantwortlich fühlen, und genau das reklamieren ja die Christen in der AfD auch für sich, wenn sie sagen, aus ihrem christlichen Verständnis heraus AfD-Politik betreiben zu wollen. Ich sagte bereits, dass es für mich keine fixe politische Richtung gibt, die dem Christentum entspricht. Es gibt in der SPD Christen, es gibt in der CDU Christen. Aber es gibt eine Grenze, da hat die Barmer Theologische Erklärung natürlich Recht. In dem Moment, in dem Kirchen sehen, dass Positionen vertreten werden, die eben nicht mit einem christlichen Weltbild übereinstimmen, müssen sie dagegen Stellung beziehen.

Was mich an der AfD immer so irritiert, ist dieser frappante Kulturpessimismus und das Wettern gegen den Zeitgeist. In der Bibel steht, wir sollen Salz der Erde und unser Licht leuchten lassen.¹⁶ In den Psalmen steht, man soll sich an Gott erfreuen.¹⁷ Eigentlich ist das doch eine Botschaft, die optimistisch ist und die einen dazu anhalten sollte, etwas Gutes zu tun, anstatt Ängste, die vielleicht vorhanden sind, noch zu verstärken und ein negatives Bild unseres Landes zu zeichnen.

¹⁶ Mt 5,3-16.

¹⁷ Ps 37,4.

Kirchentag in Wittenberg

Dem Volk aufs Maul schauen? Oder lieber nicht?

Der Runde Tisch als Modell für die Gesellschaft?

Vortrag und Gespräch¹ am Samstag, 27. Mai 2017, Exerzierhalle, Lutherstadt Wittenberg

PD Dr. Paula Diehl, Politikwissenschaftlerin und Soziologin, Bielefeld
Dr. Pia Findeiß, Oberbürgermeisterin von Zwickau
Prof. Dr. Dr. h. c. Richard Schröder, Theologe, Berlin

Moderation:

Anna Spangenberg, Aktionsbündnis Brandenburg, Potsdam

Impuls von Richard Schröder

Der Runde Tisch wurde 1989 in Polen erfunden. Er diente dazu, in einer verfahrenen Situation den Übergang von der Diktatur zur Demokratie vorzubereiten. Zur Erinnerung: Nach Streiks in Danzig 1980 musste die kommunistische Staatsführung zunächst die freie Gewerkschaft *Solidarnosc* anerkennen. Auf Drängen der Sowjetunion und der anderen ehemals sozialistischen Länder versuchte die kommunistische Staatsführung aber 1981, durch Verhängung des Kriegsrechts und die Internierung von insgesamt 10.000 Personen, darunter die gesamte Führung von *Solidarnosc*, diese zu zerschlagen. Natürlich wurde *Solidarnosc* umgehend verboten. Aber das Kriegsrecht brachte nicht die erwarteten Erfolge, vor allen Dingen nicht die wirtschaftlichen. Da es weiter zu Preissteigerungen kam, die *Solidarnosc* von der Bevölkerung im Untergrund weiter unterstützt wurde und es 1988 wieder verstärkt zu Streiks kam, wurde der Parteiführung klar, dass sie mit der Führung von *Solidarnosc* ins Benehmen kommen müsste. Die Gewerkschaft war immer noch verboten, aber ohne mit diesen, in der Bevölkerung hoch angesehenen Vertretern, ins Benehmen zu kommen, erwartete man keine Lösungen mehr, die die Bevölkerung akzeptiert.

Die Lösung dieser Aporie war der Runde Tisch. Nach einer Absprache zwischen dem kommunistischen Innenminister General Czesław Kiszczak und dem Führer der Gewerkschaft *Solidarnosc* Lech Walesa wurde der Runde Tisch paritätisch mit Mitgliedern der polnischen Arbeiterpartei und der Op-

¹ Für den Abdruck erstellte Bearbeitung der Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.

position besetzt, plus einige Vertreter der katholischen Kirche. Keine Seite sollte die andere überstimmen können. Es sollte zudem weder ein Präsidium noch einen Präsidenten geben. Der Runde Tisch tagte zwischen 6. Februar und 5. April 1989, also nur wenige Monate, hat aber ganz entscheidende Ergebnisse hervorgebracht: Die Zulassung der Gewerkschaft *Solidarnosc* erfolgte, freie Wahlen wurden vereinbart, ein Mehrparteiensystem wurde zugelassen und unabhängige Gerichte. Für die bevorstehenden Wahlen, die am 4. und 18. Juni 1989 stattfanden, wurde allerdings zum Übergang ein Schlüssel festgelegt: 65 Prozent der Sitze sollten die kommunistische Partei und ihre Blockparteien bekommen, 35 Prozent durch freie Wahlen bestimmt werden.

Die Hoffnung der kommunistischen Partei, dass der bisherige Innenminister zum Ministerpräsidenten gewählt werden würde und auf diese Weise unter veränderten Bedingungen die kommunistische Partei weiterhin stärkste Kraft in der politischen Führung des Landes wäre, hat sich zerschlagen. Er bekam die geforderte Mehrheit nicht, so dass am 13. September 1989 der katholische Publizist Masowietzki zum ersten nicht kommunistischen Ministerpräsidenten in einem der bisher sozialistischen Länder gewählt wurde.

Der Runde Tisch war also keine demokratisch legitimierte Institution, sondern eine für den Ausstieg aus der Ein-Partei-Diktatur. Sie war deshalb von vornherein auch konzipiert als eine Institution des Übergangs, die weder auf Dauer gestellt werden sollte, noch konnte. Das Ergebnis war ein Kompromiss, ein Mittelding zwischen Reform und Revolution, dem beide Seiten zustimmten, weil beide Seiten darin genügend Hoffnung sahen, dass ihre Zukunft gesichert sei, wobei sich die kommunistische Seite allerdings mächtig verschätzt hat. Nachdem es sowohl bei den Streiks als auch während des Kriegsrechts Tote gegeben hat – wir müssen uns nur an die brutale Ermordung des Priesters Popieluszko 1984 erinnern – war es sicher auch im Interesse beider Seiten, es nicht noch einmal zu blutigen Konfrontationen kommen zu lassen, denn die wären nun mehr unter Gorbatschow auch nicht mehr von der Sowjetunion unterstützt oder kommentarlos hingenommen worden.

Wer also denkt, Runde Tische seien ein probates Mittel, eine Diktatur zu beenden, irrt sich. Es kommen notwendige Zusatzbedingungen hinzu. Es muss den Herrschern das Wasser bis zum Hals stehen und die chinesische Option, einfach auf Demonstranten zu schießen, muss sich aus irgendwelchen Gründen verbieten. Nur dann suchen Diktatoren ihre letzte Chance an einem Runden Tisch.

Der Runde Tisch, der im Frühjahr 1989 in Polen tagte, konnte die Entwicklung Polens entscheidend voranbringen. Das haben wir in der DDR natürlich mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Zum 40. Jahrestag skandierten Demonstranten »Gorbi hilf« und »Gorbi« sprach einen Satz, der so übersetzt wurde: »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.« Am 9. Oktober 1989 kapitulierte die Staatsmacht vor der Montagsdemonstration, weil viel mehr

Menschen als erwartet gekommen waren, und am 9. November 1989 ging die Mauer versehentlich auf und alle Hemmungen der Selbstzensur fielen. In dieser Situation haben die oppositionellen Gruppen, die seit September 1989 an die Öffentlichkeit getreten waren, vorgeschlagen, einen Runden Tisch unter Moderation der Kirchen in der DDR einzurichten. Teilnehmer sollten auch hier zu 50 Prozent die Parteien der alten Volkskammer sein und zu 50 Prozent die neuen oppositionellen Gruppen. Die Kirchen luden zum 7. Dezember 1989 in das Bonhoeffer-Haus ein. Egon Krenz, Nachfolger Honeckers als Parteivorsitzender und Staatsratsvorsitzender, lehnte die Einladung zunächst ab. Nicht unter Moderation der Kirche, verlangte er, sondern unter Leitung von Horst Sindermann, dem Volkskammerpräsidenten, sollte der Runde Tisch tagen, und zwar im Gebäude der Volkskammer, und es sollten auch nicht nur die Parteien der alten Volkskammer, sondern auch die Massenorganisationen eingeladen werden, vor allen Dingen der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund (FDGB). Denn die SED hatte mit ihrer Fraktion in der Volkskammer gar nicht die Mehrheit, sondern nur gemeinsam mit den SED-Mitgliedern in den sogenannten gesellschaftlichen Organisationen: FDGB, Demokratischer Frauenbund Deutschlands, Freie Deutsche Jugend (FDJ), Kulturbund.

Ich berichte das, damit Sie sehen, dass es bei jedem Schritt immer auch um Machtverhältnisse ging und um die Macht, die die SED zunächst nicht und dann nur scheinbar abgegeben hat. Egon Krenz konnte sich nicht durchsetzen, weil bereits im November 1989 zwei der Blockparteien, die beiden größten übrigens, die Ost-CDU und die Ost-Liberalen, auf Distanz zur SED gingen und sich, obwohl bisher gehorsame Blockparteien, nun als Alternative zur SED artikulieren wollten. Am 7. Dezember 1989 also konstituierte sich der Runde Tisch im Bonhoeffer-Haus.

Eingeladen waren dann doch nur die Parteien der Volkskammer und Vertreter der Oppositionellen. Darauf stellten sich Vertreter des FDGB vor das Tagungsgebäude und riefen so lange »Wir sind das Volk!«, bis ihre Vertreter in den Saal eingelassen wurden. Um die Parität wieder herzustellen, wurden nun auch genauso viele Vertreter zweier weiterer oppositioneller Gruppen einbezogen. Weiteren Interessenten, die sich natürlich meldeten, wurde dann nur noch der Beobachterstatus eingeräumt, sonst wäre der Runde Tisch durch die Masse der Mitglieder am Ende handlungsunfähig geworden.

Das Prinzip »Jeder, der will, ist willkommen« ist bei einem Runden Tisch nicht durchführbar. Um die Handlungsfähigkeit zu sichern, muss man darauf achten, dass er nicht zu groß wird.

An diesem Vorgang mit dem FDGB ist bemerkenswert, dass er den ersten Fall des Missbrauchs der Losung »Wir sind das Volk!« darstellt. Am 9. Oktober 1989 hatten die Leipziger Montagsdemonstranten »Wir sind das Volk!« gerufen. Damit widersprachen sie einem Artikel in der Leipziger Volkszeitung, in dem es hieß, dass Rowdys und Konterrevolutionäre die öffent-

liche Ordnung Leipzigs gestört haben. Die Demonstranten sagten: »Wir sind (keine Rowdys, sondern) das Volk! (Wir möchten ernst genommen werden.)« Der FDGB dagegen missbrauchte die Losung und gab ihr die Bedeutung: »Mein Wille geschehe.« Das ist nun aber tyrannisch und nicht demokratisch. Wenn in den letzten Jahren Pegida und Geistesverwandte sich diese Losung: »Wir sind das Volk!« zu eigen gemacht haben auf ihren Demonstrationen, dann haben sie den Satz nicht im Sinn vom 9. Oktober 1989, sondern im Sinn des FDGB gebraucht.

Zurück zum Runden Tisch. Er tagte zwischen 7. Dezember 1989 und 12. März 1990 sechzehnmal. Mit den ersten freien Volkskammerwahlen am 18. März 1990 endete seine Funktion und Legitimation. Bei der ersten Sitzung am 7. Dezember 1989 formulierte der Runde Tisch sein Selbstverständnis. Daraus zitierte ich: »Sie fordern die Offenlegung der ökologischen, wirtschaftlichen, finanziellen Situation in unserem Land. Sie wollen keine parlamentarischen oder Regierungsfunktionen ausüben. Sie wollen aber vor wichtigen Entscheidungen der Volkskammer und der Regierung einbezogen werden.«² Der Runde Tisch versteht sich wörtlich als »Bestandteil der öffentlichen Kontrolle«³. Das ist wichtig, sich klarzumachen. Der Anspruch war nicht, Regierung zu ersetzen oder der Regierung Vorschriften zu machen. Der Anspruch war auch nicht, an die Stelle des Parlaments zu treten, sondern der Anspruch war, für eine Übergangszeit einbezogen zu werden, im Interesse einer Offenlegung der Probleme und Vorhaben. Das erste große Thema war die Forderung, den Staatssicherheitsdienst ersatzlos aufzulösen. Der neue Ministerpräsident Hans Modrow ist mit einigen Versuchen, die Stasi unter neuem Namen zu retten, dann tatsächlich am 12. Januar 1990 gescheitert. Darauf hat er die Strategie gewechselt und die oppositionellen Gruppen am Runden Tisch aufgefordert, Minister ohne Geschäftsbereiche seiner Regierung zu entsenden. Ende Januar einigte man sich dann tatsächlich darauf, solche Minister ohne Geschäftsbereiche aufzunehmen. Außerdem wurde der Wahltermin der ersten freien Wahlen für die Volkskammer vom ursprünglich 6. Mai 1990 auf den 18. März 1990 vorverlegt.

Die Konstellation am Runden Tisch hat sich in der Zeit seines Bestehens stark verändert. Das 50/50 war im Grunde schon bei der ersten Sitzung problematisch geworden weil, wie gesagt, zwei Parteien aus der Volkskammerfraktion eine Mittelposition suchten, so dass eigentlich nicht mehr zwei, sondern drei Gruppen zu unterscheiden waren: die SED, abtrünnige Blockparteien und die Opposition. Je stärker die Möglichkeit einer Vereinigung beider deutschen Staaten in den Vordergrund rückte, umso stärker wurde nun außerdem das Interesse an Partnerschaften zu westlichen Partei-

² Vgl. <http://www.ddr89.de/zrt/ZRT.html> (zuletzt gesehen am 30.01. 2018).

³ Vgl. https://www.bundesregierung.de/Content/DE/Artikel/2014_Deutsche_Einheit/1989-12-07-runder-tisch.html (zuletzt gesehen am 30.01. 2018).

en. Es entstanden im Blick auf den bevorstehenden Wahlkampf zwei Lager, die mit dem ursprünglichen 50/50 gar nicht mehr viel zu tun hatten, nämlich diejenigen Parteien, die Unterstützung von westlichen Schwesterparteien erwarteten, und solche, die keine hatten. Mit dem Eintritt der Vertreter, der oppositionellen Gruppen in der Regierung Modrow, war dann der ursprüngliche Gegensatz, auf den das 50/50 bezogen war, hinfällig. Neben Auflösung der Stasi und den vorgezogenen Wahlterminen war das dritte große Thema eine neue Verfassung. Ich habe eine zeitlang in der Verfassungskommission des Runden Tisches mitgearbeitet. Die Arbeit an einer neuen Verfassung der DDR war deshalb schwierig, weil in der DDR Verfassungsfragen nur in der Perspektive des sozialistischen Verfassungsdenkens behandelt zu werden pflegten. Es gab keine Fachleute für das Verfassungsrecht, auf die man sich hätte beziehen können. Zur letzten Sitzung des Runden Tisches konnte die Kommission lediglich einen Grundrechtskatalog vorlegen, keinen vollständigen Verfassungstext. Eine vom Runden Tisch verabschiedete Verfassung des Runden Tisches hat es so nicht gegeben, sondern es hat, nach dem Ende der Periode des Runden Tisches, eine Kommission auf eigene Rechnung und eigene Verantwortung die Verfassung geschrieben, die dann als Verfassung des Runden Tisches vorgestellt worden ist. Die SPD hat damals die Auffassung vertreten, sobald es eine frei gewählte Volkskammer gibt, ist diese für die Verfassungsfrage zuständig und nicht mehr das Provisorium des Runden Tisches. Vertreter der Bürgerbewegung haben erklärt, sie als die Revolutionäre des Herbstes 1989 hätten das Recht, dem Volk einen Verfassungsentwurf vorzulegen aufgrund ihrer Verdienste. Ich habe damals gesagt, dass Entscheidungsbefugnis durch Verdienst aristokratisch ist, aber nicht demokratisch. In der Demokratie werden nur diejenigen Verdienste relevant, die die Wähler in der Wahlkabine honorieren.

Ich merke noch an, dass außer dem zentralen Runden Tisch in Berlin landesweit auf Bezirksebene, Kreisebene, in den Kommunen, manchmal bis in die Dörfer Runde Tische konstituiert wurden. Meistens unter Moderation von Pfarrern, weil beide Seiten ihnen zutrauten, dass sie die Aufgabe einer Moderation fair und unparteiisch übernehmen. Dass eine bis an die Zähne bewaffnete Partei, die jahrzehntlang den Kampf um die Macht gepredigt hat, ohne Blutvergießen abgetreten ist, dazu haben auch die vielen Runden Tische ganz Erhebliches beigetragen. Jedoch die Erwartung, dass wir im Runden Tisch ein Instrument haben, das jederzeit die Demokratie beflügeln könne, möchte ich etwas dämpfen.

Erstens sind Runde Tische keine demokratischen Institutionen. Zweitens können sie deshalb auch in einer Demokratie keine Entscheidungsbefugnis erlangen, denn Entscheidungsbefugnis wird in einer Demokratie nur durch Wahlen oder aufgrund der Berufung durch Gewählte erlangt. Trotzdem gibt es drittens einen Bereich, in dem auch in der Demokratie Runde Tische sinnvoll sind. Wenn ein neues Problem auftaucht, das noch keinen Namen hat, es

noch keine Erfahrungen im Umgang mit dem Problem gibt und viele davon betroffen sind, dann ist ein Runder Tisch hilfreich. In einer konfusem Situation, in der womöglich auch die Entscheidungsträger in Parlament und Regierung nicht über hinreichende Informationen verfügen, ist ein Runder Tisch im Vorfeld von Aktivitäten der Entscheidungsträger und zur Vorbereitung von Entscheidungen sehr hilfreich. Immer aber gilt, Runde Tische haben nur dann Erfolg, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kompromissbereit sind. Das ist bei großen und heißen Konflikten aber leider fast nie der Fall. Und es wird immer schwierig, wenn das Ergebnis mit Geld zu tun hat, das jemand bekommen will oder nicht bekommen soll. Dann ist es schwierig, sachlich zu bleiben und den Umfang an gutem Willen aufzubringen, der für das Gelingen dieser sanften Einrichtung notwendig ist.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Pia Findeiß: »Dem Volk aufs Maul schauen? Oder lieber nicht?« Ich bin der Meinung, dass man dem Volk aufs Maul schauen sollte. Für die Zeit, für die ich gewählt bin, das sind in Sachsen sieben Jahre, möchte ich wissen: Was denken meine Bürger? Wie stehen sie zu bestimmten Dingen? Es muss nicht unbedingt ein Runder Tisch sein, um mit den Bürgern ins Gespräch zu kommen. Ich wähle gern die Form von Einwohnerversammlungen, von denen ich im Jahr zwischen sechs und zehn durchführe. Dazu kommt etwas Neues, das nennt sich bei uns Stadtspaziergang, da laufe ich mit Bürgern durch Stadtteile. Wir berichten über die Entwicklung im Stadtgebiet, was wir vorhaben, was noch nicht geklärt werden kann. Die Bürger bringen auch ihre Anliegen an.

In der Situation, in der wir uns jetzt befinden, also mit einem gewählten Stadtrat und einer Oberbürgermeisterin, glaube ich, dass ein Runder Tisch nicht notwendig ist. Aber Bürgermeinungen einholen – das ist schon notwendig. Ich war vor einem halben Jahr in Dresden eingeladen zu einer Veranstaltung, die der Ministerpräsident durchgeführt hat; da ging es um das Thema: Bürger entscheide! Wir hatten bei uns einen Bürgerentscheid zum Thema »Krankenhausverkauf: ja oder nein?«. Ich war damals nicht Oberbürgermeisterin, sondern Bürgermeisterin. Ich hatte gedacht, dass die finanzielle Situation der Stadt schlecht ist und sich die medizinische Versorgung nicht verschlechtert, wenn wir das Krankenhaus für viele Millionen verkaufen; aber wir hätten das Geld in der Stadtkasse. Aber die Bevölkerung hat das mit 80 Prozent anders gesehen. Damit war klar, dass das Krankenhaus in Trägerschaft der Stadt bleibt. Nach über zehn Jahre muss ich jetzt sagen, dass es eine kluge Entscheidung des Volks war. Also bei solchen Dingen, wichtigen und grundlegenden, die eine Stadtgesellschaft betreffen, ist es schon wichtig, nicht nur den Stadtrat zu fragen, sondern auch die Bürger.

Anna Spangenberg: Es gibt bei Bürgerbeteiligung nicht nur Diskussion und Bürgermeinung, sondern diese kann auch in Gewaltbereitschaft umschlagen.

Findeiß: Ja, hierzu nenne ich zwei Beispiele: Im Herbst 2014 skandierten vor meinem Haus in Zwickau ungefähr 15 Personen: »Wir sind das Volk!« – also *du* nicht; wir wissen jetzt, wo du wohnst, und du wirst erleben, dass wir das Volk sind. Das andere Beispiel passierte im vergangenen Jahr: Zum 1. Mai brüllten während der DGB-Kundgebung, Heiko Maas hatte gesprochen, etwa 80 Leute: »Wir sind das Volk!« Dabei sind sie immer näher an die Bühne gekommen; da hatte ich schon das Gefühl, dass sie zum Ausdruck gebracht haben: Ihr seid die da oben, die Etablierten und die wollen wir nicht, wir sind das Volk und wir wollen bestimmen, was gemacht wird. Das war auch beängstigend. Es war wenig Polizei da, weil die Polizei sich auf eine andere Stadt konzentriert hatte, wo eine NPD-Kundgebung angekündigt war, und ich hatte Angst. Ich glaube auch, dass der Bundesjustizminister Angst hatte, obwohl er gesagt hat: »Wir ziehen das Ding durch.« Er wollte auch noch den Rundgang machen, hat er dann aber nicht, weil die Sicherheitsleute ihm abgeraten hatten. Wir sind beim Stadtspaziergang gewalttätig angegangen worden, das ist auch bundesweit in den Medien gewesen.

Aber was sich mir dort gezeigt hat, ist, wenn eine Mehrheit da ist, die für Demokratie eintritt, dann werden die Gewaltbereiten leiser, die Schreier werden leiser. Sie sind nur laut, wenn sie sich in der Mehrheit fühlen oder wenn sie unbeobachtet sind oder anonym. Sobald sie in der Öffentlichkeit stehen und die Mehrheit deutlich macht, dass sie zwar nicht alle einer Meinung sind, aber doch die Meinung der Oberbürgermeisterin einmal hören wollen und sich austauschen. Wenn die Mehrheit so denkt, dann sind die Gewaltbereiten zurückgedrängt und können nicht mehr aggressiv werden. Das habe ich in den folgenden Stadtspaziergängen erlebt, zu denen die demokratischen Kräfte auch kommen, um mich zu unterstützen und zu zeigen: Wir sind da, wir wollen den demokratischen Dialog und wir wollen nicht, dass wir hier gestört werden. Das hat sich gut entwickelt.

Spangenberg: Frau Diehl, was Frau Findeiß sagte, die Polarisierung der Gesellschaft durch extreme Meinungen, das beobachten wir ja nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Politikerinnen und Politiker und auch Parteien satteln auf den rechten Diskurs oder auf den rechtspopulistischen Diskurs auf, weil sie meinen, dort Wählerinnen und Wähler einzufangen, zurückzubekommen. Wie gefährlich schätzen Sie das ein?

Paula Diehl: Ich schätze dies als sehr gefährlich ein. Ich fand das Beispiel sehr einleuchtend, weil der Satz: »Wir sind das Volk!« an sich kein rechtsextremistischer ist. Das ist ein durchaus demokratischer Satz, aber die Verwendung in Kombination mit dieser Bedrohung verleiht ihm eine ganz andere Bedeu-

tung. Wir müssen sehen, wie sich Symbole und Begriffe hin zu einer Radikalisierung der Gesellschaft verwandeln. Bürgerinnen und Bürger, die sich wehren, Politiker und Politikerinnen, aber auch die Medien, sind dafür verantwortlich, immer wieder daran zu erinnern, dass wir in einer Demokratie leben und welches die Prinzipien der Demokratie sind. Nun, die Demokratie ist die einzige Regierungsform, die sich selbst abschaffen kann, und das heißt, dass wir von Bürgern und Bürgerinnen abhängig sind und von den politischen Akteuren.

Wir haben eine Zensur mit der Sarrazin-Debatte erlebt: Auf einmal wurden Dinge in die Öffentlichkeit geworfen, als ob sie normal wären; als ob es ganz normal wäre zu sagen, dass es Menschen gibt, die minderwertig sind, Asoziale oder Türken, die sowieso nur dazu taugen, sagte Sarrazin in einem Interview, »Gemüse zu verkaufen«.⁴ Die Sarrazin-Debatte war hoch emotional und hat viele Tabus gebrochen. Das wurde in den Medien und vor allem in Talkshows vermarktet. Dabei hätte man eine Diskussion gebraucht, die auf das Problem zeigt: Da passiert etwas Außergewöhnliches in unserer Kultur. Aber wie gehen wir damit um? Was bedeutet das? Wenn niemand mehr darauf hinweist, dass es sich um anti-demokratische Parolen handelt, dann ist das ein erster Schritt in Richtung Normalisierung von antidemokratischem Denken.

Spangenberg: Sie sprechen von Normalisierung. Die Ergebnisse der Mitte-Studie sprechen von einem anhaltenden, starken Demokratiemisstrauen. Herr Schröder, was hat sich in den letzten Jahren geändert?

Richard Schröder: Wenn man die Menschen 2007 gefragt hat: »Halten Sie die Demokratie für die beste Staatsform?«, erhielt man auch im Osten eine recht hohe Zustimmung. Wenn man aber gefragt hat: »Sind Sie mit der Demokratie in Deutschland zufrieden?«, kam eine viel niedrigere Zustimmungsrate. Wenn man damals gefragt hat: »Was passt dir denn nicht an der Demokratie in Deutschland?«, dann haben sie zum Beispiel gesagt: »Die hohe Arbeitslosigkeit«, als wäre die Demokratie eine Staatsform mit hoher Arbeitslosigkeit. Man müsste testen, ob es im Osten immer noch eine Rolle spielt, dass man aus der DDR-Zeit gewöhnt war, dass es zwei Systeme gibt: Kapitalismus und Sozialismus. Diese beiden Systeme hat man genommen und darunter alles verstanden, was in dem Land geschieht, ob es die Wirtschaft ist oder die Bildungspolitik, so dass man dieses »Ich bin mit der Demokratie in Deutschland oder im Osten Deutschlands unzufrieden« auch so formulieren

⁴ Thilo Sarrazin im Interview mit dem Magazin Lettre International, Nr. 86 vom 1. 10. 2009, Seite 197-201: »Eine große Zahl an Arabern und Türken in dieser Stadt hat keine produktive Funktion, außer für den Obst- und Gemüsehandel, und es wird sich vermutlich auch keine Perspektive entwickeln.«

könnte: »Ich bin mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen im Ganzen unzufrieden.« Mein Verdacht ist, dass man das Wort Kapitalismus durch Demokratie ersetzt hat und so zu einem holistischen Urteil kommt.

Es gibt da ein nicht exakt platziertes Unsicherheitsgefühl, das im Osten schnell ausgelöst wird, nach dem Motto: »Wir haben schon einmal einen radikalen Wandel erlebt, der uns viel Schweiß und Tränen gekostet hat. Das wollen wir jetzt nicht noch einmal.« Ich plädiere dafür, dass man solche Antworten nicht zu schnell als Liebe zum Rechtsextremismus deutet, sondern bedenkt, dass ein Teil derer, die so reden, nicht in der Lage sind, ihre Kritik exakter zu artikulieren. Das führt allerdings im Endeffekt tatsächlich, und das ist gefährlich, zu einer Politikverdrossenheit.

Diehl: Wir stellen in der Soziologie und in der Politikwissenschaft zwei Phänomene fest: Das erste Phänomen ist tatsächlich die Zunahme von Ungleichheiten. Diese betrifft nicht nur Ostdeutschland, sondern diese gibt es weltweit.

Die andere Sache kommt eher von der Politikwissenschaft, das ist die Krise der politischen Repräsentation. Bei einer Krise der Repräsentation gibt es genau dieses Misstrauen gegenüber den politischen Repräsentanten und den politischen Institutionen. Da gibt es ein paar Faktoren, die schwer umzukehren sind, zum Beispiel den Schwund von Mitgliedern der Parteien. Früher waren die Parteien genau der Ort, an dem sich Bürger und Bürgerinnen artikulieren und zu einem Repräsentationssystem kommen konnten. Diese Parteien sind seit den Achtzigerjahren in die Krise geraten, weil die Wirtschaft sich verändert hat und die sozialen Milieus nicht mehr stabil sind. Das funktioniert nicht mehr wie früher. Ich glaube, wir sind gerade in einer Situation, wo neue Formen der Repräsentation ausprobiert werden, aber wir noch keine Lösungen haben.

Dann gibt es ein Problem, das in der Politikwissenschaft Postdemokratie genannt wird, das heißt, dass die politischen Institutionen nach wie vor funktionieren, aber nicht mehr im Interesse der Bürger und Bürgerinnen arbeiten. Eins der Hauptprobleme dafür sieht Colin Crouch, ein Politologe aus England, im Lobbyismus. Auf Bundesebene hat man festgestellt, dass die überwiegende Mehrheit der Treffen von Parlamentsmitgliedern und Regierungen mit Lobbyisten mit solchen aus der Wirtschaft stattfanden.

Frage aus dem Publikum: Ich bin am Begriff der Postdemokratie hängen geblieben: Was motiviert Menschen zum politischen Engagement? Ich beobachte, dass eine gewisse Distanz zur Politik möglicherweise aus einer wenig vorhandenen Gesprächsbasis zwischen allen resultiert. Ich denke, dass Menschen unmittelbar an demokratischen Entscheidungsprozessen beteiligt werden wollen. Der Runde Tisch wäre nicht zur Entscheidungsfindung geeignet, sondern einfach zum Austausch im Gespräch.

Schröder: Wenn Menschen Interesse daran haben, sich politisch auszutauschen, ist es ja nicht so, als ob man etwas neu erfinden müsste. Sie könnten das in einer örtlichen Parteiversammlung haben, obwohl meine Erfahrungen diesbezüglich sind, dass es dort immer nur um die Kommunalpolitik geht. Ich glaube nicht, dass man eine Bewegung von Runden Tischen ins Leben rufen kann, wenn es nicht einen plausiblen Grund gibt, dass das jetzt sein muss. Ich habe es vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt, aber dieser Runde Tisch über die Heimerziehung in den Sechziger- und Siebzigerjahren war für mich ein gutes Beispiel dafür, wie in einer Demokratie ein Runder Tisch plausibel und erfolgreich sein kann. Aber es muss jemand kommen, der die Frage hat, die zum Anlass wird, Leute zusammenzurufen, die dazu etwas zu sagen haben.

Es taucht aber folgende Schwierigkeit auf: Die Probleme werden immer komplexer. Die Informationsmöglichkeiten werden immer besser, aber es ist zeitaufwendig. Das Zauberwort ist: Komplexitätsreduktion. Wenn die Dinge zu kompliziert werden und ich nicht hinterherkomme, mich kundig zu machen, was mache ich dann? Ich vereinfache die Dinge. Die Populisten sind dann diejenigen, die dieses Gefühl der Überforderung für sich ausbeuten. Stammtische wären gar nicht so schlecht, wenn man dort sagen würde: »Heute wollen wir mal über die Flüchtlingsfrage reden.« Das muss ja nicht irgendeinen Zweck haben, aber wenn zwei, drei, vier darüber reden, erhält man schon eine Fülle von Gesichtspunkten, die der Einzelne nicht hatte.

Im Westen ist die Bereitschaft, sich in einer Partei zu engagieren, dreimal so hoch wie im Osten; sie geht aber auch im Westen zurück. Woran liegt das? Ich nehme an, es kommt daher, dass es im Westen früher die Milieubindung gab. Familien wählten immer dieselben Parteien. Solche Milieubindungen hat es im Osten nie gegeben. Deswegen wechseln die Wähler im Osten viel leichter die Partei bei der nächsten Wahl. Ich sage das, um der Behauptung zu widersprechen, der Westen ticke richtig und der Osten verkehrt. Viele Probleme treten im Osten verschärft auf, aber wir sollten sie deshalb nicht zu Ostproblemen erklären, sondern zu Problemen, die im Osten verschärft auftreten. Das ist ein Unterschied.

Diehl: Es ist auch ein Problem, das mit der Krise der politischen Repräsentation, mit den Ungleichheiten und den postdemokratischen Symptomen zusammenhängt. Die Frage ist jetzt: Wie gehen wir damit um? Ich glaube, das bedarf der Bereitschaft, sowohl von der Politik als auch von der Zivilgesellschaft, neue Repräsentations- und Partizipationsmöglichkeiten herauszufinden. Man weiß dazu jetzt, dass das Verhalten von Jugendlichen nicht unbedingt apolitisch ist. Es gab eine große Studie über politisches Verhalten von Menschen zwischen 16 und 25 Jahren in den USA. Hier wurde herausgefunden, dass es ist nicht so ist, dass diese Leute apolitisch sind; aber sie interessieren sich weder für Parteien noch für institutionelle Themen. Sie interes-

sieren sich für Minderheiten, sie interessieren sich für Ökologie. Die Themen scheinen sich gewandelt zu haben. Wie kriegen wir die Leute dazu mitzumachen? Dafür brauchen wir neue Formate.

Was ist die Motivation für ein politisches Engagement? Ich glaube, es motiviert, wenn man eine Wirkung beobachten kann. Ich hatte viele kleine Vorträge in unterschiedlichen Orten und es war auffallend, dass die Leute, die zu Themen wie Populismus, Rechtspopulismus gekommen sind, große Lust verspürten, selbst etwas zu machen. Ich glaube, es gibt innerhalb der deutschen Bevölkerung doch eine große Bereitschaft, mitzumachen und politisch aktiv zu werden. Es ist jetzt die Frage, in welche Richtung wir gehen. Gehen wir Richtung themengebundenes Engagement für Veränderung im Internet oder in Richtung partizipatives Budget, wo über ein Teil der kommunalen Ausgaben direkt von der Bevölkerung entschieden wird, oder gehen wir auf die Delegationen von zivilgesellschaftlichen Repräsentanten in Gremien? Es gibt viele Möglichkeiten der politischen Teilnahme und wir sollten ein bisschen ausprobieren, denn so, wie die Parteiensysteme konzipiert sind, scheinen sie im Moment nicht mehr richtig zu funktionieren.

Frage aus dem Publikum: Was motiviert Sie in Ihrem Engagement für Demokratie? Was motiviert Sie persönlich, sich für Demokratie einzusetzen?

Schröder: Mein Einsatz besteht darin, dass ich öfter zu politischen Themen Zeitungsartikel schreibe. Man hat mir nachgesagt, ich könne ganz gut schwierige Sachen verständlich rüberbringen. Mein persönlicher Anteil ist, dass bestimmte Probleme besser verstanden werden.

Findeiß: Ich bin 2015 gefragt worden: Warum treten Sie nochmals an? Ich habe das Alter aufzuhören. Doch ich habe gesagt, ich bin gerne Oberbürgermeisterin unserer Stadt und habe Gestaltungsspielraum, den ich nutzen kann. Den Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern habe ich dort am besten.

Kirchentage auf dem Weg

500 Jahre Reformation

Wann ist Zeit für Neues?

Julia Junge, Referentin des Deutschen Evangelischen Kirchentages für die Kirchentage auf dem Weg, Bremen
Dr. Ellen Ueberschär, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

Die Kirchentage auf dem Weg waren Kleinodien des Reformationsjubiläums, die zeitgleich in Dessau-Roßlau, Erfurt, Halle – Eisleben, Jena – Weimar, Leipzig und Magdeburg gefeiert wurden. Gemeinsam mit dem Kirchentag in Berlin bildeten sie Stationen auf dem Weg zum großen Festgottesdienst in den Elbauen vor der Kulisse der Lutherstadt Wittenberg.

Sie rückten Mitteldeutschland als Ursprungsland der Reformation mit seinen authentischen Lutherorten und zeitaktuellen Themen in den Mittelpunkt. Sie griffen Bewährtes, auch aus der DDR-Kirchentagstradition, auf und experimentierten mit neuen Veranstaltungsformen: Tischmahle, Kaffeetafeln, offene Häuser, spirituelle Wasserwege, öffentliche Inszenierungen, Kneipengespräche, Pilgerwege und Twittergottesdienste.

Jeder dieser Kirchentage auf dem Weg war einzigartig. Sie waren miteinander verbunden durch die Losung »Du siehst mich«, durch gemeinsame Bibeltexte und ökumenische Gottesdienste.

Anders als beim Kirchentag lag die Vorbereitung fast ausschließlich in regionaler Hand: Kirche, Kultur und Kommune kooperierten. Mit einem zentralen kommunalen Steuerungskreis, Programmausschuss genannt, wurde in 60 Arbeitsgruppen mit sehr viel Engagement ein Programm vorbereitet, das Reformation lebendig werden ließ, das gesellschaftliche Gegenwart hinterfragte und Mut machte für die Zukunft.

Dessau-Roßlau, in direkter Nachbarschaft zu Wittenberg, stellte sein Programm unter ein Zitat des jüdischen Aufklärers Moses Mendelssohn: »Forschen. Lieben. Wollen. Tun«. Interreligiöser Dialog, Bauhaus, Stadtentwicklung, Nachhaltigkeit, Theater und Musik, ein »Anhaltmahl« entlang der Zerbster Straße und die Weiten des Wörlitzer Gartenreichs prägten diesen Kirchentag auf dem Weg. Der Vortrag von Ernst-Joachim Waschke zu Toleranz und Intoleranz im biblisch-theologischen Kontext schließt exemplarisch an die zentralen Begriffe dieses Kirchentagsprogramms an.

In der thüringischen Landeshauptstadt Erfurt standen unter dem Motto »Licht auf Luther« die Wurzeln des bekanntesten Reformators im Zentrum.

Was bedeutet es heute, evangelisch zu sein, in einer säkularen und stark entkirchlichten Gesellschaft, ökumenisch verbunden und im jüdisch-christlichen Dialog? Drängende Fragen, wie das Zusammenleben in einer interkulturellen Gesellschaft gelingen kann, wurden verbunden mit ungewöhnlichen Formaten – bei Speis und Trank zum Beispiel auf dem geschichtsträchtigen Domplatz. Welche Spiritualität spricht heute Menschen an? Der Pilgerweg von Stotternheim, das Herzensgebet in der Augustinerkirche und die Spuren Meister Eckharts in der Predigerkirche gaben lebendige Antworten.

Halle und Eisleben – »Zwei Städte für ein Halleluja« begeisterten mit Kultur in den Höfen, mit einem offenen Band der Kirchen, mit Oper, Gospel und A-cappella-Konzerten auf dem Hallenser Markt auch Tausende Einheimische und Touristen. Im Gottesdienst an Himmelfahrt predigte der exzellente Kenner deutscher Kirchenlandschaft, der anglikanische Bischof von Leeds Nick Baines über die großen Möglichkeiten der Erneuerung. Ein quirliger Familienkirchentag in den Franckeschen Stiftungen sorgte für lebendiges Treiben und die Lutherstadt Eisleben lockte neben ihren einschlägigen Lutherorten mit Vorträgen, Musik und einem bunten Straßenfest.

Jena und Weimar stellten die Gretchenfrage: »Nun sag, wie hast du's mit der Religion?« bis hinein in die Quantenphysik, in Kooperation mit universitären Einrichtungen wie in dem Vortrag der beiden Wissenschaftler Hans-Jürgen Fischbeck und Peter Kleinert. So wurde diskutiert, gefragt und zugehört bei Podien zu Populismus, zur Rüstungsindustrie, zum Verhältnis von Religion und Kultur. Kleine Gespräche auf Plätzen, in Cafés, aber auch in der KZ-Gedenkstätte Buchenwald brachten den Kirchentag in die Mitte des städtischen Lebens. Drumherum: Straßenfeste, Musik aus allen Jahrhunderten auf Bühnen, in Kirchen und ein Gottesdienst unter dem Sternenhimmel des Planetariums.

Mit »Leipziger Stadtklang: Musik. Disput. Leben.« waren Bläserchöre zu einem großen Fest nach Leipzig geladen, für gemeinsame Konzerte und für die Generalprobe für den Festgottesdienst in Wittenberg. Doch auch wer selbst nicht Posaune, Trompete oder Tuba spielt, war willkommen: an der größten sächsischen Kaffeetafel, in munteren Kneipengesprächen, auf ungewöhnlichen Wasserwegen durch Leipzig und bei vielfältiger Kunst und Kultur. Der Geschichte widmete sich die Bibelarbeit auf dem Weg. Auf dem Weg zur Freiheit – Leipzig 1989. Am Freitag und Samstag begingen Ulf Liedke, Maren Lüdeking und Jan Quenstedt mit den interessierten Teilnehmenden auf einer Wegstrecke von zwei Kilometern Stationen der Friedlichen Revolution im Zentrum von Leipzig.

Magdeburg beleuchtete mit dem Motto »Sie haben 1 gute Nachricht« seine herausragende Geschichte als Druckzentrale der Reformation, was die Frage nach der Bedeutung neuer Medien heute provozierte. Friedensinitiativen waren eingeladen, über aktuelles Kriegsgeschehen und die Frage, wie Frieden wird, zu diskutieren. Den mennonitischen Ansatz, der dabei beson-

ders wertvoll ist, vertrat Fernando Enns und erläuterte die politischen Implikationen des »Gerechten Friedens«. Schließlich machten sich Boote und Schiffe aus vielen Häfen Deutschlands auf, um in einer Schiffsprozession an Magdeburgs Elbufer mit Klang und Farbe ins Licht gesetzt zu werden.

Bunte Familienprogramme, lebendige Mitmach-Kunstprojekte, starke Kulturveranstaltungen, bewegende Licht- und Klanginstallationen, verbindende Begegnungen – leider lässt sich nur ein Bruchteil der Facetten der Kirchentage auf dem Weg in einem Dokumentarband festhalten. Aber die Spuren und guten Erfahrungen dieser Tage, die Anstrengung und das Glück, so viel auf die Beine gebracht zu haben, werden bleiben. Eine lebendige, liberale Gesellschaft braucht diese Feste der Zivilgesellschaft, der Vergewisserung und des Glaubens an die Zukunft eines friedvollen Zusammenlebens im lokalen Umfeld, aber mit globaler Offenheit.

Forschen. Lieben. Wollen. Tun.

Kirchentag auf dem Weg in Dessau-Roßlau

Guter Kompass und gutes Handwerkszeug

Atmosphäre und Leichtigkeit in der Stadt

Johannes Killyen, Pressesprecher der Evangelischen Landeskirche Anhalt,
Dessau-Roßlau

Mediterrane Stimmung in der Dessauer Innenstadt: An einer 500 Meter langen Tafel feierten über 2.500 Menschen ein friedliches und kulinarisch vielfältiges »Anhaltmahl«. Tischpatinnen und Tischpaten aus der Region bewirteten ihre Gäste, rechts und links wurde »Tafelmusik« geboten – ein Zeichen der Gastfreundschaft und ein wunderbarer Impuls zum Auftakt für den Kirchentag auf dem Weg in Dessau-Roßlau, der am Himmelfahrtstag mit einem ökumenischen Gottesdienst begonnen hatte. Schon am selben Abend waren sich die Kommentare nicht nur in den sozialen Netzwerken einig: So etwas braucht Dessau jedes Jahr. Bei der Kollektensammlung im Gottesdienst wurden mehr als 4.700 Euro eingenommen, die der Bildungsarbeit in der äthiopischen Partnerkirche der Evangelischen Landeskirche Anhalts zugutekommen. Insgesamt kamen zu diesem Kirchentag auf dem Weg mit seinen mehr als 200 Veranstaltungen in Dessau-Roßlau und Wörlitz mehr als die erwarteten 5.000 Besucherinnen und Besucher. Das Motto »Forschen. Lieben. Wollen. Tun.« nahm ein Zitat des in Dessau geborenen jüdischen Philosophen und Aufklärers Moses Mendelssohn auf. In einer Podiumsdiskussion zur Bedeutung des Glaubens für das persönliche Leben hob der Vorsitzende des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Heinrich Bedford-Strohm in der Hochschule Anhalt die Bedeutung der Buße hervor. Dies bedeute jedoch keineswegs, sich selbst zu demütigen, sondern sich zu hinterfragen und auch Fehler einzugestehen. Der Dessau-Roßlauer Oberbürgermeister Peter Kuras sagte, das Christsein sei für ihn ein »guter Kompass« und die Religion ein »gutes Handwerkszeug«. Die Bundestagsabgeordnete Steffi Lemke widersprach Ansichten, Kirche solle sich politisch nicht in aktuelle Diskussionen einmischen. »Von solchem Engagement brauchen wir eher mehr als weniger.«

Der anhaltische Kirchenpräsident Joachim Liebig dankte nach dem abschließenden Festkonzert mit der Anhaltischen Philharmonie am Samstag allen Beteiligten, Helfern und Unterstützerinnen des Kirchentages auf dem Weg, der von der Evangelischen Landeskirche Anhalts, der Stadt Dessau-Roßlau und dem Verein Reformationsjubiläum 2017 organisiert wurde. »Es

war in diesen Tagen eine wunderbare Atmosphäre und Leichtigkeit in unserer Stadt, die wir für die kommende Zeit in unseren Alltag mitnehmen sollten«, sagte der Kirchenpräsident.

Zum Programm gehörten Konzerte, Andachten, Gesprächsrunden, Führungen, Vorträge, Exkursionen, Theateraufführungen und viele Angebote mehr. In der Stadt sorgten mehr als 200 Posaunenbläserinnen und Posaunenbläser für Musik. Bibelarbeiten hielten unter anderem der frühere Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt Jan-Hendrik Olbertz und die Pianistin Ragna Schirmer aus Halle. Spannende Veranstaltungen, Stände und Mitmachangebote bot das Kinder- und Familienzentrum. In der Auferstehungskirche lud das Kletterprojekt »Getragen wagen« Jugendliche ein. Viele Ausstellungen ergänzten die Vielfalt der Angebote. Wissenschaftliche Tagungen widmeten sich in der Marienkirche Dessau dem Schutz von Elbe und Mulde sowie im Umweltbundesamt den Veränderungsprozessen in Städten.

Mit einem sinfonischen Festkonzert auf dem Dessauer Markt und einer »Nacht der Religionen« ging der Kirchentag auf dem Weg in Dessau-Roßlau am Samstag zu Ende. Zum Konzert mit der Anhaltischen Philharmonie, den Chören des Anhaltischen Theaters und dem Lutherchor Dessau kamen über 1.000 Zuschauerinnen und Zuschauer, die zum Abschluss unter Leitung von Generalmusikdirektor Markus L. Frank gemeinsam mit den Musikern den Kanon »Dona nobis pacem« (Gib uns Frieden) sangen. In mehreren Kirchen und in der jüdischen Gemeinde Dessau gab es danach bis in die späten Abendstunden Angebote mit Meditationen, Musik, Andachten, Film und Gesprächen.

Entgegen dem pauschalen Eindruck, nicht nur aus zahlreichen Medien, die Kirchentage auf dem Weg seien ein Misserfolg gewesen, wurde in Dessau-Roßlau mit überschaubaren Mitteln ein sympathisches Fest gefeiert, das bei weitem nicht nur Christinnen und Christen begeistert aufnahmen.

Toleranz und Intoleranz im biblisch-theologischen Kontext

Ein Problem im Umgang mit Religion

Freitag, 26. Mai 2017, Wissenschaftliche Bibliothek, Palais Dietrich,
Dessau-Roßlau

Prof. Dr. Ernst-Joachim Waschke, Theologe und Vorstandsvorsitzender der
Leucorea, Lutherstadt Wittenberg

1. Vorbemerkungen

Der Kirchentag auf dem Weg in Dessau-Roßlau wirbt mit den Begriffen »Aufklärung« und »Moderne«. Die Aufklärung, hier in Dessau verkörpert in der Person des jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, steht für Emanzipation wie für Freiheit des Geistes und wirbt damit für Toleranz. Das Bauhaus mit seinen funktionalen und einfachen Formen in Architektur und gewerblicher Kunst steht für die Moderne und wirbt damit für eine neue Sicht auf unsere Welt.

Wenn ich im Folgenden über das Alte Testament, die Hebräische Bibel, spreche, dann haben wir im Blick auf das Thema des Kirchentages zweierlei zu bedenken: Auf der einen Seite handelt es sich bei der Bibel um eine antike Schrift, die weit entfernt ist von den Epochen, die wir als Zeit der Aufklärung, der Moderne oder auch Postmoderne im Blick haben. Auf der anderen Seite ist die Hebräische Bibel »Heilige Schrift« sowohl der Synagoge als auch der Kirche. Das aber heißt, dass biblische Texte in ihrer Wirkungsgeschichte das Denken, die Haltungen und Handlungen, die Moral und Wertmaßstäbe über Generationen bis heute geprägt haben.

Heiligen Schriften sind Begriffe wie Toleranz und Intoleranz zunächst fremd. Aufgrund göttlicher Offenbarungen und Weisungen sowie Legenden und Erzählungen über göttliche Führung und Fügung fordern sie die Heiligung der Gläubigen und eine Gott entsprechende Lebensführung. Die Auslotung von Spielräumen, die Frage nach Toleranzen zwischen heilig und profan, zwischen geheiligten Räumen und Profanität des Alltags ist dabei seltener im Blick. Dennoch ist das Problem von Toleranz und Intoleranz viel älter als die Begriffe selbst. Spätestens von der Zeit an, seit der es Religionen gibt, musste es Unterscheidungen geben zu denen, die einer anderen Religion angehörten oder in der eigenen Religion andere Normen vertraten. Im Falle des Konflikts musste geklärt werden, wie mit Andersgläubigen und Andersdenkenden umzugehen ist. Die Problematik lässt sich gut am Reformator

Martin Luther selbst verdeutlichen, für den »die Bibel [...] das Buch des Lebens geworden« ist.¹

2. Luthers Toleranzverständnis am Beispiel seines Verhältnisses zu den Juden

Dass Luther in den frühen Jahren der Reformation eine tolerantere Haltung gegenüber den Juden vertrat als in seinen letzten Lebensjahren, ist bekannt. Luthers Verhältnis zu den Juden erklärt sich zunächst nicht aufgrund persönlicher Bekanntschaft, sondern sein Urteil findet er durch seine exegetische Arbeit, die Auslegung der Heiligen Schrift. Die Äußerungen, die Luther in der frühen Wittenberger Zeit über die Juden fällt, sind deshalb nicht einfach als Aussagen über seine jüdischen Zeitgenossen zu verstehen. Vielmehr partizipiert Luther an dem Bild des Typus »Jude«, wie es sich durch die Aussagen des Neuen Testaments über die Auslegung der Kirchenväter in der Kirche des Mittelalters herausgebildet hat. Auch für Luther besteht die Sünde der Juden darin, dass sie Jesus als Messias verschmähen und darum nicht als Gottes Sohn anzuerkennen vermögen. Die traurige Existenz, die sie gezwungen sind zu führen und ihre Vertreibungen sind auch für Luther nichts anderes als das Spiegelbild ihrer Sünden. Gott hat dieses Strafgericht über sie verhängt. Die Juden aber begreifen es nicht. Sie sind und bleiben verblendet und verdröhnen in ihrer eigenen Auslegung die Schrift.

Hätte Luther hier anders als die Mehrheit seiner christlichen Zeitgenossen gedacht, hätte er sein eigenes Auslegungsprinzip aufgeben müssen und damit seine reformatorische Theologie. Wir können und dürfen Luther an diesem Punkt gar nicht mit unseren heutigen Maßstäben messen. Wir müssen uns eher Folgendes deutlich machen: Gleich Luther und Teilen der Christenheit lebten auch jüdische Strömungen dieser Zeit in der Erwartung, am Ende der Tage zu stehen. Das Bewusstsein von einer Endzeit als religiöse Hochzeit bildet in der Regel nicht die Grundlage für Toleranz und Verständigung, sondern führt zu einem Ruf zur Entscheidung. Das galt für Christen wie für Juden. Nicht die Frage der Wahrheitsfindung stand im Vordergrund, sondern die Frage, auf wessen Seite man steht. Im Besitz der Wahrheit, also im Besitz der richtigen Bibelauslegung glaubten sich beide. Die Zeichen der Zeit hingegen waren mehrdeutig.

Was Luther mit der Christenheit bei den Juden als göttliche Strafe deutete, konnte von jüdischer Seite aus als letzte eigene Prüfung verstanden werden, als die der zukünftigen Welt vorausgehenden Leiden des Gottesvolks. An dieser Stelle ist Luther kein ernsthafter Vorwurf zu machen. Für ihn ist die Heilige Schrift, das Alte wie das Neue Testament, das göttliche Zeugnis, das auf Christus als das Heil der Welt verweist. Jenseits und abseits gibt es für ihn keinen gangbaren Weg. So hat sich die Sicht vom Typus des Juden bei Luther

¹ Thomas Kaufmann: Martin Luther, München 2010, S. 64.

nie verändert. Juden waren vom Heil ausgeschlossen. Allein in Anerkennung, dass Jesus der Messias und Gottessohn ist, hätten sie Erhörung finden können.

Jude, das wird an Luthers grundsätzlicher Haltung deutlich, das ist nicht einfach der jüdische Zeitgenosse, das ist der Typus des Unbekehrbaren schlechthin. Den Unbekehrbaren gibt es für Luther aber auch unter den Christen. So hält er nichts von der Mission unter den Juden. Schon die prophetischen Sprüche des Alten Testaments beweisen ihm, dass nur ein Rest von ihnen selig werden kann. Das aber ist für ihn Gottes und nicht der Menschen Sache. Luther bleibt seinem Schriftprinzip völlig treu. Salopp gesagt: Es ist unsinnig, den Juden immer wieder vorzuwerfen, dass sie Christus ans Kreuz geschlagen haben. Was damals zu Golgotha geschah, war von Gott vorausgesagt und deshalb Gottes Wille. Aus diesem Grund verurteilt Luther dann auch die mittelalterlichen Diffamierungen der Juden als Brunnenvergifter und Mörder von Christenkindern als Lügen.

Wäre Luther doch bei seinem aus der Schrift gewonnenen Bild vom Juden geblieben, bei jenem Typus des Unbekehrbaren, den es für ihn ja auch unter den Christen gab, hätte er die Juden Juden sein und sich vielleicht nicht zu jenen Äußerungen hinreißen lassen, die ihm dann 1543 aus der Feder geflossen sind. Die Kernjahre der Reformation lassen allerdings eine deutlich veränderte Haltung Luthers zu den Juden erkennen, und zwar in durchaus positiver Richtung. Mit der Einrichtung des hebräischen Lehrstuhls an der Universität Wittenberg soll er Besuch von drei jüdischen Gelehrten erhalten haben, mit denen er über die Auslegung alttestamentlicher Texte diskutierte. Sehr fruchtbar dürfte diese Diskussion kaum gewesen sein. Dennoch verbanden sich auch jüdischerseits Hoffnungen mit dem jungen Reformator. So heißt es in dem Bericht des Rabbi Abraham Ha-Levi aus dieser Zeit: »Alle Christen in allen Ländern, beeinflusst von diesem edlen Mann, begegnen den Juden mit Wohlwollen. Während es früher Länder gab, wo jeder reisende Jude umgebracht wurde [...] laden sie uns nun zum Gottesdienst ein, freudig und mit höflicher Miene.«²

Es scheint, als ob Luther in diesen Jahren sein biblisch begründetes Misstrauen gegenüber der Judenmission aufgegeben habe. Jedenfalls lassen sich verschiedene Sätze aus seiner 1523 erschienenen Schrift »Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei«³ in dieser Richtung deuten.

In dieser Schrift hat sich Luther gegen den Vorwurf zu wehren, er selbst würde bezweifeln, dass Jesus von Maria als Jungfrau geboren sei. Indem er nun diesen Vorwurf entkräftet, erteilt er zugleich auch dem Umgang mit den

² Johannes Wallmann: Luthers Stellung zu Judentum und Islam, in: Luther 57, 1986, S. 49-60, hier S. 54.

³ Martin Luther: Das Jhesus Christus eyn geborner Jude sey, Wittenberg 1523, WA 11, S. 314-336. Alle Lutherzitate im Text sind dem heutigen Deutsch angepasst.

Juden, wie er sich bis in seine Zeit abgespielt hat, eine deutliche Absage: »Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen. [...] Wenn die Apostel, die auch Juden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Juden, es wäre nie einer Christ unter den Heiden geworden.«⁴

Was für den Anfang der christlichen Mission gilt, gilt auch heute. Luther, wenn er Jude wäre, würde angesichts des Zustands der Kirche »eher eine Sau geworden als ein Christ«⁵. So fordert Luther dann auch, man solle »brüderlich«, also nach dem Gesetz Christi und nicht nach dem des Papstes mit ihnen umgehen, sie sind »die Brüder unseres Herrn«⁶. Man solle deshalb ihre »soziale Isolierung [...] aufheben, ihnen jede Arbeit erlauben«⁷. Man hat den Eindruck, Luther würde hier selbst zwischen zwei Positionen schwanken. Auf der einen Seite seine biblisch begründete Skepsis gegen Judenmission und auf der anderen Seite die eigene Einsicht, dass man sich zu der Kirche, die er selbst bekämpft, nun wirklich nicht bekehren kann.

Diese vergleichsweise tolerante Sicht Luthers ändert sich, als ihn 1538 eine Nachricht vom Grafen Wolf Schlick zu Falkenau erreicht. Dieser berichtete Luther von einer neuen Sekte, die den Shabbat einhielt und die Beschneidung wieder einführte. Luther deutete dies als Missionserfolg der Juden unter den Christen, obgleich es sich bei den »Sabbathern« in Böhmen offensichtlich um eine christlich-täuferische Sekte gehandelt hat. Ohne selbst eigene Nachforschungen anzustellen, glaubte Luther der Nachricht und verfasste die Schrift »Wider die Sabbather. An einen guten Freund«⁸, in der er sich, dem Wunsch des Grafen gemäß, kritisch über das Judentum äußerte. Noch schärfer wurde Luther dann allerdings in seiner Schrift »Von den Juden und ihren Lügen«⁹, die er gleich einleitend in dem Sinn begann, dass er nicht mit den Juden reden wolle, sondern von ihnen. Es handelt sich um eine ausschließliche Streit- und Schmähchrift.

Luther bestreitet den Anspruch der Juden, Gottes erwähltes Volk zu sein. Er spricht ihnen die Abrahamskindschaft ab wie auch die Gültigkeit der Verheißung des Landes. Er bekämpft die rabbinische Auslegung der Tora und deren Deutung der messianischen Weissagungen. Er schmäht sie, dass sie Christus einen *Thola*, einen Gehängten, nennen, und der Vorwurf der Christuslästerung wird ihm zur Hauptanklage. Luther fordert, die Juden aus den evangelischen Territorien des Reichs flächendeckend zu vertreiben oder zu-

⁴ Ebd., S. 315, Z. 3-21.

⁵ Ebd., S. 315, Z. 2.

⁶ Ebd., S. 315, Z. 27.

⁷ Ebd.

⁸ Vgl. Martin Luther: Ein Brief D. Mart. Luther. Wider die Sabbather. An einen guten Freund, Wittenberg 1538, WA 50, S. 312-337.

⁹ Vgl. Martin Luther: Von den Juden und ihren Lügen, Wittenberg 1543, WA 53, S. 417-552.

mindest ihre religiösen Institutionen wie Synagogen und Lehrhäuser zu zerstören und ihnen allenfalls einen sklavenähnlichen Status zu gewähren. Hiermit knüpft er an die restriktivsten und destruktivsten Praktiken des Mittelalters an, die er in den Anfangsjahren der Reformation noch bekämpft hat.¹⁰

Auch wenn Luther mit seinen späteren Ratschlägen nichts fordert, was nicht auch viele seiner Zeitgenossen fordern und was christliche Obrigkeiten nicht schon längst getan hätten, so lassen sich diese Angriffe wider das Judentum nicht entschuldigen.

In dieser Schrift vertritt er nun die Position, dass Christen der Verdammung anheimfallen müssen, wenn sie weiter Juden, die Gott lästern und fluchen, unter sich dulden. Als Beweis dafür zieht er Deuteronomium 13,13-16 heran, wo geboten wird, eine Stadt zu zerstören, wenn in ihr Abgötterei getrieben wird. Während er das Alte Testament sonst nur vom Neuen Testament her auslegt und dem ursprünglichen Gesetz des Mose keine Bedeutung mehr für Christen zuerkennt, greift er hier auf die Buchstaben des Alten Testaments zurück. Thomas Müntzer hatte mit dem Alten Testament im Rücken gefordert, dass die Gottlosen vernichtet werden müssen. Dem hatte der junge Reformator mit dem Grundsatz widersprochen, dass das Evangelium nur durch das Wort und nicht mit Gewalt ausgebreitet werden kann. Jetzt verletzt Luther sein eigenes reformatorisches Prinzip und argumentiert vom Gesetz her wie einst Müntzer. Die Vermutung liegt nahe, dass Luther, so lange er darum bemüht war, seine neue Lehre angesichts kirchlicher und gesellschaftlicher Widerstände zu etablieren, gegenüber Andersdenkenden, und damit auch gegenüber Juden, verhältnismäßig tolerant gewesen ist. Er brauchte diese Toleranzräume, um auch Andersdenkende für seine reformatorische Sicht zu gewinnen. Von dem Moment an, von dem sein Anliegen bereits breit rezipiert wurde, Luther aber dennoch immer wieder seine eigene Sache in Gefahr zu sehen glaubt, verkehrt sich die Toleranz in Intoleranz.

3. Wegweisung im Umgang mit der Schrift

Es ist nicht sinnvoll, den Texten, die alles Fremde und Andersartige verwerfen und auszurotten fordern, Texte gegenüberzustellen, die zur Toleranz mahnen. Das Ergebnis kann nur sein, dass es beide Seiten gibt und sich der Tolerante wie der Intolerante auf die Bibel berufen kann. Es ist ein Leichtes, anhand biblischer Texte des Alten Testaments das Bild eines intoleranten und zornigen Gottes zu entwerfen. Da schafft Gott im Anfang Himmel und Erde (Gen 1), um die Erde bald darauf in einer Sintflut wieder zu vernichten (Gen 6-8). Die neue Menschheit ist aber kaum besser als die vorige (Gen 8,21). Des-

¹⁰ Vgl. Dorothea Wendebourg: Ein Lehrer, der Unterscheidung verlangt. Martin Luthers Haltung zu den Juden im Zusammenhang seiner Theologie, in: Theologische Literaturzeitung (ThLZ) 140, Nr. 10/2015, S. 1034-1059.

halb erwählt Gott sich Abraham und dessen Nachkommen zu seinem Volk (Gen 12). Doch auch diese streiken gegen ihn, weigern sich, seinen Geboten zu folgen. Mehrfach war Gott gewillt, auch diese wieder zu vernichten, wenn nicht Mose für Israel um Gnade gefleht hätte (Ex 32-34). Wer die Bibel so liest, verkennt, dass das Alte Testament entsprechend dem »Bilderverbot« (Ex 20,4; Dtn 5,8) überhaupt kein Gottesbild zeichnen will. Die dunklen Seiten Gottes bilden in der Regel nur den Gegenpart zu den schwarzen Seiten menschlichen Tuns und Handelns. Daneben aber gibt es auch die hellen Seiten, die Rede von dem Gott, der an seinem eigenen Handeln leidet, der sein eigenes Tun bereut, der nach dem Propheten Hosea als betrogener »Ehemann« um Israel als seine »untreue Braut« ringt und sich in Liebe zu ihr verzehrt (vgl. Hos 1-3).

Wichtig ist im Bezug auf das Thema »Toleranz und Intoleranz« die Frage, wie wir die biblischen Texte zu lesen und auszulegen haben, um eine biblische Grundlage für unsere eigenen Entscheidungen zu finden. Zwei Wege, die sich in ihrer rigiden Bibelauslegung sehr nahe stehen, sollten für ein aufgeklärtes und mündiges Christentum ausgeschlossen sein. Der erste ist der eines fundamentalistischen Bibelverständnisses, wie er heutzutage vermehrt in Nordamerika durch die Kreationisten und andere evangelikale Kreise vertreten wird.¹¹

Der zweite Weg, der ausgeschlossen sein sollte, ist der, die Bibel als Steinbruch zu benutzen und daraus allein das herauszulesen, was wir ohnehin für richtig halten. Wir müssen uns stets bewusst bleiben, dass die Bibel für viele unserer heutigen Fragen in Kirche und Gesellschaft, aber auch für die eigenen Lebensfragen keine Antwort bietet, jedenfalls keine konkrete. Ich kann in den Großfamilien der biblischen Patriarchen mit ihren Haupt- und Nebenfrauen jedenfalls kein Vorbild und keine biblische Begründung für die heutige Patchwork-Familie finden. Soll ich einem Kind, das unter der Trennung eines leiblichen Elternteils leidet, etwa sagen: »Hab' dich nicht so, dem Ismael ging es auch nicht besser als dir?« Auch das Gebot der »Schwager-Ehe« (Dtn 25,5-10) dürfte kaum eine Hilfe in der Diskussion um moderne Samenbanken und Leihmutterchaft bieten. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Ich erinnere nur an die Stellung der Frau in unserer eigenen Kirche. Erst in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurden in der evangelischen Kirche Frauen zur Ordination zugelassen. Die Diskussion um den Status gleichgeschlechtlicher Beziehungen in der Kirche dauert noch immer an. Demokratie und die damit vorausgesetzte Toleranz im Konfliktfall sind kirchlicherseits bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs kaum gefördert, sondern von der Mehrheit höchst kritisch betrachtet worden. Die liberalen, demokratischen und toleranten Strukturen, wie wir sie heute in der Kirche erleben, sind erst

¹¹ Vgl. Rat der EKD (Hrsg.): Weltentstehung, Evolutionstheorie und Schöpfungsglaube. Eine Orientierungshilfe, EKD-Texte 94, Hannover 2008.

in den letzten drei bis vier Generationen aufgrund des politischen Wandels in Deutschland erwachsen.

Welche Orientierungshilfe kann uns die Bibel, insbesondere das Alte Testament, in einer Welt überhaupt noch geben, die sich immer rasanter verändert? Innerhalb der evangelischen Theologie ist für diese Frage der Reformator nicht der schlechteste Ausgangspunkt. Nach Luther nämlich interpretiert sich die Schrift selbst (*scriptura sui ipsius interpres*)¹², und muss deshalb für jeden Gläubigen aus sich selbst heraus verständlich sein.

Während in der mittelalterlichen Theologie und noch bei den Humanisten die Bibelauslegung primär darauf zielte, Handlungsanweisung für das praktische Leben zu geben, war für Luther die Bibel das Buch, in dem er Antwort auf existenzielle Fragen sämtlicher Lebensbereiche zu finden hoffte. Deshalb fordert er für die Auslegung der Texte des Alten Testaments: »Man muss mit der Schrift sorgfältig umgehen und verfahren. Das Wort ist nun seit Anbeginn auf mancherlei Weise ergangen. Man muss nicht allein darauf sehen, ob es Gottes Wort sei, ob Gott geredet habe, sondern vielmehr zu wem es geredet sei, ob es dich betreffe oder einen anderen.«¹³ Die differenzierte Bewertung der biblischen Schriften in ihrem existenziellen Bezug, ohne die Suche nach dem Gesamtzusammenhang aufzugeben, ist sicher eine der wichtigsten Aufgaben, die der Reformator uns hinterlassen hat. Luther selbst hat seine reformatorische Theologie ja in ständiger Auseinandersetzung mit den Schriften des Alten und Neuen Testaments entwickelt. Auch wenn wir Luthers radikal christologische Deutung des Alten Testaments nicht mehr teilen, bleibt doch die Frage nach der Bedeutung des Alten Testaments für Theologie und Kirche heute bestehen.

Meiner Überzeugung nach lebt der christliche Glaube nicht allein davon, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, sondern auch vom Glauben, dass Gott jeden Menschen in dieser Welt zu seinem Ebenbild geschaffen hat, damit er diese Welt gestalte und bewahre. Ohne den Glauben an Gott den Schöpfer fehlt jeder Christologie und damit auch jeder Kirche das Fundament. Aber das Alte Testament ist mehr als nur die Grundlage des Neuen Testaments, es ist auch nicht nur das Zeugnis von Gottes Weisung an Israel und der Treue zu seinem Volk, sondern Platzanweiser für den Menschen in der Welt. Während das Neue Testament zeigt, wer wir sein *werden* und auch schon sein *können*, zeigt uns das Alte Testament, wer wir *sind*.

¹² Vgl. Martin Luther: *Assertio omnium articulorum M. Lutheri per Bullam Leonis X. novissimam damnatorum* [1520], WA 7, S. 97, Z. 23.

¹³ Vgl. Martin Luther: *Eyn Unterrichtung, wie sich die Christen yn Mosen sollen schicken* [1525], WA 16, S. 363-393, hier S. 384, Z. 19-S. 385, Z. 9.

4. Der Islam als Beispiel für den Umgang mit dem Fremden

Samuel P. Huntington hat in seinem Buch *Kampf der Kulturen* die These vertreten, dass die Konflikte des 21. Jahrhunderts nicht ausschließlich durch den Kampf um Anteile am Weltmarkt, am Trinkwasser oder den Energievorräten bestimmt sein werden, sondern er hat einen weltweiten Kulturkampf prognostiziert. Bei diesem werden die Religionen einen erheblichen Anteil am Konfliktpotenzial haben. Die universalistischen Ansprüche des Westens, begründet im Christentum, bringen die Industriestaaten des Nordens »zunehmend in Konflikt mit anderen Kulturkreisen, am gravierendsten mit dem Islam«¹⁴. Diese These ist nicht einfach im Elfenbeinturm der Universität Harvard entstanden, sondern sie kann sich zur Begründung auf die Entwicklung in Asien und Osteuropa sowie in der arabisch-islamischen Welt berufen. Auf der einen Seite findet eine Globalisierung von Wirtschaft, Medien und Kommunikation statt und auf der anderen Seite eine Partikularisierung von Kultur und Religion zur Sicherung eigener Identität. Immanuel Kants *Idee zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*¹⁵, nach welcher der Friede allein durch den liberal republikanischen Staat, modern gesprochen: durch eine repräsentative Demokratie, gesichert werden kann, ist durch die heutigen Erfahrungen radikal infrage gestellt. Die Mehrheit der islamischen Welt denkt überhaupt nicht daran, einen Staat nach dem Vorbild westlicher Demokratien zu schaffen.

Dialog ist angesagt, sollen die Konflikte um Werte, Kultur, Religion und Lebensstil nicht dauerhaft durch militärische Auseinandersetzungen bestimmt und geschürt werden. Wer aber soll mit wem sprechen und worüber? Zu Zeiten der DDR war ich Mitglied in einem christlich-jüdischen Gesprächskreis. Das Problem dieses Kreises bestand darin, dass es in ihm keinen Juden gab. Es war genau genommen ein christlicher Gesprächskreis über das Judentum. Ein solcher hat durchaus seinen Wert. Es ist wichtig, eigene Position, Fragen und Interessen zu bestimmen, bevor man in einen Dialog eintritt. Dabei wird schnell deutlich werden, dass wir als christliche Kirche auf den interreligiösen Dialog insofern schlecht vorbereitet sind, als wir weithin ein gespaltenes Verhältnis zum Begriff der Religion überhaupt haben.

Allein in der Mitte der Zeit hat sich Gott in Jesus vollgültig offenbart. So oder ähnlich lautet eine unserer Grundüberzeugungen. In dieser Aussage ist die Vorrangstellung des christlichen Glaubens gegenüber allen anderen Religionen gegeben. Dabei gibt es natürlich Abstufungen. Unser Verhältnis zum Judentum ist durchaus ein anderes geworden als zum Islam. Mit den Juden teilen wir einen Teil der Heiligen Schrift. Jesus selbst war Jude. Aber dass der

¹⁴ Samuel P. Huntington: *Kampf der Kulturen: die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München 1996, S. 19.

¹⁵ Immanuel Kant: *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* [1784], in: ders.: *Gesammelte Werke*, Abt. 1, Bd. 8, Berlin ²1917, S. 15-33, bes. S. 24.

Dialog mit den Juden heute auf Augenhöhe stattfindet und die Frage nach der Missionierung von Juden weit zurückgestellt ist, verdankt sich weniger einer theologischen Neubesinnung als der Geschichte des Nationalsozialismus und dem Versagen der Kirchen in dieser Zeit. Unser Verhältnis zum Islam ist im Vergleich zu dem, wie es sich im christlich-jüdischen Dialog entwickelt hat, noch ziemlich unreflektiert. Zusammen bilden alle drei, da sie sich auf Abraham als Stammvater berufen, die sogenannten abrahamitischen Religionen. Manche Religionshistoriker sehen hier eine Abfolge, deren Verhältnis man entsprechend familiärer Struktur so bestimmen könnte: Das Judentum stellt die Mutterreligion dar, Christentum und Islam fungieren als der ältere und jüngere Sohn. Aus Sicht christlicher Theologie erscheint eine solche Familienstruktur wenig sinnvoll. Wenn man den Islam der Familie der Buchreligionen zuordnet, dann allenfalls als das »uneheliche Kind«. Die Tora der Juden ist uns heilig, aber nicht der Koran. Die Gestalten der Hebräischen Bibel sind Teil unserer christlichen Genealogie, aber nicht Mohammed.

Da sich die göttliche Wahrheit allein in Jesus Christus offenbart hat, kann es danach für christliche Theologie keinen Grund mehr geben, noch einen Bruder oder eine Schwester zu alimentieren. Anders als gegenüber den Juden drückt uns gegenüber den Muslimen kein historisches Schuldbewusstsein. Aber der Islam steht nicht nur vor unserer Tür, sondern seit einem halben Jahrhundert lebt er in unserer Mitte. In der Regel als fremde, aber auch beängstigende Gemeinschaft wahrgenommen. Ähnlich wie früher das Judentum lebt er unter uns weithin ausgegrenzt. Soll es nicht zu tieferer Feindschaft kommen, ist der Dialog mit dem Islam unbedingt notwendig. Aber auch hier steht am Anfang die Frage, von welcher Position aus er geführt werden soll. Aus der Position, dass das Christentum die Leitkultur Europas bildet? Diese in der Politik erhobene Forderung ist für einen wirklichen Dialog wenig tauglich. Zum einen steht sie mehr für Schwäche und Angst um die eigene Identität des ehemals christlichen Abendlands. Zum anderen bleibt der Islam aus dieser Position das Fremde, die eigentlich falsche Religion. Menschen dieser Religion, da ökonomisch gebraucht, sind nur durch unseren demokratisch verfassten Staat akzeptiert und nur in geringem Maß durch die Bevölkerung selbst. Und hier genau besteht die ernsthafte Gefahr, ähnlich wie bei den Juden, dass diese uns fremde Religion dafür instrumentalisiert wird, unsere Demokratie außer Kraft zusetzen.

Der freie Wettbewerb, ohne Vorteil für den einen oder anderen, entspricht wohl weitestgehend dem Geist unserer Zeit, obgleich jeder weiß, dass es einen solchen Wettbewerb gar nicht geben kann. Ein Konkurrenzkampf der Religionen, ein Wettkampf um Gottes Willen oder ein Wettlauf zu ihm – was soll das für eine Veranstaltung werden? Natürlich werden Religionen vermarktet und religiöse Symbole zu Geld gemacht. Nein, ein wirklicher Dialog lässt sich auch unter diesen Bedingungen nicht führen.

Dabei lehrt uns die Erzählung von Genesis 17, dass Abraham nicht nur für

Isaak, sondern – am Ende der großen Verheißung für Israel – auch für Ismael bittet (V. 18-27). Auch wenn wir nicht unbedingt gemeinsam beten können und müssen, so können wir den anderen, den anders Glaubenden und anders Denkenden in unser Gebet einschließen und wie Abraham für ihn bitten. Dann aber steht die Frage, wie weit wir uns dem anderen öffnen, was wir ihm und uns selbst zumuten können. Die Abrahamsgeschichte zeigt uns, dass die Grenzen gar nicht so eng sind, wie wir in unserem Kleinglauben und in unserer Ängstlichkeit um die eigene Identität oft meinen.

Licht auf Luther

Kirchentag auf dem Weg in Erfurt

Erfurter Farbspiele

Lebendige Gesprächskultur und gute Begegnungen

Jürgen Reifarth, Theologe, Journalist und Pädagoge, Beauftragter für das Reformationsjubiläum 2017 des Evangelischen Kirchenkreises Erfurt

»Wieso verpacken die den gerade jetzt, zum Kirchentag? Der gehört doch gezeigt!« Manchen Spaziergänger vor der Kaufmannskirche regte der mit Folie verhüllte und ins bunte Licht getauchte Luther des Denkmals von 1889 auf. Aber nicht alles muss erklärt, sondern darf selbst bedacht werden: Wieso ist der Sockel mit Schlagzeilen grellfarbig werbeplakatiert? Was steht da? Freiheit, Christus, Herz zum Beispiel. Wieso ist der Reformator eingepackt wie zum Versand? – Ingo Bracke, Lichtkünstler aus Detmold, lieferte den Erfurtern eine Woche lang Frageanlässe. Auch das Augustinerkloster rückte er in fremdes Licht, durch ein Gewebe aus Klang und Farben über Kirche, Kreuzgang und Klostergarten.

»Licht auf Luther« titelte der Erfurter Kirchentag auf dem Weg. Als das lange Himmelfahrtswochenende vorbei war, das Großprojekt zu Ende, atmeten alle organisatorisch Beteiligten durch, aber die vielen Erlebnisse und guten Begegnungen summten noch nach.

Wer von uns hätte gedacht, dass sich 2.700 Menschen zum Himmelfahrtskaffee mit Thüringer Kuchen auf dem Domplatz versammeln? Sicher, die swingende Musik der Erfurter Nerly Bigband und ein strahlender Himmel machten das leicht. Oder dass der anschließende Gottesdienst, mit 500 singenden Thüringer Kindern auf den Domstufen, solche Bindekraft entwickelte? Dass das Internationale Festmahl »Erfurt tafelt« 1.200 Menschen unterschiedlichster Nationalitäten versammelte, bunte Gewänder und Tücher, viele Hautfarben und Sprachen, die bald in einen regen Austausch von Worten und Speisen traten?

In Erfurt wurde Kirche sichtbar an zentralen Orten wie dem Domplatz, mit »Luther – Bibel auf!« für Kinder und Familien auf dem Anger, mit Open-Air-Rockmusik in der Barfüßerruine für die Jugend oder mit den Themen »Bauen, Pilgern, Helfen« auf dem kleinen Wenigemarkt. Meister Eckharts Predigerkloster lud als Zentrum Mystik und Spiritualität mit zeitgemäßen spirituellen Angeboten ein, unter anderem zu »50 Stunden Anleitung zur Stille«. Am authentischen Lutherort Augustinerkloster konnte man im Geistlichen Zentrum »Glauben üben«. Kirche wurde sichtbar im Zentrum

Juden und Christen in der Erfurter Jüdischen Bildungsstätte, etwa in der Frage »Das war nicht kosher!« zu Luthers Judenschriften und der reformatorischen Auseinandersetzung zwischen den Bruderreligionen. Kirche wurde sichtbar in der Frage nach Versöhnung im Zeitzeugengespräch zwischen einem DDR-Dissidenten und seinem Stasi-Spitzel unter dem Titel »Feindberührung« in der Gedenkstätte Andreasstraße, der ehemaligen Untersuchungshaftanstalt. Lebendiger Glaube wurde hörbar in der Gabe des Protestantismus an die Christenheit, der geistlichen Musik: mit der Uraufführung des »Enchiridion-Echo« vom Magdeburger Komponisten Thomas König beispielsweise, der damit Antworten gab auf fünf Lieder des ersten umfänglichen evangelischen Gesangbuchs, das 1524 in Erfurt gedruckt wurde. Oder mit der Aufführung »*Gaudium christianum*«, festlicher frühbarocker Reformationsmusik von 1617 vom Erfurter Kantor Michael Altenburg, einem Zeitgenossen von Schütz. Beide Stücke wurden aufgeführt von Erfurter (Kirchen-)Musikern und Chören, die auch darüber hinaus den Kirchentag musikalisch bereicherten.

So auch mit dem Erfurter Klezmerorchester in der Lutherkirche oder mit dem Abend »Im Lichte des Einen« über christliche und islamische Mystik. Von Stotternheim, wo Luther 1505 im Gewitter sein Damaskuserlebnis hatte, das ihn zum Mönch machte, pilgerten Kirchentagsgäste auf zwei Routen nach Erfurt bis an die Pforte des Augustinerklosters. Auf dem Domplatz wurde eine Glocke für die kleine Dorfkirche Salomonsborn gegossen, daneben pflanzten Studenten der Erfurter Lehr- und Versuchsanstalt Gartenbau aus 3.000 Blumen eine Lutherrose. Das Wappenzeichen des Reformators hat sein Vorbild in den mittelalterlichen Glasfenstern des Augustinerklosters.

Kirche und lebendiger Glaube waren sichtbar an vielen Orten, als Gemeinschaft der Vielfalt, der Kreativität und gelingender Integration. Vor der Michaeliskirche saß ein Schwarzafrikaner hinter einem christlichen Bücherisch und las in einem Band »Deutsche Heldensagen«.

Wir haben mit 225 Veranstaltungen an 25 Orten etwa 20.000 Menschen erreicht. Der Erfurter Kirchentag wollte sich mit lebendiger Gesprächskultur, mit kleinen, aber intensiven Veranstaltungen zeigen. Viele Angebote hatten Workshop-Charakter, mit zehn bis fünfzig Teilnehmenden. Es gab keine Überfüllungen, aber eine Fülle guter Begegnungen.

Kirchentag im Osten läuft anders. Wem das bis dahin immer noch nicht klar war, der konnte das in Erfurt lernen. Der Kartenverkauf blieb weit hinter allen Wünschen zurück. Bei der sogenannten Schalverspendung allerdings rissen viele Leute den Helfern und Helferinnen die orangenen Kirchentagschals aus den Händen; die Sammelbüchsen waren mit Scheinen prall gefüllt. Zwar prangte nicht die gesamte Stadt in orangenem Tuch, aber man sah pulsierende Gästegruppen in orange und die Stimmung war prächtig. Stellvertretend sei dafür eine Band zitiert, die zum Jugendprogramm auftrat: »Erfurt war eine ganz besondere Erfahrung: Wir wurden so freundlich, offen und

herzlich empfangen wie nie zuvor. Alles war durchzogen von einem guten, positiven und durchweg hilfsbereiten Geist. Vielen Dank für die vielen offenen, freundlichen Menschen, die an der Basis unermüdlich aktiv waren.«

Vielerlei ist gelungen. Die einst als Ziel avisierte Nachhaltigkeit findet sich in den vielen geknüpften Netzwerken. Von Anfang an war zum Beispiel die katholische Kirche in Erfurt mit am Programm beteiligt – einer der Schwerpunkte hieß »Ökumene seit 500 Jahren«, eine Anspielung auf den bikonfessionellen Status der Stadt. Zu Beginn des Himmelfahrtsgottesdienstes, natürlich einem ökumenischen, läutete die Gloriosa, die große mittelalterliche Glocke im Dom, der Bistumskirche. Sie erklingt sonst nur zu den Hochfesten und Marienfeiertagen. Eine schöne ökumenische Geste.

Nach Abschluss des Jubiläums Schultern zu klopfen und zur Tagesordnung überzugehen wäre fatal. Die Gemeinden haben zehn Jahre lang die Lutherdekade getragen, oft auch ertragen. Diese Erträge müssen geerntet werden. Denn viele der kritischen Stimmen legen den Finger durchaus in die Wunde: Evangelische Vielfalt ist kein Wert an sich. Wir sind bei den Feierlichkeiten insgesamt auch der Versuchung erlegen, Events, Orte und Teilnehmerzahlen schon für die Botschaft zu halten.

Und das Lutherdenkmal? Gerade also zum Erfurter Kirchentag wurde der bronzene Luther eingepackt und als Paket angeleuchtet, und das machte das Denkmal plötzlich wieder sichtbar. »Was hatte er denn in der Hand?«, wurden die sich erregenden Betrachter zurückgefragt. »Ich weiß nicht. Eine Schreibfeder? Oder ein Buch?« Die bedeutungsschweren Worte auf dem tappezierten Sockel – Freude, Gnade, Friede – sie könnten als tragfähige Basis verstanden werden, aber sie könnten auch nur plakative Dekoration sein, eine Spielerei, weil gerade Jubiläum ist und Luthertouristen kommen. Die Reformation geht weiter, natürlich.

Zwei Städte für ein Halleluja Kirchentag auf dem Weg in Halle und Eisleben Ein Willkommen bei Freunden, Halleluja!

Eine gelungene Kooperation

Stephan von Kolson, Abteilung Marketing von r2017, Dortmund

Es war ein Experiment im Experiment: Ein Kirchentag auf dem Weg im Jahr des Reformationsjubiläums in zwei Städten. In Lutherstadt Eisleben, dieser Kleinstadt, die landläufig so unmittelbar mit Martin Luther in Verbindung gebracht wird wie sonst nur noch Lutherstadt Wittenberg und die Wartburg in Eisenach. Und dann Halle, die Großstadt, die zugleich Heimat von Luthers Gegenspieler Kardinal Albrecht war. In deren Marktkirche hat Martin Luther mehrfach gepredigt, dort ist heute seine Totenmaske zu finden.

Das Experiment ist gelungen. Unter dem Motto »Zwei Städte für ein Halleluja« erlebten die Gäste des Kirchentages auf dem Weg hier eine höchst lebendige, intensive Auseinandersetzung mit der Reformation. Und das auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Kulturell, musikalisch, in Workshops, bei Bibelarbeiten, in Diskussionsformaten und bei Tisch.

»Dank der frühzeitigen Einbindung der Gemeinden vor Ort und der beiderseitigen Offenheit in der Zusammenarbeit von Kirche und gesellschaftlichen Akteuren ist das Experiment Kirchentag auf dem Weg in Halle – Eisleben geglückt«, sagt Torsten Bau, der Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit im Kirchenkreis Halle-Saalkreis. Den besonderen Auftakt bildete dabei der europäisch geprägte, ökumenische Himmelfahrtsgottesdienst auf dem Marktplatz in Halle. »Es war ein Willkommen bei Freunden«, so Torsten Bau weiter. Das galt auch für das anschließende Willkommensfest in den halleischen Höfen, wo es regionale Spezialitäten, aber auch Kleinkunst, Theater und Musik gab.

»Inhaltliche Schwerpunkte waren ganz klar der demografische Wandel und die aktuelle Situation geflüchteter Menschen, aber auch die Rolle der Kirche in einer säkularen Gesellschaft«, sagt Sabine Kramer, langjährige Pfarrerin an der Marktkirche in Halle.

Gemeinsam mit Künstlerinnen und Künstlern konnten die Teilnehmenden Glauben greifbar machen und buchstäblich Gestalt geben. Unter der Frage »Woran glaubst du?« entstanden Kunstwerke, die sich mit diesem Thema intensiv auseinandersetzten. Der Familienkirchentag in den Franckeschen Stiftungen erwartete seine jungen Gäste mit einem eigenen Programm – und einem Kinderkonzert von Gerhard Schöne. Mitreißend und ein einzigartiges

Musikerlebnis war das deutschlandweite Treffen der Gospelchöre mit Workshops und exklusiven Auftritten. »Für mich war das große Halleluja unbedingt diese Kirchentagsatmosphäre, die wir hier erlebt haben«, sagt Simone Carstens-Kant, Pfarrerin im Zentrum Taufe, der Taufkirche Martin Luthers in Eisleben. »Ein Halleluja waren diese vielen Gespräche, auch mit Menschen, die sich selbst als kirchenfern ansehen – und dann erstaunt waren, was Kirche hier alles auf die Beine gestellt hat. Das hat bei vielen einen Perspektivwechsel bewirkt, in beiden Städten.« Besonders beeindruckt war Carstens-Kant auch vom ökumenischen Gottesdienst zum Auftakt: »Da waren so viele Menschen – und viele haben sich anschließend mit großer Offenheit einladen lassen zur Kultur in den Höfen. Auch die zahlreichen Gesprächsrunden und Workshops haben mit dafür gesorgt, dass unser Doppelstadtkirchentag auf dem Weg weiterhin Thema ist. Es war einfach schön zu sehen, wie die Menschen sich eingelassen haben.«

Auch wenn der größte Teil der Veranstaltungen in Halle durchgeführt wurde – und in Lutherstadt Eisleben nur am Samstag offizielles Programm angeboten wurde, war der Geburts- und Sterbeort Luthers durchweg gut besucht. Simone Carstens-Kant führt weiter aus: »Durch dieses Grundrauschen des Reformationsjubiläums war Eisleben am Freitag gut besucht – auch von vielen Menschen, die nie zuvor hier waren, aber neugierig waren auf den authentischen Lutherort.« Das gelte in besonderer Weise für die Taufkirche, dem heutigen Zentrum Taufe, aber auch für die Andreaskirche, die letzte Predigtstätte Luthers. »Es gab einfach viel zu entdecken.« Und auch ganz wichtig für das Gelingen des Kirchentages auf dem Weg in Halle – Eisleben: »Wir sind als Kirche nach draußen gegangen, hin zu den Menschen. Die Öffentlichkeitswirkung war beachtlich!«

Damit beantwortet sich die Frage, ob der Kirchentag auf dem Weg die Menschen erreicht hat: unbedingt. Die Veranstaltungen haben Kirchentagsatmosphäre bewirkt. Es wurde gebetet, gesungen, diskutiert und gefeiert. Zudem haben sich die Gäste in verschiedenen Gesprächsforen kritisch mit Luther auseinandergesetzt, beispielsweise mit seiner Haltung zum Judentum seiner Zeit.

In einer säkular geprägten Region Deutschlands hat dieser Kirchentag deutlich nach außen gestrahlt – auch dorthin, wo das Engagement und die Möglichkeiten von Kirche wenig bekannt sind.

Ökumenischer Gottesdienst an Christi Himmelfahrt

Du siehst mich (Gen 16,13)

Predigt am Donnerstag, 25. Mai 2017, Bühne auf dem Marktplatz,
Halle/Saale

Bishop Dr. h. c. Nick Baines, Bischof der Diözese Leeds der Kirche von
England, Leeds/Großbritannien

Als meine Kinder noch klein waren, fuhren wir aus dem Norden Englands nach Traun bei Linz in Österreich, um dort mit Freunden zwei Wochen Urlaub zu machen. Einige Dinge haben diesen Urlaub unvergesslich werden lassen – nicht zuletzt der 40. Geburtstag meiner Frau im Mauthausener Konzentrationslager, was beweist, was für ein toller Romantiker ich bin. Aber zwei andere Erinnerungen zeichnen die Reise aus: Erstens war mein jüngster Sohn, der ungefähr zehn Jahre alt war und kein Wort Deutsch kannte, erstaunt, wie riesig groß die Stadt »Ausfahrt« war, dass jedes Verkehrsschild auf der Autobahn darauf hinwies und zweitens ist dort seine inzwischen in unserer Familie legendäre Frage entstanden: »Dad, warum sagen sie auf Star Trek immer wieder, ›Beat me up, Scotty!‹?«

Ich weiß, dass das schon vor langer Zeit war, aber ich erinnere mich auch daran, dass alle drei Kinder immer wieder fragten: »Sind wir bald da?« Es ist ein echtes Wunder, dass sie alle die Reise überhaupt überlebt haben. 1.200 Kilometer. Ich freue mich sehr darüber, dass zwei von ihnen nun ihre eigenen Kinder haben und gleichermaßen von ihnen geplagt werden. Das heißt Gerechtigkeit.

Ich erzähle diese Geschichte nicht, um zu zeigen, dass die Briten den Begriff »Schadenfreude« verstehen, auch wenn sie kein Wort dafür haben. Ich erzähle sie, weil sie illustriert, was wirklich im Hintergrund der Ereignisse vor sich geht, die wir Himmelfahrt Jesu nennen. Die Freunde Jesu haben eine schwierige Reise erlebt – eine Reise voller Drehungen und Wendungen und unerwarteter Ereignisse; und nun wollen sie einfach wissen, ob sich die Reise dem Ende nähert. Sie wundern sich nicht über Star Trek, aber sie sind immer noch darüber verwirrt, was ihre Erfahrung mit Jesus tatsächlich bedeutet, und sie fragen sich, wohin die Reise weitergeht.

Die Freunde Jesu haben erlebt, wie ihr gewöhnliches Leben durch das seltsame, beunruhigende Verhalten und die Aussagen des Zimmermanns aus Galiläa total gestört worden ist. Vorher war das Leben klar und ihre Erwartungen waren ziemlich einfach: Sie lebten unter dem Druck der römischen, militärischen Besatzungskräfte; sie sehnten sich nach dem und beteten für den Tag, an dem sie wieder frei werden; sie sahen sich als Gottes Volk und warteten auf die Rechtfertigung Gottes, auf die Wiederherstellung

der wahren Ordnung der Welt, die Erneuerung des jüdischen Volks. Aber trotz aller Hoffnungen und der Versprechungen vieler Messiasse, dass sie schon fast da seien, ging das Elend weiter. Ihre Welt war von politischen Intrigen, religiöser Korruption und gesellschaftlichem Unbehagen geprägt. Mit den Worten des Psalmisten beteten sie ernsthaft: »Wie lange, o Herr, wie lange ... ?« Wie lange müssen wir noch warten, bis du dich als der Herr im Himmel wie auf Erden zeigst?

Dann steht Jesus auf einem Berg, genauso wie Mose einmal auf dem Berg stand und die Zehn Gebote direkt von Gott erhielt – und froh war, dass es nur zehn und nicht zwanzig Gebote waren. Jesus fängt an, ein neues Licht des Verständnisses auf Mose zu werfen. Wie die Israeliten, die mit Mose nach dem Exodus 40 Jahre durch die Wüste zogen, verbringt Jesus nach seiner Taufe 40 Tage und Nächte in der Wüste, um dort ohne Ablenkung seine Prioritäten aussortieren zu können und um seine Ernsthaftigkeit für die ihm bevorstehende Aufgabe zu prüfen. Gleich danach wählt er seine Freunde aus und lädt sie ein, mit ihm den Strand entlang zu laufen und ein neues Leben voll von neuen Erfahrungen und neuen Gefahren zu beginnen. Aber es scheint, dass diese Reise mit Jesus auf einem anderen Berg – das heißt Golgotha – zum bitteren und tief enttäuschenden Ende gekommen ist. Aber dann nimmt die Reise noch eine unerwartete Wendung, als der vermeintlich tote Jesus wieder seine Freunde trifft. Schließlich nimmt er sie mit auf einen weiteren Berg, wo er sie beauftragt und sich dann von ihnen verabschiedet. Während dieser drei kurzen Jahre ist das Leben dieser gewöhnlichen Männer und Frauen aus dem Bergland von Galiläa auf den Kopf gestellt worden. Sie haben sich – in den Worten von Markus gleich zu Beginn seines Evangeliums – der Herausforderung der Umkehr, der Buße, *metanoia*, gestellt. Die Art und Weise, wie sie Gott, die Welt und sich selbst betrachten, zu ändern. Zu verändern, wie sie über Gott, die Welt und sich selbst nachdenken. Zu verändern, wie sie in der Welt mit Gott und miteinander zusammenleben. *Metanoia* ist eine radikale Veränderung nicht nur *von*, sondern auch *zu* einer neuen Art zu sehen, zu denken und zu leben.

Nun ist das ja keine einfache Sache. Wenn jemand zum Beispiel versucht, mich zu überreden, meine Liebe für den FC Liverpool aufzugeben, um ein Fan von Manchester United oder Chelsea zu werden, könnte ich das nie tun. Nie. Es ist total unvorstellbar und unmöglich. Aber diese Männer und Frauen sind gebeten worden, die Art und Weise, wie sie über Gott denken und ihr Leben in Gottes Welt verstehen, radikal zu verändern. Wenn diese kurze Erzählung wie ein dramatisches Schauspiel ist, dann werden sie aufgefordert, in ihrer Rolle aktiv zu werden und nicht nur darauf zu warten, bis die anderen die Verantwortung übernehmen. Sie müssen auch ihren Platz einnehmen und in dem sich entfaltenden Drama Gottes mit seinem Volk eine echte Rolle spielen. Die klarste Beschreibung davon befindet sich im Lukasevangelium, Kapitel 24. Zwei Freunde von Jesus sind auf dem Rückweg von Jerusalem;

ihre Gedanken sind in Aufruhr. Sie versuchen, alles zu verstehen, was in den letzten Tagen passiert ist – aber wahrscheinlich auch das, was in den letzten drei Jahren mit ihnen passiert ist. Es klappt einfach nicht. Der Messias soll nicht sterben. Also war Jesus von Nazareth doch nur der neueste, enttäuschende Möchte-gern-Messias, der die Hoffnungen des Volks weckte. Und dann diese Hoffnungen verriet? Diese Menschen, die Freunde von Jesus, haben gerade beobachtet, wie ihre Hoffnungen im Schmutz und Staub des Bodens von Golgotha bluteten. Sind sie wirklich verraten worden? Betrogen? Aber, wenn ja, wie sollten sie dann all die Wunder, die geheilten Menschen, die verärgerten religiösen Führer, die seltsamen umgedrehten Lehren verstehen?

Der auferstandene Jesus kommt zu ihnen auf die Straße und läuft neben ihnen her. Er geht nicht vor ihnen her; er geht auch nicht hinter ihnen her. Er geht neben ihnen, in ihrem Tempo. Dann stellt Jesus ihnen eine Frage: »Wovon redet ihr?« Sie antworten ihm: »Über alles, was in den letzten Tagen in der Stadt passiert ist.« Jesus fragt: »Was denn?« Also fangen sie an, ihm zu erzählen, was passiert ist. Sie schütten ihre Verwirrung aus, und erzählen eine Geschichte, die keinen Sinn hat – eine Geschichte, die an der falschen Stelle endet, so als wäre zum Beispiel Rotkäppchen am Schluss von ihrer Oma gefressen worden.

[Textlesung: Lukas 24,19-24]

Nun, wenn ich Jesus gewesen wäre, hätte ich mich nicht mit den Fragen aufgehalten, auf die ich die Antworten schon wusste. Aber Jesus fängt dort an, wo sie wirklich sind; er geht in ihrem Tempo; er lässt sie ihre verworrene Geschichte artikulieren, bevor er anfängt, die Geschichte anders zu erzählen. Er bietet ihnen eine alternative Erzählung erst dann, als diese Freunde bereit sind, sie zu hören. Später, als sie in ihrem Haus in Emmaus das Brot brechen, werden ihre Augen geöffnet: »Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege und uns die Schrift öffnete?« (Lk 24,32). Aber jetzt versuchen die Freunde, alles zu verstehen. Was bedeutet diese Geschichte für das Judentum? Und für die Welt? Oder für Jesus selbst? Und für sie und ihre Zukunft? Was war das alles?

Ich denke, diese Geschichte erzählt uns etwas Wichtiges über Jesus, etwas über die Welt und etwas über die Kirche. Diese normalen Menschen haben mit Jesus von Nazareth gelebt und sie haben beobachtet, wie er stirbt. Sie haben gewagt zu glauben, dass er der wahre Messias ist. Aber jetzt fühlen sie sich nicht mehr so sicher. Jesus verlässt sie – und dabei zeigt er ganz klar und deutlich, dass Himmel und Erde nicht zwei verschiedene Orte sind, sondern zwei Dimensionen derselben Realität. Die Wolke, die in der Bibel immer mit der Gegenwart Gottes verbunden ist, verbirgt Jesus; aber die Wolke bringt ihn nicht zu einem Ort, der außerhalb der Welt oder von der Welt

entfernt ist. Ja, er befindet sich jetzt beim Vater, aber der Vater ist nicht weit von der Welt entfernt. Wie in der Offenbarung, Kapitel 21 kommt der Himmel auf die Erde; so ist Gott in Jesus zu uns gekommen und so wird Jesus eines Tages den Himmel und die Erde wieder zusammenbringen.

Bei der Himmelfahrt geht es nicht um den Abschied oder die Abwesenheit Jesu, sondern vielmehr um die Anwesenheit von Jesus dort, wo wir sind, und nicht nur dort, wo sich sein Körper befindet. Bei der Himmelfahrt Jesu kommen Himmel und Erde auf eine neue Art und Weise zusammen – mehr verkörpert, nicht weniger. Die Himmelfahrt sagt, wer Jesus ist. Er ist der Herr des Himmels und der Erde, identifiziert und unmittelbar verbunden mit Gott, dem Schöpfer, dem Liebhaber, dem Erlöser, dem Vergeber, dem Retter der Welt. Und die Welt steht nun vor einer Herausforderung. Während die Seelen der römischen Kaiser sichtbar in den Himmel aufstiegen, damit sie nach ihrem Tod als Götter betrachtet werden konnten, steigt Jesus mit Körper, Geist und Seele auf – diese drei identifizierbar und klar in einer Einheit miteinander verbunden. Dieses Ereignis bietet uns eine neue Art, die Welt und die Menschlichkeit zu begreifen. Jesus ist in der Welt, aber er steht auch vor der Welt; hier spricht er immer noch in die Widersprüche und Verwirrungen der Welt, und bietet den Menschen einen neuen Weg, Gott, die Welt und andere Menschen zu sehen und in der Welt zu leben. Viel mehr könnte hier gesagt werden, aber es genügt an dieser Stelle, dass die Mächte der Welt grundsätzlich vom auferstandenen Christus herausgefordert werden – von dem Christus, der über den Tod in ein neues Leben hinausgeht, um die Welt zu einer neuen Hoffnung und die Kirche zu einem neuen Glauben aufzufordern.

Und wie sollte die Kirche die Himmelfahrt verstehen? Und wir? Schauen wir uns die Geschichte noch einmal an. Als sie sich auf dem Berg versammeln, hören die Freunde Jesu, dass sie nicht mehr Beobachter sind, sondern Akteure, die an der verwandelnden und anspruchsvollen Arbeit Gottes in der Welt teilnehmen. Jesus hat gelebt, ist gestorben, ist auferstanden und hält nun den Himmel und die Erde zusammen. Es ist jetzt die Verantwortung, die Pflicht und die Freude seiner Freunde, auf die Bühne zu kommen. Vorher waren sie ein bisschen wie das Publikum im Theater; jetzt aber sollen sie die Akteure auf der Bühne werden, die die Geschichte erzählen, die das Drama kreativ leben, die die richtige Sprache und den Blickwinkel finden, mit denen man diesem Publikum die Möglichkeit anbieten kann, selbst in das Drama hineingeholt und Akteure zu werden. Natürlich können wir nicht einfach neue Charaktere erschaffen oder die Geschichte mit einem bequemeren Ende erzählen. Wie alle guten Künstler müssen wir uns Zeit nehmen, um die Geschichte zu erlernen, ihre Linie und ihre erzählerischen Lücken zu erforschen, die Sprache auszuprobieren und die richtigen Wörter und Sprachbilder zu betonen. Aber wir müssen auch mit den Charakteren und der Erzählung übereinstimmen, die wir geerbt haben. Wir müssen »im Charakter« sein.

Das ist dann die Berufung der Kirche: Zeugen zu sein unserer Begegnung mit dem auferstandenen Jesus, der die Art und Weise verändert hat, wie wir die Welt betrachten, wie wir über die Welt denken und wie wir in der Welt leben. Wie die römischen Herolde, die die Nachricht vom Beitritt eines neuen Kaisers in die Weiten des Reichs getragen haben, ist die Aufgabe der Kirche, der Welt zu sagen, dass Cäsar nicht Herr des Himmels und der Erde ist, sondern Jesus Christus. Nicht der IWF, die EU, die *Brexiters* oder Donald Trump. Jesus ist Herr; er soll angebetet und geliebt, ihm soll nachgefolgt und gehorcht werden. Wir sind die Menschen, deren Verstand verwandelt, deren Herz befeuert, deren Willen gestärkt worden ist und deren Fantasie eine Farbexplosion erlebt hat. Wir sind die von Jesus geformten Menschen, die nicht mehr von Angst getrieben, sondern von Hoffnung gezogen werden. Wir können nicht umhin, der Welt zu sagen, was wir in Jesus gesehen und erlebt haben – in dem Jesus, der lebte, gestorben, auferstanden und aufgefahren ist und der mit dem Vater und in der Kraft des Heiligen Geistes herrscht.

Als meine Diözese vor drei Jahren neu gegründet wurde, musste ich eine Vision artikulieren. Ich formulierte eine einfache Aussage, die erklärt, was immer die Berufung der Kirche war: Wir wollen eine Kirche werden, die zuversichtliche Pfarrer ausrüstet, deren Auftrag es ist, zuversichtliche Christen wachsen zu lassen, deren Auftrag es ist, die gute Nachricht von Jesus Christus in unserem Teil des Nordens von England zu erzählen und auszuleben. Wir haben diese Aussage dann auf drei Begriffe konzentriert: überzeugte Christen, wachsende Kirchen, verwandelnde Gemeinschaften. Später haben wir unsere Werte als: *Loving, Living, Learning* artikuliert. Wir lieben Gott, die Welt und unsere Nachbarn wie uns selbst; wir leben in der realen Welt und sind der heutigen Welt verpflichtet, Körper, Geist und Seele – eine Inkarnationskirche. Das ist nur eine Möglichkeit, zu tun, was die Himmelfahrt uns bietet. In den Worten von Paulus im Römerbrief, Kapitel 12: »Ich ermahne euch nun, Brüder und Schwestern, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr euren Leib hingebt als ein Opfer, das lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. Das sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch durch Erneuerung eures Sinns, auf das ihr prüfen könnt, was Gottes Wille ist, nämlich das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene.« Amen.

Nun sag, wie hast du's mit der Religion? Kirchentag auf dem Weg in Jena und Weimar

»Ich lebe und ihr sollt auch leben«

Serbischer Buchenwald-Überlebender zu Gast

Ulrike Greim, Rundfunkbeauftragte der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), Weimar

Heiter sitzt er auf der Bank vor der Jakobskirche in Weimar. Wie immer gediegen im Anzug, etwas gebeugt, gelassen, gut gelaunt im Gespräch. Schlohweißes Haar, die Wangen etwas eingefallen, der Blick ist wach. Ein klein wenig Aufregung ist dabei. Dennoch blitzt immer sein Witz durch. Er ist gesegnet mit viel Humor, auch rabenschwarzem: Ivan Ivanji, 88 Jahre alt. Serbischer Schriftsteller, Übersetzer, Diplomat. Gleich hat er eine von vier Veranstaltungen auf dem Kirchentag in Weimar, für ihn die wichtigste: »Wo war Gott in Buchenwald?« Er hat sich vorbereitet. Will ehrlich sein – auch sich selbst gegenüber. Er hat die Konzentrationslager überlebt, ist einer der wenigen noch lebenden Zeugen. Sein Deutsch ist perfekt. Nur an seinem kleinen Akzent hört man, dass es nicht seine Muttersprache ist. Wohl aber die seines »Kinderfräuleins«. Im Banat geboren, im sprachlich-kulturellen Grenzgebiet zwischen Rumänien, Serbien und Ungarn, wächst er als Kind einer Arztfamilie auf. Erst mit den Nazis wird ihm seine jüdische Herkunft bewusst. Das Hebräische hört er erstmals im KZ und ahnt: Damit muss zu tun haben, dass ich verhaftet wurde – wegen seines Seins als Jude, das ihm nichts bedeutet hat, aber offensichtlich seinen Peinigern. Da ist er 15 Jahre alt. Verschleppt aus seiner Heimat über 1.000 Kilometer weit weg. Erst nach Auschwitz, dann nach Buchenwald, dann in zwei weitere Außenlager.

Die drei Stufen zur Kirche hoch stützt ihn sein Sohn Andrej. Allein ginge es nicht mehr. Dann nimmt er auf dem Podium der Kirche Platz. Nach seinem Glauben befragt, erzählt er, dass er schnell noch reformiert getauft wurde und der Taufschein ihm wohl drei Jahre KZ erspart habe, weil er – zumindest eine Zeit lang – als ungarischer Christ durchkam. Wie er eigentlich fromm gewesen sei, aber Gott ihn im Lager offensichtlich verlassen habe. Er zitiert aus dem Samuelbuch eine Passage, die er den ersten Aufruf zum Holocaust nennt. Eine grausame Geschichte, in der alle Bewohner einer Region abgeschlachtet werden. Mit so einem Gott wolle er nichts zu tun haben. Gespannte Stille im Auditorium.

Der stellvertretende Direktor der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora Rikola-Gunnar Lüttgenau, der zusammen mit Ivanji auf dem Podi-

um sitzt, dreht die Frage um. »Wo war Gott bei den Christen in Weimar?« Und Ivan Ivanji ergänzt: Das sei auch nicht eine Frage der Geschichte, sondern der Gegenwart. Wo stehen wir jetzt? Und wo sollten wir stehen? »Jedes Kind, das heute im Mittelmeer ertrinkt, stirbt nicht besser als ein Kind, das in den Gaskammern Auschwitzs umgekommen ist.« Es ist eine der Szenen, bei denen man eine Stecknadel fallen hören könnte.

Ivan Ivanji wird nach dem Krieg Theaterintendant, schreibt Bücher auf serbisch und deutsch, wird Übersetzer des jugoslawischen Staatspräsidenten Tito, später serbischer Kulturattaché in Bonn. Er übersetzt Böll und Grass ins Serbische. Ein Mittler zwischen dem Balkan und Deutschland. Ein Handelsreisender der Verständigung. Gebildet, neugierig, sehr fein beobachtend, messerscharf im Urteil, immer respektvoll. Die Bibel sei Weltliteratur, sagt er in Weimar. Er habe sie studiert. Wie auch den Koran. Während die Bibel für ihn eher Lyrik sei, dürfe man den Koran als Prosa lesen. Heiterkeit im Auditorium. Müsste er sich entscheiden, wäre er vermutlich Buddhist, sagt Ivanji. In Weimar ist er ein gern gesehener Zeuge, ein vitaler Erzähler. Ein Mahner für unbedingte Menschlichkeit. So auch auf dem Kirchentag, wo er unter anderem bei den Tischgesellschaften am Eröffnungsabend in einer intensiven Runde bei der Literarischen Gesellschaft Thüringens Rede und Antwort stand. Einen Tag später sprach er mit dem Schriftsteller Feridun Zaimoglu und dem Theologen Fulbert Steffensky über das große Aber der Weltgeschichte: »... aber die Liebe«, ein musisch-poetischer Abend. Ein Heimspiel für den Mann, der mühelos Rilke zitieren kann, zeitgleich aber einen bitterrealistischen Blick auf eine Menschheit hat, die immer neue Wege findet, sich selbst zu zerstören. Dennoch und gerade deswegen ist sein Plädoyer: einmischen, mitreden, sich nicht abfinden.

Befragt nach einer Hoffnung für uns hier in Deutschland, antwortet der Buchenwald-Überlebende Ivanji, er halte mit Jesus. So wie der wolle er uns auch sagen: »Ich lebe und ihr sollt auch leben.«

Ich glaube, weil ich denke

Erkenntnisse der Quantentheorie eröffnen neue Horizonte des Glaubens

Vortrag am Freitag, 26. Mai 2017, Freie evangelische Gemeinde, Jena

Dr. Hans-Jürgen Fischbeck, Physiker, Berlin

Dr. Peter Kleinert, Physiker, Bad Harzburg

Unsere Antwort als Physiker auf die Gretchenfrage: »Nun sag, wie hast du's mit der Religion?«¹ heißt:

Ich glaube, *weil* ich denke.

Sie ist zugleich eine Antwort auf die rhetorische Frage: »Glaubst du noch oder denkst du schon?« der Giordano-Bruno-Stiftung², mit der sie ihren Standpunkt markiert, Glaube und Wissenschaft seien unvereinbar, weil Gläubige notwendig eben nicht oder nur unzureichend denken. Die Denkenden sind überzeugt: Nur Atheisten können mit Hilfe ihrer »wissenschaftlichen Weltanschauung« – dem Naturalismus – das wahre Aufklärungswerk voranbringen. Auf welchem Fundament stehen diese »Aufgeklärten« und was ist von ihm zu halten?

1. Der ontologische Konsens der Moderne

Die Giordano-Bruno-Stiftung macht es sich zur Aufgabe, der relativen Mehrheit der Konfessionslosen in der deutschen Bevölkerung eine Stimme zu geben. Dabei stützt sie sich auf die weit verbreitete Überzeugung, dass eigentlich wirklich nur das ist, was festgestellt, beobachtet und gemessen werden kann. Viele sagen: »Ich glaube nur, was ich sehe« (vulgäre Ontologie) und geben damit Wittgenstein Recht, der quasi definitorisch feststellte: »Die Welt ist alles, was der Fall ist.«³ Diese Auffassung, die wir Realismus nennen, kann gleichsam als ontologischer Konsens der Moderne angesehen werden. Doch wo stehen auf dieser Plattform der Geist, die Kultur und die Seele? Irgendwo ganz weit am Rand, ganz unwesentlich, ganz episodisch? Betroffenen schauen sich diese Modernisten fragend an: Erscheinen, verglichen mit dem Handgreiflichen, das Geistige und Seelische etwa nicht wie ein unwirkliches, nichtiges Schattenspiel? Es trete hervor, der die Stirn hat, in diesem Quasi-Nichts

¹ Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Der Tragödie erster Teil, V.3.415.

² Vgl. www.giordano-bruno-stiftung.de (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

³ Vgl. Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*.

eine höhere, allmächtige Wesenheit anzusiedeln; es melde sich, wer es wagt, von Gott zu sprechen. Fichte halte uns doch wie alle Scharlatane nur zum Narren, wenn er kühn fabuliert: »Kein Tod, keine leblose Materie, sondern überall Leben, Geist, Intelligenz: ein Geisterreich, durchaus nichts anderes.«⁴

Sie irren sich alle, so meinen diese Realisten, auch jene, die von einem geistigen Umbruch faseln wie etwa der Physiker Jeans: »[...] das Weltall sieht allmählich mehr wie ein großer Gedanke als wie eine große Maschine aus. Der Geist erscheint im Reich der Materie nicht mehr als ein zufälliger Eindringling; wir beginnen zu ahnen, dass wir ihn eher als den Schöpfer und Beherrscher des Reichs der Materie begrüßen sollten [...]«⁵ Das sind haltlose Behauptungen, sagen sie, die aus der vorwissenschaftlichen Zeit kommen. Wir aber halten uns an die Wissenschaft, die sich ausschließlich auf die Realität stützt, nämlich auf das, was festgestellt, beobachtet und gemessen werden kann. Die sagt verlässlich, weil nachprüfbar, was wirklich ist, was es tatsächlich gibt. Den Lückenbüßer-Gott brauchen wir nicht. Irgendwann wird auch das Bewusstsein als eine Eigenschaft des Dings »Gehirn« wissenschaftlich erschlossen sein. Denn schließlich ginge ja alles »mit rechten Dingen«, also naturgesetzlich-kausal zu, denn die materielle Wirklichkeit sei kausal in sich geschlossen. »Alles, was der Fall ist« hat keine Fenster, denn ein Außen gibt es ja nicht.

In der monistischen Ontologie des Naturalismus bzw. der objektiven Realität des dialektischen Materialismus haben Gott und die Seele keinen Platz. »Es gibt keinen Gott«, ist man überzeugt, es kann ihn nicht geben, denn er kommt in der Realität nicht vor. Nur Illusionisten geheimnissen da noch Wahnvorstellungen von Gott hinein. So sehr prägt dieses naturalistische Denken die Moderne, dass Gott, Seele, Jenseits, ewiges Leben zu Unwörtern geworden sind, die gemieden werden, damit man sich nicht blamiert.

2. Das Blatt hat sich gewendet durch die Quanten-Ontologie

Die ontologische Revolution in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ging *nicht* von der Philosophie aus, sondern ausgerechnet von der Physik, die sich als empirische Wissenschaft ausschließlich stützt auf das, was real ist, was gemessen werden kann. Basisbegriffe der Ontologie, wie Sein, Nichtsein, Raum, Zeit, Unendlichkeit und schließlich Geist, gerieten durch die Entwicklung der modernen Physik in ein fundamental neues Licht. Es ist daher kein Physikalismus, wenn die Quantenphysik in den Vordergrund gerückt wird. Ihr verdanken wir richtungweisende Impulse, die ein radikales Umdenken auch beim philosophisch-theologischen Diskurs erfordern. Eine

⁴ Johann Gottlieb Fichte: Werke, Bd. 4, Leipzig 1911, S. 35.

⁵ James Hopwood Jeans: Der Weltraum und seine Rätsel, Stuttgart 1931, S. 209.

zentrale und weitreichende Erkenntnis der neuen Physik ist: Die objektive Realität ist nicht die ganze Wirklichkeit. »Wirklich sein« im Sinne von »wirken« bedeutet mehr als »real sein«. Um derart fundamentale Tatsachen der Realität wie die Stabilität der Atome und ihr Linienspektrum bei der Emission und Absorption von Licht erklären zu können, mussten die Physiker neben die Grundkategorie *Realität* eine zweite stellen, nämlich *Potenzialität*. Man erkannte, dass mikrophysikalische Objekte wie Elektronen und Photonen zugleich Welle und Teilchen sind. Seitdem spricht man allgemein vom Welle-Teilchen-Dualismus, wobei aber die Wellen immaterielle, sogenannte Wahrscheinlichkeitswellen sind. Die Teilchen mit ihren messbaren Eigenschaften gehören der Realität an, während die nur mathematisch fassbaren Wellen die Potenzialität darstellen, denn sie geben an, welcher Messwert mit welcher Wahrscheinlichkeit bei einer Messung in Erscheinung tritt. Entscheidend ist nun, dass die Wellenfunktionen selbst *nicht* messbar sind.

Unzweifelhaft gehören sie zur Wirklichkeit – schließlich wirken sie – doch handgreiflich real sind diese »Informationsfelder« nicht, und doch existiert ohne sie nichts Reales. Nennen wir diese nebulöse Quantenwirklichkeit »Geist«, »geisterhaft« oder »geistartig«, dann sprechen wir von der Wirklichkeit des Geistes.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die Wirklichkeit, die mehr ist als Realität, hat eine Doppelstruktur aus Realität und Potenzialität, wobei die Potenzialität der Realität logisch vorausgeht. Die Potenzialität aber ist wirklich, weil sie bestimmt, was mit welcher Wahrscheinlichkeit real werden kann. Geht man von dem Satz aus, dass das und nur das in Raum und Zeit sein kann, was man dort finden, das heißt messen kann, dann folgt daraus, dass die Potenzialität nicht *in*, sondern *jenseits* von Raum und Zeit ist. Die Wirklichkeit stellt sich in der Quanten-Ontologie nun wie folgt dar: Raum und Zeit sind wie eine Bühne, auf der die Realität zur Aufführung gebracht wird wie in einem Schauspiel. Das Spektakel des Hin und Her der Dinge, die realen Vorgänge im Vordergrund, kann man sehen, messen, beobachten, anfassen. Doch ohne die Direktiven (Potenzialität) aus dem unsichtbaren Hintergrund, hinter der raum-zeitlichen Bühne, geht gar nichts. Die ermöglichende, nicht kausale Regie ist nötig. Sie ist ein unverzichtbarer Teil der ganzen Aufführung.

3. Das Fenster ist wieder offen: Glauben im Licht der Quanten-Ontologie

Das geschlossene, fensterlose Weltbild des Naturalismus, alias dialektischer Materialismus, in dem geistige Wirklichkeiten nur als Begleiterscheinungen biochemisch-neuroelektrischer Hirnprozesse denkbar sind, ist für das Denken wie ein Gefängnis, das die Quanten-Ontologie wieder aufbricht. Für das von der naturalistisch gesonnenen Neurobiologie bisher ungelöste Problem, was denn das Bewusstsein eigentlich sei, gibt es von namhaften Wissen-

schaftlern die Hypothese, dass sich das Gehirn bei Bewusstsein in einem makroskopischen Quantenzustand befindet,⁶ so dass die Quanten-Ontologie in Kraft tritt, falls diese Hypothese zutrifft. Dann kann gesagt werden: Die Seele des Menschen, das ist die Potenzialität seines Gehirns; und die ist jenseits von Raum und Zeit.

Die genannten, peinlich gewordenen Wörter – Jenseits, Seele, Gott, ewiges Leben, die man lieber vermeidet, erhalten wieder eine klare Bedeutung. Weil das Diesseits die Realität ist, also all das, was man beobachten und messen kann, wissen wir nun, dass das eben nicht alles ist, sondern dass es mit Notwendigkeit auch ein Jenseits der Realität gibt, nämlich die Potenzialität, die ebenfalls wirklich ist. Beide zusammen, Realität und Potenzialität bilden die ganze Wirklichkeit. Genau so sagt es auch der Duden: »Das Jenseits ist der in der religiösen Vorstellung existierende transzendente Bereich jenseits der sichtbaren Welt« und fügt hinzu: »in das die Verstorbenen eingehen.«⁷ Wenn die Seele die Potenzialität des Gehirns ist, dann besteht sie, wie wir gesehen haben, *jenseits* von Raum und Zeit, das heißt sie existiert überzeitlich.

Aber was ist, wenn der Mensch und mit ihm sein Gehirn stirbt? Wie ist das Verhältnis von Leib und Seele in quanten-ontologischer Sicht? Im Gehirn geschieht bei Bewusstsein die *Faktifizierung* seiner Potenzialität, indem die Gedanken der Seele in den Erregungsmustern seines Neuronennetzwerks codiert werden: Das Gehirn ist gleichsam der Protokollant der Seele. Stirbt der Mensch, so stirbt der Protokollant, die Seele aber bleibt im überzeitlichen Jenseits. Das ist das, was man traditionell das »Leben nach dem Tod« nennt. Nur das Wort »nach« ist irreführend, weil es eine Zeitlichkeit suggeriert, die eben nicht gegeben ist. Für die Lebenden ist der Verstorbene tot, weil sie nicht mehr mit ihm kommunizieren können, denn das Vermittlungsorgan für Senden und Empfangen funktioniert nicht mehr. Weil Gott kein Ding dieser Welt ist, weil er nicht beobachtet werden kann (vgl. Joh 1,18), ist er in der »Realität« nicht zu finden; und doch ist er wirklich. Seine Wirklichkeit ist von anderer Art, nämlich von der der Potenzialität. So kommt man zu dem Satz: Die Wirklichkeit Gottes – sein Wille – ist die *Omnipotenzialität* des Guten. Dieser kommt dem Satz »Gott ist der unbedingte Wille zum Guten« nahe, in dem Annette Merz und Gerd Theissen⁸ das jüdische Gottesverständnis zur Zeit Jesu zusammenfassen, denn Potenzialität und Wille haben viel miteinander zu tun. Man kann sagen: Wille ist intentionale Potenzialität.

⁶ Vgl. Roger Penrose: *The Quantum Nature of Consciousness*, <https://www.youtube.com/watch?v=3WXTX0IUaOg> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁷ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Jenseits> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁸ Annette Merz und Gerd Theissen: *Der historische Jesus*, Göttingen 1997, S. 250.

4. Fazit

Wir haben damit den Behauptungen der Giordano-Bruno-Stiftung widersprochen, der Naturalismus sei als »Null-Hypothese der Naturwissenschaft«⁹ die wissenschaftliche Weltanschauung, und Glaube und Wissenschaft seien unvereinbar. Unsere Argumente sind: Der Naturalismus hat den Anspruch, der im 19. Jahrhundert, als die klassische Physik noch prägend war, entstand, die wissenschaftliche Weltanschauung zu sein, eingebüßt. Er ist mit der Entwicklung der Quantentheorie obsolet geworden, weil er in Widerspruch zur Quanten-Ontologie geraten ist. Einen Widerspruch zwischen Glaube und Wissenschaft gibt es nicht, denn der Glaube an Gott hat im Gegenteil wissenschaftlichen Rückhalt in der Quanten-Ontologie. Selbst das zurückhaltendste, abgeschwächteste Resümee enthält eine frohe Botschaft: Die grundlegenden Daseinsfragen sind wieder offen.

⁹ Martin Neukamm: Der ontologische Naturalismus ist keine Ideologie, sondern die Nullhypothese der Naturwissenschaften, in: Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie, 1/2009, S. 94.

Leipziger Stadtklang: Musik. Disput. Leben. Kirchentag auf dem Weg in Leipzig

Es wurde laut in Leipzig

Ein Kirchentag auf dem Weg in Sachsen

Stephan von Kolson, Abteilung Marketing von r2017, Dortmund

Es war dieses als heftig beschriebene Streitgespräch zwischen Martin Luther, dem katholischen Theologen Johannes Eck und den führenden Vertretern der reformatorischen Bewegung Andreas Karlstadt und Philipp Melanchthon, das 1519 den Anstoß zu einer Entwicklung gab, an deren Ende die Aufspaltung der Kirche stand: die Leipziger Disputation in der Pleißenburg in Leipzig. Bis heute ein historisch bedeutender Ort: An dieser Stelle befindet sich jetzt das Neue Rathaus.

Disputation – eine kritische, lebendige Auseinandersetzung. Das war auch während des Kirchentages auf dem Weg in Leipzig ein zentrales Format, ein Teil des Leipziger Stadtklangs. Ein Raum in der ersten Etage der Kneipe »Noch besser leben« im angesagten Viertel Plagwitz beispielsweise: auf dem Boden ein orientalischer Teppich, die Wände halbhoch mit Holz ver-täfelt, vor den Fenstern schwere Samtvorhänge. Wo sonst die Zigaretten qualmen, wird hitzig diskutiert. Witzig, scharfzüngig, aber immer zugewandt debattieren der katholische Pfarrer Thomas Bohne und der Hausherr Olaf Walter, überzeugter Atheist, moderiert von Rainer Totzke, Philosoph, mit den rund 50 Gästen im voll besetzten Raum: »Ohne Gott glücklich?«

»Das Format der 40 Kneipengespräche war eine charakteristische Besonderheit des Kirchentages auf dem Weg in Leipzig«, sagt Dietrich Bauer, Oberlandeskirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Sachsen, der höchst engagiert an den Planungen und der Umsetzung der Jubiläumsveranstaltung beteiligt war. »Das gehört neben der Kaffeetafel auch zu den Formaten, die wir in die Zukunft mitnehmen und die einen echten Mehrwert für die Menschen gebracht haben. Diese Art der Auseinandersetzung ist mehr als eine Podiumsdiskussion. Es ist die Chance für eine Diskussion mit Nachfragen, nicht nur Schlagabtausch, sondern gemeinsames Weiterkommen.« Das mache dann auch wieder wett, dass die Teilnehmendenzahlen nicht den ursprünglichen Erwartungen entsprochen haben. »Mich freut außerdem, dass die Ökumene so stark war – und dass sich ein so guter, intensiver und nachhaltiger Kontakt zur freien Kulturszene entwickelt hat.«

Ein gutes Beispiel dafür ist die spektakulär inszenierte Reformationsperformance »Zum Licht« des Künstlers Falk Elstermann auf dem Marktplatz.

Mit Hunderten Mitwirkenden, Schauspielerinnen und Schauspielern, Chören, Orchestern sowie einer gigantischen Videoinstallation zeigte der Künstler die Leipziger Disputation zwischen Martin Luther und Johannes Eck von 1519. Die Videos schlugen die Brücke in die Gegenwart. Charmant und gemütlich ging es bei der 250 Meter langen Leipziger Kaffeetafel zu. An 115 Tischen kamen Gemeinden, Verbände und Initiativen bei Kaffee und Kuchen mit Passanten und Passantinnen ins Gespräch.

Der ökumenische Gottesdienst unter freiem Himmel war der geistliche Auftakt und hat die Kirchentagsstädte miteinander verbunden. Es folgten Bibelarbeiten, unter anderem mit Lutherbotschafterin Margot Käßmann, und die Jugend-Taizé-Nacht. Das Grassimuseum hat sich während des Kirchentages zum Familienzentrum verwandelt.

Auch Leipzigs Wasserstraßen wurden Teil des Reformationsprogramms. Am Stadthafen konnten die Teilnehmenden des Kirchentages kostenlos Kanus, Kajaks und Ruderboote ausleihen und sich auf eine Pilgerreise zu Wasser begeben. Die Reise führte vorbei an zahlreichen künstlerisch gestalteten und musikalisch bespielten Brücken. Das Ziel lag nahe der Philippuskirche, wo in den Abendstunden bei »Himmel, Jazz und Erde« Andachten gefeiert wurden.

Natürlich hat Musik als Teil des Leipziger Stadtklangs während der vier Tage im Mai eine wesentliche Rolle gespielt. Unter anderem waren das Leipziger Symphonieorchester, der Sächsische Kammerchor, das Mendelssohn Kammerorchester Leipzig und der MDR-Kinderchor dabei. Rund um die Bühne im Clara-Zetkin-Park herrschte Festivalatmosphäre: Junge lokale Größen der Pop- und Rockmusik sorgten für musikalische Vielfalt.

Am 26. und 27. Mai 2017 wurde es laut in Leipzig; Musikerinnen und Musiker aus ganz Deutschland feierten das Bläserfest. Die Begrüßungsveranstaltung fand am Freitagnachmittag in der Leipziger Innenstadt statt, eine musikalische Serenade folgte in den Abendstunden. Die große Probe in der Messehalle 1, ein geistlicher Impuls und drei Workshops mündeten am Samstag in ein großes Festkonzert des Evangelischen Posaundienstes auf dem Leipziger Augustusplatz.

Musik und Kunst, Ökumene, Integration und Pluralität – das waren die inhaltlichen Kernthemen. »Wir haben einen schönen, lebendigen Kirchentag auf dem Weg erlebt – mit einem starken Zeichen der Ökumene«, sagt Landesbischof Dr. Carsten Rentzing. »Einen Kirchentag auf dem Weg, der die Pluralität von Kirche zeigt – und beispielsweise mit dem Aussiedlertag in besonderer Weise auch die integrative Kraft der Kirche deutlich macht. Es freut mich natürlich auch, dass wir viele Menschen erreichen, die sich beteiligen, und dass wir Interesse wecken, auch bei kirchenfernen Menschen.« Atmosphärisch dichte Tage und ein Programm, das mit seinen innovativen Formaten auf die Menschen zugegangen ist. Das ist in besonderer Weise der dritte Aspekt des Leipziger Stadtklangs: Leben!

Was ist eine reformatorische Haltung heute? Diese Frage stand beim *Reformers Day* in Torgau an der Elbe im Mittelpunkt, als Teil des Kirchentages auf dem Weg in Leipzig. In einer der schönsten deutschen Renaissancestädte wurde provozierend das »Lob des Ablasshandels« diskutiert, im »Neugier-express« konnten Kinder und Erwachsene ökologische Experimente durchführen. Das Straßentheaterfest sorgte für Volksfeststimmung – und bei den Schiffstouren konnten sich die Teilnehmenden der Reformationsstadt vom Wasser aus nähern.

Bibelarbeit auf dem Weg

Auf dem Weg zur Freiheit – Leipzig 1989

Bibelarbeit am Freitag und Samstag, 26. und 27. Mai 2017, Start:
Nikolaikirchhof, Leipzig

Prof. Dr. Ulf Liedke, Theologe, Weinböhla
Maren Lüdeking, Pfarrerin, Reichenberg
Jan Quenstedt, Theologe, Leipzig

Auf einer Wegstrecke von zwei Kilometern begeht die Bibelarbeit mit dem Magnificat der Maria (Lukas 1,46-56) Stationen der Friedlichen Revolution im Zentrum von Leipzig.

Aufbrechen

Station I – Nikolaikirche

Sprecher 1: Herzlich willkommen, liebe Schwestern und Brüder, zur Bibelarbeit auf dem Weg. Auf einer Strecke von zwei Kilometern wollen wir Stationen der Friedlichen Revolution von 1989 begehen und bedenken. Wir besuchen ihre Schauplätze, hören auf die Stimmen von Zeitzeugen und auf Impulse der Revolution für uns heute. Ihre Reiseleiter haben ganz unterschiedliche Erinnerungen bzw. Zugänge zu den Ereignissen des Herbstes 1989. Diese Zugänge fließen in unsere Andacht ein. Alle Texte sind von Maren Lüdeking, Ulf Liedke und Jan Quenstedt geschrieben, teilweise in Ich-Form. Auf unseren Weg begeben wir uns mit einem Bibeltext als Reisegepäck. Er wird uns an allen Stationen Wegzehrung bieten, Wegzehrung zum Nachdenken, Einkehren und Weitergehen. Es ist der Lobgesang der Maria. Er steht beim Evangelisten Lukas im ersten Kapitel:

Sprecher 2: [Textlesung: Lukas 1,46-56]

Gemeinsames Lied: Christus, dein Licht¹

Sprecher 2: Der Osterlichtbaum in dieser Kirche trägt den Namen »Gesprengte Fesseln«. Er erinnert an den 9. Oktober 1989.

¹ Communauté de Taizé: *Jésus, le Christ*, Melodie: Jacques Berthier.

Sprecher 1: Die Eisenklammern sind zerrissen. Diese Kirche hat einen Raum eröffnet, wo die Fesseln der Angst und die Fesseln einer Ideologie gesprengt werden konnten – und das alles ohne Gewalt.

Sprecher 2: »Wir hatten alles geplant. Wir waren auf alles vorbereitet«, gesteht Jahre später Horst Sindermann vom SED-Zentralkomitee und ergänzt: »nur nicht auf Kerzen und Gebete.«²

Sprecher 1: Dieser Osterlichtbaum wurde Ostern 1995 hier aufgestellt. Er erinnert auch an Jesus Christus, der das wahre Licht dieser Welt ist und uns zu Lichtern seiner Welt macht.

Sprecher 2: »Liebe Freunde! Vom 8. bis 18. November 1981 findet die Friedensdekade statt. In diesem Zeitraum sollen sich in möglichst vielen Gemeinden jeden Tag zur gleichen Zeit Menschen zum Friedensgebet treffen. Wir glauben, daß in einer politisch so angespannten Situation wie heute das Gebet für den Frieden eine besondere Bedeutung hat.«³

Sprecher 1: Mit dieser Einladung beginnen die Friedensgebete in der Leipziger Nikolaikirche, zunächst im Rahmen der Friedensdekade. Ab November 1982 finden sie wöchentlich statt – immer montags um fünf. Der Wehrkundeunterricht in der DDR, die tödliche Aufrüstung, die Aktion »Schwerter zu Pflugscharen« oder die Forderung nach einem sozialen Friedensdienst sind wichtige Themen in diesen Jahren. Von Anfang an vermutete der Staat, dass die hier entstandene Bewegung für ihn gefährlich sein wird.

Sprecher 2: Brief des Rats der Stadt Leipzig an den ersten Sekretär der SED-Stadtleitung vom 8. November 1983: »Am 5. 11. 83 gegen 18.15 Uhr wurden auf dem Marktplatz ca. 50 Jugendliche sitzend, einen Kreis bildend und in der Mitte brennende Kerzen aufgestellt, angetroffen. [...] Am 7. 11. 83 gegen 18.40 Uhr versammelten sich 30 Personen aus der Nikolaikirche kommend und gingen in Richtung [...] Grimmaische Straße mit brennenden Kerzen. [...] Durch Genossen der Volkspolizei wurden insgesamt 32 Beteiligte durch Feststellen der Personalien und Befragung namhaft gemacht.«⁴

Sprecher 1: Anfangs nahm nur eine überschaubare Zahl von Menschen an den montäglichen Friedensgebeten teil. Das änderte sich in der zweiten Hälfte

² Christian Führer: Und wir sind dabei gewesen: Die Revolution, die aus der Kirche kam, Berlin 2008, S. 219.

³ Christian Dietrich und Uwe Schwabe (Hrsg.): Freunde und Feinde. Friedensgebete zwischen 1981 und dem 9. Oktober 1989, Leipzig 1994, S. 42.

⁴ Dietrich/Schwabe, ebd., S. 67.

te der Achtzigerjahre. Ab Februar 1987 gestalteten verschiedene Friedens-, Umwelt- und Gerechtigkeitsgruppen im Wechsel das wöchentliche Gebet und erweiterten das Themenspektrum um Menschenrechte und Demokratie. Zunehmend waren auch Menschen dabei, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Ende 1988 kamen teilweise schon bis zu 1.000 Besucherinnen und Besucher. Immer wieder kam es anschließend auch zu Demonstrationen vor der Kirche und in der Stadt. Innerkirchlich war die Mitarbeit der Basisgruppen umstritten. Im Sommer 1988 wurde ihnen die Mitgestaltung des Friedensgebets entzogen. Die Monate danach waren von Vorwürfen und Protestaktionen geprägt. Ab April 1989 durften die Gruppen dann wieder dabei sein.

Sprecher 2: Aus einem Friedensgebet vom Mai 1989: »Herr, wir sind mit schuld daran, wenn heute noch Menschen an der Grenze unseres Landes erschossen werden, weil sie keinen anderen Ausweg mehr gefunden haben, ihre Probleme zu lösen. Laß uns beginnen, neu anzufangen und nicht wieder aufzuhören, öffentlich und privat die Wahrheit zu sagen, laß uns die Angst überwinden, die uns zu Duldern des Unrechts macht.«⁵

Sprecher 1: Das Friedensgebet wurde 1989 zu einem entscheidenden Ort, an dem die Forderungen nach Freiheit, Demokratie und Menschenrechten artikuliert wurden. Nach den Friedensgebeten versammelten sich viele Menschen vor der Kirche. Polizei und Bereitschaftspolizei reagierten immer brutaler. Demonstranten wurden eingekesselt und festgenommen. Ab Anfang Oktober 1989 fanden Friedensgebete auch in anderen Innenstadtkirchen statt. Am 9. Oktober kamen etwa 9.000 Besucherinnen und Besucher. Nach dem Gebet versammelten sich dann im Umfeld der Nikolaikirche rund 70.000 Menschen. Vom benachbarten Karl-Marx-Platz aus begaben sie sich auf den Innenstadtring, schweigend, besorgt, hoffend und unbeirrt.

Angst

Station II – Bahnhof

Sprecher 1: Niemand, der es damals erlebt hat, wird wohl die Wegstrecke vergessen, die der Demonstrationszug am 9. Oktober 1989 von der Nikolai-kirche über den Karl-Marx-Platz hierher zum Bahnhof genommen hat. 70.000 Menschen machten sich auf den Weg. Sprechchöre waren nicht zu hören. Zu sehr mischten sich Beklommenheit und Angst in die Freiheitssehnsucht der Demonstrierenden. Dass diese Furcht realistisch war, sahen alle an den Polizeiketten, Mannschaftswagen, Panzerfahrzeugen und der teilweise abgerie-

⁵ Dietrich/Schwabe, ebd., S. 317.

gelten Innenstadt. Und tatsächlich war bis zu diesem Zeitpunkt der Ausgang noch völlig offen. Erich Honecker hatte in einem Befehl dazu angewiesen, »feindliche Aktionen offensiv«⁶ zu verhindern. Mehr als 5.000 bewaffnete Einsatzkräfte standen bereit. Bereitschaftspolizisten berichteten später, wie sie auf die Niederschlagung der Demonstration eingeschworen werden sollten: »Genossen, ab heute ist Klassenkampf. Die Situation entspricht dem 17. Juni 1953. Heute entscheidet es sich – entweder die oder wir. Seid deshalb klassenwachsam. Wenn die Knüppel nicht ausreichen, wird die Waffe eingesetzt.«⁷

Sprecher 2: Gott, schweige doch nicht! Gott, bleib nicht so still und ruhig. Erwinnere dich doch, Gott, an dein Versprechen, die Hoffärtigen zu zerstreuen! Du siehst das Drohschloß der Bereitschaftspolizei und Kampfgruppen. Große Dinge willst du tun, Gott, aber vorerst scheint uns ein großes Fiasko bevorzustehen. Willst du zuschauen Gott, wie Demonstrierende durch die Stadt gejagt und Plakate heruntergerissen werden? Wie Straßen abgeriegelt und Demonstrierende eingekesselt werden? Gott, schweige doch nicht, wenn jetzt die Angst in uns aufsteigt, die Angst vor dem, was in den nächsten Minuten geschehen könnte. Sieh uns an Gott, sieh auf unsere Niedrigkeit, und denke Gott an dein Versprechen.

Sprecher 1: Hier am Hauptbahnhof geschah das Entscheidende – für die Demonstration des 9. Oktober 1989 und für den weiteren Verlauf der friedlichen Revolution. Die Bereitschaftspolizisten hatten den Befehl, sich hier den Demonstranten entgegenzustellen, notfalls mit Waffengewalt. Ein Polizist berichtete später: »Wir hatten [...] den Befehl [...], loszulaufen in Richtung Demonstranten, und sind sage und schreibe so um die dreißig Meter vor den Demonstranten zum Stillstand gekommen, wurden zurückgerufen.«⁸ Die Befehlshaber schreckten offenbar vor der riesigen Menge von Menschen zurück. Und sicher spielte auch die entwaffnende Offenheit der Demonstrierenden eine Rolle. Als die Menschen, mit denen ich an jenem Abend auf der Straße war, am Hauptbahnhof ankamen, stockte der Demonstrationzug hier und begann, sich allmählich in ein Forum zu verwandeln. Überall, rechts und links von uns, begannen Diskussionen zwischen Demonstrierenden und Polizisten. Es gab Aufforderungen, sich der Demonstration anzuschließen. Fra-

⁶ Michael Richter: Die friedliche Revolution. Aufbruch zur Demokratie in Sachsen 1989/90, Göttingen 2009, S. 372.

⁷ Neues Forum Leipzig (Hrsg.): Jetzt oder nie – Demokratie! Leipziger Herbst 89, Leipzig 1989, S. 92

⁸ Bereitschaftspolizist Toralf Dörre, zitiert nach Martin Jankowski: Die Mauer fiel nicht übernacht. Der Volksaufstand vom 9. Oktober 1989, https://www.zeitzeugenbuero.de/fileadmin/zpp/pdf/Unterrichts_einheiten/Jankowski_Die-Mauer-fiel-nicht-übernacht.pdf, S. 3f. (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

gen wurden gestellt und Antworten eingefordert. Eine Debatte nahm Fahrt auf – und die Angst fiel von uns ab.

Sprecher 2: Drei Wochen später, am 30. Oktober 1989, lautete das Thema des Friedensgebets in der Nikolaikirche »Zwischen Angst und Hoffnung«. Christian Führer predigte: »Wir waren am 9. Oktober über die Maßen beschwert [...] Wir waren voller Angst und hatten keine andere Hoffnung als die auf Gott, der Menschen erfassen, ändern und lenken kann. Und dann machten wir alle die Wende-Erfahrung: [...] Das Furchtbare geschah nicht – es wendet sich alles zum Guten. [...] Es gab das große Aufatmen [...] Wir hatten erlebt, was Menschen schon Tausende Jahre vor uns erlebten: ›Wenn ich mich fürchte, so hoffe ich auf dich, Gott!«⁹

Sprecher 1: Meine Seele erhebt den Herrn. Denn er hat große Dinge an uns getan. Er hat uns in unserer Angst gesehen und das Seufzen unseres Herzens gehört. Er hat zurückgehalten, die Verfolgung und Zerschlagung im Sinn hatten. Ihm danken wir, dass die Waffen geschwiegen haben und Rufe nach Veränderung erklingen sind. Die nach Gerechtigkeit hungern füllt er mit Gütern und lässt die Autokraten leer ausgehen.

Besuch

Station III vor dem Hotel Astoria

Sprecher 1: Von hier aus nehmen wir zwei symbolträchtige Orte in den Blick: das Hotel Astoria und den Hauptbahnhof. Beide stehen für Besuche ganz unterschiedlicher Art. Eine westdeutsche Blickweise:

Sprecher 2: Der Besuch: Gerade war ich noch bei euch auf der Leipziger Messe am 4. September – immer wieder eine gute Möglichkeit, sich intensiv von Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Mit großer Freude über die gemeinsame Zeit, die Gespräche und Geschenke.

Jetzt schaue ich auf die Bilder der Tagesschau, heute an diesem 9. Oktober 1989. Ich sehe Bilder dieser riesigen Demonstration. Ich spüre die große Ungewissheit und Angst, wie dieser Tag ausgehen möge.

Sprecher 1: Der Besuch: Maria aber machte sich auf in diesen Tagen und ging eilends in das Gebirge zu einer Stadt in Juda und kam in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabet. Und es begab sich, als Elisabet den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe.

⁹ Günter Hanisch u. a. (Hrsg.): *Dona nobis pacem*. Herbst 89 in Leipzig. Friedensgebete, Predigten und Fürbitten, Leipzig ²1996, S. 90.

In dem Bauch der Kusine Elisabet, da hüpft das Kind – es ist der kleine Johannes, der Wegbereiter Jesu. Dort im Verborgenen, noch nicht in dieser Welt – da schon macht sich die Vorfreude breit. Denn Maria bringt ein Geschenk ganz besonderer Art mit, noch verborgen und doch da: der Friedensfürst Gottes für diese Welt.

Sprecher 2: Wie oft habe ich damals als kleines Mädchen meine Mutter zu Friedensgebeten begleitet. Wie oft haben wir gebetet um Frieden in der Welt, um ein Abrüsten und Abschaffen der Waffen und darum, wieder eins zu sein – ein Deutschland – und dann habe ich an euch in Leipzig gedacht. Innerlich hat mich so viel mit euch verbunden und ich habe gewusst: im gemeinsamen Beten sind wir vereint – eine Welt im Verborgenen, die uns niemand nehmen konnte. Ich wusste ja, dass ihr »drüben« genauso gebetet habt und dass Gott keine Grenzen kennt: »Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen«, habt ihr gesungen.

Sprecher 1: Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.

Sprecher 2: Ja, im Lobpreis Gottes, da waren und sind wir vereint – über alle Grenzen hinweg – die der Generationen und Mauern, das hat uns geeint und gestärkt – die innere Gewissheit im Glauben: den Friedefürst in unseren Herzen zu tragen. Und doch war da der Schmerz, sich nicht einfach besuchen zu können, die Demütigung von uns Westdeutschen an den Grenzkontrollen; da war der Schmerz, ein geteiltes Deutschland aushalten zu müssen. Und dann kam noch der Schmerz auf eurer Seite hinzu: Wie viele junge Menschen hatten in diesem Jahr 1989 bereits die DDR verlassen, wie viele hatten es auch nicht geschafft! Welche Hoffnungslosigkeit mag sich da ausgebreitet haben?

Sprecher 1: Maria will als Erstes ihrer Kusine die frohe Botschaft vom Friedefürst bringen. Das verleiht ihr Flügel – wie einfach darf Maria ihre Kusine besuchen – wie einfach, unkompliziert und unbeschwerlich!

Sprecher 2: Wie schön und erfüllend war der Besuch, wenn wir es geschafft hatten, alle Stolpersteine zu bewältigen – wie freudereich und hoffnungsvoll!

So ging es auch den unzähligen ost- und westdeutschen Partnergemeinden. Und dann ging es wieder ans Abschiednehmen – am Hauptbahnhof hier in Leipzig. Auf ein Wiedersehen – hoffentlich bald! Der Wachturm an der Grenze machte mir jedes Mal Angst: Wie oft wurde von dort geschossen – wie viele Fluchtversuche vereitelt – wie viele Menschenschicksale besiegelt! Welcher Schmerz!

Sprecher 1: Elisabet wurde vom Heiligen Geist erfüllt und rief laut und sprach: Siehe, als ich die Stimme deines Grußes hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. Und selig bist du, die du geglaubt hast! Denn es wird vollendet werden, was dir gesagt ist von dem Herrn.

Sprecher 2: Das haben wir kaum zu hoffen gewagt – aber es wird wahr – heute am 9. Oktober 1989 hier in Leipzig. Welche Freude!

Veränderung

Station IV – Reformierte Kirche

Sprecher 1: »Liebe Gemeinde, wir haben uns auf einen Weg begeben.«¹⁰ Mit diesem Satz beginnt Hans-Jürgen Sievers, Pfarrer an der Reformierten Kirche, am 9. Oktober 1989 seine Predigt zum Friedensgebet. »Wir haben uns auf einen Weg begeben.« Wir, das sind Sie und ich. Heute hier in Leipzig auf den Spuren der Friedlichen Revolution. Wir, das sind Pfarrer Sievers und die Montagsdemonstranten im Herbst 1989. Wir, das sind Maria und Elisabet vor der Geburt ihrer Söhne.

Sprecher 2: »Wir haben uns auf einen Weg begeben.« Im Herbst 1989 war dieser Weg gesäumt von Polizisten und Kampfgruppen. Gesäumt von Kerzen und der Hoffnung auf Veränderung. Pfarrer Sievers erzählt in seiner Predigt von den Ereignissen in Montgomery im Amerika der Sechzigerjahre, als es zu brodeln begann gegen die strikte Trennung von Schwarzen und Weißen. Er erzählt, wie sich die Betroffenen auf den Weg begeben haben. Auf den Weg im ganz wörtlichen Sinn: Sie mieden öffentliche Verkehrsmittel. Ihre Wege legten sie zu Fuß zurück. Aus einer Resignation gegen die Ungerechtigkeit wurde ein Aufstehen für Freiheit und Gleichheit.¹¹

Sprecher 1: »Wir haben uns auf einen Weg begeben.« Wer sich im Herbst 1989 auf die Straßen von Leipzig begab, wusste, dass seine Schritte keinen leichten Weg beschreiten werden. Er wusste, dass der Wunsch nach Veränderung ein Prozess sein würde. Das verband die Menschen in Leipzig und Montgomery. Der lange Atem drückte sich aus in Schritten, Metern und Kilometern – in zögerlichen und ängstlichen Schritten hinaus in die Öffentlichkeit. In engen, dicht gedrängten Metern um die Leipziger Kirchen, umrandet von Polizei und Staatssicherheit. Und schließlich und endlich in befreienden Kilometern beim Lauf um den Leipziger Innenstadtring. Wie damals in Montgomery:

¹⁰ Ebd., S. 43.

¹¹ Vgl. ebd., S. 43-45.

viele Schritte, Meter und Kilometer im Kampf gegen die Rassentrennung. Veränderung als ein Prozess und ein Weg, der gestaltet und gegangen werden muss. Der Kraft, Mut und Zeit erfordert und die Steine und die Gewalt links liegen lässt. Ein Prozess, der auf Gott vertraut und mit Maria glaubt, dass seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten. Denn Gott stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.

Sprecher 2: Als sich Maria und Elisabet trafen, hatten sie beide bereits einen Weg hinter sich gebracht. Die eine noch unverheiratet, Partnerin eines Handwerkers. Die andere unfruchtbar, Frau eines Greisen. Nur zögerlich beginnen sie, ihre Situation in die Hand zu nehmen und erste Schritte zu wagen. Maria gar wagt Schritt um Schritt, geht Kilometer um Kilometer über Land und Gebirge zu Elisabet. Der Lobpreis der Maria lässt ahnen, welche Hoffnung sie in sich trägt. Welche Zukunft sie gebären wird: Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes; denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.

Sprecher 1: Hans-Jürgen Sievers schließt seine Predigt am 9. Oktober 1989 folgendermaßen: »Wenn unser Gottesdienst beendet ist, werden einige schnell nach Hause gehen. Ich möchte all denen danken, daß sie ihre Angst überwunden haben und gekommen sind. Nur wenn wir immer und immer wieder durch unsere Anwesenheit zeigen, daß wir in großen Zahlen zusammenkommen und um Veränderung beten, werden wir Veränderungen erreichen. [...] Ich möchte noch einmal um strikte Gewaltlosigkeit bitten. Wenn wir ein gutes Ziel haben, muß auch der Weg dahin ein guter Weg sein und müssen die Mittel, die wir anwenden, gut sein.«¹²

Sprecher 2: »Wir haben uns auf einen Weg begeben.« Elisabet, Maria, Hans-Jürgen Sievers, die ungenannten Demonstranten von 1989 und wir – uns alle verbindet die Hoffnung nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Marias Lobgesang zieht sich durch diese Ereignisse und durch die Zeiten wie ein Cantus firmus. Mal leise, wie eine bald versiegende Melodie in Zeiten der Angst und der Bedrängnis. Mal laut jubilierend, wie ein Freudengesang, wenn sich Dinge zum Besseren wenden, wenn sich Machtverhältnisse verschieben und Leben lebenswerter wird.

¹² Ebd., S. 45.

Gewaltlosigkeit

Station V – »Runde Ecke«

Sprecher 1: Wohl an keinem anderen Ort auf dem Weg der Friedlichen Revolution sind das alte und das neue Denken, der repressive Staat und die demokratische Bewegung so massiv aufeinandergetroffen wie hier. Im Volksmund wird dieses Haus »Runde Ecke« genannt. Es war der Sitz der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit. Hier hatte das Netzwerk aus Bespitzelung und Bevormundung sein Zentrum. Hier wurden Dossiers angelegt, operative Vorgänge koordiniert und Zersetzungsmaßnahmen ins Werk gesetzt. Unweigerlich stellte sich innere Alarmbereitschaft bei den Demonstrierenden ein. Zugleich kroch Zorn in ihnen hoch. Und der Wunsch wurde immer konkreter, das geheime Schattenreich grell auszuleuchten.

Sprecher 2: Gewalt ist der grausame Tyrann, der sich Veränderungen allzu oft in den Weg stellt. Die Gewalt der Mächtigen setzt auf Knüppel und Gewehre. Aber auch die Gegengewalt der Fäuste und Pflastersteine kann Wege der Veränderung zu Sackgassen machen. Deshalb war es für das Gelingen der Friedlichen Revolution entscheidend, auf den staatlichen Zwang nicht mit Gewalt von der Straße zu antworten. Der Leipziger Pfarrer Christoph Wonneberger hat in einem Friedensgebet in der Nikolaikirche die Seligpreisungen Jesu aktualisiert:

»Unselig sind, die Gewalt anwenden, sie werden sich und das Land ruinieren.

Unselig sind, die ihren Führungsanspruch mit Gewalt durchsetzen wollen, das Land wird sie enterben.

Selig sind die Sanftmütigen, sie werden das Erdreich besitzen.

Selig sind, die den Mut haben, der Gewalt sanft entgegenzutreten, sie werden ein bewohnbares Stück Erde vererben.

Selig sind die Gewaltlosen, ihnen kann man das Land anvertrauen.

Selig sind die sanft Mutigen, sie werden das Land besitzen.«¹³

Sprecher 1: Wenn die Montagsdemonstrationen an der »Runden Ecke« vorbei kamen, dann hatte die biblische Option der Gewaltlosigkeit hier ihre stärkste Bewährungsprobe zu bestehen.

Bei der Montagsdemonstration vom 23. Oktober 1989 war die Zahl der Protestierenden auf 300.000 angewachsen. Erstmals »war der Ring vollständig von Demonstranten besetzt«¹⁴. Die Polizei hatte sich in die »Runde Ecke« zurückgezogen, sodass das Haus äußerlich abgedunkelt und still wirkte. Zahlreiche der vorbeiziehenden Demonstrierenden kamen heran und stellten

¹³ Ebd., S. 29.

¹⁴ Richter, a. a. O., S. 489.

Kerzen auf die Treppenstufen und Vorsprünge der Fassade.¹⁵ In den Wochen darauf wurde die Stimmung zunehmend aggressiver. Deshalb bildeten Mitglieder des Neuen Forums eine Menschenkette vor der »Runden Ecke«. Sie trugen eine Schärpe mit der Aufschrift »Ohne Gewalt« und schützten das Haus vor gewaltsamen Übergriffen. Das Meer brennender Kerzen auf seinen Stufen wurde im Herbst 1989 zum Symbol für den gewaltlosen Protest.

Sprecher 2: »Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes [...] Denn er hat große Dinge an mir getan [...] Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.« Er lässt die Mächtigen vor der machtlosen Macht brennender Kerzen in Furcht geraten und sanften Mut über das System der Angst triumphieren. Er lässt die Pläne zur Niederschlagung der friedlichen Revolution ins Leere laufen und überwindet Gewalt mit Gewaltlosigkeit.

Verantwortung

Station VI – vor der Thomaskirche

Sprecher 1: 28 Jahre nach 1989 frage ich mich, was geblieben ist von jenem denkwürdigen Herbst, welche Aufgaben uns aus den Ereignissen von damals erwachsen, welche Verantwortung uns 1989 auf die Schultern legt. Vielleicht liegt uns diese Verantwortung auf den Schultern wie ein Anzug, wie ein Konfirmationsanzug. Konfirmationsanzüge sind eine eigentümliche Sache. Ausgesucht mit Eltern und Großeltern, zwischen Vorfreude und Widerwillen sind sie ein kurzlebiges Relikt. Getragen am Tag, der aus Kindern mündige Christenmenschen macht. Nicht der Anzug macht den Träger. Der Träger füllt den Anzug mit Leben. Er erfordert Persönlichkeit, Körperspannung, Haltung. Erst der aufrechte Gang bringt ihn zur Geltung. Macht aus Träger und Anzug ein Ensemble. Getragen am Tag, der Courage erfordert. In den Schrank gegangen. Abgehangen. Vergessen. Ein Konfirmationsanzug ist ein kurzlebiges Relikt. Es ist ein aufwendiges Unterfangen, ihn tragbar zu erhalten. Wer ihn pflegt, kann ihn weitergeben. Vererben. Konfirmation. Bekräftigen. Einstehen. Daran erinnert der Anzug. Und fordert heraus.

Sprecher 2: Der Konfirmationsanzug Leipzigs trägt den Aufnäher »Demokratie«. Er kämpft mit Kerzen und Gebeten. Ein lebendiges Stück Tradition und Verpflichtung. Er brauchte Courage und einen aufrechten Gang. Er brauchte Engagierte, die ihn mit Leben füllten. Getragen am Tag, der aus einzelnen Stimmen eine gemeinsame Meinung machte.

¹⁵ Vgl. ebd.

Sprecher 1: Der Konfirmationsanzug Leipzigs trägt den Aufnäher »Demokratie«. Für viele in Leipzig, Dresden und anderswo erscheint der Anzug längst zu eng. Abgetragen, mit Flecken übersät. Keine Freiheit mehr, sondern lästiges Übel. Die Meinung der anderen grundfalsch. »Wir sind das Volk«, skandieren Pegida, Legida und Co. Und fühlen sich doch diesem demokratischen Volk nicht verpflichtet. »Wenn die Mehrheit der Bürger noch klar bei Verstand wäre, dann würden sie zu Mistgabeln greifen und diese volksverratenden, volksverhetzenden Eliten aus den Parlamenten, aus den Gerichten, aus den Kirchen und aus den Pressehäusern prügeln.«¹⁶ Worte aus Leipzig, 11. Januar 2016. Gesprochen 27 Jahre nach der friedlichen Revolution. Gegen die Meinung der anderen. Gegen die Vielfalt der Gesellschaft. Gegen die Demokratie, mit den Mitteln der Demokratie. Der Konfirmationsanzug beschmutzt. Verhöhnt die Errungenschaften der couragierten Menge. Vergessen die Ereignisse, die Kerzen und Gebete.

Sprecher 2: Der Konfirmationsanzug Leipzigs trägt den Aufnäher »Demokratie«. Er kämpft mit Kerzen und Gebeten, verhöhnt mit Hasstiraden. Leipzig und Dresden, Legida und Pegida zeigen, dass Demokratie kein Selbstläufer ist. Dass Demokratie Schutz und Pflege bedarf. Dass sie kein Anzug von der Stange ist. Dem Einen zu lang an den Ärmeln. Dem Anderem zu kurz an den Beinen. Dem Dritten zu bunt. Auf die Anerkennung des Anderen bedacht und angewiesen.

Sprecher 1: Der Konfirmationsanzug Leipzigs trägt den Aufnäher »Demokratie«. In ihn hineinzuwachsen erforderte Mut, Kraft, Kerzen und Gebete. Ihn zu erhalten erfordert offene Ohren und offene Herzen. Er braucht Courage und einen aufrechten Gang. »Wir sind das Volk.« In der Vielfalt unserer Meinungen. In der Gemeinsamkeit unserer Sorgen und Ängste. In den Anzug der Demokratie hineinzuwachsen erfordert Kraft und Geduld, Mut und den festen Glauben an »Wir sind das Volk«. Demokratie zu erhalten ist ein aufwendiges Unterfangen. Wer sie pflegt, kann sie weitergeben. Vererben. Als lieb gewonnenes Stück mit Erinnerungen, Freiheiten und Pflichten behaftet. Demokratie. Einsteigen. Das verlangt uns die Erinnerung an Leipzig 1989 ab.

¹⁶ Leipziger Volkszeitung: Leipziger Staatsanwaltschaft stellt Ermittlungen gegen Pegida-Frau ein: <http://www.lvz.de/Specials/Themenspecials/Legida-und-Protteste/Legida/Leipziger-Staatsanwaltschaft-stellt-Ermittlungen-gegen-Pegida-Frau-Festerling-ein> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Ankunft

Station VII – Thomaskirche

Sprecher 1: Ankommen, angekommen, endlich da! Am Ziel meiner Reise, der Weg hatte es in sich, vielerorts beschwerlich, auch beängstigend, schmerzhaft, zermürend, zuweilen perspektivlos, doch zugleich auch ermutigend, überwältigend, hoffnungsvoll, freiheitsversprechend und verheißungsvoll. Ankommen, angekommen, endlich da!

Sprecher 2: Maria kam in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabet. Und es begab sich, als Elisabet den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib. Und Elisabet wurde vom Heiligen Geist erfüllt.

Sprecher 1: Endlich da – »im Hause des Herrn möchte ich bleiben immerdar« (vgl. Ps 23,6) – doch wie Maria kann auch ich hier nur kurz verweilen – immer in der Spannung unserer irdischen Gegenwart und der verheißenen Zukunft.

Sprecher 2: Erfüllt vom Heiligen Geist hat am 9. Oktober 1989 der damalige sächsische Bischof Johannes Hempel seinen tiefen Glauben an Gottes Mitwirken in dieser Welt zum Ausdruck gebracht und den zahlreichen Gottesdienstbesuchern für ihren Weg auf die Straße mitgegeben:

Sprecher 1: »Ich könnte mir denken, dass nicht alle von Ihnen Christen sind. Aber ich kann auch nicht davon absehen, dass ich einer zu sein versuche. Und deshalb ist auch das Zweite, was ich sagen muss, dass Gott genau wahrnimmt, was in der DDR passiert. Und dass er ein kräftiges Wort mitredet bei dem, wie die Dinge weitergehen. Um dieser meiner Glaubensüberzeugung willen, ob Sie sie teilen oder nicht, und gegen meine eigenen Gefühle bitte ich Sie um einen kühlen Kopf, um Besonnenheit und unbedingte Gewaltlosigkeit. Gewalt zerstört alles, was uns teuer ist, und der höchste Wert ist das Leben.«¹⁷

Sprecher 2: Erfüllt vom Heiligen Geist dürfen wir ankommen in diesem Hause Gottes: Hier dürfen wir uns von Gottes Gegenwart stärken lassen; hier können wir aufrechten Herzens auf unseren bisherigen Weg zurückblicken; hier spüren wir Gottes Liebe und Geborgenheit, hier können wir hoffnungsvoll auf unseren zukünftigen Weg blicken.

Sprecher 1: Erfüllt vom Heiligen Geist lasst uns Weggefährten suchen und gemeinsam als Gottes Friedensboten weiterziehen! Erfüllt von Gottes Geist

¹⁷ Günter Hanisch u. a., a. a. O., S. 47.

lasst uns Gott loben, wie einst Maria ihn gelobt hat, indem wir gemeinsam singen:

Gemeinsames Lied: Magnificat¹⁸

Sprecher 2: Erfüllt vom Heiligen Geist lasst uns Gottes Segen mit den Worten empfangen, wie schon Maria und Elisabet ihn zu ihren Lebzeiten erfahren haben: Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden. Amen.

¹⁸ Communauté de Taizé: Magnificat. Kanon nach Lk 1,46, Melodie: Jacques Berthier.

Sie haben 1 gute Nachricht Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg

Mehr als eine gute Nachricht!

Zwei Verantwortliche im Gespräch

Annette Berger, Vorsitzende des Programmausschusses für den Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg

Stephan Hoenen, Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Magdeburg

Welche gute Nachricht haben Sie beim Kirchentag auf dem Weg in Magdeburg erhalten?

Annette Berger: Es gab sogar ganz viele gute Nachrichten! Eine gute Nachricht für mich war, dass der Kirchentag hier in unserer säkular geprägten Gesellschaft überhaupt stattgefunden hat. Kirche hat gezeigt, dass sie ein derart reichhaltiges Programm auf die Beine stellen kann. Viele Menschen haben sich mitreißen lassen – in der Vorbereitung und in der Durchführung. Die Mitwirkenden, die Teilnehmenden und auch die Gäste bei den öffentlichen Veranstaltungen, wie beispielsweise dem Ekmagadi, dieser ganz besonderen KulturSommerNacht. Die hat sogar eigens den Veranstaltungstermin verschoben, um das in Magdeburg seit zehn Jahren etablierte und sehr beliebte Format gemeinsam mit dem Kirchentag auf dem Weg feiern zu können.

Die gute Nachricht ist für mich aber auch das durchweg hohe Niveau der Veranstaltungen. Die tollen Debatten, die große Bereitschaft so vieler, Neues auszuprobieren, diese auffallende Offenheit aller. Und ganz buchstäblich auch die Offenheit der Kirchen, die nicht nur zu sich eingeladen haben, sondern zugleich auch rausgegangen sind zu den Menschen.

Wunderbar war es auch, welche Kooperationen möglich geworden sind, mit den Medien, mit der Stadt, den Geschäften, den Touristikern und Marketingverantwortlichen. Ich kann sie gar nicht alle aufzählen. Aber es gilt in besonderem Maße für die zahlreichen Kooperationen mit den Kulturschaffenden, Musikern und Chören, aber auch für die Kulturabteilung der Stadt Magdeburg, die beispielsweise von Anfang an bei unserem Kulturausschuss dabei war – und sich dort höchst aktiv eingebracht hat. Im Traum hatte ich mir nicht vorstellen können, wie gut und nachhaltig die Vernetzung mit den Kulturakteuren funktionieren würde, auch ganz praktisch in der Durchführung, etwa als unmittelbar vor dem musikalischen Flashmob zur Begrüßung

der Ankommenden am Hauptbahnhof der Dirigent des Orchesters ausfiel und kurzerhand der Dirigent des Polizeiorchesters einsprang und zwei Stunden am Pult stand. Die Grundhaltung war bei allen Beteiligten durchgehend: Wir machen jetzt Kirchentag. In unserer Stadt. Alle gemeinsam.

Stephan Hoenen: Eine der vielen guten Nachrichten für mich war unbedingt auch, wie ökumenisch wir hier zusammengearbeitet haben. Das gilt einmal für die sehr enge und ergiebige Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche. Ökumene war sichtbar und erlebbar. Darüber hinaus nehmen wir diese große Bereitschaft zur Kooperation mit. Beim ökumenischen Himmelfahrtsgottesdienst am Elbufer war die Dialogpredigt unserer Landesbischöfin Ilse Junkermann mit dem katholischen Bischof des Bistums Magdeburg Dr. Gerhard Feige ein echtes Erlebnis.

Auch der interreligiöse Dialog hat eine Rolle gespielt und wurde sichtbar in Magdeburg. Die muslimische Gemeinde hatte eigens die neue Moschee geöffnet, der Neubau einer Synagoge in Magdeburg war im Blick, im Kulturhistorischen Museum legte Rabbiner Shlomo Sajatz die Schrift aus.

Es ist gelungen, die Themen der Reformation in die Gegenwart zu übertragen. Wir haben uns der Frage gestellt, wie zeitgemäß wir im kirchlichen Raum eigentlich agieren. Beweihräuchert sich Kirche selbst? Nein. Das hat der Kirchentag auf dem Weg gezeigt. Wir setzen uns auseinander. Testen neue Formate. Wir wollen den Austausch. Das gilt insbesondere für die unmittelbare Arbeit in den Gemeinden. Ein Beispiel ist die Tool-Bar in der Wallonerkirche.

Berger: Ein Highlight war für mich unbedingt auch der »Weg der verlorenen Kirchen« – ein musikalischer Gang durch Magdeburg zu den ehemaligen Standorten von Kirchen, die während der SED-Herrschaft gesprengt oder abgerissen worden sind.

Aber auch viele Dinge, die einfach im Hintergrund passierten: Die Gästeführer haben Hunderten Menschen unsere Stadt gezeigt. Das sind Kontakte, die wir wieder aufgreifen können.

Und noch einmal zum Willkommensabend: Viele Kirchengemeinden hatten einen Tisch vorbereitet, kunterbunt und ganz unterschiedlich gestaltet. So konnten alle Gäste aus zahlreichen Gegenden Deutschlands und der Welt an gedeckten Tischen Platz nehmen und gemeinsam essen. Das war auch für die Gemeindevertreter überwältigend, sie konnten richtig gute Gastgeber zu sein.

Hoenen: Das war ein solches Erlebnis. Vielfach ist der Wunsch an mich herangetragen worden: Das wollen wir wiederholen! Da wird sich doch ein Anlass finden.

Berger: Und natürlich die Elbe als Veranstaltungsort. Da haben echt nur noch die Palmen gefehlt, um ein mediterranes Ambiente zu haben. Das ist auch

eine Erfahrung, die die Stadt sicherlich mitnehmen und für künftige Veranstaltungen mitdenken wird. Die Inszenierung »Unseres Herrgotts Kanzlei« des Regisseurs Jörg Richter war einfach großartig und hat die Elbe als erweiterten Veranstaltungsort empfohlen.

Auch wir selbst als Organisatorinnen und Organisatoren nehmen viel mit. Auch die Erfahrung, dass Kirche hier wirklich über sich hinausgewachsen ist. Wir haben bei intensiven Debatten, Begegnungen und Gesprächen viel Begeisterung erlebt. Beim Begrüßungsabend hat man deutlich gespürt: Die Stadt ist insgesamt ein Stück weiter zusammengerückt. Zugleich war dieser Kirchentag auf dem Weg kein Endpunkt, sondern ein Beginn. Es hat sich gezeigt, dass unsere Kirche in die Gesellschaft muss, raus aus der Kirche. Das hat uns Selbstbewusstsein gegeben: Wir haben richtig etwas zu bieten. Wir leisten einen Beitrag zu politischen Debatten. Kirche hat die Kraft, sich neu zu erfinden, bis hin in neue liturgische Elemente. Ich denke da an die Minecraft-Andacht und den Twittergottesdienst. Dass es gelungen ist, dies spirituell zusammen zu bekommen.

Luther hat den gerade erfundenen Buchdruck genutzt, um seine Ideen zu verbreiten, und Magdeburg war damals so etwas wie die Medienzentrale. Dies war für uns Anlass zu diskutieren, wie wir uns als Kirche heute den Medien öffnen. Wo Chancen, aber auch Risiken liegen. Neue Formen auszuprobieren gehört unbedingt dazu. Das konnten wir beim Kirchentag tun. Aber es konnte nur ein erster Anstoß sein. Ich bin gespannt, ob die Gemeinden solche Formen aufnehmen. Luther hätte sich gefreut.

Hoenen: Gut angenommen wurden auch die ganz konkreten Angebote, etwa der Workshop Gemeindebrief. Das war eine kleine Truppe, die ganz gezielt gearbeitet hat. Und es ist einfach so, dass Gemeindebriefe noch immer das zentrale Medium sind, um die Menschen in den Gemeinden zu erreichen.

Berger: Magdeburg wurde zweimal in seiner Geschichte komplett zerstört. Das haben wir zum Anlass genommen, Krieg und Frieden als Thema aufzunehmen. Hier hat sich etwas gezeigt, das wir mitnehmen können: Kirche muss wieder stärker Mittlerin sein zwischen Konfliktparteien und sich einmischen. Beispielsweise wurden die 95 Friedensthesen stark wahrgenommen. Es gibt da ja eine starke Tradition, denn die Friedenskirche hatte in der DDR eine ganz wichtige Rolle und Funktion. Da müssen wir wieder anknüpfen.

Hoenen: Jeder von uns hat auch einen ganz persönlichen Kirchentag erlebt. Unvergesslich ist mir die Morgenandacht im Rosengarten. Neben etlichen Erwachsenen war eine Konfirmandengruppe aus Thüringen dabei. Die Rosen waren gerade frisch aufgeblüht, ein regelrechtes Blütenmeer – sensationell, wenn dann um 5.10 Uhr die Sonne über der Elbe aufgeht.

Friedenskirche sein! ... und werden?

Die Verantwortung zur Friedensbildung angesichts aktueller Herausforderungen

Vortrag am Samstag, 27. Mai 2017, Dom, Magdeburg

Prof. Dr. Fernando Enns, Leiter der Arbeitsstelle Theologie der Friedenskirchen,
Hamburg

Vorbemerkungen

Ich selbst gehöre zu einer der »historischen Friedenskirchen«, den Mennoniten. Diese älteste evangelische Freikirche, entstanden aus der Täuferbewegung der Reformation, wird als historische Friedenskirche bezeichnet, weil sie die Gewaltfreiheit als ein wesentliches Element christlicher Identität betrachtet. Nicht aus ideologischen Gründen, sondern ganz schlicht als Folge eines Lebens in der Nachfolge Jesu. Diese Tradition hat sich sehr früh für das Menschenrecht zur Verweigerung des Kriegsdienstes eingesetzt und steht dem Einsatz militärischer Gewalt grundsätzlich ablehnend gegenüber. Das bedeutet nun nicht, dass wir die perfekte Friedenskirche sind. Ich wüsste viel zu berichten über unsere Schwächen und unser Versagen. Aber um diese historische Friedenskirche soll es heute gar nicht gehen, sondern um die Frage, wie wir, alle Kirchen gemeinsam, Kirchen des gerechten Friedens werden, wie die Kirchen ihrem Bekenntnis und ihrer Berufung entsprechend leben und wie sie ihrer Verantwortung zur Friedensbildung angesichts aktueller Herausforderungen glaubwürdig nachkommen können. In vielen evangelischen Landeskirchen, in manchen Freikirchen und orthodoxen Kirchen und auch in der römisch-katholischen Kirche beobachte ich gegenwärtig weitreichende Prozesse. Letztes Jahr haben der Päpstliche Rat *Justitia et Pax* und die internationale katholische Friedensbewegung *Pax Christi* nach Rom geladen, zu einer wegweisenden Konferenz unter dem Titel »Gewaltfreiheit und gerechter Friede«. Am Ende forderten die Teilnehmenden den Papst auf, die Lehre vom »gerechten Krieg« nicht mehr fortzuschreiben und in einer Friedenszyklika Perspektiven eines »gerechten Friedens« aufzuzeigen.¹

¹ <http://blog.zdf.de/papstgefluester/2016/04/22/gerechter-frieden-statt-gerechter-krieg/> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

1. Aktuelle Herausforderungen für die Friedensethik

Wir, die Kirchen, stehen in der Friedensethik vor neuen Herausforderungen, weil sich die Weltlage rasant verändert. Jeder regionale Konflikt zeigt sofort Auswirkungen auf die globalisierte Welt und jeder Schritt als Weltgemeinschaft schlägt sich in den verschiedenen Regionen unterschiedlich nieder. Militärisches Handeln von Nationen stößt auf terroristische Reaktionen. Letztendlich geht es immer um Ressourcensicherung. Aber fundamentalistische Verblendungen religiöser, ethnischer, ideologischer oder politischer Natur treiben ganze Bevölkerungsgruppen in gewaltsame Konflikte mit jenen, mit denen sie über einen langen Zeitraum friedlich zusammengelebt haben. Wir nennen das »neue Kriege«², »asymmetrische Konflikte«³ und »hybride Kriegsführungen«⁴ bei denen ganze Staaten zerfallen (»failing states«⁵). Das Versprechen einer friedlicheren Welt nach Ende der Blockkonfrontation zwischen Ost und West ist im gewaltbereiten Handeln auf Seiten aller politischen Akteure, auch unserer demokratischen Regierungen, zerrieben worden.

2. Gängige Reflexe und überkommene Argumentationsmuster

Wenn aber diese Herausforderungen als neu beschrieben werden, dann ist es umso erstaunlicher, wie stark die friedensethische und vor allem die friedenspolitische Diskussion den bekannten Polaritäten verhaftet bleibt. Ihre Hilflosigkeit offenbart sich in der Wiederholung altbekannter Argumentationen, die kaum alternative Handlungsmuster hervorzubringen vermögen.

² Vgl.: Aus Politik und Zeitgeschichte 46/2009. In der Politikwissenschaft wird ein Gestaltwandel des Kriegs seit dem Ende des Ost-West-Konflikts diskutiert, wofür sich der Begriff »Neue Kriege« etabliert hat. Er bezeichnet vor allem die innerstaatlichen Konflikte, unkonventionelle Bürgerkriege und Aufstände, die um die Loyalität der Bevölkerung geführt werden.

³ Vgl. Maximilian Schulte: Asymmetrische Konflikte. Eine völkerrechtliche Betrachtung aktueller bewaffneter Auseinandersetzungen zwischen Staaten und nichtstaatlichen Akteuren, Studien zum Völker- und Europarecht 20, Hamburg 2012.

⁴ Vgl. Hans-Georg Erhart: Hybride Kriege, in: www.ipg-journal.de/schwerpunkt-desmonats/neue-high-tech-kriege/artikel/detail/hybride-kriege-818 (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁵ *Failed state* ist die »Bezeichnung für einen Staat, der keine vollständige Kontrolle mehr über sein Staatsgebiet ausüben kann oder dessen Regierung in ihren Handlungsmöglichkeiten grundsätzlich beeinträchtigt ist, d. h. ein formal weiterexistierender Staat, der zentrale Aufgaben im Sinn legitimer Machtausübung, Gewährleistung der Sicherheit und Wohlfahrtsgarantie für die eigene Bevölkerung nicht mehr erfüllen kann. Die Einordnung eines Staats als *failed state* ist aber selten eindeutig. Häufig wird deshalb auch von *failing state* gesprochen, d. h. der Staat weist einzelne Defizite auf, welche aber selten zu völligem Staatsversagen oder staatlichem Zusammenbruch führen.« In: <http://www.wissen.de/lexikon/failed-state> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Politische Verantwortung wahrnehmen

Angesichts der vielfältigen Krisenherde, wird die Frage nach der jeweiligen politischen Verantwortung gestellt. Wo allerdings politische Verantwortung vorschnell gleichgesetzt wird mit Bereitschaft zur Aufrüstung und zu militärischem Eingreifen, dort scheint sie eher kurzfristig den eigenen Sicherheitsbedürfnissen zu folgen, anstatt langfristige Lösungswege zur Erhöhung der Sicherheit für alle hervorzubringen. Es sind gerade jene Regionen, in denen in jüngster Vergangenheit von außen militärisch massiv eingegriffen wurde, in denen Flächenbrände, vor denen doch so vehement gewarnt wurde, ständig neue Terrornetzwerke hervorzubringen scheinen, obwohl diese doch zerstört werden sollten: Irak, Afghanistan, Libyen, Gaza, Somalia, Syrien, Jemen und die afrikanische Great-Lakes-Region insgesamt. Dennoch liefern westliche Demokratien, auch die deutsche, weiterhin Waffen an beteiligte Regierungen, von denen man sich »Stabilität« in der Region erhofft, die jedoch selbst aufgrund ihres ungerechten Handelns gegenüber eigenen wie fremden Bevölkerungen keinen Bestand auf Dauer haben werden.

Militärische Ausbildungen werden weiterhin forciert. Stattdessen muss die Frage nach politisch verantwortlichem Handeln neu gestellt werden.

Auch durch Nicht-Handeln macht man sich schuldig

In Situationen unmittelbarer Bedrohung von Menschenleben ist ein Reflex zu beobachten, wie zuletzt im Fall der Bewaffnung der Kurden im Norden Iraks. »Man kann doch nicht nichts tun«, ist ein oft wiederholter Satz, der seine Berechtigung hat – im Sinn christlich-ethischer Verantwortung für die Nächsten. In der friedensethischen, wie inzwischen auch in der politischen Diskussion wird dann die moralische Überlegung angehängt, dass man sich auch durch Nicht-Handeln schuldig mache. Diese schlichte Feststellung reicht in aller Regel bereits, um Zuflucht in der alten Ultima-Ratio-Argumentation zu finden. Von einem »gerechten Krieg« mag zumindest in Deutschland niemand mehr reden, aber durch das Herausgreifen dieses Kriteriums (*ultima ratio*) aus der traditionellen »Lehre vom Gerechten Krieg« ist die Hemmschwelle zum militärischen Handeln gerade in Deutschland abgesenkt worden. Die weiteren Kriterien des *ius ad bellum* (legitime Autorität, gerechter Grund, gerechte Absicht, begründete Hoffnung auf Erfolg) sowie des *ius in bello* (Verhältnismäßigkeit der Mittel, Unterscheidung von Kombattanten und Nichtkombattanten), die eben nur in ihrer Gesamtheit ein militärisches Eingreifen legitimieren, bleiben ausgeblendet.

Wenn das ökumenisch konsensfähige Leitbild des »gerechten Friedens« in der Praxis so zur Anwendung gebracht wird, dann ist hier eher ein Rückschritt in der friedensethischen Orientierung festzustellen. Um der politischen Alternativlosigkeit zu entkommen, braucht es aus Sicht einer theologisch begründeten Ethik keinesfalls eine Rückkehr zur vollständigen Lehre des gerechten Kriegs, sondern eine auch theologisch konsistente Argu-

mentation für den gerechten Frieden sowie ein entsprechendes politisches Handeln, zumindest derer, die sich von diesem Leitbild tatsächlich leiten lassen wollen.

Die rechtserhaltende Gewalt

Die Rechtfertigung militärischen Eingreifens als »rechtserhaltende Gewalt« unterstellt, dass militärische Gewalt, auch tödliche, dann legitim zur Anwendung kommen kann, wenn sie dem Recht zum Durchbruch verhilft, um den Frieden wieder herzustellen. Diese Argumentation setzt voraus, dass allgemein klar und akzeptiert ist, was dieses Recht ist, und dass es eine allgemein anerkannte und respektierte Autorität gibt, der ein solches Gewaltmonopol zuerkannt wird, so dass sie dieses Recht durchsetzen kann. Schließlich hätte diese Legitimierung einer rechtserhaltenden Gewalt zur Voraussetzung, dass eine entsprechende Autorität sich in ihrem Handeln selbst durch das gesetzte Recht begrenzen lässt. Der Idee nach könnten die Vereinten Nationen diese Rolle übernehmen, in der politischen Praxis sind wir heute weiter davon entfernt als je zuvor.⁶ Insofern muss sich diese Argumentation letztlich Realitätsferne vorwerfen lassen. Die Durchsetzung eines Rechts wird sicher nicht durch die zeitweilige Aushebelung eben dieses Rechts erreicht werden können.

Wir leben in einer noch nicht erlösten Welt

Militärische Gewalt wird grundsätzlich infrage gestellt, aber da wir in einer noch nicht erlösten Welt leben, scheint sie manchmal unausweichlich. Dieses theologische Argumentationsmuster ist ein Relikt aus der Zeit, in der man noch an den »gerechten Krieg« als Christenpflicht glaubte. Spätestens seit den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs sollte aber auch in der deutschen Theologie klar geworden sein: Die Unerlöstheit der Welt legitimiert kein unerlöstes Handeln der Christen, sondern fordert das erlöste Handeln der Kirche heraus. Diese Welt harrt noch ihrer Vollendung, der Neuschöpfung durch die Gnade Gottes. Aber jene, die tatsächlich an die bereits geschehene Erlösung in Christus glauben, partizipieren bereits an dieser erlösten Wirklichkeit, die mit Christus in die Welt kam, um sie zu transformieren. Eine Kirche, die meint, die Unerlöstheit der Welt zum Argument nutzen zu können, um ein unerlöstes Handeln der Christen zu rechtfertigen, stellt die Erlösung in Christus selbst infrage.

Dass wir mit der grausamen Realität des Bösen konfrontiert sind, dass wir mitten in diese Welt gestellt sind, dafür ist uns das Kreuz Christi das ein-

⁶ Auch die deutsche Regierung war lange Zeit stärker damit beschäftigt, einen eigenen Sitz im Sicherheitsrat einzufordern, statt gemeinsam mit anderen auf eine längst überfällige, grundlegende Reform der Vereinten Nationen hinzuwirken.

drücklichste Zeichen. So wie Jesus dem Bösen der Welt nicht ausgewichen ist, können die, die an ihn glauben, dem Bösen nicht ausweichen. Daraus wächst die Herausforderung, das eigene Erlöst-Sein mitten in den Konflikten dieser Welt zu bezeugen – so bruchstückhaft und kläglich das auch gelingen mag. Das ist die Verantwortung, von der hier zu reden ist. Es ist die Zueignung der Gnade Gottes im Christusgeschehen, die uns zu einem solchen Zeugnis von der Wahrheit der Erlösung befreit. Wenn die Kirche sich davon nicht leiten lässt, dann hat sie im Grunde nichts weiter zur Lösung von gewaltsamen Konflikten beizutragen und ihre Stimme wird irrelevant.

3. Anforderungen an eine Ethik der Kirche des gerechten Friedens

Eine genauere Analyse der gegenwärtigen Konflikte offenbart im Kern vor allem die ungerechten Lebensverhältnisse als Ursprung und Motivation zu gewaltbereitem Handeln. Die Flüchtlingsströme, von denen in Europa bisher nur ein Bruchteil ankommt, illustrieren dies auf brutale Weise. Aufgrund der Ungerechtigkeit der Verteilung hat sich in der internationalen, ökumenischen Debatte der Begriff des gerechten Friedens durchgesetzt. Es ist zu begrüßen, dass die ökumenische Bewegung sich weiterhin der ernsthaften Suche nach neuen Wegen und alternativen Handlungsoptionen verschreibt, denn eine zeitgemäße Friedensethik muss ökumenisch anschlussfähig sein, wenn die globalen Zusammenhänge berücksichtigt werden sollen. Eine sich selbst abschließende Friedensethik, etwa auf eine einzige Region beschränkt oder auf die Argumentation einer einzigen Tradition, läuft Gefahr, ein Widerspruch in sich selbst zu werden. Das gilt auch für die historischen Friedenskirchen. Aus diesen Beobachtungen ergeben sich mindestens vier Anforderungen an die Ethik einer Kirche des gerechten Friedens. Sie sollte theologisch begründet, politisch verantwortlich, ökumenisch anschlussfähig und spirituell identitätsstiftend sein.

4. Kirche des gerechten Friedens werden – ökumenischer Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens

Der »ökumenische Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens«, den die zehnte Vollversammlung (VV) des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) als wegweisenden programmatischen Ansatz für die kommenden Jahre beschlossen hat, soll als Rahmen dienen, um zu zeigen, inwiefern sich hier neue Denkansätze hinsichtlich einer Kirche des gerechten Friedens eröffnen.

Anschluss an das Verständnis »gerechter Frieden«

Am Ende der ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt (2001-2010) zeichnete sich ein großer Konsens hinsichtlich eines gemeinsamen Verständnisses des »gerechten Friedens« ab, weil dieser Ansatz in der Lage zu

sein scheint, nicht nur die drei Kernanliegen des Konziliaren Prozesses (Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung) in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu durchdringen, sondern diese auch inhaltlich näher zu bestimmen.⁷ Dies wird im zentralen Dokument der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation (IEPC, Jamaica 2011) deutlich: ein »Ökumenischer Aufruf zum Gerechten Frieden«⁸. Der gerechte Frieden wird hier definiert als ein »kollektiver und dynamischer, doch zugleich fest verankerter Prozess [...], der darauf ausgerichtet ist, dass Menschen frei von Angst und Not leben können, dass sie Feindschaft, Diskriminierung und Unterdrückung überwinden und die Voraussetzungen schaffen können für gerechte Beziehungen, die den Erfahrungen der am stärksten Gefährdeten Vorrang einräumen und die Integrität der Schöpfung achten.«⁹ Ausdrücklich wird darauf verwiesen, dass der gerechte Frieden nicht einfach als eine Umkehrung oder als ein Gegenentwurf zum Konzept des »gerechten Kriegs« verstanden werden soll, sondern weit darüber hinausgeht: »Außer Waffen zum Schweigen zu bringen, schließt er soziale Gerechtigkeit, Rechtsstaatlichkeit, Achtung der Menschenrechte und Sicherheit für alle Menschen ein.«¹⁰ Der gerechte Frieden wurde als neues Leitbild in der ökumenischen Theologie verankert, biblische und theologische Grundlagen wurden erarbeitet, um diese in verschiedenen Dimensionen der Bewährung auszusetzen: gerechter Frieden in kleineren Gemeinschaften, zwischen Völkern und innerhalb von Nationen, in ökonomischen Verhältnissen und mit der Natur. An diese Diskussionen schließen die Überlegungen zum ökumenischen Pilgerweg an. Die Leistungsfähigkeit dieses neuen ökumenischen Ansatzes wird davon abhängen, ob es den Kirchen der Ökumene gelingt, zu einer gemeinsamen Interpretation zu gelangen und auf diesem Weg zu einer veränderten und verändernden ökumenischen Praxis vorzudringen.

Die Weg-Metapher – gegen die Reduktion des gerechten Friedens auf ein gesellschaftspolitisches Ziel

Innerhalb des Aufrufs zeichnet sich die Bedeutung der Weg-Metapher bereits in mehrfacher Hinsicht ab. In der Präambel heißt es: »Inspiriert durch das

⁷ Vgl. <http://www.overcomingviolence.org> (zuletzt gesehen am 30.01.2018). Siehe auch: Mathews George Chunakara: *Building Peace on Earth. Report of the International Ecumenical Peace Convocation*, Genf 2013. Vgl. hierzu die ausführliche Analyse in Fernando Enns: *Ökumene und Frieden. Theologische Anstöße aus der Friedenskirche*, Bd. 4, Neukirchen 2012, S. 138-262.

⁸ ÖRK: Ein Ökumenischer Aufruf zum Gerechten Frieden, in: <http://www.gewaltueberwinden.org/de.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018). Auch in: Konrad Raiser und Ulrich Schmitthenner (Hrsg.): *Gerechter Friede. Ökumenische Studien*, Bd. 39, Münster 2012, S. 5-19.

⁹ Ebd., §11.

¹⁰ Ebd., §10.

Beispiel Jesu von Nazareth lädt dieser Aufruf Christen und Christinnen ein, den Weg des gerechten Friedens mitzugehen.«¹¹ Dieses Nachfolgemotiv wird dann erweitert durch den angemessenen größeren theologischen Rahmen der Liebesbewegung Gottes mit der Schöpfung, der diese Nachfolge erst ermöglicht: »Gerechter Friede ist ein Weg, der ausgerichtet ist auf Gottes Heilsplan für die Menschheit und die ganze Schöpfung, im Vertrauen darauf, dass Gott unsere Füße auf den Weg des Friedens richtet (Lk 1,79).«¹² Auch der Begriff der Pilgerreise taucht hier bereits auf: »Die christliche Pilgerreise hin zum Frieden bietet viele Möglichkeiten, sichtbare und lebensfähige Gemeinschaften für den Frieden aufzubauen. Eine Kirche, die für den Frieden betet, der Gemeinschaft dient, Geld ethisch verantwortungsvoll einsetzt, die Umwelt bewahrt und gute Beziehungen mit anderen pflegt, kann zu einem Werkzeug des Friedens werden.«¹³ Der gerechte Frieden wird hier nicht einfach reduziert auf ein zu erstrebendes gesellschaftspolitisches Ziel, sondern wird tatsächlich (auch) als Lebenspraxis der Kirchen verstanden. Ob Christinnen und Christen, die Kirchen selbst diesen Weg der Gerechtigkeit und des Friedens beschreiten, wird zwingende Voraussetzung sein, wenn sie glaubwürdig werden wollen in ihrem Anliegen der verantwortlichen Friedensbildung. Der angestrebte Pilgerweg der Kirchen muss notwendigerweise durch Gerechtigkeit und Frieden charakterisiert sein, wenn er Orientierung bieten will in einer veränderten Situation der Welt.

Hier muss nun verstärkt auch nach einer Vergewisserung der spirituellen Wurzeln gefragt werden, die das gesellschaftspolitische Handeln der Kirchen stärken könnte. Daher fühlen sich vor allem auch jene Traditionen herausgefordert, in deren Zentrum kirchlichen Lebens und Handelns die Liturgie steht. Darüber hinaus ist bei vielen anderen ein Bedürfnis nach tiefer spiritueller Erneuerung gewachsen. Sie erkennen, dass das Reden und Handeln der Kirchen in Fragen des Friedens viel zu kurz greift und kraft- und wirkungslos bleiben muss, wenn es sich allein auf politische Aktionen beschränkt und am Ende die angeblichen politischen Alternativlosigkeiten segnet. Die Internationale Friedenskonvokation hatte den gerechten Frieden bereits als einen Lebensentwurf bezeichnet, »der die Teilhabe an Gottes Liebe zur Welt widerspiegelt«¹⁴. Dieser dynamische Charakter des gerechten Friedens als Gabe und Berufung der Glaubenden wie der Kirchen wird im Beschluss zu einem gemeinsamen Pilgerweg begriffen.¹⁵

¹¹ Ebd., Präambel.

¹² Ebd., §12.

¹³ Ebd., §29.

¹⁴ ÖRK: Botschaft der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation; in: <http://www.gewaltueberwinden.org/de/materialien/oerk-materialien/dokumente/presen-tationen-ansprachen/ioefk-botschaft.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

¹⁵ Die zentrale Botschaft der Vollversammlung in Busan fasst all dies in einem einzigen Aufruf an »alle Menschen guten Willens« zusammen, sich diesem Pilgerweg anzu-

*Transformative Spiritualität und Gründung des gerechten Friedens
in der Rede von Gott*

In unseren ökumenischen Gesprächen haben wir den gerechten Frieden in der Rede vom dreieinigen Gott selbst theologisch verstanden: »Auf ihre eigene, begrenzte Weise spiegelt diese Spiritualität die liebenden Beziehungen zwischen den Personen des dreieinigen Gottes wider, der seine zerbrochene Welt aufrechterhält, verwandelt und heiligt.«¹⁶ und »Die Bewegung der Liebe, die Teil des Wesens des dreieinigen Gottes ist, wird in der Verheißung von Gerechtigkeit und Frieden offenbar.«¹⁷

Schöpfung – durch Gott, Versöhnung – in Christus und Vollendung – durch den Heiligen Geist entspringen derselben Gottesgemeinschaft. Dies ist die theologische Grundlegung für ein Gemeinschaftsmodell von Beziehungen gerechten Friedens. Auf diese Weise wird unmittelbar deutlich, wie sehr die Auseinandersetzung mit Gewalt und Unrecht die Rede von Gott selbst berührt. Ein solcher trinitätstheologischer Ansatz hält in Erinnerung, dass der Gott der Hebräischen Bibel, der Schöpfer-Gott, der Israel aus dem Sklavenhaus befreit, identisch ist mit dem Gott des Neuen Testaments, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, und fortan in seinem Leben stiftenden Geist dieser gewaltvollen Welt ein-wohnt, um sie von Gewalt zu erlösen und zu vollenden. Die sich anschließende, wegweisende Glaubenserkenntnis ist, dass die Glaubenden – in Christus – bereits jetzt teilhaben an dieser Gottesgemeinschaft des gerechten Friedens.

Dieser theologische Ansatz kann vor der Hybris bewahren, dass Christen und Kirchen das Reich Gottes durch ihre Anstrengungen für einen gerechten Frieden selbst errichten müssen. Hieraus ergeben sich dann entscheidende Aussagen über das Selbstverständnis der Kirche als einer Gemeinschaft der Heiligen – einer Gemeinschaft der Gerechtigkeit und des Friedens. Es ist eine Gemeinschaft, die zur Verantwortung befreit und nicht legalistisch in die Separation führt, sondern im Kern von der Gnade der wieder hergestellten Beziehung Gottes zu seiner ganzen Schöpfung – der Versöhnung – lebt. An dieser göttlichen Beziehung zu partizipieren, weil Gott sich in Christus in Beziehung setzt, bedeutet für die Kirche, ihr Wesen entsprechend zu begreifen und ihre inneren Beziehungen wie jene »in der Welt« entsprechend zu

schließen. Vgl. ÖRK: Botschaft der 10. ÖRK-Vollversammlung, Busan/Südkorea 2013 (»Schließt euch unserer Pilgerreise der Gerechtigkeit und des Friedens an«), in: <http://www.oikoumene.org> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

¹⁶ ÖRK: Ein Ökumenischer Aufruf zum Gerechten Frieden. Begleitdokument, Kap. 2, §62.

¹⁷ ÖRK: Eine Einladung zum Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens, in: <https://www.oikoumene.org/de/resources/documents/central-committee/geneva-2014/an-invitation-to-the-pilgrimage-of-justice-and-peace> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

gestalten. Die Kirche ist Kirche des gerechten Friedens, weil sie in eben dieser alternativen Qualität von Gemeinschaft gegründet ist.

Schluss: Der Pilgerweg als ein dritter Weg

Die gegenwärtige politisch-soziale Weltlage fordert zur weiteren Schärfung dieser Elemente heraus. In der Frage nach der politischen Verantwortung wie der Suche nach Handlungsoptionen dürfen diese theologischen und spirituellen Grundlegungen nicht abgeblendet werden, sondern müssen sich auch in den größten Krisensituationen bewähren – sonst sind sie nichts wert. Ist die Versöhnung in Christus in seiner ganzen Wirklichkeit geglaubt – und damit einhergehend die Befreiung von der Versuchung militärischer Gewalt – und ist die Mission der Kirche zur Heilung von Beziehungen angenommen, dann eröffnen sich völlig neue Handlungsmöglichkeiten im politischen wie sozialen Geschehen. Die viel zu schlichten Alternativen, nichts tun und militärisches Eingreifen, kommen – aus der Perspektive des christlichen Glaubens – als verantwortbare Möglichkeiten nicht in Betracht, weil sie die Wahrheit des Evangeliums selbst infrage stellen würden. Im Gegenzug eröffnen sich aber den Glaubenden ungeahnte und zum Teil wenig erprobte Handlungsoptionen, die einen nachhaltigen gerechten Frieden befördern, weil die Vertreter dieses gerechten Friedens diesen Weg selbst wirklich gehen und ihn nicht bei jeder Bewährungsprobe kleingläubig den angeblichen politischen Realitäten opfern. Die ganze Breite kontextsensibler Konflikttransformationen, gewaltfreier Konfliktinterventionen, Praktiken zur Anwendung einer restaurativen Gerechtigkeit, Wahrheits- und Versöhnungskommissionen sowie Trauma-Therapien sind allesamt von den Kirchen noch viel weiter zu erforschen und zu erproben, wenn wir auf dem Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens vorankommen wollen.

Insofern sollte die Kirchen des gerechten Friedens beharrlich nach jenen dritten Wegen suchen – und diese selbst auch wie einen Pilgerweg beschreiten, um die ihnen anvertraute Botschaft von der Versöhnung und vom Reich Gottes selbst glaubwürdig zu leben. Es ist gerade diese Antizipation des Reichs Gottes, das bekanntlich »nicht Essen und Trinken ist, sondern Gerechtigkeit, Frieden und Freude im Heiligen Geist« (vgl. Röm 14,17), in den schwerwiegendsten Entscheidungen ethischer Dilemmata Wegweisung zu finden und zu geben. Das setzt voraus, nicht die eigene *ratio* als die *ultima* anzupreisen, sondern sich tatsächlich der *ratio* der neuen Wirklichkeit in Christus anzuvertrauen.

Resolutionen

Resolution 1 Achtet die Würde der Tiere!

Veranstaltung:

Podienreihe Ernährung und Landwirtschaft
Fleisch. Ein Stück Lebensqualität – für wen?
Globale Folgen von Produktion und Konsum

Freitag, 26. Mai 2017

Antragsteller:

Friedrich Laker, Aktion Kirche und Tiere (AKUT) e. V., Dortmund

Adressat:

Rat der EKD und die Kirchenleitungen der Landeskirchen

Immer mehr Menschen betrachten die industrielle Massentierhaltung, die Tierversuche und das damit verbundene qualvolle Leben und Sterben der Tiere als tiefe Verletzung deren Mitgeschöpflichkeit. Sie halten es mit der Würde von Mensch und Tier für unvereinbar, das immense Leid weiterhin tatenlos hinzunehmen.

Entsprechend wird auch die Kritik an der Haltung der Kirchen zu diesem Thema immer lauter. Viele Menschen fragen, warum Theologie und Kirche nicht hörbar und nachhaltig ihre Stimmen gegen das millionenfache Leid erheben.

Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Moral können sich nicht allein auf den Mitmenschen beschränken, sondern müssen alle Geschöpfe einbeziehen. Wir halten daran fest, dass Tiere dem Menschen in vielerlei Hinsicht gleichen: Sie sind leidensfähig, intelligent, sozial und als beseelte Individuen geschaffen. Am Verhalten gegenüber unseren »Geschwistern der Schöpfung« (Franz von Assisi) wird sich erweisen, wie glaubwürdig unser Bekenntnis zum Schöpfergott wirklich ist.

Kirche muss Anwältin derer sein, die nicht für sich selbst sprechen können: »Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind!« (Spr 31,8)

In seiner Enzyklika *Laudato si* zitiert Papst Franziskus die Erd-Charta von 2000: »Lasst uns unsere Zeit so gestalten, dass man sich an sie erinnern wird als eine Zeit, in der neue Ehrfurcht vor dem Leben erwachte.«

Wir rufen die Kirchenleitungen auf, sich diesen drängenden Fragen zu stellen. Wir erwarten von der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) als moralischer Autorität, dass sie sich hörbar als Sprecherin für die Tiere posi-

tioniert. Sie soll mit ihren medialen Möglichkeiten in einem intensiven Dialog Einfluss auf Politik und Landwirtschaft nehmen, mit dem Ziel, gemeinsam radikal neue Wege beim Umgang mit den Nutztieren zu gehen.

Ebenso fordern wir einen intensiven Dialog mit Politik und Wissenschaft über die unzähligen qualvollen Tierversuche. Sie müssen hinsichtlich ihrer angeblichen Unverzichtbarkeit kritisch hinterfragt und schrittweise abgeschafft werden.

Ausdrücklich mahnen wir Gemeinden, Christinnen und Christen an, Konsequenzen im persönlichen Verhalten zu ziehen. Angesichts eines unvertretbar hohen Konsums tierischer Produkte – mit all den negativen Folgen für Menschen, Tiere, Klima und nicht zuletzt den Welthunger – sind alle aufgerufen, ihr Verhalten zu ändern.

Dabei kann die viel zitierte »Ethik des Genug« eine Basis für ein neues Denken und Handeln sein.

Resolution 2

Gegen die Zusammenschlüsse und Übernahmen der größten Agrarchemieunternehmen der Welt

Veranstaltung:

Podienreihe Ernährung und Landwirtschaft
Unser täglich Brot
Esskultur zwischen Wertschöpfung und Wertschätzung

Samstag, 27. Mai 2017

Antragstellerinnen:

Ursula Gröhn-Wittern, Agrar Koordination, Hamburg
Mireille Remesch, Agrar Koordination, Hamburg

Adressaten:

EU Kommission: Wettbewerbskommissarin Margrethe Vestager und Generaldirektion Wettbewerb Johannes Laitenberger
Bundeskartellamt: Präsident Andreas Mundt
Bundesministerium für Wirtschaft und Energie: Ministerin Brigitte Zypries

Wir sind alarmiert und besorgt, dass in einem Markt, der schon jetzt hochgradig konzentriert ist, weitere Firmenzusammenschlüsse bevorstehen: Dow Chemical mit DuPont, Monsanto mit Bayer AG und Syngenta mit ChemChina.

Diese Zusammenschlüsse werden die negativen Auswirkungen der industrialisierten Landwirtschaft für Verbraucherinnen und Verbraucher, Bauern und Bäuerinnen, die Umwelt und die Ernährung noch verstärken.

Diese drei entstehenden Firmen könnten 70 Prozent des Welt-Agrarchemiemarkts kontrollieren und 60 Prozent des Saatgutmarkts. Ihr politischer Einfluss wäre unangefochten und würde das Nahrungssystem beeinflussen.

Verminderter Wettbewerb bedeutet weniger Auswahl für die Bauern und Bäuerinnen und weniger Vielfalt auf den Feldern. Das Recht der Bäuerinnen und Bauern an ihrem Saatgut würde weiter eingeschränkt und ihre Abhängigkeit zunehmen.

Ihr Einfluss würde das Patentsystem für Nahrungspflanzen weiter ausbauen und die verbleibenden kleinen Saatgutfirmen weiter unter Druck setzen.

Es ist anzunehmen, dass der Einsatz von Pestiziden im Paket mit Saatgut zunehmen wird und damit die Umweltbelastung und die Gesundheitsgefahren für Anwender und Verbraucherinnen.

Die Zusammenschlüsse bedeuten eine Gefahr für die Ernährungssouveränität der Entwicklungsländer und damit für das UN-Nachhaltigkeitsziel

Nummer 2, das das Ziel hat, den Hunger zu beenden,¹ und für das Recht auf Nahrung.

Es ist anzunehmen, dass weniger Geld in Entwicklung und Forschung investiert werden wird, weil es an Konkurrenz fehlt.

Wir rufen die Europäische Kommission und das Kartellamt auf, die aufgeführten Zusammenschlüsse, auch unter hohen Auflagen, nicht zu genehmigen! Die Bundesregierung rufen wir auf, die Regeln für den Wettbewerb auch in Deutschland zu verbessern und solche Marktkonzentrationen nicht zu erlauben.

¹ Generalversammlung der Vereinten Nationen: Transformation unserer Welt. Die Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung. 70. Tagung, Tagesordnungspunkte 15 und 116, 18.09.2015.

Resolution 3

Gegen eine menschenunwürdige Abschiebep Praxis

Veranstaltung:

Podienreihe **Flucht, Migration, Integration**

Gehet hin in alle Welt

Ursachen, Wirkung, Gestaltung globaler Wanderung

Donnerstag, 25. Mai 2017

Antragstellerin:

Petra Krödel, Ehrenamtlicher Helferkreis unabhängiger Flüchtlingsinitiativen

Südbaden, Flüchtlingsrat Baden-Württemberg, St. Märgen

Adressaten:

Bundesregierung: Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel und Bundesinnenminister Dr. Thomas de Maizière

Hunderttausende Menschen sind ehrenamtlich in Deutschland damit beschäftigt, den Herausforderungen der Aufnahme und Integration von geflüchteten Menschen zu begegnen. Die gespendete Zeit dient nicht allein den geflüchteten Menschen, sondern ist auch ein Beitrag zu einer friedlichen Gesellschaft, an der diese Menschen teilhaben sollen. Diese Zeit und der damit verbundene Einsatz bedeuten konkret: Geflüchtete Menschen und ihre Bedürfnisse werden gesehen und sie erhalten Hilfe.

Wenn wir erleben, dass Menschen, die bereits seit Jahren mit uns leben, mit denen wir gemeinsam große Anstrengungen unternommen haben, ihr Leben zu gestalten, ausgewiesen und abgeschoben werden sollen und werden, dann empört und demotiviert uns das.

Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt hier bei uns gefunden haben, die für sich selbst sorgen, deren Kinder hier groß werden, die unsere Sprache sprechen – diesen Menschen darf nicht der Boden unter den Füßen weggezogen werden. Sie zurückzuschicken in eine lebensbedrohliche Situation und damit alle Hoffnungen und das entstandene Vertrauen zunichte zu machen, ist unmenschlich und kann von uns nicht hingenommen werden.

Wir fordern einen Abschiebestopp und eine bessere Bleiberechtsregelung für geflüchtete Menschen, die sich bereits seit Jahren in Deutschland aufhalten, die in einem Arbeitsverhältnis stehen und ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, deren Kinder in Schulen und Kindergärten bereits feste Beziehungen eingegangen sind, die unsere Sprache erlernt haben.

Wir fordern einen Abschiebestopp für Flüchtlinge aus Afghanistan und anderen Ländern, in denen Diskriminierung, Terror und Gewalt herrschen.

Wir fordern die Nichtanwendung des Dublinabkommens, nach dem ab-

gelehnte Asylbewerber in Länder abgeschoben werden, in denen sie nicht erwünscht sind und ihnen keinerlei Hilfen zuteilwerden.

Wir wenden uns gegen eine menschenunwürdige Abschiebep Praxis, nach der Menschen nachts aus ihren Betten geholt werden, und gegen Abschiebhaft.

Wir plädieren für eine humane Behandlung abgelehnter Asylbewerber unter Einbeziehung ehrenamtlicher Helfer, der zuständigen Sozialarbeiter und der Wohlfahrtsverbände und für eine transparente Asylpolitik, die sich an unseren Werten messen lassen kann.

Wir plädieren für eine Asylpolitik, die nicht gegen, sondern für die geflüchteten Menschen da ist, eine Asylpolitik, die wir, Hunderttausende von Engagierten, mitbestimmen, die sich orientiert an Menschlichkeit, am Hin- und nicht am Wegschauen, an den Werten, die uns in einem demokratischen Land alle verbinden.

Resolution 4

Gerechtigkeit und Frieden für Syrien: Kriegsverbrechen unabhängig ahnden

Veranstaltung:

Podienreihe Frieden

Wie viel Krieg braucht der Frieden?

Gewalt und Gewaltfreiheit im Umgang mit Konflikten

Samstag, 27. Mai 2017

Antragstellerin:

Sarah Hüther, Adopt a Revolution, about:change e. V., Leipzig

Adressat:

Bundesregierung: Bundesaußenminister Sigmar Gabriel

Seit Dezember 2016 will die UN-Vollversammlung Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Syrien unabhängig untersuchen lassen – durch die Schaffung eines internationalen, unparteiischen Mechanismus. Doch bis heute fehlen dafür die notwendigen finanziellen Mittel. Vier Millionen US-Dollar wären noch notwendig (Stand: Mitte Mai 2017), um den Jahreshaushalt für 2017 zu decken. Dies hat bereits zu einer Verzögerung der unabhängigen UN-Ermittlung von Kriegsverbrechen geführt.

Dabei wäre eine solche Arbeit ein wichtiges Zeichen an diejenigen, die in Syrien Kriegsverbrechen begehen – ob durch Angriffe auf Krankenhäuser oder den Einsatz von Giftgas. Sie würde zeigen, dass ihre Handlungen nicht folgenlos bleiben und ihre Gräueltaten künftig vor Gericht landen werden.

Es ist ein Skandal, dass Gerechtigkeit für Syrien an einer für das UN-System so geringen Summe wie vier Millionen US-Dollar scheitern könnte.

Wir fordern die Bundesregierung auf, die Finanzierung des internationalen, unparteiischen und unabhängigen Mechanismus so schnell wie möglich sicherzustellen, damit die unabhängige Untersuchung schlimmster Kriegsverbrechen und von Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Syrien unverzüglich beginnen kann.

Resolution 5

Keine Patente auf Pflanzen und Tiere!

Veranstaltung:

Podienreihe Ernährung und Landwirtschaft
Lebensmittel – ihr Leben vor dem Supermarkt
Wie sollen Bauern künftig produzieren?

Freitag, 26. Mai 2017

Antragstellende:

Arbeitsgemeinschaft der Umweltbeauftragten der Gliedkirchen in der EKD (AGU), Hannover
Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst, Berlin
Evangelischer Dienst auf dem Lande in der EKD (EDL), Kiel
Institut für Kirche und Gesellschaft der Evangelischen Kirche von Westfalen, Schwerte

Verantwortlich:

Dr. Gudrun Kordecki, Schwerte

Adressaten:

Bundesregierung: Bundesjustizminister Heiko Maas
Europäisches Patentamt

Seit einigen Jahren werden Pflanzen und Tiere wie technische Erfindungen vom Europäischen Patentamt (EPA) in München patentiert. Für Diskussionen sorgten insbesondere Patente auf Schweine, Brokkoli¹, Tomaten² und zuletzt Patente, die von der Braugerste bis zum Bier³ reichen. Nach Recherche der Initiative »Keine Patente auf Saatgut!« sind schon etwa 200 derartige Patente erteilt worden.⁴

In einer EKD-Studie zum Thema Biopatente und Ernährungssicherung heißt es: »Aus christlicher Sicht ist Gott der Ursprung allen Lebens und aller Lebensformen. Da durch Biopatente eine exklusive Verfügung über pflanzliches und tierisches Leben stattfindet und infolgedessen Artenvielfalt und Ernährungssicherung deutlich eingeschränkt werden, ergeben sich für die

¹ http://www.deutschlandfunk.de/biopatente-tomate-und-brokkoli-nach-schnittmuster.724.de.html?dram:article_id=271154 (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

² <https://www.welt.de/regionales/bayern/article155288898/Masseneinspruch-gegen-Tomatenpatent.html> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

³ <http://www.nachrichten.at/nachrichten/wirtschaft/Heineken-und-Carlsberg-Debatte-um-Gersten-Patent;art15,2560191> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

⁴ <http://no-patents-on-seeds.org/de/information/aktuelles/europaeisches-patentamt-erteilt-weiterhin-patente-pflanzen> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Kirche grundlegende kritische Anfragen an die Erteilung von Biopatenten. Zu fragen ist, wie Biopatente mit dem Schöpfungsauftrag zu vereinbaren sind, die Gaben der Schöpfung so zu bewahren und zu nutzen, dass sie allen zugutekommen.«⁵

Sowohl die EU-Kommission als auch die Regierungen der EU-Staaten und das EU-Parlament haben jüngst klargestellt, dass Pflanzen und Tiere aus konventioneller Zucht nicht patentiert werden dürfen. In den relevanten Gesetzestexten sind »Patente auf Pflanzensorten und Tierarten sowie im Wesentlichen biologische Verfahren zur Züchtung« verboten. Doch das EPA ist offenbar nicht bereit, sich daran zu halten. Werden derartige Patente erteilt, erstrecken sie sich auf alle Pflanzen oder Tiere mit diesen Merkmalen, unabhängig davon, wie diese gezüchtet werden.

Wir fordern die Bundesregierung auf, dafür zu sorgen, dass die bestehenden Schlupflöcher im Patentrecht schnellstmöglich geschlossen werden: Patente auf Pflanzensorten und Tierarten sowie im Wesentlichen biologische Verfahren zur Züchtung müssen im Europäischen Patentübereinkommen (EPÜ) in Artikel 53 (b) eindeutig verboten werden. Dies könnte in der Auslegungsordnung des EPÜ festgelegt werden. Dafür reicht ein Mehrheitsbeschluss des Verwaltungsrats des EPA. Deutschland wird hier vom Bundesministerium für Justiz repräsentiert.

Ziel ist es, alles Züchtungsmaterial, alle Verfahren und Teilschritte, die in der konventionellen Züchtung eingesetzt werden, vom Patentschutz auszuschließen. Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist!

⁵ EKD (Hrsg.): EKD-Texte 115/2012, https://www.ekd.de/EKD-Texte/ekdtext_115.html (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

Resolution 6

Klimaschutz duldet keinen Aufschub

Das Pariser Weltklimaabkommen in Deutschland

konsequent umsetzen!

Veranstaltung:

Podienreihe Nachhaltige Entwicklungsziele
Entwicklungsland Deutschland
Raus aus der Kohle? Rein in die Zukunft!

Donnerstag, 25. Mai 2017

Antragstellende:

Katja Breyer, Amt für Mission, Ökumene und kirchliche Weltverantwortung der
Evangelischen Kirche von Westfalen, Klima-Allianz Deutschland, Dortmund
Kathrin Schroeder, Misereor, Klima-Allianz Deutschland, Aachen
Dr. Georg Wagener-Lohse, Ökumenische Umweltgruppe Lichtenrade, Berlin

Adressaten:

Bundesregierung: Brigitte Zypries, BMWI, und Barbara Hendricks, BMU
Energie- und klimapolitische Sprecherinnen und Sprecher der Bundestags-
fraktionen, Wirtschaftsminister der Länder Brandenburg, Nordrhein-West-
falen, Sachsen und Sachsen-Anhalt
Rat der EKD, Kirchenleitungen der Evangelischen Landeskirchen in
Deutschland
Gewerkschaften IG BCE und ver.di

Die Folgen des Klimawandels wie Dürre und Überschwemmungen untergraben Entwicklung, verschärfen Armut und vertreiben Millionen Menschen aus ihrer Heimat. Sie sind eine der größten Fluchtursachen.

Auf dem Klimagipfel der Vereinten Nationen in Paris im Dezember 2015 setzte die internationale Staatengemeinschaft ein hoffnungsvolles Signal für eine weltweit nachhaltige Entwicklung. Mit großer Sorge sehen wir, dass sich die Bundesregierung bislang nicht auf eine Energie- und Klimapolitik verständigen konnte, die schlüssig zeigt, wie die Ziele des Pariser Weltklimaabkommens in Deutschland zu erreichen sind. Als »Energiewendeland« kann Deutschland nicht gleichzeitig »Kohleland« bleiben.

Wir fordern Bundestag und Bundesregierung auf,

- ein Klimaschutzgesetz zu verabschieden, in dem ein verbindlicher Reduktionspfad von mindestens 95 Prozent weniger Treibhausgasemissionen bis 2050 gegenüber 1990 mit entsprechenden Zwischenzielen verankert ist und das für Wirtschaft und Gesellschaft Planungssicherheit schafft.
- den »Klimaschutzplan 2050« im Licht der Pariser Ziele weiter zu konkre-

tisieren. Im Verkehrssektor muss die Energiewende jetzt schnell und anspruchsvoll gestartet werden.

- das Aktionsprogramm Klimaschutz 2020 umgehend zu überprüfen und nachzuschärfen, um die seit langem von der Bundesregierung zugesagte Treibhausgasreduktion von 40 Prozent gegenüber 1990 noch zu erreichen.
- die Dekarbonisierung des Energiesektors konsequent voranzutreiben. Der Kohleausstieg muss nach den Bundestagswahlen beschlossen und zügig umgesetzt werden. In den betroffenen Regionen muss umgehend ein sozialverträglicher Strukturwandel eingeleitet und unter Beteiligung aller Betroffenen gestaltet werden. Bis 2025 gilt es mindestens die Hälfte der Kohlekraftwerke abzuschalten. Die derzeit noch Kohle importierenden Energieunternehmen müssen zur Einhaltung menschenrechtlicher Sorgfaltspflichten verpflichtet werden.
- sozialverträglich alle umwelt- und klimaschädlichen Subventionen abzuschaffen. In der Europäischen Union muss der Emissionshandel so reformiert werden, dass die Kosten des Klimawandels von den Verursachern getragen werden.

Wir bitten die Evangelische Kirche in Deutschland und alle Landeskirchen, ihr Anlagekapital im Zuge einer nachhaltigen Anlagestrategie aus Branchen der fossilen Energieträgergewinnung und Energieerzeugung sukzessive abzuziehen (Divestment).

Viele aktive Christen und Christinnen vertrauen darauf, dass der »Gott des Hinschauens« uns Kraft und Mut gibt, umzukehren und den Kohleausstieg nachhaltig umzusetzen.

Viel zu lange haben wir geglaubt, wir Menschen hätten das Recht, diese Erde zu unserem eigenen Vorteil auszubeuten. Viel zu langsam stellen wir uns einzeln und in der christlichen Gemeinschaft der vorrangigen Aufgabe, den »Garten Gottes« zu bebauen und zu bewahren.

Wir bitten deshalb darum, kirchenleitend verstärkt darauf hinzuwirken, dass Gemeinden Orte des Aufbruchs werden, die zeigen, wie Klimaschutz im Alltag Schritt für Schritt umgesetzt werden kann: mit dem Fahrrad, dem Bus oder der Bahn, mit grünem Strom und geringem Energieverbrauch, mit ethischen Geldanlagen und öko-fairen Lebensmitteln.

Resolution 7

Mehr Verantwortung für den Frieden

Deutsche Außenpolitik in Zeiten des Umbruchs

Veranstaltung:

Podienreihe Frieden
Mehr Verantwortung für den Frieden
Deutsche Außenpolitik in Zeiten des Umbruchs

Freitag, 26. Mai 2017

Antragsteller:

Dr. Dirk-M. Harmsen, Arbeitsstelle Frieden im Evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe, Leitungskreis Forum Friedensethik (FFE) in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe

Weitere Mitglieder:

Dietrich Becker-Hinrichs, Arngard Uta Engelmann, Udo Grotz, Anne Heitmann, Karen Hinrichs, Aline Jung, Christian Keller, Robert Kölblin, Dr. Matthias Kreplin, Stefan Maaß, Johannes Maier, Jürgen Menzel, Prof. Dr. Christoph Schneider-Harpprecht, Theodor Ziegler

Adressat:

Bundesregierung: Bundesaußenminister Sigmar Gabriel

Seit dem 27. März 2017 verhandeln 132 von 193 Staaten der Vereinten Nationen (UN) über ein völkerrechtlich verbindliches Atomwaffenverbot. Deutschland als Mitglied der NATO nimmt an diesen Verhandlungen bisher nicht teil.

Das Vertragswerk zur Ächtung von Kernwaffen wird folgende Verbote umfassen: die Entwicklung, Produktion, Tests, Finanzierung, Beschaffung, Bereitstellung, Lagerung und den Transport von Kernwaffen, sowie das Drohen mit und den Einsatz von Kernwaffen. Ähnliche internationale Verbote gibt es bereits für chemische und biologische Massenvernichtungswaffen.

Das Vertragswerk wird so formuliert sein, dass der Kernwaffen-Nichtverbreitungs-Vertrag (*Nuclear Non Proliferation Treaty* – NNPT), 1970 in Kraft getreten, seine Gültigkeit behält und den kernwaffenbesitzenden Staaten durch Beitritt ermöglicht, ihre dort festgelegten Verpflichtungen jetzt zu erfüllen.

Wir fordern die Bundesregierung auf, an den gegenwärtig laufenden UN-Verhandlungen zur Ächtung von Kernwaffen teilzunehmen und diese nicht weiterhin zu boykottieren.

Wir fordern die Bundesregierung auf, die nukleare Teilhabe der Bundesrepublik Deutschland jetzt aufzugeben und die Lagerung von Kernwaffen auf deutschem Boden, wie beispielsweise im US-amerikanischen Atom-

waffenlager in Büchel in Rheinland-Pfalz, zu verbieten. Diese Art militärischer Friedenssicherung muss der Vergangenheit angehören.

Ende

Festwochenende Aufbruchsegen¹

Der Kirchentag im Reformationsjahr fand seinen Abschluss am Sonntag, 28. Mai 2017, mit einem großen Festgottesdienst auf den Elbwiesen in Wittenberg. An diesen Gottesdienst schlossen sich ein Reformationspicknick und ein Konzert als Zeit der Begegnung auf der Festwiese an. Um von Berlin nach Wittenberg zu reisen, sind am späten Samstagnachmittag die Mehrzahl der Veranstaltungen in Berlin und Potsdam zu Ende gegangen. Der gemeinsame Aufbruch des Kirchentages nach Wittenberg konnte beginnen. Am Ende all dieser letzten Veranstaltungen in Berlin wurde die Aufbruchstimmung in die gleichen Worte gefasst. In ihnen kommt dreimal, in leicht abgewandelter Form, ein bekanntes Zitat von Rose Ausländer vor: »Vergesst nicht, Freunde, wir reisen gemeinsam.«² Auf den Ruf »Vergesst nicht, Freunde« antworteten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer »wir reisen gemeinsam.«

Jeder Aufbruch beginnt mit einem Abschied.
Wir nehmen Abschied nach vier Tagen in Berlin,
die für jeden von uns anders gefüllt waren.
Mit Eindrücken und Impulsen, Begegnungen und Gesprächen.
Jede von uns nimmt etwas mit
und jeder lässt etwas hier.
Abschied fällt manchmal schwer, aber
*vergesst nicht, Freunde,
wir reisen gemeinsam.*

Jeder Aufbruch hofft auf ein Ankommen,
auf eine Veränderung.
Manchmal kennst du das Ziel nicht.
Das verunsichert. Nimm die Ungewissheit mit.
Sie mischt sich mit Vorfreude.

¹ Autoren und Autorinnen des Aufbruchsegens: Andere Zeiten, Hamburg, und das Pastorat des Kirchentages, Fulda.

² Rose Ausländer: Gemeinsam, in: Helmut Braun (Hrsg.): Rose Ausländer. Ich höre das Herz des Oleanders. Gedichte 1977-1979. Gesammelte Werke, Bd. 5, Frankfurt/Main 1984, S. 73.

Von Wittenberg ging vor 500 Jahren ein besonderer Aufbruch aus,
dem wir heute noch folgen
und den wir feiern wollen.
*Und so vergesst nicht, Freunde,
wir reisen gemeinsam.*

Jeder Aufbruch ist eine Reise.
Zu allen Zeiten sind Menschen ausgezogen, die Gott suchen.
Abraham, Sarah, Hagar,
Maria Magdalena, Paulus, Franziskus.
Sie alle ließen sich von dem Gedanken leiten:
»Wir haben hier keine bleibende Stadt,
sondern die zukünftige suchen wir.«
Auf diesem Lebensweg sind wir nicht allein.
*Vergesst nicht, Freunde,
wir reisen gemeinsam.*

Gott segne, was hinter uns liegt,
was uns jetzt begegnet
und was kommen mag.
Es segne uns Gott,
der da ist, die da war und da kommt.
Amen.

Festgottesdienst

Von Angesicht zu Angesicht – 1 Korinther 13

Predigt¹ am Sonntag, 28. Mai 2017, Bühne auf der Gottesdienstwiese,
Lutherstadt Wittenberg

Thabo Makgoba, Primas der Anglikanischen Kirche in Südafrika, Kapstadt/
Südafrika

Danke für euren herzlichen Empfang. Ich fühle mich geehrt, hier zu sein, auf den schönen Elbwiesen vor den Toren von Lutherstadt Wittenberg. Es ist ein großes Privileg, am Start des Reformationssommers und an der Feier des Kirchentages 2017 mitzuwirken. Dankeschön.

Hier vor mir sehe ich den wahren Geist der Toleranz, gepaart mit dem Wissen um die Vorzüge einer multikulturellen Gesellschaft. Danke für euer Zeichen in die Welt. Vielen Dank.

Freundinnen und Freunde, man kann den Beitrag Martin Luthers zu dem Teil der Welt, der durch Europa beeinflusst ist, gar nicht hoch genug einschätzen. Er hinterfragte Autoritäten. Er entzündete und erhellte eine Zivilisation, die zum Katalysator für Millionen wurde, das Mittelalter hinter sich zu lassen. Er war einer der wahren Väter demokratischer Freiheit. Er mobilisierte Millionen, das Recht auf Partizipation zu ergreifen. Er stellte klar, dass wir Teil von etwas Größerem sind, als wir selbst es sind.

Die Reformation, deren Startpunkt er setzte, war mehr als ein theologischer Wendepunkt. Sie war ein definierendes Moment in unserer soziologischen und politischen Entwicklung. Aber die Reformation ist nichts, das nur unsere Vergangenheit betrifft.

Im heutigen Kontext interpretiert, kann sie unsere Führung, unser inspirierendes GPS, unser globales Positionierungssystem für die nächsten 500 Jahre werden.

Die Geschichte unserer beider Länder – Deutschland in der Nazizeit, Südafrika in der Zeit der Apartheid – ist ein Zeugnis unaussprechlicher Grausamkeit. Doch sie ist auch eine Geschichte von Gottes unerschöpflicher Treue. Die Geschichte beider Länder erzählt von der Herausforderung, den Heiligen zu finden, der, wie es in einem Lied heißt, »irgendwo im Verborgenen wirkt [...] und du wirst ihn an den Nagelabdrücken in seinen Händen erkennen.« Unsere Geschichte zeugt von der Kraft der Worte Hagars, als sie sagt: »Du siehst mich«.

Für jede Afrikanerin und für jeden Afrikaner ist Hagars Geschichte tief in unsere historische DNA und in unsere zeitgenössische Erfahrung einge-

¹ Übersetzung aus dem Englischen.

brannt. Delores S. Williams² erinnert uns, dass Hagers Bedrängnis Sklaverei, Armut, sexuelle und wirtschaftliche Ausbeutung, Leihmutterchaft, Vergewaltigung, häusliche Gewalt und Obdachlosigkeit einschloss.

Schwarze Menschen im Allgemeinen, besonders aber schwarze Frauen in Südafrika kennen genau dieselben Realitäten. Sie wissen, dass in so vielen Kontexten schwarze Leben »nichts zählen«.

Aber wenn wir die Hargeschichte weiterlesen, stellen wir fest, dass neben dieser Litanei von Leid und Ausgeschlossenheit die Geschichte eines Gottes steht, der auf kraftvolle Weise handelt. Als Hagar sich verwundbar in der Einöde wiederfindet, gibt Gott ihr die Ressourcen zum Überleben. Genau wie die syrischen Flüchtlinge, die ihr in Deutschland willkommen geheißen habt, steht Hagar als ein Leuchtfeuer der Hoffnung für alle, die leiden, für die Unterdrückten auf der ganzen Welt.

Auch Paulus' Worte sprechen heute den Kern unserer menschlichen Verantwortung und der ihr zugrunde liegenden Werte an. Die radikale Liebe, die er beschreibt – *agape* – ist die Liebe Gottes, bedingungslose Liebe, Liebe in Aktion.

Es ist eine Liebe, die uns die Sicherheit gibt, dass Gott uns tatsächlich sieht. Aber können wir umgekehrt sagen, dass wir Gott sehen? Die Antwort ist: Nein. Denn Gottes Liebe ist eine so weite und tiefe Liebe, dass wir sie niemals völlig erfassen können. Wie Paulus sagt: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.« (1 Kor 13,12).

Aber bis die Zeit kommt, zu der wir Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, können wir danach streben, unsere Leben – mein Leben und eure Leben – zu einem Spiegel der Liebe Gottes für die Welt zu machen. Sieht unser Nachbar, die Fremde, der Flüchtling, mein Feind in unseren Leben etwas von der bedingungslosen Liebe Gottes? Wir werden das außergewöhnliche Wesen dieser Liebe nie wirklich verstehen. Aber wir können versuchen, auf eine solche Art und Weise zu leben, dass andere in unseren Leben etwas von der einzigartigen Liebe Gottes sehen können.

Paulus erinnert uns, dass wir gesehen und verwandelt sind in Gottes Ebenbild, um genau die Dinge zu tun, die Gott tut: da zu sein in Zeiten des Leids, uns von Ungerechtigkeiten und von den vielen Zwängen zu befreien, die viele Millionen in Gefangenschaft halten, in Momenten der Verzweiflung ein Wort der Hoffnung zu sagen. Wir sind gefordert, andere mit unserer Liebe zu segnen, sie so zu sehen, wie sie von Gott gesehen sind, und, indem wir sie sehen, mit ihnen durch die Welt der Ungerechtigkeit und Gebrochenheit zu gehen.

² Vgl. Delores S. Williams: *Sisters in the Wilderness. The Challenge of Womanist God-Talk*, New York 1993.

Zum Schluss ein besonderer Auftrag an die Jungen unter euch. Ich fordere euch auf: Lebt den Kirchentag! Hört die Schreie der anderen und die unseres Planeten! Hört, wie Gott sie hören würde. Mein Gebet ist, dass ihr radikal seid, dass ihr Liebe verschenkt – auch während ihr eure Schwächen und Begrenztheiten wahrnehmt, auch wenn euch graut vor der Größe der Aufgabe, die Welt zu verändern.

Selbst wenn ihr das Gefühl habt, die Herausforderungen nur unscharf zu erkennen: Bitte tut etwas, mindestens eine Sache, um der Liebe willen, um der Würde willen, um der Freiheit willen und um Christi willen.

Martin Luther King sprach die berühmten Worte von dem Traum, den er für sein Land hatte. Wie er habe ich einen Traum für die Welt: dass eines Tages all die narzisstischen, nationalistischen, isolationistischen Ausschweifungen der Gegenwart verschwinden werden. Ich habe einen Traum, dass stattdessen ein weltweites Bewusstsein entstehen wird, dass wir eine Menschheit sind. Ich habe einen Traum, dass wir alle zusammensitzen werden, um zu entscheiden: »Was liegt im besten Interesse nicht dieser oder jener Gruppe, sondern der Gesellschaft insgesamt?« Ich habe einen Traum, dass eure und meine Kinder eines Tages in einem Afrika und auf einer Welt leben werden, die einen Überfluss hat an unbeschränktem und gleichberechtigtem Zugang zu Bildung, zu Gesundheitsversorgung, zu Wasser und Sanitäranlagen und zu wirtschaftlichen Chancen. Ihr jüngeren und älteren Menschen: Werdet ihr mir helfen, diesen Traum zu verwirklichen? Bitte helft mir!

Gott segne euch, Gott segne eure Familien und Gott segne Deutschland. Dankeschön. Amen.

Wort des Kirchentages am Sonntag, 28. Mai 2017, Bühne auf der
Gottesdienstwiese, Lutherstadt Wittenberg

Prof. Dr. Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin, Frauenfeld/Schweiz

Liebe Kirchentagsbegeisterte,
liebe Reformationsangesteckte,
nun sind wir hier. Wow! Wir haben Kirchentag gefeiert. Wir haben gefragt
und gesucht. Gebetet und getanzt. Wir haben gehört und gesehen und ge-
sprochen. Ich hoffe, ihr habt diskutiert die letzten Tage. Euch geärgert. Lei-
denschaftlich gestritten. Gut so!

Denn Dialog heißt, überhaupt erst nach der anderen Meinung zu fragen.
Heißt, davon auszugehen, dass es sich lohnt zuzuhören, weil ich von dir noch
etwas lernen kann. Und sei es etwas über mich.

Dialog heißt auch Kontroverse. Wir streiten wie einst Luther und Zwingli.
Das ist ur-protestantisch und es lohnt sich. Klar ist aber auch: Wir suchen die
Auseinandersetzung mit Worten, nicht mit Waffen. Und von Angesicht zu
Angesicht, nicht anonym im Netz.

Wir sehen einander an. Den Nachbarn und die Liebste, den Freund und
die Gegnerin. Und wir wollen auch denen ein Ansehen geben, die wir nicht
kennen. Überall auf der Welt.

Ziehen wir die Schubladen in unseren Köpfen und Herzen auf. Sehen wir
nach, wer drinsteckt. Sagen wir nicht: Ja, du bist aus Bayern oder du bist
Muslim oder du bist Amerikanerin – und dann weiß ich schon, wie du bist.
Sagen wir nicht, ja ich weiß schon, du bist auf der Flucht, aber ihr seid viele
und wir können nicht allen helfen. Diesem Zynismus werden wir nicht fol-
gen!

Wir wollen fragen: Wo kommst du her und wo willst du hin? Was macht
dich aus, wovon träumst du? Was kann ich für dich tun? Womit bist du be-
gabt? Und auch: Was können wir gemeinsam tun?

Das Gespräch auch mit denen zu suchen, die keinen Dialog führen wollen,
ist anstrengend. Und es kann verletzen. Aber nur das durchbricht die verbale
Aufrüstung und Gewalt.

Denn es verändert uns, die Dinge anders zu betrachten. Es verändert uns,
den anderen Menschen anzusehen.

Dieser Kirchentag hat uns in Bewegung gesetzt. Von Berlin und Potsdam.
Von Weimar, Jena und Erfurt. Von Halle, Eisleben und Magdeburg. Von Des-
sau-Roßlau und Leipzig. Ihr seid aus ganz Deutschland nach Wittenberg ge-
kommen und aus aller Welt – weil ihr etwas bewegen wollt. Unser Glaube
macht uns den Kopf frei, er macht unser Herz mutig und weit. Wir wissen es
längst. Wir können nicht stehenbleiben.

Wir haben gefeiert. Mit einer Heiterkeit, die immer auch um die Traurig-
keit weiß. Wir sehen den Schmerz der Welt. Wir sehen die Opfer von Gewalt

und Terror, so lange schon und gerade wieder ganz aktuell. Wir sehen Flüchtende, die um ihr Überleben kämpfen. Wir sehen das und wir wissen, dass Gott die Welt so nicht will.

Ja. Wir haben auch Angst. Aber wir verzagen nicht. Wir halten unser Gottvertrauen dagegen. Wir lassen uns nicht einschüchtern und wir wollen keine Mauern bauen um uns herum, sondern wir treten ein gegen die Angst vor der Veränderung. Wir brechen auf und gestalten Zukunft. Wir stoßen das Kleine an und das Große auch.

Ich sage danke. Danke den Menschen in Berlin, in Wittenberg, in den Städten der Kirchentage auf dem Weg. Ihr habt uns so freundlich empfangen. Danke den vielen Helferinnen und Helfern. Ihr seid großartig und einfach unermüdlich. Danke denen, die dem Kirchentag ehrenamtlich ihre Zeit und ihre Ideen schenken und ihn so besonders machen. Denen, die mit ihrer ganzen Kraft auf die Beine gestellt haben, was weit über einen Kirchentag hinausgeht.

Und danke euch allen, die ihr gekommen seid. Ihr habt alles richtig gemacht! Und werdet hoffentlich noch lange davon erzählen.

Machen wir uns auf. Als Menschen, die sich durch Begegnung verändern lassen. Hier stehen wir – und wollen anders. Jetzt gehen wir – und können anders.

**Wort der Evangelischen Kirche in Deutschland am Sonntag, 28. Mai 2017,
Bühne auf der Gottesdienstwiese, Lutherstadt Wittenberg**

Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in
Deutschland (EKD), München

Liebe Schwestern und Brüder,
im Namen des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland und auch ganz
persönlich Ihnen und euch allen ein herzliches Willkommen hier auf der Fest-
wiese in Wittenberg! Es ist wunderbar, heute hier zu sein!

500 Jahre nach dem Beginn der Reformation jetzt mit so vielen Menschen
Gottesdienst zu feiern mit dem Blick auf die Stadt, in der alles begonnen hat.
500 Jahre nach dem Beginn der Reformation jetzt das zu spüren, was die
Urkraft und der Grund des reformatorischen Impulses gewesen sind: zu spü-
ren, dass Christus mitten unter uns ist. Zu spüren, wie der Heilige Geist ihn
in unseren Herzen lebendig sein lässt. Zu spüren, wie er uns zusammenführt,
die wir doch alle so verschieden sind und aus unterschiedlichen Orten
Deutschlands, Europas und der ganzen Welt hierher gekommen sind. Den
Segen zu spüren, der in diesem Zusammensein steckt, und zu spüren, wie
wir hier eine große Gemeinschaft der Gesegneten werden.

Wir erleben in dieser Gemeinschaft das, was die Triebkraft der Reformation
gewesen ist. Die Reformation war natürlich auch ein monumentales histo-
risches Ereignis mit kaum zu überschätzenden Prägekräften für Geschichte
und Kultur – im Positiven wie auch im Negativen. Aber die Reformation war
vor allem eine religiöse Erneuerungsbewegung. Sie hat versucht, den Blick
auf Christus neu zu öffnen. Genau das brauchen wir heute auch. Und wir
haben als christliche Konfessionen verstanden, dass wir diese religiöse Er-
neuerung heute nie und nimmer mehr in Abgrenzung oder gar Abwertung
der jeweils anderen Konfessionen erfahren können. Wir haben 500 Jahre in
Abgrenzung gelebt. Wir wollen endlich wieder zusammenkommen, den gan-
zen Reichtum unserer Traditionen miteinander teilen und einfach Freundin-
nen und Freunde in Christus sein – und auch so miteinander leben!

Der Glaube ist kein dogmatisches Programm, das uns von außen auf-
gezwungen wird, sondern er ist die wunderbare Gewissheit, aus der Freiheit
leben zu dürfen. Aus der Freiheit von Schuld, weil wir wissen, dass Christus
für uns einsteht und unsere Schuld vergeben ist. Aus der Freiheit von Angst,
weil wir wissen, dass Gott bei uns ist wie ein guter Hirte, wenn wir wandern
im finsternen Tal, und uns immer wieder von neuem zum frischen Wasser
führt. Weil wir wissen, dass in Christus uns nichts trennen kann von der
Liebe Gottes, auch nicht der Tod. Ja, das ist ein Leben in Freiheit!

Und aus dieser Freiheit kommt die Liebe: »Sieh, so fließt aus dem Glauben die Liebe und die Lust zu Gott«, sagt Martin Luther »und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächten umsonst zu dienen.«¹

Radikal glauben, radikal lieben und radikal hoffen. Mit weit geöffneten Armen durchs Leben gehen. Alles von Gott erwarten. Sich alles von Gott schenken lassen. Und genau deswegen aktiv werden und uns einmischen, wo die Würde des Menschen bedroht ist und wo die Natur, die uns als Schöpfung Gottes anvertraut ist, zerstört wird. Das ist die Berufung, aus der wir Christinnen und Christen leben. Wir sind so viele! Man soll es merken! Lasst uns diese Berufung leben! Lasst sie uns ausstrahlen! Lasst uns zum Salz der Erde und zum Licht der Welt werden!

Vielleicht erleben wir das Wachsen einer Generation 2017, in der junge Leute aufbrechen! Eine Generation, die aus dem Reformationsjubiläumjahr einen Neuaufbruch zum Glauben mitnimmt und uns alle einschließt. Wir werden zeigen, dass diese Welt ein Ziel hat, auf das sie zugeht. Dieses Ziel ist nicht Terror, nicht Hass und nicht Gewalt. Sondern dieses Ziel ist der neue Himmel und die neue Erde, die Gott uns verheißen hat und in der alle Tränen abgewischt sind und kein Leid und kein Geschrei mehr sein werden. In der Frieden und Gerechtigkeit sich küssen. Das ist das Ziel der Welt, das ist das Ziel unseres Lebens. Und wir wollen Zeuginnen und Zeugen dafür sein! Dafür lohnt es sich zu leben!

¹ Vgl. Martin Luther: Von der Freyhey eyniß Christen menschen, Wittenberg 1520 und heute: Von der Freiheit eines Christenmenschen, Gütersloh 2006.

Worte und Grüße zum Festgottesdienst

Sonntag, 28. Mai 2017, Bühne auf der Gottesdienstwiese, Lutherstadt Wittenberg

Bundespräsident Dr. Dr. h. c. Frank-Walter Steinmeier, Berlin

Was für ein Kirchentag! Groß, bunt, lebendig, ein Kirchentag in Berlin und Wittenberg und an vielen Orten – auf dem Weg dahin. Ich glaube: Martin Luther wäre sehr zufrieden mit uns heute.

Hier in Wittenberg hat vor einem halben Jahrtausend eine der größten weltgeschichtlichen Veränderungen begonnen, nicht weil es nur einen Reformator gab, aber weil es diesen Luther in Wittenberg gab – seinen Mut, seine Festigkeit im Glauben und seine Macht des Wortes. Damit hat er die Welt – und nicht nur die Welt des Glaubens – verändert, und das wirkt bis heute.

Darum gibt es uns bis heute als evangelische Christinnen und Christen. Darum kommen wir bis heute zu evangelischen Kirchentagen zusammen, wo wir miteinander diskutieren – über kirchliche und politische, über gesellschaftliche und ethische Fragen und über vieles, was uns und den Einzelnen bewegt; wo wir miteinander den Glauben feiern; wo wir uns gegenseitig an die Verantwortung erinnern, die wir, jeder auf seine Weise und jede an ihrem Platz, für unsere Welt und für unsere Nächsten haben.

Sie haben es eben gehört, als evangelischer Christ bin ich immer gern zu Kirchentagen gekommen, mehr noch: Für viele Jahre war ich eng verbunden mit den Vorbereitungen und habe mit Herzblut mitgemacht. Das, was Kirchentag ist, das ist so kostbar und ist etwas ganz Besonderes: diese Gemeinschaft der Hoffenden und Fragenden, der Glaubenden und Zweifelnden, der Engagierten und Feiernden, der Betenden und Singenden.

Zum ersten Mal bin ich nun als Bundespräsident auf dem Kirchentag – ich bin es genauso gern, und ich freue mich auch in meiner neuen Rolle über diese tolle Gemeinschaft. Besonders freue ich mich darüber, dass zu dieser Gemeinschaft inzwischen selbstverständlich auch Katholikinnen und Katholiken, Orthodoxe und viele Mitglieder anderer christlicher Gemeinschaften gehören.

Auch Mitglieder anderer Religionen und Menschen, die sich keiner Glaubensgemeinschaft zugehörig fühlen, nehmen teil, mischen sich ein und sind Teil dieses lebendigen Festes der Gemeinschaft. Auch das war eine gute Erfahrung in Berlin und hier in Wittenberg.

Wir wissen, dass in den 500 Jahren seit dem Beginn der Reformation sehr viel Segensreiches geschehen ist, etwas, das den Glauben gestärkt und profiliert hat. Wir wissen aber auch, dass die Trennung der Konfessionen auch Leid und Elend, ja, Hass und Gewalt mitgebracht hat. Noch vor einem halben

Jahrhundert wäre es kaum denkbar gewesen, was wir nun an Gemeinschaft unter den christlichen Konfessionen erleben dürfen. Als Präsident dieses Landes will ich diesem Prozess weiterhin viel Erfolg und gutes Gelingen wünschen, denn der lebendige ökumenische Austausch zwischen den Konfessionen und die enge Zusammenarbeit der Christen tun dem ganzen Land gut. Das sollten wir fortsetzen – verschieden ja, versöhnt auf jeden Fall, vor allen Dingen aber mutig, liebe Schwestern und Brüder.

Zum Schluss: Ich bin dankbar für das, was durch Christen in unserem Staat und in unserer Gesellschaft an Gutem geschieht. Dabei denke ich nicht nur an das ganze soziale Engagement, an die Jugendarbeit, an die Diakonie, an die Caritas: Ohne das alles würde unserer Gesellschaft viel Wärme und Menschlichkeit fehlen.

Nein, ich denke auch an das geistliche Engagement, das Beten, den Gottesdienst, die Spiritualität, die geistlichen Tagungen. Ich denke, dass all das nicht nur unendlich wichtig ist für die, die davon selbst in ihrem Leben getragen werden, sondern für die Gesellschaft als Ganzes.

Denn der gelebte Glaube hält eine Dimension offen, für vieles, was wir täglich tun und schaffen, auch vieles, was uns täglich belastet und kümmert. Er kann den Horizont des Alltäglichen erweitern, er kann unterscheiden helfen zwischen dem, was wirklich und unabdingbar wichtig ist und wo wir als Personen mit unserem Einsatz gefragt sind, und dem, was weniger wichtig ist und uns trotzdem sehr beschäftigt. Er kann uns befreien von falschen oder überflüssigen Lasten, die uns beschweren.

Liebe Schwestern und Brüder, wir haben eben den Reisesegen erhalten, und ich glaube, wir können jetzt alle miteinander gestärkt, beseelt und fröhlich zurückkehren nach Hause und zu den Menschen, die nicht teilhaben konnten an diesem Fest. Wir können berichten von der Hoffnung auf gelebte Begegnung, vom Wert der Vernunft und von der Gemeinschaft in Frieden. Lassen wir uns von diesen herrlichen Tagen in Berlin und Wittenberg durch die kommenden Zeiten tragen.

Ich danke all den Helfern, ich danke den Berlinerinnen und Berlinern, den Wittenbergerinnen und Wittenbergern. Ich wünsche Ihnen allen eine gesunde Heimkehr, eine gesegnete Zeit, und wir sehen uns in Dortmund. Herzlichen Dank!

Bischof Dr. Gerhard Feige, Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, Magdeburg

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Frau Präsidentin Aus der Au, meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kirchentagsbesucherinnen und -besucher, liebe Schwestern und Brüder, wer hätte das gedacht, vor 100 oder auch noch vor zehn Jahren, dass das 500. Reformationsjubiläum in ökumenischer Gesinnung begangen würde! Ich bin froh und dankbar, als katholischer Ortsbischof und Vorsitzender der Ökumenekommission heute hier sein zu dürfen und Ihnen auch die Grüße der Deutschen Bischofskonferenz übermitteln zu können.

»Von Angesicht zu Angesicht« so war der heutige Gottesdienst beschrieben. In der Heiligen Schrift kommt diese Redewendung häufiger vor. So wird zum Beispiel im ersten Buch der Bibel auch erzählt, dass Jakob aufbricht und seinem Bruder Esau entgegengeht. Das fällt ihm nicht leicht, ist ihr Verhältnis doch von Geburt an belastet. Damit zeigt Jakob jedoch seine Bereitschaft, sich mit Esau zu versöhnen. Am Fluss Jabbok trifft er dann auf einen Mann, der sich einen handfesten Kampf mit ihm liefert. Dieser Mann ist Gott. Jakob gewinnt. Am Ende bekommt er als Belohnung für seinen Sieg von Gott den Namen Israel, übersetzt: Gottesstreiter. Mit neuem Namen ist Jakob danach nicht mehr derselbe wie zuvor und wird nun zum Stammvater für das ganze Volk Gottes. Den Ort, an dem das geschehen ist, nennt er Penuël, das heißt: Gottes Angesicht (Gen 32,23-33).

Für mich ist diese dramatische Begegnung bezeichnend für unseren Glauben. Bedeutet dieser nicht zutiefst, mit sich selbst, seinen Mitmenschen und mit Gott zu ringen? Abraham, Mose, die Propheten, Hiob, selbst Jesus – sie alle sprechen nicht nur mit Gott, sie hadern und streiten manchmal auch mit ihm. Im persönlichen Gebet kann Gott Menschen gewissermaßen »von Angesicht zu Angesicht« begegnen. Hat nicht auch Martin Luther tage- und nächtelang mit sich und der Welt um einen gnädigen Gott gerungen und daraus eine Erkenntnis gewonnen, die ihn Gott sehr nahe brachte?

In der Geschichte Jakobs lassen sich aber auch Parallelen zum Miteinander der Kirchen finden. Zunächst zeigt sich: Im Gespräch und in der Auseinandersetzung kommt Gott uns nahe. Daher ist der Dialog mit Christen anderer Traditionen immer auch Begegnung mit Gott – von »Angesicht zu Angesicht«. Dabei müssen wir nicht immer einer Meinung sein, aber darum ringen, einander zu verstehen und im Geiste Jesu Christi zu einer noch größeren Einheit zu gelangen.

Zudem ist Jakob nach der Begegnung mit Gott nicht mehr der Alte. Auch Ökumene verändert – die Kirchen und die einzelnen Christen. Wir hören zu, wir diskutieren, wir beten gemeinsam. Natürlich ist es auch riskant, sich anfragen und verunsichern zu lassen. Letztlich aber erweitert es unseren Horizont, lässt uns den anderen besser verstehen und bereichert uns sogar. So

haben wir in vielfältiger Weise ja auch erkannt: Uns verbindet mehr, als uns trennt.

Und schließlich sagt Jakob zu Gott: »Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest.« Mitten in einem handfesten Kampf wirkt das fast absurd. Für uns Christen könnte das heutzutage bedeuten: Nach schmerzhaften Auseinandersetzungen und hoffnungsvollen Versöhnungsbemühungen wissen wir inzwischen, was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben. Jetzt bekommt uns niemand mehr auseinander. Gottes Segen ist mit uns.

In diesem Sinn möchte ich auch noch einmal bekräftigen, was schon bei unserem Ökumenischen Buß- und Versöhnungsgottesdienst vor einigen Wochen in Hildesheim zu hören war: »Liebe evangelische Glaubensgeschwister, wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen.« Mögen wir – katholische wie evangelische und andere Christen – im Vertrauen auf die Kraft des Heiligen Geistes uns noch mehr darum bemühen, unserer Berufung und Sendung gerecht zu werden und das Evangelium in Wort und Tat glaubwürdig zu bezeugen.

Dr. Reiner Haseloff MdL, Ministerpräsident, Magdeburg

Herr Bundespräsident, liebe Schwestern und Brüder,
Luther hat gesagt: »Du sollst deinen Landesherren lieben!« Der Applaus zeigt mir, dass heute hier eine ganze Reihe von Lutheranern unter uns ist! Herzlichen Dank für den Begrüßungsapplaus.

Als Wittenberger bin ich natürlich froh, dass Sie alle hier sind und dass ich in meinem Leben, nach dem Jahr 1983, als wir hier den letzten Kirchentag der evangelischen Kirche der DDR hatten, in unserem wiedervereinigten Vaterland diesen gemeinsamen Kirchentag ökumenisch erleben darf. Gott sei gedankt dafür!

Ich danke auch, dass so viele Menschen aus den regionalen Kirchentagen vor Ort, aber vor allem aus dem Vorort von Wittenberg, nämlich aus Berlin, hergekommen sind, um den Festgottesdienst miteinander zu feiern. Luther war nie in Berlin, aber er war die meiste Zeit in Sachsen-Anhalt und vor allem in Wittenberg. Daher ein Dankeschön, dass Sie diese Wegstrecke auf sich genommen haben.

Liebe Schwestern und Brüder, die Weltausstellung in Wittenberg läuft noch einige Monate und die Welt ist herzlich willkommen geheißen, hier nach Sachsen-Anhalt, nach Wittenberg, nach Eisleben, nach Mansfeld und in die anderen Lutherstätten zu kommen. Als Ministerpräsident dieses Landes lade ich Sie ganz herzlich ein, all das zu erleben, was mit mühseliger Arbeit so

intensiv von allen Landeskirchen und auch der Weltkirche hier präsentiert wurde und wird.

Und ich danke allen, die dazu beigetragen haben, dass wir diesen Tag heute hier auf den Elbwiesen erleben konnten. Ich danke der Polizei und der Bundeswehr, ich danke dem Technischen Hilfswerk, den Rettungsdiensten und all den ehrenamtlichen Organisatoren, die dafür gesorgt haben, dass wir uns sicher fühlen können, dass wir hier willkommen geheißen wurden und dass wir noch schöne Stunden in Wittenberg erleben dürfen. Dafür wünsche ich uns Gottes Segen und alles das, was wir uns gegenseitig gemeinsam wünschen.

Kommen Sie wieder gut nach Hause in Ihre Heimatstädte und sagen Sie: Ein Wiederkommen lohnt sich. Wir sehen uns auf jeden Fall nicht erst auf den Kirchentagen wieder, sondern auch auf der Weltausstellung in diesem Jahr. Herzlichen Dank und alles Gute sowie Gottes Segen.

Torsten Zugehör, Oberbürgermeister, Wittenberg

Sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Gäste des Kirchentages Berlin – Wittenberg, ich freue mich sehr, Sie alle hier in der Lutherstadt Wittenberg begrüßen zu dürfen. Und meine sehr verehrten Gäste, ich würde gerne jeden Einzelnen von Ihnen von Angesicht zu Angesicht begrüßen – und ich mache dies mit unserer Kirchentagsgeste. Ich grüße Sie, ich sehe Sie. Machen Sie mit! Sehen Sie mich auch? Herzlich willkommen!

Sehr geehrte Gäste, zum Eröffnungsgottesdienst in Berlin sangen wir das Lied »Wo Menschen sich vergessen«. Im Refrain heißt es dort: »Da berühren sich Himmel und Erde, dass Friede werde unter uns.« Ein solcher Ort existiert. Unsere Elbwiese, so groß wie 56 Fußballfelder, kann ein solcher Ort sein. Hier haben wir einen weiten, unverstellten Blick. Hier können sich Himmel und Erde berühren. Von diesem Ort können, dürfen und wollen wir heute eine Botschaft des Friedens in die Welt senden.

Frieden kann man nicht kriegen! Krieg, egal in welcher Form, muss eingedredet werden. Leider, das wissen wir alle, ist es in der Realpolitik nicht so einfach. Aber wenn wir, viele 10.000 Menschen, uns von diesem magischen Ort mit Liedern und Gebeten Frieden wünschen, dann ist das weit mehr als ein neuer guter Anfang. Und wenn wir nur einen Menschen, nur einen einzigen Menschen mit unserer Botschaft erreichen und überzeugen können, dann hat sich der gesamte Aufwand gelohnt.

Sehr geehrte Damen und Herren, von Seiten der Lutherstadt Wittenberg möchte ich all jenen Dank sagen, die uns diesen besonderen Moment für unsere »kleinste Großstadt der Welt« ermöglicht haben. Ich danke der Kirche

mit den vielen Gremien, ganz besonders dem Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages, dem Bund und den Ländern mit allen beteiligten Ministerien und Behörden, auch dem Landkreis als Stabsstelle für das Sicherheitskonzept.

Danken möchte ich allen Ehrenamtlichen, die solch einen besonderen Gottesdienst nicht nur sichtbar und hörbar, sondern mit seinem speziellen Kribbeln auch spürbar machen. Zwei Gruppen erlaube ich mir noch gesondert zu erwähnen: das gesamte Team vom Durchführungsverein Reformationsjubiläum 2017 um die Herren Geschäftsführer Bodmann und Schneider. In Anlehnung an den Thesenanschlag – den es übrigens wirklich gab, weil wir Wittenberger es wissen – darf ich sagen: r2017, ihr seid der Hammer!

Danken möchte ich auch allen Städten, die sich, wie Dessau-Roßlau, Erfurt, Halle und Eisleben, Jena und Weimar, Leipzig und Magdeburg als Ort der Kirchentage auf dem Weg oder als Unterstützer aus dem nahem Umland, damit meine ich die Städte unseres Landkreises, eingebracht und Mut für eine große Sache bewiesen haben.

Sehr geehrte Gäste, zur Eröffnung der Weltausstellung Reformation in der vorigen Woche sagte ich bei strahlendem Sonnenschein: Wir sind Sommer! Viele lächelten und dachten: Zufall. Dann kam die Eröffnung des Kirchentages in Wittenberg – und es war Sommer. Und nach einer kurzen frischen Brise mit Mütze und Schal ist es heute wieder Sommer.

Bitte glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass dieser wunderbare Sommer mit diesem besonderen Festgottesdienst heute nicht endet, sondern der Reformationsommer in der Lutherstadt Wittenberg mit all seinen Überraschungen gerade erst am Anfang steht.

Liebe Kirchentagsbesucher, schön, dass Sie da sind. Wir sehen uns wieder – von Angesicht zu Angesicht im Reformationsommer in der Weltausstellung in Wittenberg.

Berichte

Ich sehe dich, du Nächster, aber auch du Andere, du Fremde

Bilanz des Kirchentages im Reformationsjubiläumsjahr

Prof. Dr. Christina Aus der Au, Kirchentagspräsidentin, Frauenfeld/Schweiz

Der riesengroße Reformationsjubiläumskirchentag in Berlin, Wittenberg und den Städten auf dem Weg liegt hinter uns. Und damit auch zwei Jahre voller Arbeit, voller Planungen, voller Sitzungen. Voller Bangen und voller Hoffen.

Zwei unserer größten Befürchtungen sind an diesem Wochenende nicht eingetreten: Es ist alles friedlich und sicher geblieben – und an Sonne hatten wir fast schon zu viel. Über den Rest der erfüllten und enttäuschten Erwartungen und Hoffnungen wird noch einige Zeit geredet, geschrieben und gepostet werden; das ist auch gut und wichtig.

Aber lasst mich eins sagen: Was mir für immer ins Herz eingebrannt sein wird, ist der unglaubliche, fröhliche, vielfältige, phantasievolle und großartige Einsatz von so vielen Menschen! Auch wenn in den Medien vor allem die Mega-Veranstaltungen mit den Promis vorkamen – das Reformatorische in all diesen Tausenden von Veranstaltungen in diesem Reformationsjubiläumsjahr waren nicht die Superstars, auch nicht, dass häufig Luther draufstand und manchmal sogar auch Luther drin war. Das Reformatorische war dort, wo nicht nur die Offiziellen, nicht nur die Angestellten und Ordinierten, sondern *alle* Gläubigen, alle Getauften und darüber hinaus viele Zweifelnde, Ungetaufte, Ungläubige – was auch immer das heißt – sich eingelassen haben auf den Kirchentag mit seinen Themen und Formaten, seinen Menschen und Liedern.

Dieses Vielfältige war schon mit der wunderbaren Losung gegeben: Du siehst mich! Weil Gott uns sieht und uns damit Boden gibt, uns befreit von der Sorge um uns selbst, können und wollen auch wir von uns weg auf andere hinsehen und ihnen zuhören. Deswegen können wir befreit den anderen, die andere sich selbst definieren lassen und nicht von vornherein in eine Schublade stecken. Wir können uns einlassen auf andere Argumente, auch ungewohnte und provokative. Weil Gott uns sieht, wollen und können wir den Dialog wagen.

Das haben während dieses Kirchentages Menschen auf eindruckliche Weise an verschiedenen Anlässen versucht. Viel Aufmerksamkeit erhielt das Gespräch von Bischof Markus Dröge und Liane Bednarz mit Annette Schult-

ner von der Arbeitsgruppe »Christen in der AfD«, und es war gut, zu spüren, dass es den Zuhörenden wirklich um eine kritische Auseinandersetzung ging. Gerade nach der vorhergehenden nötigen Diskussion darüber, die auch immer wieder neu geführt werden muss, bin ich noch immer der festen Überzeugung, dass wir am Gespräch festhalten müssen. Dieses auch mit denen zu suchen, die keinen Dialog führen wollen, ist anstrengend; und es kann verletzen, aber nur das durchbricht die verbale Aufrüstung und Gewalt. »Dialogextremisten« nennen sich die Vermittler der Organisation Sant’Egidio,¹ und das würde ich auch gern sein wollen. Es ist bis zum letzten Moment möglich und nötig, das Gespräch zu suchen. Dafür war dieser Kirchentag ein eindrückliches Zeichen.

Wir waren auch im Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern des Humanistischen Verbands. Im Roten Rathaus haben sich Atheisten und Christinnen über die Grenzen einer offenen Gesellschaft oder die Menschenwürde am Ende des Lebens unterhalten und gestritten – manchmal mit mehr, manchmal mit weniger Gemeinsamkeiten. Zweimal ein voll besetzter Saal, das zeugt vom Interesse, auf das diese Veranstaltungen gestoßen sind.

Allerdings zeigten sich an diesem Kirchentag auch die Grenzen des Dialogs. So zum Beispiel dort, wo sich ein Islamwissenschaftler mit dem Generalsekretär von DITIB und der Vorsitzenden des liberal-islamischen Bundes über das Gewaltpotenzial des Islam unterhielten und während der Redebeiträge des jeweils anderen ihr Desinteresse mimisch unmissverständlich kundtaten. Auch und gerade nonverbal kann Dialog verweigert werden. Aber auch hier trotzdem immer wieder das Gespräch, ja die Konfrontation zu wagen, das muss Markenzeichen des Kirchentages bleiben – und diese Vielfalt, diese Offenheit, dieses Wagnis machen ja den Kirchentag aus, nicht nur in diesem Jahr, sondern seit seinen Anfängen.

Dieses Reformationsjubiläumskirchentagsjahr haben wir zudem auch noch mit ganz anders gearteten Herausforderungen begonnen. Am 12. Juni 2017 haben wir Ellen Ueberschär verabschiedet, die über zehn Jahre lang das Gesicht des Kirchentages war. Präsidentinnen und Präsidenten kommen und gehen, die Generalsekretärin aber bleibt. Und so hat Ellen Ueberschär den Kirchentag in einem partizipativen, politisch engagierten und dennoch – oder gerade deswegen – zutiefst christlichen Sinn geprägt. Ihren Stab übernommen hat Julia Helmke, die schon sehr herzlich begrüßt und aufgenommen worden ist. Ich freue mich sehr darauf, als Mitglied des Vorstands die nächsten Jahre mit Julia Helmke zusammenzuarbeiten.

Schon ganz tief drin ist Stefanie Rentsch, die in diesem Jahr als Nachfolge-

¹ Vgl. Dr. Mauro Garofalo, Gemeinschaft Sant’Egidio: Dialogextremisten, in: Chrismon. Das evangelische Magazin, Dezember 2017, <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2017/36690/friedensmacher-die-katholische-laiengemeinschaft-santegidio-rom> (zuletzt gesehen am 30.01.2018).

rin von Silke Lechner die Verantwortung für das Programm übernommen und in Berlin und Wittenberg schon ihre Feuertaufe bestanden hat. Mit dieser neuen Power gehen wir nun mit Lust Richtung Dortmund und Frankfurt – aber nicht ohne vorher nochmals ehrlich, dankbar und selbstkritisch zurückzuschauen auf das, was war.

Der Kirchentag. In Berlin natürlich – ein wunderbarer, fröhlicher, sonniger und bunter Kirchentag in dieser tollen Stadt! Die Zusammenarbeit mit den Kirchenmenschen aus Berlin war an sich schon ein Erlebnis. Was mit einem fröhlichen Picknick mit den Gemeinden und einer mindestens ebenso fröhlichen Erkundungsfahrt für die Mitglieder der Landesausschüsse begonnen hatte, endete im Juli mit einem wunderbaren Dankesfest der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz in Potsdam, mit den Verantwortlichen der EKBO und all ihren Kirchentagsengagierten, mit einem Gottesdienst und einem wunderbaren Schlemmermahl auf dem Platz der St. Nikolaikirche, zu dem am Schluss auch noch die Menschen an den Hecken und Zäunen eingeladen wurden.

Du siehst mich; du säkulare, multikulturelle, multireligiöse, junge, dynamische, lebendige Stadt siehst mich, den Kirchentag, mit seinen Schals in orange, seinen Bühnen und Konzerten, seinen Menschen und Diskussionen. Und ich sehe dich, du Nächster, aber auch du Andere, du Fremde. Wir haben das Gespräch gesucht – und gefunden – mit Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen, mit Politikerinnen und Politikern dieser Stadt und mit Menschen aus anderen Ländern und Kontinenten. Christinnen und Christen sind aus ihrer Komfortzone herausgekommen und haben sich am anderen gefreut, gelegentlich auch darüber geärgert und oft davon gelernt.

Schöne und gute Begegnungen gab es auch mit den Katholikinnen und Katholiken, so dass das ökumenische Fest am 16. September 2017 in seiner ursprünglichen Absicht fast gar nicht mehr nötig gewesen wäre, nämlich als ein explizites Zeichen für die Ökumene noch während des Reformationsjubiläumsjahrs. So wurde das Fest zu einem Mini-Kirchentag mit vielen Wiedersehen, viel Freundlichem und Erwartbarem und einer Rede von Bundestagspräsident Lammert, in der er nochmals ganz undiplomatisch aussprach, was viele Laien erwarten: das gemeinsame Abendmahl. Wir bleiben auch und gerade hier im ökumenischen Gespräch – und die ökumenische Zusammenarbeit hört ja zum Glück nicht auf mit dem Jahr 2017! Wir freuen uns auf den Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt, für den wir protestantischerseits mit Bettina Limperg eine wunderbare Präsidentin gewinnen konnten.

Der Kirchentag 2017 war auch ein sehr internationaler Kirchentag. Gerade im Reformationsjubiläumsjahr wollten wir die Sichtweise von Menschen hören, welche die protestantischen Kirchen von außen wahrnehmen. Thabo Makgoba, der anglikanische Erzbischof von Südafrika, hielt im Festgottesdienst in Wittenberg die Predigt, und es war ein Gänsehautmoment, als er

Martin Luther zitierte – nicht den Reformator, sondern den anderen: »I have a dream!«

Und natürlich die Sache mit Barack Obama, die uns im Vorfeld unglaublich viel Publizität einbrachte. Unser Gespräch mit ihm, Angela Merkel und den Jugendlichen vor dem Brandenburger Tor war eindrücklich. Aber international nachhaltiger war wohl die *European Christian Convention*, die im Markt der Möglichkeiten und mit einer sehr engagierten Veranstaltung im Roten Rathaus präsent war. In ihrer ersten Mitgliederversammlung hat sie ein durch und durch europäisches Board gewählt: 14 Mitglieder aus elf Ländern. Geplant ist der erste europäische Kirchentag in den 2020er-Jahren in einer europäischen Stadt. Dieser wird wahrscheinlich einiges kleiner sein als der große Deutsche Evangelische Kirchentag.

Dass aber auch kleine Kirchentage Menschen motivieren können, haben in diesem Jahr die Kirchentage auf dem Weg gezeigt. In Dessau-Roßlau, Erfurt, Halle – Eisleben, Jena – Weimar, Leipzig und Magdeburg haben engagierte Christinnen und Christen ihre je eigenen Kirchentage auf die Beine gestellt. Sie sind mit den lokalen Leuten aus Kultur, Politik und Tourismus fruchtbare Beziehungen eingegangen und haben zusammen interessante und kreative Programme erarbeitet. Wir haben damit etwas gewagt, was noch nie vorher versucht wurde. Die Menschen, die kamen, waren begeistert. Dass es nicht so viele waren wie erhofft, hat wahrscheinlich an Verschiedenem gelegen. Ich kann verstehen, dass einige sehr enttäuscht waren. Aber attraktive Angebote wie das Festkonzert der Anhaltinischen Philharmonie, die Thüringer Kuchen für Erfurt, die Leipziger Kaffeetafel, das Magdeburger Fest der Begegnung, das Gospel-Zentrum in Halle – Eisleben oder das Capoeira- und Sambatreffen in Jena – Weimar haben auch Menschen angesprochen, die zu Kirche sonst kein Verhältnis haben.

Es ist mir ein großes Bedürfnis, all denjenigen von Herzen zu danken, die sich hier mit so viel Geist und Seele eingesetzt haben. Viele Erfahrungen und auch einige Formate werden in künftigen Kirchentagen weiterleben!

Aber jetzt sind meine Tage als Präsidentin des 36. Deutschen Evangelischen Kirchentages im Reformationsjubiläumsjahr 2017 nicht nur gezählt, sondern ausgezählt. Du siehst mich – diese wunderbare und fundamental wichtige Losung unseres Kirchentages wird mich noch lange begleiten. Zusammen mit der Erinnerung und dem großen Dank an alle fürs liebevolle Mitgehen und Mittragen in den letzten zwei Jahren. Dann noch einmal geschluckt, die Rührungstränen aus dem Augenwinkel gewischt und jetzt volle Kraft voraus Richtung Dortmund!

Kirchentag ist angewandte Reformation

Bilanz des Kirchentages in Berlin – Wittenberg

Dr. Ellen Ueberschär, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

Keine Zeit war einfach. 1951 erlebte Berlin, die zerstörte, geschundene, durch die Sektorengrenze geteilte Stadt zum ersten Mal den Kirchentag, ein Fest der Vergewisserung, ein Heimatort für viele Sehnsüchte. 1961, zwei Wochen vor dem Mauerbau, geriet der Kirchentag zu einem Symbol deutsch-deutscher Zusammengehörigkeit, Menschen aus der »Zone« strömten in den Westteil der Stadt, wenn sie nicht vorher von DDR-Behörden aus der S-Bahn geholt und zurückgeschickt wurden. 1977, der Kirchentag im Kalten Krieg, im Westteil der eingemauerten Stadt. Und 1989, der eiserne Vorhang rasselte schon, aber so gut wie niemand ahnte, dass er wenige Monate später fallen würde, ein Kirchentag mit dem prophetischen Thema »Unsere Zeit in Gottes Händen«.

2003, nach langer Planung, kam der erste Ökumenische Kirchentag nach Berlin – ein unglaubliches Hoffnungszeichen, dessen Begeisterung und Aufbruchsenergie den Evangelischen Kirchentag die folgenden anderthalb Jahrzehnte weitertrug.

Und nun: 2017 als Kirchentagsdatum – das große Reformationsjubiläumsjahr in einer Zeit, in der das Christentum, die Religionen in Europa unter doppeltem Druck stehen: unter dem Alldruck der Säkularisierung und unter dem Handlungsdruck einer multireligiösen Realität. Wie ein Wetterleuchten die politisch-gesellschaftlichen Vorzeichen, die den Kirchentag thematisch prägen sollten – verheerende Terroranschläge im November 2015 in Paris und am 19. Dezember 2016 in Berlin, ausgerechnet vor einem Gotteshaus, dessen Name Gedächtnis-Kirche schon zuvor voller Konnotationen war. Der Anschlag fügte eine weitere hinzu. Kann man eine Bühne aufstellen am Ort des Attentats?

Parallel dazu schwoll ein öffentlicher Diskurs an, der fast nur noch ein Thema kannte – den Aufstieg der AfD und ihren bevorstehenden Einzug in den Deutschen Bundestag. Wieder ein Kirchentag im Vorfeld nationaler Wahlen. Würde der Kirchentag das Gespräch mit den Vertretern der äußersten Rechten wagen, und wenn ja, unter welchen Bedingungen? Welche sicherheitstechnischen Konsequenzen würden die Behörden für eine Großveranstaltung ziehen?

Zwei Jahre zuvor, 2015, waren fast eine Million Menschen nach Deutschland gekommen, geflüchtet vor Gewalt, Terror und unmenschlichen Lebens-

bedingungen, wahlweise titulierte als Krise, Welle oder Schwemme, auch das ein prägendes Vorzeichen des Kirchentages.

Zugleich lief die Reformationsdekade ihrem Höhepunkt zu – der Deutsche Bundestag hatte die Reformation als Ereignis von Weltrang eingestuft, viel Geld investiert in die Sanierung und Renovierung von Lutherstätten in den Kernländern der Reformation Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen, allerorten Ausstellungen, Podien, Debatten.

Der Kirchentag 2017 konnte in dieser symbolisch aufgeladenen Zeit nicht einfach *der Kirchentag* sein. Seit 2008 hatte das Präsidium Ideen des Besonderen, des Einmaligen entworfen und manches verworfen. Die größte Faszination übte die Vision eines großen Gottesdienstes auf den Elbwiesen vor den Toren der Stadt Wittenberg aus. Dieses Konzept verdichtete und erweiterte sich von Jahr zu Jahr, über die Kirchentage in Dresden, Hamburg und Stuttgart hinweg. Aus ihm entstanden die »Kirchentage auf dem Weg« in Dessau-Roßlau, Erfurt, Halle – Eisleben, Jena – Weimar, Leipzig und Magdeburg, denen die Idee und der Wunsch der mitteldeutschen Kirche zugrunde lag, die Nachhaltigkeit eines »Mega«-Ereignisses für die Region abzusichern.

In einem für die Kirchentagsgeschichte als historisch zu verbuchenden Prozess kooperierte die Kirchentagsbewegung mit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), schuf eine gemeinsame Dachstruktur, akquirierte Mittel in Millionenhöhe und führte die Planung massenwirksamer Veranstaltungen zusammen. So ergab sich eine Fünf-Projekte-Struktur aus Weltausstellung in Wittenberg, sechs Kirchentagen auf dem Weg in Mitteldeutschland, Großgottesdienst auf den Elbwiesen, Konfi- und Jugendcamps im Sommer 2017 und einem durch ganz Europa führenden Stationenweg. Margot Käßmann begleitete das Jahr als Reformationsbotschafterin und so etwas wie eine Schirmherrin. Ein Organisationsbüro mit Sitz in Berlin und später in Wittenberg wurde gegründet, mit den erfahrenen Kirchentagsgeschäftsführern Hartwig Bodmann und Ulrich Schneider an der Spitze.

In dieser Struktur zeichnete sich ab, dass der Kirchentag mit seiner Großveranstaltung in Berlin, dem Gottesdienst in Wittenberg und den Kirchentagen auf dem Weg trotz verteilter Verantwortlichkeiten in den Dimensionen von drei Kirchentagen in einem Jahr plante. Die Langzeitwirkungen der reformatorischen Präsenz sind bis heute noch nicht vollständig zu erfassen. Der Grundkenntnispegel über die Reformation und ihre Protagonisten als epochale Erscheinung deutscher Geschichte dürfte gestiegen sein. In Wittenberg ganz ohne Zweifel, aber auch in ganz Mitteldeutschland wird der Sommer der Reformation nachhaltige Wirkung zeigen. Neben den Fragen, an welchem Ort, in welcher Dimension und welcher Organisationsform der Kirchentag im Reformationsjubiläumjahr stattfinden sollte, geriet die Frage nach einem zeitgemäßen Gedenken und einer aktuellen Interpretation des Reformatorischen in den Mittelpunkt der Überlegungen. Als eine Bewegung, die das Politische und das Fromme zusammenhält, fand der Kirchentag – neben

den vielen individuellen Antworten seiner Teilnehmenden und Verantwortlichen – gemeinsam mindestens drei Antworten:

Die erste Antwort war eine Einladung an Barack Obama, der wie kaum ein anderer die Dilemmata einer persönlichen reformatorischen Praxis zwischen eigener Machtausübung und christlicher Verantwortung zu artikulieren wusste. Für viele Berlinerinnen und Touristen, die den Kirchentag trotz aller öffentlichen Präsenz nicht wahrgenommen hätten, war die öffentliche Debatte mit dem 44. US-Präsidenten vor dem Brandenburger Tor eine glaubwürdige Begegnung mit einer zeitgemäßen Interpretation reformatorischer Ethik.

Die zweite Antwort war vielfältig: Der Gottesdienst in Wittenberg mit seiner beeindruckenden Kulisse, seiner durchkomponierten Liturgie, seiner mitreißenden Predigt, das ausgedehnte interreligiöse Programm in Berlin, die Kleinodien bei den Kirchentagen auf dem Weg, die bewegenden Veranstaltungen im Zentrum Mittel- und Osteuropa, der Willkommensort für Geflüchtete und das *Centre reformation and transformation*, ein Ort weltweiter ökumenischer Begegnung bildeten je für sich klare Zeichen einer zukunfts-gewandten, vielfältigen reformatorischen Bewegung, die von tiefer Begegnung, von ernster Debatte und geschwisterlichem Geist lebt. Im letztgenannten Zentrum ging es um evangelische Spiritualität, die soziale Transformation fördert, zum Beispiel in Äthiopien, und um die Theologie Dietrich Bonhoeffers, die von der beeindruckenden äthiopischen Theologin Lensa Gudina weitergedacht wird. Kirchen in den USA zeigten ihre Strategien der Resistenz und Resilienz gegen die rechtspopulistischen Zumutungen in ihrem Land. Warum Bildung die dritte Reformation ist, die jetzt stattfinden muss, debattierten Theologinnen und Theologen aus sieben Ländern in fünf Kontinenten.

Dazu kam die beeindruckende Präsenz der weltweiten Ökumene auf diesem Berliner Kirchentag 2017: Zum ersten Mal in diesem Jahrhundert beehrte das Oberhaupt der anglikanischen Kirche Justin Welby, der Erzbischof von Canterbury, den Kirchentag, dazu der Primas der anglikanischen Kirche in Südafrika und Nachfolger Desmond Tutus Thabo Makgoba. Der koptische Bischof Angaelos, der seinen Wohnsitz in England hat, sprach über Religionsfreiheit und Menschenrechte, und aus den USA trugen die leitende Bischöfin der lutherischen Kirche Elizabeth Eaton sowie Herbert Nelson, der afroamerikanische leitende Geistliche der presbyterianischen Kirche, zu einem kraftvollen Bild ökumenischer Vielfalt bei.

Die dritte und für den Kirchentag nachhaltigste Antwort auf die Frage nach der Aktualisierung des Reformatorischen waren zwölf Thesen, im Vorfeld durch das Präsidium debattiert und formuliert. Sie aktualisierten das Selbstverständnis des Kirchentages, das in der Präambel, der »Ordnung des Kirchentages«, festgehalten ist. Leitend waren dabei einerseits die Gründungsideen und andererseits die Überzeugungen, mit denen der Kirchentag

auf das Reformationsjubiläum 2017 zugeht. Die Thesen reichen weit über das Jahr 2017 hinaus als ein Kompass für die kommenden Jahrzehnte kraftvoller, reformatorischer Präsenz des Kirchentages:

1. Der Kirchentag ermöglicht Begegnung und Gemeinschaft aller, die nach dem christlichen Glauben offen, neugierig oder kritisch fragen.

Begegnung mit dem Evangelium, Begegnung von Angesicht zu Angesicht, generationenübergreifend, international, interkonfessionell und multireligiös – das geschieht auf Kirchentagen. Diese Begegnung verändert Menschen, macht sie offener, friedvoller und verantwortungsbewusster. Die Kirchentagsgemeinschaft lebt eine Offenheit gegenüber der Vielfalt von Herkunft, Frömmigkeits- und Lebensformen. Jede und jeder ist eingeladen.

2. Der Kirchentag hält gelebten Glauben und Weltverantwortung zusammen.

Mit seinem Diskursprinzip und Forumscharakter versteht sich der Kirchentag als ein Beitrag zur Stärkung der politischen Kultur. Kirchentag will im biblischen Sinn Sauerteig sein, der gesellschaftlichen Zusammenhalt und solidarischen Verhalten offensiv fördert, fordert und unterstützt. Der Wirkungsraum des Kirchentages ist die Zivilgesellschaft. Der Kirchentag bezieht beides aufeinander: eine glaubwürdige Kirche, in der politisch Handelnde zu Hause sind, und eine Politik, die christliche Überzeugungen zum Maßstab ihres Handelns zu machen versucht. So bleibt der Kirchentag das große öffentliche Ereignis an der Schnittstelle von Kirche und Politik. Genau dort wirkt er der Kirchenmüdigkeit und Politikverdrossenheit entgegen.

3. Der Kirchentag befähigt Laien zur Übernahme von Verantwortung in Kirche und Gesellschaft.

Der Laienbegriff, in der nachreformatorischen Theologie eine unmögliche Möglichkeit, gehörte von Anfang an zum Kirchentag als selbstbewusste Größe im konstruktiv-kritischen Gegenüber zur verfassten Kirche. Der Kirchentag steht dafür, dass das Reformationsjubiläum 2017 eine Sache möglichst vieler Christinnen und Christen in Gemeinden weltweit wird. Der Kirchentag möchte das Jubiläum zu einer Zäsur werden lassen, die nicht nur den Laien Mut macht, hoffungsvoll und menschenfreundlich in die Zukunft zu gehen und christliches Leben in der säkularen Welt so zu gestalten, dass das Wort Gottes »lebendig und kräftig und schärfer« zu vernehmen ist.

4. Der Kirchentag ist angewandte Reformation.

Das evangelische Prinzip des Priestertums aller Gläubigen machte die Reformation zu einer sozialen und einer Bildungsbewegung. Der Kirchentag nutzt dieses Prinzip als Ressource für gesellschaftliche Veränderung und Infragestellung von Machtstrukturen in Kirche und Gesellschaft. So wird der Kirchentag zu einer protestantischen Bürgerbewegung. Die biblische Losung, die für jeden Kirchentag ausgegeben wird, fokussiert die reformatorische Absicht im jeweiligen Kontext der Zeit. Die Losung wird ausgegeben in der Hoffnung, dass Nachfolge Jesu heute ermöglicht wird.

5. Der Kirchentag lebt von Partizipation.

Kirchentag traut den Mitwirkenden und Teilnehmenden viel zu, überträgt ihnen Verantwortung und bestärkt sie damit in ihrem Selbstverständnis als mündige Christinnen und Christen. Partizipativ sind die Mitwirkendenbereiche des Kirchentages, die inhaltliche und die organisatorische Programmvorbereitung. Deshalb werden die Programmteile des Jubiläumsjahrs, für die der Kirchentag Verantwortung trägt, mit unabhängigen Projektleitungen und Programmausschüssen vorbereitet. Für die geplanten Veranstaltungen werden ehrenamtliche Helferinnen und Helfer gewonnen. Die Ehrenamtlichen sind das Rückgrat der Kirchentagsbewegung und ihre praktische Arbeit ist auch geistliches Tun. Die hohe Beteiligung von Ehrenamtlichen aller Altersstufen ist ein Zeichen dafür, dass das Konzept der Übergabe von Verantwortung zukunftsfähig ist und als Partizipation auf Augenhöhe geschätzt wird.

6. Der Kirchentag ist ein Fest des Glaubens.

Das Erleben einer Gemeinschaft der Glaubenden ist in den letzten Jahren wichtiger geworden. Gottesdienstliche Formate erfreuen sich steigender Beliebtheit. Ein Zeichen dafür ist die starke Resonanz auf die spirituelle Dimension im Abschlussegens des Abends der Begegnung. Liturgisch dichte Formate erfüllen das Bedürfnis, das eigene Leben in seinen dunklen und hellen Seiten Gott in die Hände zu legen und die eigene Sprachlosigkeit in der Sprache des Glaubens zu fassen. Mit dem Gottesdienst in Wittenberg, der auch der Abschlussgottesdienst des Kirchentages in Berlin sein wird, möchte der Kirchentag eine weltweite gottesdienstliche Gemeinde zusammenschließen. Zahlen haben dabei dienende Funktion. Angeknüpft wird an die Erfahrungen von Schlussgottesdiensten der vergangenen Jahre – mit wachsender Beteiligung haben sie neue Bilder geschaffen – Bilder einer offenen, welthaltigen Frömmigkeit, deren Subjekt die feiernde Gemeinde ist.

7. Der Kirchentag lebt inländische und weltweite Ökumene.

Das Jerusalemkreuz des Kirchentages symbolisiert den ökumenischen Grundansatz – alle Formen des Christseins stehen unter dem Kreuz Christi, das sie zugleich verbindet. Beide Ausrichtungen der Ökumene sind für den Kirchentag seit den Anfängen konstitutiv. Zum einen weiß sich der Kirchentag dem Ökumenischen Rat der Kirchen in der Pilgerschaft für Gerechtigkeit und Frieden verbunden. Zum anderen ist der Kirchentag nach zwei großen ökumenischen Kirchentagen, vorbereitet und umgesetzt in gemeinsamer Verantwortung mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken, ein wichtiger Faktor der Ökumene zwischen allen Konfessionen in Deutschland. Beim Kirchentag in Berlin und Wittenberg und bei den Kirchentagen auf dem Weg werden die beiden Richtungen der Ökumene gemeinsam gestärkt: Mit den ökumenischen Himmelfahrtsgottesdiensten 2017 zeitgleich in Berlin und in den Städten der Kirchentage auf dem Weg, mit Programmschwerpunkten auf dem Kirchentag 2017 und mit dem geplanten Ökumenischen Fest im Spätsommer wird das Reformationsjubiläum glaubwürdig in einen ökumenischen Kontext eingebettet.

8. Der Kirchentag treibt den interreligiösen Dialog voran.

Der Kirchentag geht von der Realität einer multireligiösen Gesellschaft aus. Menschen anderer Religionszugehörigkeit sind keine Gäste des Kirchentages, sie sind Akteure und Mitgestaltende. Daher ist für die Aktiven des Kirchentages der Dialog nicht Verrat am Eigenen, sondern schafft Vertrauen zum anderen. Die interreligiöse Verständigung als ein Grundthema des 21. Jahrhunderts sucht nach dem Miteinander aller Weltreligionen in der Weltgesellschaft. Der Kirchentag möchte hier eine Vorreiterrolle spielen, wie er es in den 1960er-Jahren am Beginn des jüdisch-christlichen Dialogs in Deutschland getan hat. Diesem Dialog bleibt der Kirchentag in besonderer Weise verpflichtet. Darüber hinaus ist der Kirchentag schon heute einer der relevanten Orte des christlich-muslimischen Dialogs in Deutschland. Mit seinen ökumenischen und interreligiösen Dialogen möchte der Kirchentag Reformimpulse für alle daran beteiligten Partnerinnen und Partner anstoßen und fördern.

9. Der Kirchentag ist ein kulturelles Ereignis.

Das Spektrum der kulturellen Angebote des Kirchentages reicht von starken Laienkünstlerinnen bis zu anspruchsvoller Hochkultur. Durch die vielen Mitwirkenden wird der Kirchentag das große, Grenzen überschreitende Kulturfest. Gleichberechtigt neben den politisch-gesellschaftlichen Veranstaltungen, dem Markt der Möglichkeiten und den Gottesdiensten bietet der Kirchentag

Kultur – Tausende Teilnehmende sind selbst Mitwirkende im Kulturprogramm des Kirchentages. Mit der Kulturkirche verfügt der Kirchentag über einen Ort der Kunst und der kulturpolitischen Debatte. Die Tradition des regionalen Kulturprogramms stärkt den Charakter des Kirchentages als Kulturveranstaltung und integriert regionale Kulturschaffende.

10. Der Kirchentag ist Bildungserlebnis.

Das Anliegen der Laienbildung in theologischen Fragen war ein Schlüsselement für die Verbreitung reformatorischer Ideen. Heute geht es um mehr als die Sprachfähigkeit im Glauben. Bildung im Sinn von Klugheit – das lehrt uns die Losung des Stuttgarter Kirchentages – ist mehr als Informiert-sein und kognitive Anhäufung von Wissensbeständen. Die zunehmende Komplexität der Lebenswirklichkeit macht vielmehr ein Orientierungswissen dringlich, das auf Kirchentagen in diskursiver Form gesucht und in einer typisch protestantischen Mischung aus religiösem, kulturellem und politischem Programm angeboten wird. Wer am Kirchentag teilnehmen möchte, kann Bildungsurlaub beantragen. Das heißt: Auf Kirchentagen wird gelernt und eingeübt, was das solidarische Miteinander in Kirche, Gesellschaft und Religionen fördert.

11. Für den Kirchentag ist Barrierefreiheit ein Qualitätsmerkmal.

Die 1980 aufgenommenen Aktivitäten in diesem Bereich haben für gute Teilnahme- und Teilhabechancen gesorgt. Kirchentag lässt die von Gott geschenkte Würde aller sichtbar werden und arbeitet einer Wahrnehmung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen als »defizitärer Schöpfung« entgegen. Der Kirchentag hat sich vorgenommen, von der Integration zum Leitbild der Inklusion überzugehen. Die Implementierung inkludierender Strukturen und Prozesse als neues Qualitätsmerkmal wird die Zugänglichkeit sowie die Teilnahme- und Teilhabemöglichkeiten von Menschen mit besonderen Bedürfnissen nachhaltig fördern. Dies wird allen Teilnehmenden zugute kommen und Vorbildwirkung entfalten.

12. Der Kirchentag fühlt sich dem Grundanliegen der Bewahrung der Schöpfung verpflichtet.

Schöpfungsbewahrung ist für den Kirchentag seit vielen Jahrzehnten eine theologische Überzeugung und leitet das praktische Handeln. Seit 2007 sind sowohl die Geschäftsstellen als auch die Veranstaltung selbst mit dem anspruchsvollen europäischen Zertifikat EMAS ausgestattet. Darüber hinaus sucht der Kirchentag in allen Bereichen – Verkehr, Ernährung, Energie, Entsorgung, Ressourcenschonung – nach weiteren Möglichkeiten, die schädli-

chen Umweltwirkungen des Kirchentages zu minimieren. Kirchentag ist die umweltfreundlichste Großveranstaltung in Deutschland. In seiner Arbeitskultur ist Klimaschutz fest verankert.

Eine Stadt, die Dialoge fordert

Wie das säkulare und zugleich multireligiöse Berlin auf den Kirchentag eingewirkt hat

Thomas Bastar, freier Journalist und Redakteur, Hamburg

Berlin, sagt man, ist die »Hauptstadt des Atheismus«. Tatsächlich gelten mehr als 60 Prozent der Berliner Bevölkerung als religionslos. Weniger als ein Drittel aller Berlinerinnen und Berliner sind Christen. Nur etwa 16 Prozent gehören zur ehemals dominierenden evangelischen Landeskirche, rund neun Prozent sind Katholiken und rund drei Prozent sind Mitglieder von orthodoxen Gemeinden oder evangelischen Freikirchen.

So passte es gut zu Berlin, dass der Kirchentag in der deutschen Hauptstadt zum ersten Mal ein Podium »Dialog mit humanistischen Gemeinschaften« organisierte. Im Roten Rathaus diskutierten am Samstagnachmittag ein Theologe und eine evangelische Hospizbeauftragte mit dem Präsidenten der humanistisch orientierten Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben und einer Referentin des Humanistischen Verbands Deutschland über aktive und passive Sterbehilfe und die Frage, wie weit eine Selbstbestimmung am Lebensende gehen dürfe. Zuvor hatten sich Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au und Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland, mit dem Mitbegründer und Vorstandssprecher der Giordano-Bruno-Stiftung Michael Schmidt-Salomon und dem Soziologen und Politikwissenschaftler Armin Pfahl-Traughber auseinandergesetzt. Das Thema dieser Runde war: »Offene Gesellschaft. Wo sind die Grenzen der Toleranz?«

Dass sich die Podiumsteilnehmenden einig würden, war nicht zu erwarten. Aber wichtige Kontroversen kamen dabei zur Sprache, über die bei anderen Gelegenheiten weiter zu reden sein wird. Neben dem Podium mit den Humanisten gab es in Berlin auch andere Orte des Dialogs zwischen Christen und Nichtgläubigen, sicher vielfach unorganisiert am Rande der Kirchentagsveranstaltungen in Gesprächen mit Berlinerinnen und Berlinern.

Aber selbst eine Bibelarbeit bot die Chance zu einem christlich-atheistischen Dialog: Am Donnerstagsmorgen entspann sich aus der Auslegung des Bibeltextes von der Heimsuchung Mariens ein spannendes Gespräch über Gottsuche und Gerechtigkeit zwischen Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au und dem Berliner Bürgermeister und Kultursenator Klaus Lederer von der Partei Die Linke. »Wie findet man eigentlich Gott?«, fragte Klaus Lederer seine Gesprächspartnerin. Christina Aus der Au überlegte lange und antwortete dann nachdenklich: »Radikale Atheisten sagen, schon Kinder würden in den Glauben gezwungen. Ich glaube aber, was viele Reformatoren

sagten: Der erste Schritt kommt immer von Gott.« Und dann erzählte die Schweizer Theologin als Beispiel einer Gotteserfahrung: »Man kommt am Abend erschöpft nach Hause und in der Küche riecht es nach frischem Brot. So riecht Gott.« Lederer überzeugte das wenig: »Bei mir riecht es einfach nach frischem Brot«, entgegnete er.

Dann ging es aber weiter – angeregt durch das marianische Magnificat – zu der Frage, wie den schreienden Ungerechtigkeiten in der Welt zu begegnen sei. Lederer konstatierte: »In der Analyse der weltweiten Ungerechtigkeit sind wir beieinander« und fragte dann: »Brauche ich Gott, um die Ungerechtigkeit zu verändern? Reicht nicht anständige Menschlichkeit?« Christina Aus der Au verneinte: »Eine gute lebenswerte Gesellschaft kann ich mir nicht ohne Gott denken. Aus der Ursünde des Menschen, der nur sich selbst sieht, der in sich verkrümmt ist, können wir uns nicht selbst befreien. Da kommt für mich Gott ins Spiel.« – »Aber müssen wir nicht selbst handeln – auch mit Gottes Hilfe, wenn ihr das braucht?«, fragte der Linken-Politiker zurück. Aus der Au entgegnete: »Ich bin froh, dass wir über weltanschauliche Grenzen hinweg für Gerechtigkeit kämpfen können, aber ich bin mir sicher, dass nicht wir es sind, die Gerechtigkeit letztlich schaffen. Christen geht es vor allem darum, die Denkweisen zu verändern, nicht zuerst die Vermögensverhältnisse.« Dem immerhin stimmte Lederer schließlich zu: »Die Vermögensverhältnisse allein sind es nicht. Auch wir wollen keine Welt, in der allen das Gleiche zugeteilt wird.« Am Ende gab es keine Einigkeit, aber doch eine wohlwollende Akzeptanz der anderen Position.

Später auf der Pressekonferenz des Kirchentages betonte der Bürgermeister und Kultursenator, dass Berlin gern ein »Gastgeber für Dialoge« sei, zumal der Kirchentag ja dem Austausch über die Entwicklung der Gesellschaft und die Zukunft der Welt diene. Das säkulare Berlin beförderte jedenfalls den Kirchentagsdialog zwischen Christen und Atheisten recht erfolgreich. Doch die »Hauptstadt des Atheismus«, in deren Schulen seit 35 Jahren (zunächst im Westteil) das Fach »Humanistische Lebenskunde« angeboten wird, ist zugleich eine äußerst multireligiöse Stadt. Acht Prozent der Einwohnerinnen und Einwohner sind Muslime, zwei Prozent gehören anderen Religionen an. Mit rund 11.000 Mitgliedern lebt in Berlin die größte jüdische Gemeinde in Deutschland. Buddhisten und Hinduisten, Sikhs und Bahá'í sind in Berlin zu Hause ebenso wie der erste deutsche Tempel der afro-brasilianische Religion des Candomblé.

Berlin sei eine Stadt, die ganz viele Kultorte hat, sagte Professor Rolf Schieder. Allein 120 christliche Migrationsgemeinden gibt es in der Stadt, von denen etliche am Samstagmittag die Kirchentagsbesucher zu einem Mittagstisch einluden. Berlin habe aber zum Beispiel auch zwei Tierfriedhöfe, referierte der Berliner Theologe Schieder beim Liturgischen Tag Großstadt in der Parochialkirche. Er verwies darauf, dass weltweit die Bedeutung der Religionen zunähme. Schätzungen zufolge wächst die Weltbevölkerung bis

2060 um etwa ein Drittel, die Muslime werden aber rund 70 Prozent mehr werden, die Christen 34 Prozent, die Konfessionslosen aber nur drei Prozent. »Berlin wird nicht die Hauptstadt des Atheismus bleiben«, bilanzierte der Theologe. Großstadtluft helfe bei der Befreiung aus der religiösen Enge, konstatierte der Theologe Christopher Zarnow. Hier sei ein Entdecken neuer Formen religiöser Gemeinschaft möglich. Zarnow analysierte die besonderen Chancen einer Großstadt wie Berlin: als soziales Labor, das die Entwicklung von Zusammenlebens ermögliche, als kulturelles Labor, das die Entwicklung von Kulturen und Subkulturen befördere und ebenso als religiöses Labor, das religiöse Suchbewegungen unterstütze. Ganz konkrete Suchbewegungen auf der Spur Gottes unterstützt der Jesuitenpater Christian Herwartz, der seit vielen Jahren in Berlin Straßenexerziten anbietet. Exerziten in der Stadt bedeute, so Herwartz, danach zu suchen, wo »heiliger Boden« in der Stadt zu finden sei. »Wo kann ich in der Stadt meine Schuhe ausziehen?«, fragte der Jesuit in Anspielung an die Exodus-Szene am brennenden Dornbusch. Denn Schuhe ausziehen heißt, so Herwartz, »Berührung zuzulassen«.

Die Vielfalt der Religionen in Berlin war bei der »Langen Nacht der Religionen« zu erleben, die am Donnerstag parallel zum Kirchentag angeboten wurde. Ganz bewusst habe man beide Termine in diesem Jahr in Berlin zusammengelegt, sagte die Generalsekretärin des Kirchentages Ellen Ueber-schär. Für die Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au bildete diese Lange Nacht einen »Kontrapunkt zu der Annahme, Berlin sei eine rein säkular-stadt«. Am Donnerstagmittag wurde auf dem Gendarmenmarkt mit einer »Weißen Tafel der Religionen« diese zum sechsten Mal in Berlin durchgeführte Veranstaltung eröffnet. Die Tische auf dem Platz waren allerdings nicht wie in den Vorjahren mit weißen Tischtüchern gedeckt, weil der starke Wind das verhinderte. Brot und Wasser standen für Gäste bereit. Aber nur wenige ließen sich an den Tischen nieder, die meisten offenbar Kirchentags-teilnehmende, die die Sitzgelegenheit für eine kurze Pause nutzen. Die Idee der Veranstalter, dass hier Essen geteilt und Gespräche geführt werden könnten, erfüllte sich nur zum kleinen Teil. Gut besucht waren hingegen die Stehtische, an denen Vertreter der beteiligten Religionen Auskunft über ihre jeweiligen Glaubensrichtungen gaben. Sikhs, Muslime, Hindus, Buddhisten, Christen, Bahá'í und Pagane boten sich zum Gespräch an. Besonders der Tisch der Paganen, wo Frauen und Männer in wallenden Wollgewändern und mit metallenen Amuletten um den Hals Auskunft über ihren heid-nischen Glauben gaben, war umlagert, und hier wie auch an einigen anderen Tischen entspannen sich zum Teil längere Gespräche.

Mehr als 60 religiöse und weltanschauliche Gemeinschaften luden am Nachmittag und Abend ein, sich über die jeweilige Glaubensrichtung zu informieren und religiöse Rituale zu erleben. Im Zentrum »Pagane Wege und Gemeinschaften« in Friedrichshain, zu dem nach eigenen Angaben »das germanische, keltische und slawische Heidentum, Hexen, Wicca, Druiden und

europäische Schamaninnen« gehören, waren neben Vorträgen im Garten auch verschiedene pagane Rituale zu erleben.

Stiller ging es im Zentrum der tibetischen Buddhisten, dem Dharma Mati Rigpa-Zentrum im Westen Charlottenburgs, zu. Im »Schreinraum« unter einer drei Meter hohen goldenen Buddha-Statue, vor der ein Bild des Dalai Lama steht, waren Meditationsübungen angeboten. Dabei ging es vor allem darum, in der Stille die eigene Wahrnehmung und die Sinne zu schärfen sowie den Atem zu beobachten. In Vorträgen wurde die buddhistische Religion erläutert. Interessierte erkundigten sich nach der Seelenwanderung und der »Buddha-Natur« und fragten, ob Christen auch zugleich Buddhisten sein könnten.

Die Vielfalt der Religionen spiegelte sich auch in vielen anderen Kirchentagsveranstaltungen wider. So ging es beim geistlichen Stadtteilspaziergang durch den Neuköllner Kiez, der am Freitagnachmittag auf dem Kirchentagsprogramm stand, auch um die Muslime, von denen viele in dem Stadtteil leben. Der Rundgang startete im Stadtteilzentrum und Café »Refugio« der Berliner Stadtmission, in dem mehr als 40 Geflüchtete aus Syrien, Afghanistan, Somalia und anderen Ländern leben und mitarbeiten. Der Rundgang ging zum sogenannten Türkischen Markt, dem Wochenmarkt am Maybachufer, und zur Rütli-Schule, die vor elf Jahren durch einen Hilferuf von Lehrkräften wegen permanenter Gewalttaten und Angriffen auf Lehrer in die Schlagzeilen gekommen war. Die rund 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Rundgangs lernten dabei, dass aus der Rütli-Schule durch Neubauten, Schulzusammenlegungen und viel persönliches Engagement der Lehrkräfte der »Campus Rütli« geworden ist, der mittlerweile als eine Modellschule gilt. Die Begleiter des Rundgangs berichteten auch davon, wie sich der Stadtteil in den vergangenen Jahren von einem sozialen Brennpunkt zum schicken Quartier mit teuren Wohnungen und vielen Kneipen entwickelt hat, die auch gern von Touristen aufgesucht werden. So ist aus dem ehemals stark muslimisch geprägten Viertel ein neuer Berliner Szene-Stadtteil geworden.

Die Beteiligung von Muslimen war grundsätzlich nichts Spezifisches für den Berliner Kirchentag. Sie haben bei Kirchentagen seit langem ihren Platz, im Zentrum Muslime und Christen wie auch bei christlich-muslimischen oder dialogischen Bibelarbeiten. Neu in Berlin war allerdings, dass auch innermuslimische Debatten auf dem Kirchentag stattfanden. Bei verschiedenen Veranstaltungen debattierten muslimische Vertreter untereinander, etwa über die Rolle des türkischen Verbandes DITIB oder zu der Frage, wie viel innermuslimische Vielfalt und Liberalität die muslimischen Verbände zuzulassen bereit sind. »Muslime sagen uns: Wir führen unsere Diskussion hier, weil wir Vertrauen haben, dass wir es beim Kirchentag gut machen können«, erklärte Generalsekretärin Ellen Ueberschär.

Auch die Präsenz von Juden gibt es seit vielen Jahrzehnten auf dem Kirchentag. Doch eine Veranstaltung im »Zentrum Juden und Christen« hatte

einen spezifisch Berliner Fokus: das Forum über »Israelis in Berlin«. Seit einigen Jahren leben vermehrt Israelis in Berlin. Es sind vor allem Menschen aus dem Großraum Tel Aviv, eher mit höherer Bildung, berichtete die Sozialwissenschaftlerin Dani Kranz. Die neuen Zuwanderer verstehen sich mehr als Israelis denn als religiöse Juden, betonte Tal Alon, die Chefredakteurin des Berliner Magazins Spitz, das auf Hebräisch erscheint. Tal Alon und Dani Kranz entzauerten dann aber mit konkreten Zahlen den durch manche Medien vermittelten Mythos, dass es sich bei den Israelis in Berlin um ein Massenphänomen handele. »Die Zahl der Israelis in Berlin ist niedriger als die etwa der Österreicher oder der Kroaten«, so Tal Alon. Nur rund 4.000 bis 5.000 Israelis leben derzeit in der Stadt, dazu 2.500 mit deutsch-israelischer Doppel-Staatsbürgerschaft. Knapp die Hälfte von ihnen bleibt nur für ein bis drei Jahre. Dani Kranz wies auch darauf hin, dass die Begegnungen zwischen Israelis und in Berlin lebenden Palästinensern sehr viel einfacher und entspannter seien als in Israel selbst.

So wie die kulturelle und religiös-weltanschauliche Realität der deutschen Hauptstadt den Kirchentag geprägt hat, so hat der Kirchentag auch auf Berlin zurückgewirkt. Etwa durch die Impulse, die von den Kulturkirchen des Kirchentages ausgegangen sind, oder durch den Abend der Begegnung mit 200.000 Teilnehmenden mit Konzerten, Andacht und Abendsegen im Herzen der Stadt: »Wir glauben, dass eine solche Art von Veranstaltung auch Berlin gut tut«, sagte Ellen Ueberschär bei der Abschlusspressekonferenz des Kirchentages. Der Berliner Bischof Markus Dröge betonte: »Es war wichtig für Berlin, wie wir Christen intensiv unsere Vorstellungen eingebracht und Dialog ermöglicht haben.«

Glaube, Geduld und große Gaudi

Kirchentag in den Medien

Sirkka Jendis, Leiterin Kommunikation des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Berlin
Alexander Matzkeit, Abteilungsleiter Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des 36. Deutschen Evangelischen Kirchentages Berlin – Wittenberg 2017, Berlin

Noch nie hat ein Kirchentag so viel nationale und internationale Presseaufmerksamkeit bekommen wie 2017, im Jubiläumsjahr der Reformation. 2.366 Journalistinnen und Journalisten akkreditierten sich für Kirchentag und Reformationsommer, rund 1.000 mehr als vor zwei Jahren in Stuttgart. Zusammen schufen sie 2.879 gedruckte Artikel, 3.699 Hörfunkbeiträge und rund 1.000 Fernsehbeiträge – und das nur in den beiden Wochen rund um die Veranstaltung. Allein die Sendeminuten der öffentlich-rechtlichen Sender hätten ausgereicht, um 48 Stunden lang nur Kirchentag zu genießen.

Doch es war nicht nur das Reformationsjubiläum, das die Medienresonanz in die Höhe trieb und vonseiten des Kirchentages in Sachen Öffentlichkeitsarbeit eine ungewöhnlich enge Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) erforderte. Diese stellt ja als verfasste Kirche ein Gegenüber der Laienbewegung dar.

Obamania in Berlin

Es war ein surreales Gefühl, am Vormittag des 11. April 2017 durch einen Berliner Bahnhof zu gehen. Von jeder animierten Werbefläche strahlte die Nachricht: Barack Obama werde zum Kirchentag erwartet. Dabei sollte die Pressekonferenz mit Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au, Ratsvorsitzendem Heinrich Bedford-Strohm und dem ebenfalls noch nicht bekannt gegebenen Prediger des Festgottesdienstes Thabo Makgoba, Erzbischof in Südafrika, per Skype von dort zugeschaltet, erst um 13 Uhr beginnen. Vielleicht war es gar nicht so schlimm, dass die Information am Vorabend zur Süddeutschen Zeitung durchgesickert war.

Der Raum der Pressekonferenz war sehr gut gefüllt. Die Berichterstattung im Anschluss bescherte dem Kirchentag Titelseiten bei vielen großen Zeitungen. Insgesamt führte die Bekanntgabe der Teilnahme Obamas allein an diesem Tag zu rund 800 Erwähnungen in Printmedien. Der erste Auftritt außerhalb der USA nach Ende seiner Präsidentschaft lockte auch internationale Journalistinnen und Journalisten an, die den Kirchentag noch nicht kannten. »Obama rockt den Kirchentag«, titelte die B.Z. am Freitag, 26. Mai 2017, nach

dessen großem Auftritt mit Bundeskanzlerin Angela Merkel und Jugendlichen aus Chicago und Mannheim am Brandenburger Tor.

Mit Rechten reden

Die wohl kontroverseste mediale Diskussion in der Vorbereitung des Kirchentages fußte auf der Frage: Soll der Kirchentag eine Vertreterin oder einen Vertreter der rechtspopulistischen AfD auf eins seiner Podien einladen? Das Präsidium des Kirchentages hatte in der Phase der Vorbereitung beschlossen, dass niemand eingeladen würde, der sich rassistisch oder menschenfeindlich äußert.

Man wolle aber auch »nicht wie das Kaninchen auf die Schlange starren«, zitierte Claudius Prösser (taz) Christina Aus der Au im Frühjahr 2016. Eine Position, die die Kirchentagspräsidentin in den folgenden Monaten häufig wiederholt hat, etwa mit einem langen Beitrag in Zeitzeichen oder fast seitenfüllend in der Die Zeit als Gegenüber zu der damaligen AfD-Vorsitzenden Frauke Petry. Als der Entschluss fiel, eine Veranstaltung zum Thema »Christen in der AfD?«, mit der damaligen Vorsitzenden der gleichnamigen innerparteilichen Gruppe Anette Schuldner, ins Programm aufzunehmen, gab es für einige Journalistinnen und Journalisten kaum noch andere Themen, etwa bei der Vorstellung des Programms im März 2017. Fast entstand der Eindruck, es sei nicht der Kirchentag, der den Rechtspopulisten eine übermäßige Bühne biete, sondern die, die über ihn berichten.

Die eigentliche Diskussion wurde am Ende unterschiedlich aufgenommen. Während Kordula Doerfler in der Berliner Zeitung eine zwar schmerzhaft, aber notwendige Kontroverse ausmachte, kommentierte Matthias Kamann in der Welt: »Ein sachbezogener Streit scheint unmöglich zu sein.« Im Internet entwickelte die Veranstaltung ihre eigene Dynamik, zog das Online-Team des Kirchentages phasenweise mitten hinein in die rechte Blase der AfD-Anhängerinnen und -Anhänger und verlangte eine Menge Moderationsarbeit.

Keine Festung Kirchentag

Im unmittelbaren Vorfeld der Veranstaltungstage überwogen in den Medien wie bei jedem Kirchentag organisatorische Themen. In Berlin, der Stadt, die ein halbes Jahr zuvor Ziel eines terroristischen Anschlags geworden war, kochte das Thema Sicherheit besonders hoch. »Zum Evangelischen Kirchentag wird Berlin zur Sicherheitszone«, spitzte Alexander Dinger in der Berliner Morgenpost zu. Dass es erstmals Taschenkontrollen geben würde, war den Agenturen epd und dpa eine Erwähnung im ersten Absatz wert. Am Tag der Eröffnung des Kirchentages, zwei Tage nach einem Terroranschlag in Manchester, rückten viele Medien die Arbeit der Polizei in den Blickpunkt.

Doch spätestens als am Freitagmorgen die Zeitungen nach dem Feiertag wieder erschienen, hatte sich die positive Stimmung durchgesetzt. »Glaube, Geduld und große Gaudi«, titelte die Münchner Abendzeitung. »Wir sind viele, wir sind orange und wir sind hier!«, beschrieb der Tagesspiegel das Bild auf den Berliner Straßen.

Nachdem am Donnerstag mit dem Auftritt Barack Obamas und der Diskussion mit Anette Schultner zwei prominente Veranstaltungen stattfanden, schien das Interesse für den Kirchentag generell geweckt zu sein. Samstags wurde nur minimal weniger berichtet. Dafür sorgten die Auftritte von Scheich Ahmed Al-Tayyeb und SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz, die Wahl von Hans Leyendecker zum Kirchentagspräsidenten für Dortmund sowie der Start der Kirchentage auf dem Weg in Mitteldeutschland. Zunehmend nahmen die Medien nun die kleineren Veranstaltungen, die Merkmale des Kirchentages und die Teilnehmenden ins Visier. Die FAZ widmete eine ganze Seite der »sanftmütigen« Jugend auf dem Kirchentag, Bild stellte unter der Überschrift »Die Preisliste Gottes« Artikel des KirchentagsShops vor.

Strategische Weiterentwicklung der Kommunikation des Kirchentages

Genau wie für diesen besonderen Kirchentag vieles größer war als sonst, fand auch einiges zeitlich früher statt. Die Losung »Du siehst mich« etwa stand erstmals bereits im Oktober 2015, eineinhalb Jahre vor der Veranstaltung, fest. Damit startete die Öffentlichkeitsarbeit in der Hauptstadtregion. Ihre Bebilderung, das leuchtend orange Plakat mit zwei keck lachenden Augen, sorgte bei der offiziellen Vorstellung im April 2016 für eine Kontroverse. Die Marketingkampagne wurde in einigen Medien mit der Sendung mit der Maus und dem Krümelmonster verglichen, allerdings nicht immer negativ. »Was auch immer man von der Plakatgestaltung halten mag: Sie fällt auf und sorgt für Diskussionen. Mehr kann man sich von einem Plakat eigentlich nicht erwarten. Chapeau!«, schrieb etwa Heiko Kuschel auf evangelisch.de.

Anders als bei vorhergehenden Kirchentagen wurden zudem Teile des Programms veröffentlicht, sobald diese feststanden, statt wie bisher auf das fertig gedruckte Programmheft zu warten. Schon acht Monate vorher wurden die ersten Bibelarbeiterinnen und Bibelarbeiter auf den Social-Media-Kanälen des Kirchentages bekannt gegeben. Die Ankündigung der Auftritte populärer Musikerinnen und Musiker verbreitete sich unter jungen Menschen wie ein Lauffeuer. Die Online-Kanäle des Kirchentages wurden mit deutlich höherer Frequenz und mit mehr Ressourcen als zuvor bespielt. Die Öffentlichkeitsstrategie hieß: *Online first*, auch wenn Printpublikationen ebenfalls in die strategischen Weiterentwicklungen einbezogen wurden. So entstand auch der Flyer »Berliner Highlights«, der bereits im Januar mit einigen Namen von Referentinnen und Referenten der Hauptvorträge und Podien warb.

Die Welt hinterfragen

Ein gutes Jahr vor dem Kirchentag stellten EKD und Kirchentag in einer gemeinsamen Pressekonferenz das gesamte Programm für das Jubiläumsjahr 2017 vor und trafen auf gemischte Reaktionen. Positiv griffen Medien den geplanten internationalen und ökumenischen Charakter auf. In einem Kommentar wagte Reinhard Bingener (FAZ) allerdings auch die Prognose, derzeit spreche vieles dafür, »dass ›Luther 2017‹ als die letzte große Party des deutschen Gremienprotestantismus vor seiner finanziellen Ausblutung in die Geschichte eingeht«.

Der Anteil des Deutschen Evangelischen Kirchentages an dieser Party, der große Festgottesdienst vor den Toren Wittenbergs, gleichzeitig Schlussgottesdienst des Kirchentages in Berlin, wurde am Ende unterschiedlich beurteilt. Tröstlich sei angesichts der hinter den erhofften Zahlen zurückgebliebenen Besucherströmen, »dass sich daraus keine Tristesse und kein Missmut entwickelt haben«, kommentierte Stephan-Andreas Casdorff im Tagesspiegel. »Die Veranstalter können zufrieden sein«, bilanzierte Benjamin Lassiwe in der Lausitzer Rundschau. Matthias Kamann in der Welt jedoch meinte: »Was in Wittenberg passierte, war nicht mehr als ein ganz normaler Abschlussgottesdienst eines ganz normalen Kirchentages mit dem üblichen Publikum.« In der FAZ kommentierte Reinhard Bingener, es gelänge Kirche und Kirchentag noch immer »sehr ordentlich, religiöse Überzeugungen in gesellschaftliches Engagement umzumünzen«. Nur der umgekehrte Weg gestalte sich nach wie vor schwierig. »Wie das eben mit Aufbrüchen ist: Manchmal klappen sie, manchmal nicht. Es ist jedoch wichtig, sie überhaupt angepackt zu haben«, so Philipp Gessler in der taz.

Beeindruckt waren die Medienvertreter trotzdem. »Es hat etwas gedauert, bis die Protestanten in den Feiermodus fanden. Doch 500 Jahre Reformation sind auch eine lange Zeit«, schließt Olaf Majer in der Leipziger Volkszeitung seinen Bericht von der Festwiese. Und Matthias Drobinski rief den Teilnehmenden in der Süddeutschen Zeitung abschließend zu: »Bleibt visionär und sägt an den Nerven der angeblichen Realisten, damit ihnen die Entschuldigungen für ihre Bequemlichkeit ausgehen. Nur so bleibt im Land das Verhältnis von Welt und Selbstoptimierungsstreben erträglich.«

Ökumene? Selbstverständlich.

Beobachtungen im Programm des Kirchentages

Renate Ehlers, Mitglied im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Frankfurt/Main
Dr. Elisabeth Krause-Vilmar, Pfarrerin, Bad Vilbel

Es gab sie, die ökumenische Diskussion über das gemeinsame Abendmahl zwischen Katholiken und Protestanten auf dem Kirchentag in Berlin. Aber der prägnanteste Eindruck war doch dieser: Dass der Berliner Kirchentag Ökumene ganz im Sinn der Bedeutung der griechischen Wortwurzel als »ganze bewohnte Erde« durchbuchstabiert hat. Ökumene war hier noch stärker als auf vergangenen Kirchentagen. Die ganze weltweite Vielfalt sowohl christlicher Konfessionen und Traditionen als auch jüdischer und unterschiedlicher muslimischer Glaubensrichtungen sowie zum Teil nicht abrahamitischer Religionen und Atheisten trafen aufeinander.

Während der jüdisch-christliche Dialog schon auf eine lange Tradition auf den Kirchentagen zurückgreifen kann, war in Berlin vor allem die selbstverständliche und freundschaftlich-gelassene Präsenz von Musliminnen und Muslimen auffällig. Das reichte von christlich-muslimischen und dialogischen Bibelarbeiten über Vorträge, beispielsweise einen Hauptvortrag zu »Reformation und Katholizität – Was ist das Gemeinsame?« von Wolfgang Huber und Johanna Rahner, bis hin zu gemeinsamen Feiern und Konzerten. Auch muslimische Pfadfinder und Pfadfinderinnen waren in Aktion. Dass an dem Gottesdienst auf dem Breitscheidplatz im Gedenken an die Terroropfer vom Dezember auch Muslime beteiligt waren, quittierte das Publikum mit Applaus. Manchmal war Ökumene ausdrücklich Thema, manchmal geschah Ökumene fast beiläufig oder war enthalten, ohne ausdrücklich genannt zu werden.

Implizite, gelebte Ökumene zeigte sich auch darin, dass gerade nicht immer und überall protestantisch-katholische oder abrahamitische Ausgewogenheit auf den Podien praktiziert werden musste. Die Hauptvortragsveranstaltung »Religionsfreiheit ist Menschenrecht« war dafür prototypisch. Heiner Bielefeldt, ehemaliger UN-Sonderberichterstatter für Religionsfreiheit, erläuterte aus politischer Sicht, weshalb Menschenrechte ohne Religionsfreiheit nicht denkbar seien. Und der koptische Bischof Angaelos begründete vom christlichen Glauben her, weshalb Christen für die Freiheit aller Glaubensüberzeugungen eintreten müssten.

Beim »Treffpunkt Jakobsbrunnen«, einer Veranstaltungsreihe der katholischen Basisbewegung »Wir sind Kirche« auf dem Markt der Möglichkeiten,

stellten die Protestantin Antje Vollmer und der katholische Priester Klaus Mertes ihr Buch zur »Ökumene in Zeiten des Terrors« vor. Das Publikum lauschte gebannt und diskutierte über eine Stunde mit dem Autor und der Autorin. Hier waren sie, die Klassiker der ökumenischen Debatte: Abendmahlsfrage, Frauenordination.

Der ökumenische Himmelfahrtsgottesdienst auf dem Gendarmenmarkt machte die ganze ökumenische Weite auf, ohne dass Vollständigkeit der vertretenen Glaubensrichtungen angestrebt wurde. Aber immerhin: Ein protestantischer und ein katholischer Prediger im Dialog, ein griechisch-orthodoxer Archimandrit, ein serbisch-orthodoxer Chor, ein Gospelchor, eine protestantische Bläserfanfare und evangelikal inspirierte Glaubenszeugen harmonierten in einem zu Herzen gehenden Gottesdienst.

Zu den explizit ökumenisch gestalteten Veranstaltungen gehörte auch die Mahlfeier im Zentrum Kirchenmusik »Hören und Schmecken – Juden, Christen und Muslime feiern Mahl«. Vertreter der drei abrahamitischen Religionen beteten, erläuterten, sangen und musizierten ihre Texte und Traditionen am Freitagabend, zu Beginn des Shabbat und des Ramadan und zum Abendmahl.

Viele hatten von einem Ökumenischen Kirchentag im Jahr 2017 geträumt. Zwar war dieser Kirchentag ein evangelischer Kirchentag, aber der Kirchentagssamstag stand ganz besonders im Zeichen der Ökumene. Das war wie ein kleiner Ökumenischer Kirchentag im Kirchentag.

Der Thementag »Ökumenisch in die Zukunft. Nachfragen – voneinander Lernen« war multiperspektivisch und partizipativ angelegt; die Halle war überfüllt. Die beiden Veranstaltungen des Thementages legten den Schwerpunkt nicht auf vergangene Streitigkeiten, sondern darauf, sich kennenzulernen und einen zuversichtlichen Blick nach vorn zu werfen. Griechisch-orthodoxe, alt-katholische, römisch-katholische, pfingstkirchliche, lutherische und reformierte Perspektiven zeigten am Vormittag, dass Reformation ein Prinzip und für alle Konfessionen von Bedeutung ist. Ein Höhepunkt war dabei der Impuls der Dogmatikerin und ökumenischen Theologin Johanna Rahner. Reformation sei kein einmaliges historisches Ereignis, sondern ein fortwährender überkonfessioneller Vorgang. Zum Beispiel habe die entscheidende Phase der katholischen Wirkungsgeschichte der Reformation eigentlich gerade erst begonnen. Die Kirchen müssten sich gemeinsam der Frage stellen, »ob und wie unsere metaphysisch ernüchterte Gegenwart überhaupt noch zu einer ›neuen Heimat‹ der an Gott Glaubenden und vor allem der Gott Suchenden werden könnte.« Eine Grundvoraussetzung wäre dabei, dass die Kirchen mit ihrer Botschaft ihre Adressatinnen und Adressaten noch erreichen und von ihnen verstanden werden.

Mit einer »verhuschten«, komplizierten, zwanghaft lockereren Glaubenssprache erreichten sie dieses Ziel jedenfalls nicht, so der Pastoraltheologe Matthias Sellmann in einem erfrischenden Vortrag am praktisch ausgerich-

teten Nachmittag des Ökumenetages. Kirchensprache und kirchliche Selbstdarstellung müssten stattdessen alltagstauglich, unterhaltend, laut, kampagnenstark, biografisch, unerwartbar, wettbewerblich und professionell sein. Viele dieser Adjektive trafen zu auf die Podiumsgäste aus der Praxis: Vertreterinnen und Vertreter einer jungen Ökumene, die in ihren jeweiligen Organisationen auf eine bereits jahrzehntealte erfolgreiche ökumenische Zusammenarbeit zurückblicken können. Ja mehr noch: Ihnen gelingt es, mit ihren Anliegen eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Und so wurden die lebendigen Beiträge der Gäste aus der evangelischen und katholischen Hochschulgemeinde Hildesheim, von der Aktion »Friedenslicht aus Bethlehem« und vom Kindermissionswerk »Die Sternsinger« vom Hallenpublikum begeistert aufgenommen. Der Thementag Ökumene hat gezeigt, wie kostbar es ist, wenn wir einander zuhören und uns gegenseitig unseren Glauben glauben. Dabei geht es nicht um Uniformierung; die Vielfalt der christlichen Traditionen ist ein Schatz, von dem wir immer etwas lernen können. Diese gelebte Ökumene der Gaben weckt die Vorfreude auf den Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt/Main.

Aus dem Verborgenen ans Licht geholt

Einblicke in das Umweltengagement des Kirchentages Berlin – Wittenberg

Jobst Kraus, Vorsitzender im Ständigen Ausschuss Umwelt des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Bad Boll
Karin Terodde, Stabsstelle Umwelt des 36. Deutschen Evangelischen Kirchentages Berlin – Wittenberg 2017, Berlin

»Du siehst mich«, die Losung des Berliner Kirchentages, die auch die Sehnsucht nach Anerkennung spiegelt, ist fast verhallt. Den ökologischen Fußabdruck der über 100.000 Menschen, die transportiert, verköstigt und beschallt worden sind, möglichst gering zu halten, war das Bemühen der Mitarbeitenden des Kirchentages, ob haupt- oder ehrenamtlich. Im medialen Echo der Berichterstattung geht dieses Engagement zumeist unter. Darum versucht der nachstehende Blick hinter die Kulissen, Verborgenes, oft als selbstverständlich genommen, ans Licht zu holen – und zur Nachahmung zu empfehlen.

Seit zehn Jahren ist der Kirchentag darum bemüht, die Umweltbilanz dieser Großveranstaltung zu verbessern – und lässt sich dieses offiziell bescheinigen. Zur Feier dieses zehnjährigen Jubiläums überreichten Annette Schmidt-Räntsch aus dem Bundesumweltministerium (BMU) und Herr Flechtner vom Deutschen Industrie- und Handelskammertag (DIHK) dem Kirchentag zwei Jubiläumsurkunden für zehn Jahre EMAS (*Eco Management and Audit Scheme*) – verbunden mit der Hoffnung, dass auch bei von Jahr zu Jahr wechselnden örtlichen und personellen Rahmenbedingungen der Kirchentag weiter eine lernende Organisation bleibt.

Annette Schmidt-Räntsch verwies dabei auf die Vorbildwirkung des Kirchentages mit seinen Umwelterklärungen. Diese sei mittlerweile zum Nachschlagewerk für eine gelungene umweltfreundliche und nachhaltige Großveranstaltung geworden, mit nachahmenswerten Beispielen in den Bereichen Beschaffung, Transport, Verpflegung und Emissionen. Laut Schmidt-Räntsch war die EMAS-Zertifizierung des Deutschen Evangelischen Kirchentages Vorbild bei der EMAS-Einführung beim Festival der Zukunft aus Anlass von 30 Jahren BMU. Die nächste Klimakonferenz im November 2017 in Bonn wird ebenfalls nach EMAS zertifiziert werden. Die Umwelterklärung des Kirchentages sei auch hier ein Vorbild und daher auf dem *Sharepoint* des UN-Klimasekretariats eingestellt worden, so dass das gesamte Nachhaltigkeitsteam, das aus BMU, UN-Sekretariat, Externen und der Fidji-Präsidentschaft besteht, darauf Zugriff habe.

Eine »Landpartie« im Vorfeld des Kirchentages stellte den Kontakt zu regionalen Biobetrieben her, die dann auch den Caterer der Helfendenverpflegung während des Kirchentages belieferten. Auch der Naturkostmarkt entwickelte sich weiter: Für das leibliche Wohl der über 100.000 Besucherinnen und Besucher boten Caterer an über 30 Ständen eine zertifizierte Bio-Verpflegung auf Mehrweggeschirr an.

Ein weiteres Jubiläum feierte das Gläserne Restaurant. Vor 30 Jahren, im Jahr 1987, wurden in Frankfurt zum ersten Mal die Türen geöffnet. In Berlin fand es nun zum zwölften Mal statt – diesmal unter dem Thema »Ganz Pflanzen Verwertung«. Dabei wurde bei den Rezepten Wert darauf gelegt, die ganze Pflanze zu verwerten. So fanden beispielsweise die Blätter von Kohlrabi und Möhre Eingang in den Speiseplan, die sonst oft als unverwertbarer Abfall weggeworfen werden. Dass sich ökologisch sinnvolle Ernährung und stilvoller Genuss nicht ausschließen müssen, ist dabei nicht nur anhand der leckeren Mahlzeiten nachvollziehbar. Mit seinen liebevoll dekorierten Tischen und hochwertigem Porzellangeschirr ist das Gläserne Restaurant ein kleines Gesamtkunstwerk. Die Schlangen der Wartenden waren dafür sichtbarer Beweis.

Einen besonderen Blick hinter die Kulissen des Gläsernen Restaurants bekamen Leiterinnen und Leiter von Tagungshäusern und anderen Einrichtungen, die an einem Tag zum Essen eingeladen worden sind und dabei mit Fachleuten über das Konzept der ökofairen Verpflegung ins Gespräch kamen. Der Kirchentag möchte ja nicht nur seine Gäste ökofair verpflegen, sondern den Impuls zu einer nachhaltigen Esskultur auch weitergeben.

Auch abseits des Bereichs Ernährung kann der Kirchentag im Umweltbereich Erfolge vorweisen. Die Messe Berlin als Veranstaltungsort hat zum ersten Mal für eine Veranstaltung Ökostrom bezogen. Darüber hinaus konnte mit Naturstrom als Partner bereits zum zweiten Mal eine Versorgung der Open-Air-Veranstaltungen mit Ökostrom realisiert werden. Neben der motorisierten Fahrbereitschaft waren in Berlin selbstverständlich auch wieder die Fahrradkuriere auf Fahrrädern und Lastenrädern unterwegs, um die umfangreichen Materialien von hier nach dort zu transportieren.

Inhaltliche Anregungen konnten sich die Gäste des Kirchentages in der Umwelthalle holen. Auf dem Podium wurde zu den Themen »Nachhaltige Entwicklungsziele – Entwicklungsland Deutschland« und »Ernährung und Landwirtschaft« die Notwendigkeit des materiellen wie kulturellen Wandels in den Bedarfsfeldern Energie, Ressourcen, Landwirtschaft und Ernährung erörtert. Vielfältige Stände an den Seiten der Halle luden zu Information und Diskussion ein.

Eine Brücke zum Kirchentag 2015 in Stuttgart konnte mit der Weiternutzung des Humus aus den Komposttoiletten geschlagen werden: Ein Teil des Komposts wurde bereits Ende 2016 verwendet, als Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au einen Apfelbaum der Sorte »Edler Winterborsdorfer«

im Garten »Niemandes Land« der Versöhnungskirchengemeinde an der Bernauer Straße in Berlin pflanzte. Im Zentrum Älterwerden wurde während des Kirchentages ein weiterer Teil der Komposterde verwendet. Teilnehmende des Kirchentages konnten selbst eingepflanzte Blumen unter dem Motto »Zum Leben weiter verhelfen« mitnehmen.

Innehalten beim Kirchentag

Schweigeminute für die Toten an den europäischen Außengrenzen

Ansgar Gilster, Mitglied im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Berlin

Es ist plötzlich ganz still in der großen Messehalle. Die Kirchentagsteilnehmenden sind von ihren Papphockern aufgestanden. Viele halten den Kopf gesenkt, manche fassen sich an den Händen. Kein Laut ist zu hören. Es ist Freitag, der 26. Mai 2017, Punkt 12 Uhr mittags. Und nicht nur in dieser Messehalle, sondern überall auf diesem 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag stehen die Menschen still, um in einer Schweigeminute der Toten an den europäischen Außengrenzen zu gedenken.

Über 30.000 Menschen haben in den letzten 15 Jahren auf der gefährlichen Überfahrt nach Europa ihr Leben verloren; mehr als 10.000 Menschen waren es allein in den letzten drei Jahren. Damit ist die europäische Außengrenze die tödlichste Grenze der Welt.

Gerade weil dieses tausendfache Sterben so sprachlos macht und die Katastrophe im Mittelmeer seit Jahren unverändert anhält, folgte das Präsidium des Kirchentages mit großer Zustimmung dem Aufruf zahlreicher Persönlichkeiten, das Programm des Kirchentages mit einer Schweigeminute zu unterbrechen: Kabarett und Kino, Konzerte und Planspiele, Vorträge und Podiumsdiskussionen.

Eine konsequente Entscheidung des Präsidiums wie auch ein gewagter Entschluss angesichts der Unwägbarkeiten in der praktischen Umsetzung. Wie ist eine Schweigeminute im Programmheft darstellbar? Werden alle Moderatorinnen und Verantwortlichen daran denken, ihre Veranstaltung pünktlich zu unterbrechen? Ist der bunte und laute Markt der Möglichkeiten überhaupt »anzuhalten«? Vor allem aber: Kann Gedenken in einer so kurzen Unterbrechung angemessen und würdig gelingen? Sind 60 Sekunden Stille genug?

Die Ankündigung der Schweigeminute rief bereits im Vorfeld des Kirchentages ein breites Echo hervor. Ein Bündnis aus Landeskirchen, kirchlichen Werken sowie nicht kirchlichen Organisationen, wie Pro Asyl und Seenotrettungsorganisation Sea-Watch unterstützten mit einer großen Kampagne und einer eigenen Gedenkveranstaltung das Anliegen – und trugen es mit Plakaten auf Litfaßsäulen und in U-Bahnhöfen in das Berliner Stadtbild.

So öffentlich beworben und vom Kirchentagsbüro über alle Kanäle kommuniziert, gelang tatsächlich das Novum in der Kirchentagsgeschichte: den gesamten Kirchentag zum Innehalten zu bewegen. Zahlreiche Stimmen aus

den unterschiedlichsten Veranstaltungen berichten von sehr bewegenden Unterbrechungen, denn gerade im kleineren Kreis, an Messeständen oder in Begegnungscafés, wurde oft nicht nur gemeinsam geschwiegen, sondern auch spontan gemeinsam Fürbitte gehalten.

Solange europäische Politik – und damit auch deutsche – weiter auf Abschreckung und Abschottung setzt, wird es weiter Tote an den Außengrenzen geben. Das Sterben wird nicht aufhören, mag es auch durch die zunehmende Verlagerung des europäischen Grenzschutzes Richtung Afrika, weit jenseits des Mittelmeeres stattfinden.

Für den Kirchentag bedeutet dies, nicht nur nicht nachzulassen, nach den Möglichkeiten menschenwürdiger Migrations- und Flüchtlingspolitik zu fragen, sondern mehr denn je daran zu erinnern, sich nicht an das Sterben zu gewöhnen. Also nicht nur über die Außengrenzen der EU zu sprechen, sondern auch über die Grenzen unserer medialen Aufmerksamkeit und unseres Mitleids. Nicht nur mühsame politische Entscheidungsprozesse zu beklagen, sondern auch die Opfer.

Die Schweigeminute hat dem Kirchentag gutgetan.

Eine Stimme, ein Lied, ein Geist

Centre Reformation and Transformation

Judith Königsdörfer, Referentin für thematisches Programm des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Halle

This is the sound of one voice, one spirit, one voice. The sound of one who makes a choice. This is the sound of one voice.

This is the sound of voices two. The sound of me singing with you. Helping each other to make it through. This is the sound of voices two.

This is the sound of voices three. Singing together in harmony. Surrendering to the mystery. This is the sound of voices three.

This is the sound of all of us. Singing with love and the will to trust. Leave the rest behind it will turn to dust. This is the sound of all of us.

This is the sound of one voice, one people, one voice. A song for every one of us. This is the sound of one voice.¹

Dieses Lied des kanadischen Folk-Trios »The Wailing Jennys« beschreibt das Anliegen. Eine Stimme, stark und klar, die sich entscheidet, immer mehr Stimmen zu vereinen.

Nicht dass es dem Kirchentag je an Weltoffenheit und Beteiligung aus der Ökumene gemangelt hätte, aber anlässlich des 500. Jubiläums der Reformation sollte dieser Raum jedoch noch weiter geöffnet werden. Einer Weltbürgerin wie der Reformation steht das gut zu Gesicht, findet sie doch schon lange nicht mehr nur vor der eigenen, deutschsprachigen Haustür statt, sondern ist nach wie vor dabei, weltweit für Veränderungen zu sorgen. Das beschreibt auch der Titel des Zentrums: Reformation und Transformation gehen Hand in Hand. Dass das Centre, wie es kurz genannt wird, rein englischsprachig stattfand, ist auch ein Zeichen für Veränderung auf dem Kirchentag.

Die Atmosphäre ist lebendig, frisch und pulsierend. Neugierige Besucherinnen und Besucher wechseln zwischen den verschiedenen Räumen in der großen Messehalle hin und her: hier im Zentrum für Mittel- und Osteuropa Vorträge über die Lage der zivilgesellschaftlichen Organisationen in Russland, über die Rolle der evangelischen Kirchen in Osteuropa oder Erinnerungen an die politischen Systemwechsel zwischen 1989 und 1991, dort Kirchentagsteilnehmende aus aller Welt, die anreisen und ankommen, Orientierung suchen oder im Café des Internationalen Zentrums einfach Pause machen wollen.

¹ Text: Ruth Moody, The Wailing Jennys.

Zwischen beiden befindet sich das *Centre Reformation and Transformation*. Die Lage dieses neuen Zentrums ist ideal gewählt.

Referentinnen und Referenten aus aller Welt waren eingeladen, sich mit ihren individuellen Projekten zu den Themen Reformation und Transformation auseinanderzusetzen und damit das Programm des Zentrums zu gestalten. Die organisatorischen und thematischen Eckpunkte waren gesetzt, inhaltlich gab es jedoch maximale Freiheit für die Beitragenden. Das Abweichen vom üblichen Kirchentagsprozedere, bei dem eine Projektleitung über die Ausgestaltung des Veranstaltungsformats entscheidet, hat den Bewerberinnen und Bewerbern einen großen Freiraum gelassen, da sie diejenigen waren, die Reformation und Transformation als übergeordnete Themen mit Leben füllen konnten. Für alle Verantwortlichen war dieses Experiment eine Herausforderung und hat anfangs starke Nerven und viel Geduld erfordert. Letztendlich hat dieses Vorgehen eine einzigartige Vielfalt an Themen ermöglicht, die die unterschiedlichen Brennpunkte und Debatten aus vielen Ländern der Welt gespiegelt haben. Reformation und Transformation wurden in ihren weiteren Bedeutungen im besten Sinn multi-perspektivisch beleuchtet: Eröffnet wurde das Centre von einem großen Panel zur Frauenordination. Beispiele aus Sambia, Indien und Deutschland veranschaulichten die jeweiligen Wege. In einem weiteren Panel wurde über die Rolle der Bildung als sogenannte »dritte Reformation« diskutiert. Dabei wurde ergründet, was ihre Aufgabe in Kirchen und Gesellschaften ist und welche Beiträge die internationale Ökumene dazu leisten kann.

Im Centre gab es Raum für eine Vielzahl an Fragen: Wie kann man Christsein nach schwerwiegenden politischen Umbrüchen, wie beispielsweise in Großbritannien und den USA, leben? Wie können Menschen auf der Flucht sicher das europäische Festland erreichen? Welche Theologie entwickelt sich durch die radikalen Veränderungen des Klimawandels im pazifischen Raum? Welche Rolle spielt die Kirche in interdisziplinären Kontexten, beispielsweise in der Landwirtschaft Rumäniens oder im Gesundheitsbereich und der medizinischen Versorgung in der Demokratischen Republik Kongo, in Sierra Leone oder in Chile? Welchen Einfluss hat der interreligiöse Dialog in den Gesellschaften Kenias und Nigerias, aber auch in Korea?

Korea war eins der am häufigsten vertretenen Länder im *Centre Reformation and Transformation*. Auch wenn dabei der Fokus auf Südkorea lag, so ist es doch wichtig zu sehen, dass sich die koreanischen Kirchen mit ihrer vergleichsweise jungen christlichen Religionsgeschichte aktiv mit der Notwendigkeit einer theologischen Weiterentwicklung auseinandersetzen und auch den Dialog mit anderen Religionen im eigenen Land suchen.

Dialog, Wandel und Diskussion waren auch Kern und Kennzeichen der Beteiligung von GETY'17. Das *Global Ecumenical Theological Institute* fand als *Summer School* für Theologiestudierende aus aller Welt bereits zum zweiten Mal statt und bereicherte die Großveranstaltung Kirchentag.

Mit Bibelarbeit, Workshop, Podium und Chor waren die jungen Erwachsenen sichtbar und mit großer Motivation bei der Sache. Dass es bei einer derart großen Zahl verschiedenster Konfessionen und Traditionen auch zu Spannungen kommen kann, steht außer Frage. Eine Teilnehmerin beschreibt das so: »Es gab da diesen einen Kandidaten, der eher randständige theologische, fast fundamentalistische Positionen vertrat. Mit diesen hat er nicht hinter dem Berg gehalten – damit aber eben auch das offene, dialogische Format des Zentrums gewürdigt.« Dass es nicht darum geht, andere von den eigenen Ansichten zu überzeugen, sondern im Gespräch zu bleiben, voneinander zu lernen und sich auf neue Kontexte einzulassen, ist besonders wichtig, weil diese jungen Menschen die ökumenisch-theologische Landschaft der Zukunft aktiv mitgestalten werden.

Voneinander lernen, das beschreiben Dina und Marc, Mitglieder der Band »Glocal musicians« aus den USA so: »We don't call ourselves singers or musicians. We are educators.« Die Glocals sind, wie ihr Name verrät, global und lokal unterwegs, um gemeinsam mit ihrem Publikum herauszufinden, was Mission heutzutage bedeutet und wer der Nächste ist. Sie bringen die Menschen vom ersten Takt an in Bewegung und reißen sie im Wortsinn von den Stühlen. Es ist also kein Zufall, dass sie sich das eingangs zitierte Lied fest ins Programm geschrieben haben. »One Voice« beschreibt es: mit einer Stimme singen, aber eben nicht allein, sondern vereint. Ein Lied, bei dem alle mitsingen können. Ein Zentrum wie das *Centre Reformation and Transformation* trägt dazu bei, dieses Lied zu finden.

Und wann kommt ihr wieder?

Eindrücke aus dem Zentrum Kinder

Simone Merkel, Amt für kirchliche Dienste in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

Wenn der Himmel über Berlin strahlt und Kinder mit Erwachsenen vom Hauptbahnhof zur Berliner Stadtmission strömen, dann ist Kirchentag. In der Lehrter Straße reihen sich fröhlich die Fahnen des Kirchentages und der Kirche mit Kindern neben die der Stadtmission. In Orange verspricht der Informationsturm am Straßenrand volle drei Tage vielfältiges Programm für große und kleine Leute. Von Bibelarbeiten und Gottesdiensten auf der Open-Air-Bühne über Musicals, Theateraufführungen und Konzerte im großen Festsaal, Entdeckerstationen in der Erlebniswelt, Workshops, Freispielangeboten und Kletterparcours bis zum mittelalterlichen Areal 1517 ist für alle das Richtige dabei. 10.000 Besucherinnen und Besucher erleben täglich auf dem weitläufigen Gelände im Herzen Berlins einen großen Kirchentag im Kleinen. Dass diese Seite des Kirchentages so ganz dem Rhythmus und Geschmack der Jüngsten entspricht, ist an vielen Stellen zu sehen. Eine Frau sucht einen Platz im Schatten der Bäume. Sie wartet geduldig auf ihren Sohn. Für ihn bedeutet Kirchentag: Bibelgeschichten mit Bausteinen in Szene zu setzen – stundenlang. Ein wenig hektisch schaut eine andere Mutter in den Raum der Stille. »Ich will nur mal sehen, was es hier gibt. Wir wollen gleich das Musical im Festsaal hören.« Das Kind huscht indessen durch die Tür, vertieft sich in das Spiel mit Glasperlen, Tüchern und Bildern – Entspannung und Stille nach Kinderart.

Da der FÜRKINDER-Parcours mit seinen neun Stationen ausschließlich Kindern vorbehalten ist, dürfen die Eltern in der Elternoase entspannen. Ein Vater schläft dankbar auf einem Liegestuhl ein. Kurze Zeit später erwacht er: »Das hat gut getan, jetzt habe ich wieder Kraft für Neues!« Ein vierjähriger Junge wird von einer Mitarbeiterin durch die Stationen der Erlebniswelt begleitet. Er entdeckt »Ich bin schon wer«, er probiert sich bei »Trau dich« und begreift »Leben geht auch anders«. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf lässt ihn errahnen »Woran glaubst du?« Zum Schluss führt die Mitarbeiterin den Jungen in einen dunklen Raum und sagt: »Du wirst jemanden sehen, den Gott umsorgt und beschützt, wie der Hirte das verlorene Schaf.« Der Junge betritt den dunklen Raum und steht vor einem Spiegel: »Ich sehe niemanden.« »Sieh in den Spiegel!« Er flüstert verwundert: »Da bin ja ich.« Leise Begebenheiten gehören ebenso zum Zentrum Kinder wie die lauten, die entspannten wie die rasanten. Im mittelalterlichen Dorf wird geschmiedet und

gesponnen, getanzt und musiziert, gespielt und gelauscht. Geht man durch das Stadttor, kommt man auf den Marktplatz. Die Kinder lassen sich begeistern von den Mitmachaktionen wie Schwertkampftraining und Wikingerschach. An drei Holzwände nageln sie ihre Ideen zu Martin Luthers Thesen.

Unter Mitwirkung der Zuschauer werden Theateraufführungen in Szene gesetzt. Es wimmelt nur so von starken Prinzen und Prinzessinnen, schönen Königinnen und Stiefmüttern, verwunschenen Spinnrädern und klapperigen Gäulen. Die Zuschauerinnen zollen begeistert und lange Applaus.

Auch die kleinen Wunder machen den Kirchentag aus. Am Vormittag des ersten Tages bereitet sich eine Jugendgruppe auf ihren Bühnenauftritt vor. Alles Unnötige ist beiseitegelegt, alle Konzentration gilt dem Musikprogramm. Bevor es beginnt, macht sich Erschrecken breit: Alle Geldbörsen sind geleert. Nach gelungener Vorstellung ziehen die jugendlichen Musiker dankbar und mit wieder gefüllten Taschen ihres Wegs; das Kirchentagspublikum hat sich ganz und gar solidarisch gezeigt.

»Du siehst mich« sagen auch Hunderte Mitwirkende im Zentrum Kinder. Unkompliziert greifen die Räder des Getriebes ineinander. Geräuschlos leistet die Polizei auf ihre Weise Unterstützung, die Sanitäter kommen an keinem Tag zum Einsatz. Egal, ob man sich kennt oder sich zum ersten Mal begegnet, jede ist für den anderen da. Jeder unterstützt, wo Hilfe nötig ist, mit einer Kanne Wasser, mit Informationen, einem guten Gespräch oder mit dem, was gerade nottut. Kein Lärm, kein Geschrei ist zu hören, nur buntes Stimmengewirr liegt über dem Gelände, getragen von fröhlichen Liedern und hin und wieder den Klängen der Posaunen. Nicht nur die jungen Menschen aus aller Welt, die in Berlin auf dem Gelände der Stadtmission eine neue Heimat gefunden haben, sind Dauergäste im Zentrum Kinder. Auch Familien aus der näheren und ferneren Nachbarschaft lassen es sich nicht nehmen, an zwei oder drei Tagen dabei zu sein. Mit dankbarem Schmunzeln bemerkt ein Mitarbeiter: »Morgens sind sie voller Tatendrang ins Zentrum gekommen und nun seht sie euch am Abend an. Erschöpft, erfüllt und dankbar ziehen sie von dannen.«

»Und wann kommt ihr wieder?«, fragt ein Junge, als am Samstag alles abgebaut wird. »Vielleicht sehen wir uns in zwei Jahren in Dortmund. Dann gibt es wieder den kleinen Kirchentag ganz groß.«

200 Jugendliche müssten doch hier Platz haben

Gerüstkirche im Zentrum Jugend

Matthias Reim, Jugendreferent der Arbeitsstelle für Jugendarbeit im Evangelischen Kirchenkreis Berlin Nord-Ost

»Vater, Sohn und Heiliges Gerüst«, so betitelte der Berliner Tagesspiegel einen Artikel zur Gerüstkirche, die Teil des Zentrums Jugend auf dem Kirchentag war. Andere Zeitungen fanden Titel wie: Jüngste Kirche Berlins, Pop-up-Kirche, Kirche am Anhalter Bahnhof oder Instant-Gotteshaus.

»Begegnungsort Gerüstkirche«, wie es im Programmheft des Kirchentages hieß, beschreibt das, was in den vier Tagen des Kirchentages im Zentrum Jugend erlebbar war, wohl am besten.

Ein Highlight der Gerüstkirche war sicherlich das Dachcafé mit gemütlichen Sitzsäcken und Tischen aus Gerüstbohlen – einer der schönsten Arbeitsplätze auf dem Kirchentag, wie Kirchentagspräsidentin Christina Aus der Au meinte. Wer von diesem Aussichtspunkt in sieben Metern Höhe mit einem Kaffee oder alkoholfreien Cocktail in der Hand über das Zentrum Jugend blickte, konnte die Vielfalt und Lebendigkeit sehen, hören und spüren. Es konnten Taschen aus Gerüststaubnetzen genäht oder Kirchentagshocker mit Tape-Art gestaltet werden. Im Werkforum »Baustelle Zukunft« wurde die Frage nach der Zukunft von Kirche diskutiert. Beim Kirchenlieder-Karaoke mit der Band Patchwork konnten Mutige ihre Lieblingssongs vor großem Publikum singen.

Eröffnet wurden die Tage mit einer Bibelarbeit. Täglich wurde ein Jugendgottesdienst gefeiert und zum Abschluss des Tages konnte der DJ-Segen empfangen werden.

Konfirmanden und Konfirmandinnen, die nach dem Eröffnungsgottesdienst des Konfitages aus dem Tempodrom kamen, schwärmten aus, um ihre Angebote zu finden. Es roch nach gebratenem Gemüse von der Schnippel-Disco nebenan. In den Siegesjubel vom Sportplatz mischte sich die Musik aus den unterschiedlichen Zelten und Bühnen zu einem stimmungsvollen Ganzen. Während in der St. Lukaskirche Jugendgottesdienst in Flatrate gefeiert wurde, suchte man im Tempodrom auf großer Bühne nach Wegen, Glauben in der heutigen Zeit zu leben.

Die Gerüstkirche war ein Begegnungsort, der sehr viele Menschen zusammenbrachte. Das galt nicht nur für die Teilnehmenden, sondern auch für die Mitwirkenden des Jugendzentrums selbst. Allein in die Angebote rund um die Gerüstkirche brachten sich über 80 jugendliche Teamerinnen und Teamer

aus verschiedenen Kirchenkreisen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) aktiv ein.

Die Aktivitäten rund um die Gerüstkirche zeigten die Vielfalt kirchlichen Handelns in der Arbeit mit Jugendlichen, den Facettenreichtum der Ausdrucksmöglichkeiten des Glaubens und wie kirchliche Gemeinschaft beispielhaft lebendig und offen gestaltbar sein kann.

Diese Vielfalt macht den Kirchentag zu einem wichtigen Forum, das anregt und dessen Impulse in die Gemeinden ausstrahlen. Eine offene Werkstatt für das Erproben von Arbeits- und Gottesdienstformen, ein Raum, der Rahmenbedingungen für die Verwirklichung von neuen Ideen schafft und Mut zum Experimentieren und zur Erforschung neuer Ansätze macht. Experiment und Wagnis war auch die Gerüstkirche, getragen von einer Idee der Arbeitsstelle für Jugendarbeit im Berliner Kirchenkreis Nord-Ost. Die Planung begann ganz klein, mit einer technischen Zeichnung im Word-Format, bei der als Referenzgröße für die Ausmaße der Kirche die Superintendenturdiente: »200 Jugendliche müssten doch hier Platz haben ...«

Eine erste Überprüfung der Machbarkeit mit einer Gerüstbaufirma fand statt. Jetzt schon mit einer besseren Zeichnung. Das »Ideenforum Zentrum Jugend« für alle Kirchenkreise der EKBO bekam die Idee einer Gerüstkirche vorgestellt. Sehr schnell konkretisierten sich diese ersten Ideen zur Vorstellung von der Gerüstkirche als Herz der Evangelischen Jugend (EJBO) im Zentrum Jugend des Kirchentages. Der Architekt Tim Driedger von in_design aus Frankfurt/Main gab der Kirche Kontur, Stabilität und realistische Größen: 23 Meter lang, 20 Meter breit und 17 Meter hoch. Am 9. Mai 2017 fand dann die Grundstangensetzung statt, mit 40 von Jugendgruppen gestalteten Gerüststangen unter dem Motto: »Was uns trägt. Was gibt mir Halt?«

25. Mai 2017: Es ging los! Kirchenkreise von Neukölln bis Reinickendorf, von Zehlendorf über Stadtmitte bis Fürstenwalde füllen Räume in, um und auf der Kirche mit Leben und geben der Kirche und dem Zentrum Jugend mit verschiedensten Angeboten eine inhaltliche Gestalt.

Eine Kirche gestalten, einer Kirche Gestalt geben und immer wieder neu der Frage nachgehen: Wie kann sich Kirche in der Zukunft zeigen und Gestalt gewinnen? Das passte zum reformatorischen Geist, den wir im Jahr des Reformationsjubiläums in besonderer Weise beleben wollen. Der Gerüstbau versinnbildlicht diese Idee. Denn überall dort, wo Erneuerung und Rekonstruktion stattfinden, geht es nicht ohne Gerüst.

Und so war diese Gerüstkirche auch ein Symbol für den reformatorischen Geist unserer Kirche. Was davon weiterträgt und wie die vielfältigen Erfahrungen weiterwirken, lässt sich nur erahnen. Fest steht aber, dass das Zentrum Jugend und die Gerüstkirche alle Beteiligten für die nächsten großen Vorhaben inspirieren und sicher nicht nur die EJBO zu einer gemeinsamen und aktiven Beteiligung beim Kirchentag in Dortmund animiert haben. Wir freuen uns darauf!

Eure Kultur ist nicht meine Kultur! Oder doch?

Ein Festival der (Mitmach-)Kultur

Jakob Haller, Referent für Kultur und Jugend des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

Was für ein Fest. Was für ein Festival. Über 800 Einzelveranstaltungen im kulturellen Programm des Kirchentages Berlin – Wittenberg liegen hinter uns. Kleine und feine genauso wie große und bewegende. Denn bewegt hat er, dieser Kirchentag: Mehrere Tausend Menschen aus der ganzen Welt haben sich in der Gestaltung von Konzerten, Aufführungen, Lesungen oder Ausstellungen aktiv eingebracht, zum Teil als Solisten, aber auch in unzähligen Ensembles und Gruppen oder Chören. Kirchentag als Mitmachkultur.

Insbesondere das Zentrum Kirchenmusik auf dem Messegelände bot immer wieder Raum für die ganz großen partizipativen Formate: Angefangen bei den interaktiven Bibelarbeiten begeisterten insbesondere die Riesenshops von Michael Schütz und Christian Sprenger zur Vorbereitung auf unvergessliche Abendkonzerte der Bläserinnen und Bläser. Und während Dieter Falk eher den anwesenden geschulten Chorsängerinnen und -sängern einen Vorgeschmack auf das Pop-Oratorium »Luther!« gab und dabei die Halle zum Kochen brachte, richtete sich der »Ich-kann-nicht-singen«-Vormittag gezielt an die weniger sangesfesten Teilnehmenden – mit nicht minder anhörbaren Resultaten, versteht sich. Ein besonderes Highlight war sicherlich das Fest der Verschiedenheit, in welchem Juden, Christen und Muslime eingeladen waren, musikalisch gestaltet durch das Trimum-Ensemble, die Besonderheit der Mahlfeiern in den einzelnen Religionen zu erkunden und dabei sowohl Unterschiede anzuerkennen, als auch Gemeinsamkeiten zu teilen. Dieser Freitagabend wurde geprägt durch das Erleben von *Kabbalat Shabbat*, der Begehung des Ramadan-Vorabends und einem christlichen Abendmahl. Dass nicht alles von allen miteinander geteilt werden konnte, war selbstverständlich, aber die spannende Erkundung von Trennendem und Verbindendem in allen Religionen wurde von allen Anwesenden als (nicht nur musikalische) echte Bereicherung erlebt. »Eure Kultur ist nicht meine Kultur! Oder doch?« hieß passend dazu ein Podium im Zentrum Kulturkirchen, welches die Frage nach nationalen Kulturbehauptungen in einer offenen Kulturgesellschaft stellte. Zudem wurden neben Fragen der Erinnerungs- und Gedenkkultur in den Kulturkirchen, auch über *Shamestorms* und Online-Pranger diskutiert, die Urheberrechtsfrage am Beispiel der Neuübersetzung der Lutherbibel vertieft und in einer »Publikums-

beschimpfung« die Anwesenden mit den Unflätigkeiten und Verrohungen des *World Wide Web* konfrontiert.

Unter einer Losung, die das Sehen und Gesehenwerden in den Mittelpunkt rückte, war die Filmreihe ein fast schon zwingend zentraler Bestandteil des Kulturprogramms auf dem Kirchentag. Der einstige Vorzeige-Kinopalast der DDR, das Kosmos in der Karl-Marx-Allee, wurde für drei Tage zur Wahlheimat der Cineasten im Kirchentagspublikum. Bereits in der Auftaktveranstaltung machten Filmkritiker Georg Seeßlen und Schriftsteller Wladimir Kaminer in einem kontroversen Filmgespräch zu »*The First Avenger: Civil War*« aus dem Marvel Universum eindrücklich deutlich, dass vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklungen eine unpolitische Lesart von Popcorn-Blockbustern so gut wie unmöglich geworden ist und ließen es sich nicht nehmen, genüsslich und mit bissigem Humor Parallelen zu amtierenden Präsidenten diesseits und jenseits des Atlantiks zu ziehen. Jeden Abend lockte das neue Format der Live-Audiokommentare und unterhielt nicht nur mit den ungeahnten theologischen und fußballerischen Tiefen in Monthy Pythons »Das Leben des Brian«, sondern lieferte auch kabarettistische Bonmots aus den besten und natürlich auch den schlimmsten Bibelverfilmungen aller Zeiten. Ein weiteres Highlight war das von Benjamin Heisenberg moderierte Gespräch mit Hans Leyendecker und Thomas de Maizière über die dänische Polit-Serie »Borgen – Gefährliche Seilschaften« unter der Überschrift »Wie wollen wir unseren Staat sehen?« Neben diesen Außenblicken auf das Medium Film kamen natürlich auch zahlreiche Filmschaffende selbst zu Wort und gaben im Kosmos nicht nur Einblicke in ihren Schaffensprozess, sondern bezogen auch zur Frage der gewachsenen Faszination des seriellen Erzählens Stellung.

Auch in Berlin war der Kirchentag erneut das Festival der Mitmachkultur in Deutschland. Wo sonst bewerben sich alle zwei Jahre mehrere Hundert Gruppen und Einzelkünstler um einen der begehrten Auftritte. Und nicht nur das, nein – alle Mitwirkenden bezogen in ihren Beiträgen Stellung zur Losung und den Themen des Kirchentages. Das Grips Theater polarisierte mit seiner aktuellen Produktion »Inside IS« und auch die Berliner Compagnie thematisierte in »Anders als du glaubst« den Riss durch die Welt entlang der Konfliktlinien zwischen den monotheistischen Weltreligionen. Eine echte Entdeckung war sicherlich die Indie-Rock-Formation Who Killed Bruce Lee, die bei ihrem ersten und hoffentlich nicht letzten Auftritt auf einem Kirchentag den kompletten Alexanderplatz zum Springen brachte. Erneut boten zahlreiche kulturelle Treffpunkte Anlaufstellen für die Fans einzelner kultureller Genres. Während in der Villa Elisabeth alle Tanzbegeisterten in Bewegung versetzt wurden, lud unter dem Dach der Heilig-Kreuz-Kirche der Treffpunkt Singer-Songwriter mit einem von der örtlichen Gemeinde liebevoll gestalten Café und tollen Künstlern zum Verweilen ein. Der Treffpunkt Christliche Populärmusik verzeichnete erneut Besucherrekorde, insbesonde-

re auch in den speziell für Musikerinnen und Musiker angebotenen Praxis-Workshops. Und auch der in der Vorbereitung unter größten Bedenken in eine Messehalle geplante Treffpunkt Kabarett durfte bei fast jeder Veranstaltung das Halle-überfüllt-Schild vor die Tür stellen. Das Weihnachtssoratorium im Jazzgewand fand übrigens auch Ende Mai eine enorme Resonanz, ebenso der multimediale Dialog zur Losung von Anselm Grün und Clemens Bittlinger auf dem Breitscheidplatz, der nur sechs Monate nach dem schrecklichen Terroranschlag am Ort des Geschehens ein berührendes und starkes Signal der Menschlichkeit und Toleranz setzte.

Aber auch in Berlin durfte der Promifaktor im Kulturprogramm nicht zu kurz kommen. Neben Stammgästen wie Eckart von Hirschhausen, Sarah Kaiser und die Fünf durfte das Publikum in Berlin auch einige Rückkehrer wie Bodo Wartke und Siegfried Fietz wieder auf dem Kirchentag begrüßen. Und während sich die Wise Guys auf ihrer Abschiedstournee wohl zum letzten Mal auf einem Kirchentag die Ehre gaben, begeisterten auch zahlreiche Kirchentagsneulinge wie Yvonne Catterfeld und Max Giesinger das Publikum. Das Bundesjazzorchester hatte sich im Jahr des Reformationsjubiläums unter dem Titel »Verley uns Frieden« die Lieder Luthers vorgenommen und diese für Jazzorchester und Vokalensemble arrangiert, während die Berliner Symphoniker mit »Unisono« ein Solidaritätskonzert gemeinsam mit geflüchteten Musikern aus verschiedenen Kulturen präsentierten. Für beide Konzerte bot der Gendamenmarkt im Herzen der Stadt eine atemberaubende Kulisse. Kirchentagsurgestein Giora Feidman begeisterte mit einem Beatles-Programm, begleitet vom Rastrelli Cello Quartett, während das Orchester im Treppenhause das Columbia Theater mit »Disco« in Ekstase versetzte. Der Sommergarten auf dem Messegelände war mit seinen einladenden Grünflächen um die Open-Air-Bühne für drei Tage *the place to be*. Den ganzen Tag überboten sich hier zahlreiche Gruppen aus allen Stilrichtungen, während abends alte Kirchentagbekannte wie Judy Bailey und Viva Voce die lauen Sommernächte einläuteten. Und war der Auftritt des israelischen Pianisten Omer Klein mit seinem Trio vor der Kulisse des Reichstages am Abend der Begegnung noch eher ein Geheimtipp, so wussten alle Besucher am Samstagabend vor dem Brandenburger Tor sehr genau, dass sie hier vor historischer Kulisse bei »Echt Kirchentag« Zeugen eines ganz besonderen Zusammenspiels wurden: Samuel Harfst und Falk & Sons trafen hier auf die Mittelalter-Folkrocker von Schandmaul und die Berliner Vocalband ONAIR. Und so breit die stilistische Vielfalt an diesem Abend auch war – im furiosen Finale, dem Abendsegnen, verschmolzen diese vier so verschiedenen Gruppen in Paul Gerhards Klassiker »Der Mond ist aufgegangen« zu einem großen Ganzen. Noch einmal wurde klar, was den Kirchentag auch in seinem kulturellen Programm im Innersten zusammenhält: das wertschätzende Miteinander der Gegensätze und gleichsam die Freude an der unverhofften und überraschenden Begegnung.

Getragen vom besten Publikum der Welt wurde im Kulturprogramm des Kirchentages wieder der Spagat zwischen Nischenformaten und Mainstream-Unterhaltung, zwischen prominenten Vollprofis und Vollblut-Laien gewagt. Und dies ganz bestimmt nicht zum letzten Mal.

Vier auf einen Streich

Kulturkirchen beim Kirchentag

Ulrike Mattern, Journalistin, Berlin

Während des Kirchentages wurden in Berlin vier Gotteshäuser zu einer Schnittstelle, an der Kultur und Kirche im städtischen Raum aufeinandertrafen. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Charlottenburg, die Zwinglikirche in Friedrichshain, St. Elisabeth in Mitte und St. Matthäus in Tiergarten bildeten das Quartett der Kulturkirchen. In den letzten drei präsentierten Kunstschaaffende der freien Szene aus Berlin und Brandenburg ihre für diesen Anlass geschaffenen Werke. Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hatte 2015 auf Einladung von Bischof Markus Dröge über 20 Kulturschaaffende in einen Kulturbeirat berufen, der ein Konzept entwickelte und die Ausschreibung veranlasste. Unter 95 eingereichten Projekten wählte eine achtköpfige Fachjury 22 Arbeiten aus – von Musik über Tanz bis zu Installationen und Performances. Den Kunstschaaffenden habe es freigestanden, sagte Bernd Krebs, Beauftragter der Landeskirche für das Regionale Kulturprogramm zum Kirchentag, wie sie das Motto »Zeig dich!« interpretieren.

In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche am Breitscheidplatz stand Kulturpolitisches im Mittelpunkt, mit prominenten Gästen bei Diskussionen wie »Gedächtniskirche als nationales Denkmal«, politischen Nachtgebeten und Gottesdiensten. Die Kirche erinnert als Mahnmal an die Zerstörung durch Krieg und Gewalt und widmet sich nicht erst seit dem Terroranschlag auf dem Weihnachtsmarkt im Dezember 2016 dem interreligiösen Dialog. Vielfalt und Offenheit, das sind Begriffe, die nach Auffassung von Pfarrer Martin Germer das Profil des berühmten Gotteshauses in der City-West prägen. »Mittendrin im Geschehen« – das galt natürlich auch während des Kirchentages.

Medienkunst in Friedrichshain

In der 1908 geweihten Zwinglikirche im Stadtquartier Rudolfplatz geht es im Alltag beschaulich zu, anders als auf der nahen Warschauer Brücke, die Friedrichshain mit Kreuzberg verbindet. Das Gotteshaus, benannt nach dem Schweizer Reformator Huldrych Zwingli, diente bis Mitte der 1990er-Jahre unter anderem als Buchdepot. Die Evangelische Gemeinde Boxhagen-Stralau nutzt sie heute an Feiertagen; Taufen und Trauungen finden ebenfalls statt. Die Firma »Besondere Orte« vermietet die Räume seit 2014 als Eventlocation.

Der Verein KulturRaum Zwingli-Kirche engagiert sich mit Konzert- und Filmreihen, Führungen durch den Kiez und Nachbarschaftstreffen. Er setzte das Gotteshaus, das seit 2013 ganzjährig nutzbar ist, mit Mitteln der Lottostiftung wieder in Gang. Als Kunstort, sagt die Galeristin Karin Scheel, sei die Zwinglikirche nicht unbedingt definiert. Sie kuratierte an diesem Ort die Ausstellung zum Kirchentag mit elf Künstlerinnen und Künstlern, die vorwiegend audiovisuell und mit Licht- und Klang-Installationen arbeiteten.

Das Motto interpretierten einige mit interaktiven Elementen oder spielten mit dem Ich-Begriff, etwa Stefan Demming und Michael Rieken mit »Ich-Orgel« und André Werner mit »Circles«. Zu Ulrich Vogls Installation von Öllampen aus drei Religionen »Gemeinsam sind wir alle gleich« stieg man eine Treppe hoch und ließ sich im stillen, dunklen Raum von Licht umhüllen. Mit ihrer Bild-Sound-Installation »In Stein gehauen« bezogen sich Roswitha von den Driesch und Jens-Uwe Dyffort im Seitenschiff auf den Namenspatron der Kirche, den Reformator Zwingli, und den reformatorischen Bildersturm. Sie visualisierten in ihrer Arbeit dessen Folgen, etwa in der Umwidmung der Marienskulptur von Hans Thurner, der statt dem Jesuskind Waage und Richtschwert in die Hand gedrückt wird und die so zur Justitia wird. Oder mit Aufnahmen zerstörter Heiligenbilder, die im Züricher Grossmünster zu sehen sind. Man musste genau hinsehen und -hören, um an diesen Orten Spuren der Verschrtheit aus dem Ikonoklasmus der Vergangenheit, der bis in die Gegenwart reicht, wahrzunehmen.

Experimentelles in Mitte

Der Künstler hatte Traute: Bernd Aury verbarg einen Teil des Portals der Schinkelkirche St. Elisabeth für 72 Stunden hinter einem grauen, zweigeteilten Vorhang. Gar nicht schön auf den ersten Blick. Beim näheren Betrachten stellte sich der Stoff als durchlässiger heraus als gedacht; eingearbeitete Eisenpigmente waren an der Luft oxidiert. Der »eiserne Vorhang« vor St. Elisabeth führte zu Irritation, zu einem Perspektivenwechsel im Vertrauten. Ebenso neu war der Geruch nach Weihrauch am Kircheneingang. Das Artist Collective SCHAUM hatte in einer Ecke Weihrauchampeln aufgehängt, und wer wollte, konnte mithilfe eines »Startersets« selbst ans Werk gehen.

Gewohntes gegen den Strich zu bürsten passt zum Profil von St. Elisabeth. Seit Ende der 1990er-Jahre finden in der Kirche, die 1945 zerstört und ab 1990 bewusst nicht historisierend restauriert wurde, und in der benachbarten Villa Konzerte, Theater- und Tanzperformances statt. Die Evangelische Kirchengemeinde am Weinberg ist Gesellschafterin und Besitzerin der Gebäude. Sie betreibt seit 2003 ein Unternehmen, das 2015 als Kultur Büro Elisabeth zur gemeinnützigen GmbH umgewandelt wurde. Hier arbeiten die Geschäftsführerin Thekla Wolff und die künstlerische Leiterin Isabel Schubert mit einem kleinen Team, das Gebäude- und Betriebskosten erwirtschaftet. Ver-

mietungen und Kooperationen machen den Hauptanteil der Einnahmen aus und sorgen für die Querfinanzierung nicht ganz so profitabler Kulturprojekte. Gottesdienste und Andachten finden weiterhin in der Kirche statt. »Die Veranstaltungen müssen sich inhaltlich mit unserem Profil vertragen«, sagt Kuratorin Schubert. Während des Kirchentages waren in Innenraum und Sakristei Installationen zu sehen. Afrikanische Töne trafen auf Klassik aus Syrien und barockes Cello. Bei der olfaktorischen Konzertreihe »Incense of Music« von Dominik Breider und Fabio Dondero blieb es – im besten Sinn – geruchsintensiv; Myrrhe, Lorbeer und Wacholder wurden verräuchert. Im Kirchpark lagen Besucherinnen und Besucher entspannt auf der Wiese, andere betrachteten das Geschehen von den Parkbänken aus. An einem Tag zog jeweils zur vollen Stunde in einer zwanzigminütigen Performance »ICH-THYS« vom post theater Berlin vorbei.

Avantgarde in Tiergarten

Aus der Ferne war bereits das Blesorchester zu hören, das auf der kleinen Rasenfläche gegenüber von St. Matthäus spielte. Wer zum Konzert des Kairos Quartetts zu spät kam, musste ein bisschen warten; Einlass war erst wieder, wenn die Gruppe draußen pausierte, damit das Streichquartett drinnen bei seiner Aufführung nicht gestört wurde. Doch das Warten lohnte sich: Mit Violinen, Viola und Cello erkundeten die Musikerinnen und Musiker bei »Zoom out« die Topografie der Stücke, etwa von Stockhausen, Cage und Haas, und in wechselnden Positionen im Kirchenschiff und auf der Empore den modernen Innenraum von St. Matthäus. Die Kulturkirche am Kulturforum, in Nachbarschaft von Neuer Nationalgalerie, Staatsbibliothek und Philharmonie, ist von außen eine Rekonstruktion des Stüler-Baus aus dem 19. Jahrhundert. Im Inneren veranstaltet seit 1999 die Stiftung St. Matthäus, die Kunst- und Kulturstiftung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz Konzerte, Lesungen und Ausstellungen, lädt einmal im Monat in der Gemäldegalerie zur »Christlichen Bildbetrachtung«.

Kunstperformances aus dem Regionalen Kulturprogramm waren während des Kirchentages sparsam gestreut, da das britische Künstler-Duo Gilbert & George die Kirche als Teil der Ausstellung »Luther und die Avantgarde« mit der großformatigen Fotoserie »Scapegoating Pictures« bis Mitte September in Beschlag nahm. So wurden vor allem mit aktuellen Debatten kulturpolitische Impulse gesetzt, etwa mit Podiumsdiskussionen zu »Kunst. Stadt.Berlin« oder »Blasphemie!«. Das entsprach auch während des Kirchentages dem Selbstverständnis dieser City-Kirche als »Schwellenort«. Für Hannes Langbein, Pfarrer an St. Matthäus, ist die Stadt die Gemeinde. »Die Leute kommen aus allen Ecken zu uns.« Und sie warten dann auch geduldig an der Schwelle auf Einlass, wenn es gut für die Kunst ist, drinnen oder draußen.

Ahlan wa-sahlan

Herzlich willkommen zum Mittagstisch in der syrisch-orthodoxen Gemeinde

Jens Nieper, Pfarrer, Berliner Missionswerk, Ökumenisches Zentrum, Berlin

Von etlichen Gemeinden aus der bunten Ökumene in Berlin wurden Teilnehmende des Kirchentages am Samstag, 27. Mai 2017 zu einem Mittagsgebet und Mittagessen eingeladen. Die syrisch-orthodoxe Gemeinde konnte an der Potsdamer Straße die römisch-katholische St. Ludgerus-Kirche übernehmen und nutzt diese nun als St. Jakob von Sarug-Kirche. Die Kirche ist im Inneren etwas umgestaltet worden: Ikonen aus der syrischen Tradition schmücken den Raum und ein großer, bunter Vorhang trennt den Altarraum vom übrigen Kirchraum.

Von Gemeindegliedern wurden die Gäste dort freundlich begrüßt und in die Kirche geleitet. Der Gemeindeälteste war sichtbar beeindruckt und berührt, dass sich der Raum an diesem Samstagmittag mit zahlreichen Kirchentagsteilnehmenden sehr gut füllte. Bereits deutlich vor Gebetsbeginn stimmten die versammelten Menschen Kirchenlieder an – ein spontanes »Offenes Singen«.

Die Mehrheit der Gemeindeglieder sind Aramäer, deren Wurzeln heute in verschiedenen Staaten liegen. Teilgenommen haben sowohl alteingesessene, die häufig bereits vor vielen Jahren vor allem aus der Türkei gekommen sind, als auch neue Gemeindeglieder, Flüchtlinge aus Syrien und dem Irak. Der Gemeindeälteste begrüßte die versammelten Menschen und erzählte ein wenig über die syrisch-orthodoxe Kirche. Im anschließenden Grußwort der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz wurde verdeutlicht, dass in Berlin Kirchen wie die syrisch-orthodoxe nicht Gäste, sondern fester Bestandteil einer Ökumene in Berlin sind, die aus vielen Sprachen und Traditionen besteht. Der Wunsch aus 1 Könige 17,14, dass das Mehl im Topf nicht verzehrt werden und dem Ölkrug nichts mangeln soll, leitete über zum Gebet. Gemeindeältester und Gemeindeglieder beteten und sangen auf Aramäisch ein Stück aus der Liturgie – sicher für viele der Gäste eine erstmalige Berührung mit dieser Sprache und Tradition.

Die große Zahl der zusammengekommenen Menschen konnte der kleine Gemeindesaal nicht fassen. Die Lösung des Problems war pragmatisch: Während der eine Teil im Saal bereits speisen konnte, erzählte der Gemeindeälteste dem verbliebenen Teil mehr über die syrisch-orthodoxe Kirche. Im Gemeindesaal waren die Gemeindeglieder eifrig dabei, ein einfaches Mittagessen auszuteilen. Die große Zahl der Menschen in dem kleinen Raum ent-

wickelte ein wenig Gedränge und Hektik – der gastfreundlichen Atmosphäre tat dies aber keinen Abbruch. Rasch wurde in der kleinen Küche Nachschub improvisiert. *Ahlan wa-sahlan* – herzlich willkommen!

36. Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin – Wittenberg 2017 in Zahlen

Dauerteilnehmende		105.171
Einzelteilnehmende und Ehrengäste		31.537
Gruppenteilnehmende	612 Gruppen	24.364
Mitwirkende		31.338
Organisation		17.503
Vertreterinnen und Vertreter von Partnern, Sponsoren		429
Tagesteilnehmende – Donnerstag, Freitag und Samstag gesamt		22.595
Weitere Teilnehmende		
Eröffnungsgottesdienste		70.000
Abend der Begegnung		200.000
Festgottesdienst		120.000
Mitwirkende	Gruppen Personen	31.338
Abend der Begegnung und Eröffnung	173	5.385
Ausstellungen	23	82
Bläserchöre	310	2.589
Chöre mit Sängerinnen und Sängern	114	1.882
Gemeindeprojekte	163	768
Gottesdienstangebote	90	898
Jugendzentrum	139	1.596
Kinderzentrum	67	485
Konzerte, Kultur	203	2.822
Markt der Möglichkeiten, Messe im Markt	699	6.832
Programm, geistlich, kulturell, thematisch	736	5.659
Referentinnen und Referenten, Gremienmitglieder		2.340
Organisation (Ehren- und Hauptamtliche)		17.503
Beauftragte in Kirchengemeinden		4.809
Betreuende der Gemeinschaftsquartiere		244
Ehrenamtliche Funktionsträgerinnen und -träger		191
Hallenleitung		394
Helferdienste		4.979
Mitarbeitende Geschäftsstelle 36. DEKT		232
Mitarbeitende Zentrales Büro DEKT		72
Presse		2.478
Sanitäterinnen und Sanitäter		1.514
Technik		1.142

Verpflegung	311	
Weitere	1.137	
Teilnehmende mit Behinderung		2.143
Menschen mit geistiger Behinderung	530	
Menschen mit Gehbehinderung	421	
Menschen mit Gehörlosigkeit	126	
Menschen mit psychischer Behinderung	114	
Menschen im Rollstuhl	218	
Menschen mit Schwerhörigkeit	133	
Menschen mit Sehbehinderung	112	
Menschen mit sonstiger Behinderung	489	
Teilnehmende nach Landeskirchen		
Anhalt	55	
Baden	3.406	
Bayern	5.076	
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz	29.496	
Braunschweig	1.266	
Bremen	996	
Hannover	9.257	
Hessen-Nassau	5.272	
Kurhessen-Waldeck	2.417	
Lippe	552	
Lutherisch Sachsen	2.192	
Mitteldeutschland	1.274	
Nordkirche	5.259	
Oldenburg	1.184	
Pfalz	1.839	
Rheinland	14.132	
Westfalen	9.270	
Württemberg	6.993	
Internationale Gäste	aus 79 Ländern	5.235
vor allem aus der Schweiz, Österreich, Ukraine, Ungarn, Polen und Frankreich		
Teilnehmende nach Bundesländern		
Baden-Württemberg	10.296	
Bayern	5.004	
Berlin	23.565	
Brandenburg	3.279	
Bremen	899	
Hamburg	1.936	

Hessen	7.257
Mecklenburg-Vorpommern	1.344
Niedersachsen	11.907
Nordrhein-Westfalen	21.291
Rheinland-Pfalz	4.470
Sachsen	480
Sachsen-Anhalt	2.391
Saarland	771
Schleswig-Holstein	4.333
Thüringen	714
Internationale Gäste	5.235

Demografische Angaben

Geschlecht	
männlich	36 %
weiblich	64 %

Alter	
bis 13 Jahre	6 %
14 bis 17 Jahre	16 %
18 bis 29 Jahre	14 %
30 bis 39 Jahre	7 %
40 bis 49 Jahre	16 %
50 bis 59 Jahre	21 %
60 bis 65 Jahre	8 %
über 65 Jahre	12 %

Konfessionen	
evangelisch	86 %
katholisch	8 %
sonstige	6 %

Weitere Zahlen

Anzahl besuchter Kirchentage	
Erste Teilnahme	26 %
Zweite Teilnahme	20 %
Drei und mehr Teilnahmen	54 %

Anreise		
Bahn/ÖPNV		52%
Reisebus		6%
PKW		27%
Fahrrad		1%
Sonstige		14%

Unterbringung		
Gemeinschaftsquartiere	in 211 Schulen	28.935
Privatquartiere		5.189

Kirchentagsveranstaltungen

Bibelarbeiten		107
Konzerte		718
Programm in Stunden		4.200
Veranstaltungsorte		240
Veranstaltungen, gesamt		2.473
Veranstaltungen in Leichter Sprache		27
Veranstaltungen mit englischer Dolmetschung		56
Veranstaltungen mit Deutscher Gebärdensprache		71
Veranstaltungen mit Induktion		802
Veranstaltungen mit Untertitelung		36
Veranstaltungen, zugänglich mit Rollstuhl		2.411

Markt der Möglichkeiten – Messe im Markt		39.000 m ²
in sieben verschiedenen Hallen	Gruppen	Stände
Forum Diakonie	42	33
Markt der Möglichkeiten	617	561
MarktPlätze		55
MarktThemen		42
Messe im Markt	84	84

Berichterstattung – deutschlandweit und in internationalen Medien

Textbeiträge über den Kirchentag vom 1. Januar bis 31. Mai 2017		18.777
Akkreditierte Journalistinnen und Journalisten zum Kirchentag		2.366
Artikel, Berichte und Kommentare in Printpublikationen		1.058
Meldungen von Nachrichtenagenturen		121
Fernsehbeiträge		über 1.000
RBB-Fernsehen	Sendeminuten	258
Das Erste (ohne Festgottesdienst)		430
ZDF		200
Privatsender		160
Hörfunkbeiträge		3.699

Live-Übertragung in Fernsehen und Radio von Eröffnungs- und Festgottesdienst sowie weiteren Veranstaltungen

Logistik

Audio-, Licht-, Strom- und Videokabel	480 km
Brötchen in Gemeinschaftsquartieren	245.000
Fahnen	1.310
freiTöne – Liederbuch zum Reformationsommer	265.000
Gerüstbauelemente für Bühnen, Gerüstkirche und Tribünen	120.000
Kunst am Turm der Kaiser-Wilhelm- Gedächtnis-Kirche	2.400 m ²
Mineralwasserkisten für Helferinnen und Helfer	13.840
Papphocker	35.000
Picknickdecken auf der Festwiese in Wittenberg	30.000
Schilder	1.400

Haushaltsvolumen

21.787.000 Euro

Bund	2.499.000 Euro
Land Berlin	8.400.000 Euro
Land Brandenburg	1.000.000 Euro
Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz	3.349.000 Euro
Projektmittel	588.000 Euro
Tagungsbeiträge, Sponsoring, Merchandising	5.951.000 Euro

Kollekten

Eröffnungsgottesdienste	109.232,76 Euro
Flüchtlingsarbeit der evangelischen Kirchen in Griechenland	
Ökumenischer Gottesdienst	9.049,32 Euro
Hilfe für Kinder von Strafgefangenen in Deutschland und Sri Lanka	
Feierabendmahle	18.284,31 Euro
Doweria – russischsprachiges Sorgentelefon in Berlin und Flüchtlingsarbeit in Wittstock-Ruppin in Brandenburg	
Festgottesdienst	156.057,11 Euro
Rettung von Flüchtenden im Mittelmeer	

Stand: 31. Dezember 2017

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Abernathy, Imani 179
Andreae, Kerstin 350
Angaelos, Bishop 201
Appel, Frank 268
Aus der Au, Christina
277, 343, 634, 645
- Bahr, Petra 48, 447
Baines, Nick 574
Barley, Katarina 401
Barner, Andreas 350
Bastar, Thomas 657
Bauer, Monika 328
Beckedahl, Markus 214
Bedford-Strohm, Heinrich 636
Bednarz, Liane 522
Berger, Annette 602
Bielefeldt, Heiner 201, 489
Bieler, Andrea 61
Biskup, Maciej 481
Bolz-Weber, Nadia 277
Bosse-Huber, Petra 502
Brandt, Austen Peter 375
Brecht, Ilka 214
Brezger, Gottfried 39
Brockmüller, Katrin 334
- Casdorff, Stephan-
Andreas 130
Cook, Michael J. 430
- Damberger, Thomas 497
Darwish, Mazen 271
Della, Tahir 375
Diehl, Paula 543
Dietrich, Cordula 396
Dröge, Markus 52, 522
- Edenhofer, Ottmar 383
Ehlers, Renate 666
- Enns, Fernando 605
Erdoğan, Kazim 401
Eschen, Barbara 471
- Feige, Gerhard 414, 640
Findeiß, Pia 543
Fioramonti, Lorenzo 350
Fischbeck, Hans-Jürgen 581
Füllkrug-Weitzel, Cornelia 201
- Gerber, Christine 143
Gilster, Ansgar 672
Göring-Eckardt, Katrin 70
Greim, Ulrike 579
Gümüşay, Kübra 401
- Haller, Jakob 681
Haseloff, Reiner 641
Heller, Ágnes 459
Henze, Arnd 447
Herrmann, Maria 512
Hirschhausen, Eckart von 244
Hoenen, Stephan 602
Hoffmann, Reiner 366
Hofreiter, Anton 358
Huber, Wolfgang 253, 447
- Illouz, Eva 313
- Jackelén, Antje 88
Jasarevic, Alen 464
Jendis, Sirkka 662
Jochum-Bortfeld, Carsten 143
Junge, Julia 554
Junkermann, Ilse 414
Jüsten, Karl 130
- Kähler, Christoph 334
Käßmann, Margot 418
Khuon, Ulrich 96
Killyen, Johannes 557
Kleinert, Peter 581
Koch, Heiner 56
Koenen, Ines 39
Kolson, Stephan von 572, 586
Königsdorfer, Judith 674
Kraus, Jobst 669
Krause-Vilmar, Elisabeth 666
Kruse, Andreas 323
Kruse, Jens-Peter 328
Kuyucu, Filiz-Marleen 179
- Lagodinsky, Sergey 375
Lenke, Sandra 104
Lenz, Joachim 512
Leutwyler, David 464
Liedke, Ulf 589
Lilie, Ulrich 343
Limperg, Bettina 110
Lorenz, Nils 155
Lüdeking, Maren 589
Lupemba, Joshua 512
- Maier, Christl M. 119
Maizière, Thomas de 214
Makgoba, Thabo 631
Maltzahn, Andreas von 409
Marx, Dalia 119
Mattern, Ulrike 685
Matzkeit, Alexander 662
Menzel, Kerstin 512
Merkel, Angela 179
Merkel, Simone 677

- Müller, Gerd 225
Müller, Michael 57
- Nabagesera, Kasha
 Jacqueline 489
- Nagel, Eckhard 244
- Nassehi, Armin 234
- Neiman, Susan 290
- Nieper, Jens 688
- Northcott, S. Michael
 350
- Obama, Barack 179
- Perthes, Volker 271
- Peter, Nikolaus 512
- Pfahl-Traughber,
 Armin 343
- Pörksen, Bernhard
 214
- Quenstedt, Jan 589
- Rahner, Johanna 253
- Rebling, Jalda 502
- Reifarth, Jürgen 569
- Reim, Matthias 679
- Rublack, Ulinka 214
- Scharf, Anais 48
- Schäuble, Wolfgang 366
- Schimmelpfennig,
 Leona 48
- Schlink, Bernhard 79
- Schmidt, Christian 358
- Schmidt-Salomon,
 Michael 343
- Schneider, Richard C.
 313
- Schockenhoff, Eberhard
 502
- Schröder, Richard 543
- Schroeter, Lynn Kristin
 61
- Schroeter-Wittke,
 Harald 61
- Schrupp, Antje 424
- Schultner, Anette 522
- Schulz, Martin 234
- Schwöbel, Christoph
 430
- Seitz, Klaus 225
- Shoo, Fredrick 46
- Sims, Sierra 179
- Spielhaus, Riem 464
- Stäblein, Christian 96
- Steffensky, Fulbert 162
- Steinmeier, Frank-
 Walter 290, 638
- Subklew-Jeutner, Marie
 Anne 169
- Taraji, Houaida 502
- Tatari, Muna 104
- Terkessidis, Mark 375
- Terodde, Karin 669
- Theobald, Michael 334
- Thierse, Wolfgang 300
- Thomä, Dieter 441
- Trautwein, Ulrike 169
- Uberschär, Ellen 554,
 649
- Waschke, Ernst-
 Joachim 559
- Welby, Justin 55
- Wichtlhuber, Johannes
 Benedikt 179
- Will-Armstrong,
 Johanna 155
- Windfuhr, Michael 471
- Wollrad, Eske 430
- Younan, Munib A. 313
- Zanetti, Véronique 391
- Zeipelt, Stephan 334
- Zeitler, Barbara 502
- Zick, Andreas 300
- Zugehör, Torsten 642